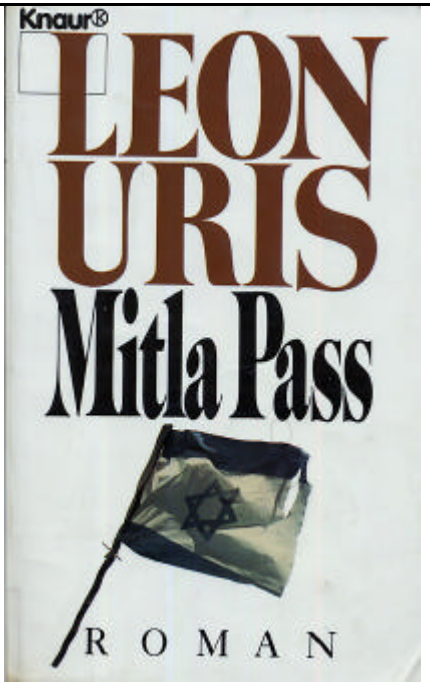


Uris Leon

Mitla Pass

scanned by unknown
corrected by eboo

Man schreibt das Jahr 1956: Der erfolgreiche amerikanische Schriftsteller Gideon Zadok beschließt, auf seine Karriere zu verzichten. Er folgt einer inneren Stimme und geht nach Israel, in das Land seiner Väter, das sich gerade im Krieg befindet. Als die Israelis in einer tollkühnen Offensive den Mitla Pass angreifen, ist Gideon Zadok dabei. Doch es geht ihm nicht nur um den Kampf seines Volkes. Er kämpft in Wahrheit einen Kampf gegen sich selbst.

ISBN 3-426-03126-4
Originalausgabe »Mitla Pass«
Aus dem Amerikanischen von Gisela Stege
Februar 1991 Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf.

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Autor

Leon Uris wurde 1924 in Baltimore geboren. Mit siebzehn Jahren trat er als Freiwilliger in das amerikanische Marinekorps ein, in dem er bis Kriegsende im Pazifik diente. Von 1947 an arbeitete Uris als Journalist in San Francisco. Weltberühmt wurde er 1958 mit dem großen Roman »Exodus«.

Leon Uris ist mit der bekannten Fotografin Jill Uris verheiratet, mit der er zwei Bildbände veröffentlicht hat. Er ist Vater von drei Kindern und lebt mit seiner Frau zurückgezogen in Colorado.

Dieses Buch ist meiner geliebten Schwester ESSIE gewidmet

DANK

Dieses Buch erforderte nicht nur außergewöhnliche Recherchen, sondern auch einen außergewöhnlichen Rechercheur. Verwirrende Daten der Militärgeschichte und Kampfberichte zu klären sowie Hunderte von winzigen Details aufzuspüren war eine gigantische Aufgabe, die jedoch hervorragend bewältigt wurde. Ich möchte mich bei Priscilla Higham für ihre große Sachkenntnis und Findigkeit, für ihre rückhaltlose Hingabe an dieses Projekt, hauptsächlich aber für ihre Freundschaft bedanken, die sich vor allem dann bewährte, wenn der Weg steinig wurde.

ERSTER TEIL

GERONIMO!

TEL AVIV 20. Oktober 1956

D-Day minus neun

Das Cottage des Ministerpräsidenten, eine Hinterlassenschaft der ehemaligen deutschen Kolonie, lag unauffällig inmitten des riesigen Verteidigungskomplexes am Nordrand von Tel Aviv. Mitternacht war schon vorüber. Der Strom der Besucher reduzierte sich zu einem Rinnsal und versiegte dann ganz.

Im Moment war David Ben Gurion allein: für ihn die erste Möglichkeit dieses Tages, endlich in Ruhe nachzudenken. Er saß an einem Schreibtisch, von dem aus er den langen, mit grünem Filz bezogenen Konferenztisch überblicken konnte. Aschenbecher quollen über von kalten Zigarettenkippen. Die Obstkörbe enthielten nur noch Kerngehäuse von Äpfeln und Birnen, Weintrauben- und Pfirsichkerne, Bananenschalen. Halbleere Sodaflaschen mit schal gewordenem Inhalt standen herum, während andere wie ein Zug Infanterie, dessen Soldaten im Kreuzfeuer lagen, wahllos über den Tisch verstreut waren.

Die Soldaten des Reinigungstrupps, zwei junge Männer und zwei junge Mädchen mit den Abzeichen der obersten Sicherheitsstufe, kamen auf Zehenspitzen hereingeschlichen und machten sich über das Chaos her.

»Hast du irgendeinen Wunsch - einen Tee vielleicht?« erkundigte sich eines der jungen Mädchen.

Ben Gurion schüttelte den Kopf. Er hatte einen großen Schädel, der noch größer wirkte, weil er auf einem kleinen, gedrungenen Körper saß. Oben war der Schädel kahl, in

Ohrenhöhe jedoch sträubte sich eine ungebärdige weiße Mähne in alle Himmelsrichtungen. Der Ausdruck des runden Gesichts blieb stets täuschend friedfertig. »Woher kommt ihr?« erkundigte er sich. »Aus Marokko«, antwortete das eine der beiden Mädchen. »Aus Rumänien. Ich lebe in Moshav Mikhmoret.«

»Aus Südafrika. Meine Familie lebt in Haifa«, sagte das zweite Mädchen.

»Ich bin ein Sabra, Kibbuz Ginnosar.«

»Yigal Allons Kibbuz«, stellte Ben Gurion fest. »Jawohl«, antwortete der Soldat voll Stolz.

Ganz langsam sank dem Ministerpräsidenten der Kopf auf die Brust, und ihm fielen die Augen zu. Er war ein Meister in der Kunst, überall schnell ein Nickerchen zu machen, eine Fähigkeit, die er in Hunderten von Zionistenkonferenzen perfektioniert hatte. Als der Reinigungstrupp verschwand, war es nahezu zwei Uhr morgens.

Die Lider des alten Mannes flatterten, sein Blick richtete sich auf ein einzelnes Blatt Papier, ein Dokument, das seiner Unterschrift harrte: die Zustimmung zu einem Plan - Operation Kadesh -, der seine junge Nation in den Krieg stürzen würde. Vor acht Jahren erst hatte er ein anderes Dokument unterzeichnet, ein stolzes Dokument, das Israel zum Staat machte. Würde es je einen neunten Geburtstag der Nation geben, oder würde sie in Angst und Schrecken untergehen, mit einem letzten, gräßlichen Massaker enden?

Die vergangenen drei Wochen mit ihren sich überstürzenden, an Intensität kaum zu überbietenden Ereignissen waren ein wahrer Alptraum gewesen: die geheimen Besprechungen in Paris zunächst mit den Franzosen, dann mit den Engländern, sowie der Beschluß, gemeinsam Krieg zu führen... die Heimkehr der israelischen Offiziere, die an Militärakademien und Armeefachschulen der ganzen Welt geschult worden waren...

die Einberufung der Reservisten... der fast in einer Katastrophe endende Angriff auf Kalkilia, der die Welt davon überzeugen sollte, daß Jordanien der designierte Feind sei, nicht Ägypten... das französische Kriegsgerät, das ohne Ersatzteile eintraf... der täglich steigende Druck von Seiten Eisenhowers und der Amerikaner... die finsteren Drohungen der Russen...

Operation Kadesh. Wie esoterisch, dachte Ben Gurion. Der biblische Ort im Sinai, an dem die Juden auf ihren Wanderungen mit Moses eine Zeitlang verweilten.

Damit die Operation Kadesh erfolgreich verlief, waren ein paar größere Wunder vonnöten. Jede Lagebeurteilung kam auf erschreckende Weise zur selben Schlußfolgerung: Israel mußte den Krieg in den ersten vier Tagen gewinnen. Ein länger währender Konflikt, an dem sich sämtliche arabischen Staaten beteiligen würden, mußte zur Katastrophe führen.

Kein kleines Land zieht ohne die Unterstützung einer größeren Macht in den Krieg. Tief im Herzen spürte David Ben Gurion jedoch, daß Israels Partner England und Frankreich zögern, das Land seinem Schicksal überlassen, es einem an Truppen- und Waffenstärke überlegenen Gegner ausliefern würden. Israel mußte den Krieg in den ersten vier Tagen gewinnen! Während der D-Day näher kam, gingen alle möglichen Dinge schief. Die Materialmeldungen waren geeignet, allen Beteiligten den Mut zu nehmen: keine Ersatzstahlmatten, auf denen die Fahrzeuge über den losen Wüstensand rollen konnten... uralte Panzer mußten ausgeschlachtet werden, wodurch die ohnehin schon unterlegene Panzertruppe noch weiter dezimiert wurde... Gewehre aus Belgien, die nicht den Spezifikationen entsprachen... für die Kettenfahrzeuge keine Luftfilter, die verhinderten, daß sie in der Wüste steckenblieben... zuwenig Panzerketten, Flaschenzüge, Winden, Tieflader, Lastwagen mit Vierradantrieb, Reparaturwerkstätten, Batterien, Treibriemen... eine veraltete Luftwaffe von Flugzeugen mit Kolbenmotor, die es mit der

doppelten Anzahl modernster MiGs der Ägypter aufnehmen mußte... keine Flakbatterien zur Verteidigung der Städte gegen die von ›Freiwilligen‹ aus Polen und der Tschechoslowakei geflogenen ägyptischen Bomber. Die Befehle an die Brigadiers waren verzweifelt simpel. Sie lauteten im Grunde nur: »Ihr habt ein Ziel: Ihr müßt den Suezkanal trotz des Widerstands in drei Tagen erreichen. Ihr werdet weder Verstärkung noch Nachschub anfordern, weil es beides einfach nicht gibt.« Noch schlimmer war die ständig nagende Überzeugung, daß die Engländer und die Franzosen einen Rückzieher machen würden. Dadurch würden ganze Divisionen ausgeruhter ägyptischer Truppen frei, um die Verteidigung des Sinai zu verstärken. Wenn Frankreich und England nicht die ägyptischen Flugplätze bombardierten, konnte Nasser seine in Rußland hergestellten Bomber auf die israelischen Städte loslassen. Wir müssen den Krieg in vier Tagen gewinnen!

Zwei Brigaden mußten durch einhundert Meilen nur halb kartographierte Wildnis vorrücken...

... und das Siebte Bataillon, die Löwen, mußte tief im Sinai hinter den feindlichen Linien abgesetzt werden: ein Selbstmordkommando für die Truppe, die unter Umständen geopfert werden mußte. Stundenlang hatte der alte Mann mit dem Generalstabschef Moshe Dayan verhandelt und versucht, ihm den Plan auszureden, das Löwen-Bataillon beim Mitla Pass abspringen zu lassen. Dayan blieb hart. Dies war der Kernpunkt der gesamten Operation, ein Schachzug, durch den man zunächst den Feind verwirren und anschließend die ägyptischen Verstärkungen aufhalten wollte. Sobald sich die Brigaden mit dem Löwen-Bataillon trafen, sollten die Truppen gemeinsam nach Süden abschwenken, um die blockierte Passage zum Roten Meer zu öffnen. O ja, das Risiko war groß aber wer führt schon einen Krieg ohne Risiko?

Nun betrat Jacob Herzog, B. G.s Vertrauter und engster Berater für den Feldzug, mit Natascha Solomon den Raum.

Herzog war blaß, von der Blässe eines Gelehrten; er war ein irischer Jude, Sohn des obersten Aschkenasim-Rabbi, und wußte bestens Bescheid in allen Religions- und Rechtsfragen. Er überbrachte dem alten Mann die jüngsten Meldungen sowie eine Zusammenfassung der Tagesereignisse.

Natascha Solomon legte einen Stapel Papiere auf den Tisch, Übersetzungen von Informationen der Franzosen. Sogar zu dieser späten Stunde bot Natascha einen herzerwärmenden Anblick. Sie gehörte zu den Frauen, deren Schönheit durch Müdigkeit einen besonderen Reiz gewinnt, eine gewisse Sinnlichkeit in den dunklen Ringen unter den Augen, als sei sie von einem langen Liebestag zutiefst erschöpft. Sie war die personifizierte Weiblichkeit, ganz anders als so viele grobschlächtige Sabra- und Kibbuz-Frauen, sehr gepflegt auf mitteleuropäische Art, so daß die Seide ihrer Bluse sogar um zwei Uhr morgens verlockend um ihren Körper floß und unüberhörbar weiblich! verkündete. Eine fast vergessene Erinnerung tauchte in den Gedanken des alten Mannes auf... ein junges Mädchen, vor langer Zeit... Sich in einem solchen Moment an so etwas zu erinnern!

Ben Gurion nahm die Zusammenfassung zur Hand, doch seine Augen waren übermüdet. Er gab sie an Natascha weiter, bedeutete der Mitarbeiterin, sich zu setzen, und griff nach Block und Schreiber, um sich Notizen zu machen, während sie las. Die Engländer verhielten sich sehr vorsichtig, sehr reserviert, und das vertiefte B. G.s Argwohn. Herzog versuchte die Ereignisse des Tages zu ordnen, aber sie wurden bereits durch neue Entwicklungen überholt.

Sowohl die Sowjetunion als auch Amerika steckten tief in eigenen Problemen. In Amerika sollte in wenigen Tagen eine Präsidentenwahl stattfinden, und das war immer schon ein günstiger Zeitpunkt gewesen, Washington zu überrumpeln.

In Polen und Ungarn braute sich Widerstand gegen die Russen zusammen. Die Studenten von Budapest rebellierten, die

Unruhe wuchs. Der israelische Geheimdienst nahm an, daß binnen weniger Tage eine russische Panzertruppe in Budapest einrollen würde. Herzog schätzte, daß diese Ereignisse Israel zu einem leichten Vorteil verhelfen konnten, weil Rußland und Amerika möglicherweise nur langsam auf den israelischen Überfall auf Ägypten reagieren würden. Wenn Israel es schaffte, durch ein diplomatisches Hinhaltemanöver drei Tage zu gewinnen, konnten seine Truppen den Kanal erreichen, und Israels Part des Krieges würde beendet sein.

Mit Sicherheit würden die Amerikaner jedoch wütend darüber sein, daß ihre beiden engsten Verbündeten, England und Frankreich, militärische Aktionen planten, ohne sie vorher zu informieren. Und was die Sowjets betraf, so mußten sie etwas tun, um ihre ägyptischen Freunde zu beeindrucken.

»Gibt es irgendeinen Punkt, den wir noch nicht abgedeckt haben, Jacob? Irgendeinen... irgendeinen...«

Herzog deutete auf das Dokument, durch das die Operation Kadesh in Gang gesetzt wurde. »Deine Unterschrift«, antwortete er.

Ben Gurion aber ließ nicht locker, sondern fuhr fort, nach dem einen, winzigen Detail zu fahnden, das möglicherweise vergessen worden war. Es lief alles auf dasselbe hinaus: Gamal Abdel Nasser, dem ägyptischen Präsidenten, waren seine Erfolge zu Kopf gestiegen. Er hatte den Suezkanal zurückerobert sowie die Briten und Franzosen vertrieben. Er hatte die Meerenge von Tiran, am unteren Zipfel der Sinaihalbinsel, für jeden israelischen Schiffsverkehr geschlossen. Er hatte den Gazastreifen in ein einziges, riesiges Lager von Terroristen verwandelt, die Stunde um Stunde die israelische Grenze verletzten. Auf dem Sinai hatte er eine ernorme, von den Russen mit Waffen versehene Armee zusammengezogen. Und das bedeutete, daß Israel nur noch zu militärischen Aktionen greifen konnte - mit oder ohne Hilfe von Engländern und Franzosen. Er setzte seinen Namen unter das

Dokument. Israel war im Krieg! »Sonst noch was?« wollte er wissen. Herzog legte ihm ein Memo vor, das er abzeichnen sollte. »Was ist das?«

»Nur eine Kleinigkeit: die Sondergenehmigung für Gideon Zadok. Er will mit einer Voraustruppe in den Sinai einmarschieren. Es existiert ein stehendes Gesuch von ihm, bei eventuellen größeren Aktionen die Truppen als Beobachter begleiten zu dürfen. Recherchen für sein geplantes Buch.«

»Wenn ich mich nicht irre, war er doch an dem Kalkilia-Angriff beteiligt, nicht wahr?«

»Das stimmt«, gab Herzog zurück. »Sowohl Zecharia als auch Ben Asher berichteten mir, er habe sich unter Beschuß sehr gut gehalten. «

»Wie steht's mit seinem Sicherheitsstatus?« fragte B. G. »Gleich zu Beginn seines Aufenthalts bei uns wurde uns klar, daß er durchaus in der Lage sein würde, den Amerikanern wertvolle Informationen zu liefern. Also fütterten sowohl Beham als auch Pearlman ihn mit fingierten Geheimdaten über die Ramon-Rakete und das Atomprojekt in der North Plant von Haifa. Daten, die leicht zu verfolgen gewesen wären, wenn er sie den Amerikanern weitergegeben hätte. Unsere Leute sehen in ihm kein Sicherheitsrisiko, und ich persönlich stimme ebenfalls für ihn, aber ich glaube, am besten kann das vielleicht Natascha beurteilen.«

»Natascha?«

»Gideon Zadok gehört zur Familie«, erklärte sie. »Er war an fünf oder sechs Grenz- und Wüstenpatrouillen von Einheiten des Löwen-Bataillons beteiligt. Die schwören ebenfalls auf ihn.«

»Na schön, warum nicht?« sagte Ben Gurion. »Er ist ein netter Kerl. Ich mag ihn. Er hat zwar die merkwürdige Idee, sich nicht endgültig in Israel niederlassen zu wollen, aber das werde ich ihm noch ausreden. Und wer weiß, vielleicht schreibt er für uns ein wichtiges Buch.« Der alte Mann kritzelte seine Initialen

auf das Memo. »Wem wollt ihr ihn zuteilen?«

»Ich glaube«, erwiderte Natascha, »wenn Gideon von unseren Plänen wüßte, würde er gern mit den Löwen am Mitla Pass abspringen.«

»Das ist der Teil, der mir nicht gefällt«, warf Herzog ein. »Schließlich ist er Amerikaner. Wenn wir ihn Eisenhower in einer Holzkiste zurückschicken müßten, könnte das einen häßlichen Zwischenfall auslösen.«

B. G. überlegte. »Wir haben das Recht auf einen Hemingway für arme Leute. Laßt ihn mit den Löwen gehen. Er ist Schriftsteller. Er sollte dabeisein. Er schreibt weiß Gott nicht wie Hemingway, doch wie ich höre, trinkt er wenigstens genauso viel.«

»Dafür kann ich mich verbürgen«, bestätigte Natascha. »Laß dich nur nicht mit diesem Jungen ein«, warnte der alte Mann freundschaftlich. »Habe ich schon«, gab sie zurück.

GIDEON

Herzliyya, Israel 29. Oktober 1956

D-Day, H-Hour minus neun

Ich konnte mich nicht bewegen. Es war, als steckten meine Füße in einem Betonklotz. In meinem Kopf wirbelte ein Chaos von grellen, erschreckenden Bildern. Seltsam geformte Flugzeuge fielen vom Himmel... die verzerrten, entsetzten Gesichter meiner Töchter schrien um Hilfe... Valerie kopulierte mit einem gesichtslosen Scheißkerl, während sie gallegiftig kreischte und mich gellend auslachte... eine Kapelle kopfloser Musiker spielte einen Militärmarsch... Verdammt, was sollte das alles? Winzige Wellen brachen sich an einem Strand... Schschsch... schschsch... schschsch... Blinzelnd öffnete ich die Augen. Schschsch... schschsch... schschsch...

Wo, zum Teufel, bin ich nur? Mein Mund war voller Sand. Mühsam versuchte ich mich zu bewegen. Gefangen! Verdammt, ich kann mich nicht bewegen!

Ich gab mir einen kräftigen Ruck und stemmte mich zentimeterweise auf die Ellbogen hoch. Der Strand war menschenleer. Wieder sank mein Gesicht in den Sand. Reiß dich zusammen, Gideon! Denk nach, Mann! Schon gut, ich weiß. Ich... ich... verließ das Hotel und... äh... Ich verließ das Hotel und machte einen Spaziergang am Strand, um einen klaren Kopf zu bekommen. Laß mich mal nachdenken. Also. Ich muß am Wasser stehengeblieben sein und... Ach ja, ich bin, glaube ich, vor lauter Erschöpfung umgekippt. Wo ist das Hotel? Verdammt! Ich sehe nicht besonders gut... Der Sand...

Denk nach! Die Flut muß über mich hinweggespült sein. Dadurch sind meine Beine im nassen Sand versunken. Ich schaufelte sie frei und rappelte mich langsam, unsicher auf; dann stolperte ich zum Wasser hinab und badete mein Gesicht in einer kleinen, hereinkommenden Welle. Scheiße! Sand lief mir aus dem Gesicht, aus Ohren, Mund, Nase, Haar. Meine Augen brannten vom Salzwasser. Ich tauchte abermals hinein, nahm einen Mundvoll, spülte gründlich, spuckte es aus. Pfui Teufel!

Ich blickte mich um. Keine Menschenseele, nicht mal ein Vogel. Es gibt nichts Leereres als einen leeren Strand. O Gott! Die vergangenen vierundzwanzig Stunden tauchten auf. Die Evakuierung und das Bild, wie Valerie mit den Mädchen abflog. Wie bin ich hierhergekommen? Jetzt fällt es mir wieder ein. Ich fuhr nach Hause, konnte es dort aber allein nicht aushalten und fuhr ins Hotel. Es lag verlassen.

Unser Hund, Grover! Na los, Gideon, gebrauch deinen Verstand! Ich fuhr nach Hause und beschloß, mein Arbeitszimmer im Hotel aufzusuchen. Grover hatte Fieber. Ich nahm ihn mit und mußte ihn die vier Treppen zu meinem Zimmer hinauftragen. Das Hotel war dunkel und leer, unheimlich.

Wo ist Grover? Ja, ja, okay, ich weiß schon. Ich ließ ihn im Wagen, wo er auf mich warten sollte. Ich wollte ihn nach Tel Aviv zum Tierarzt bringen. Dann ging ich am Strand spazieren, um meinen Kopf auszulüften. Ich setzte mich einen Moment in den Sand und muß eingeschlafen sein. Ein Glück, daß ich nicht ertrunken bin! O mein Gott, wo Val und die Kinder jetzt wohl sind? Was habe ich bloß angerichtet! Wieder rekapitulierte ich die Evakuierungsszene. Hurra! Bitte Tusch! Soeben hat Gideon Zadok mit Glanz und Gloria in der Stadt Scheiße Einzug gehalten.

»Gideon!« rief eine Stimme aus der Ferne. »Gideon!« Jetzt hör' ich schon Stimmen! »Gideon!« Noch einmal.

Wenn diese Stimme nicht wirklich ist, stecke ich ganz schön in der Klemme. »Gideon!«

Ich blinzelte ein paarmal, versuchte das Brennen aus meinen Augen zu vertreiben und entdeckte schließlich auf der Klippe beim Hotel eine Frauengestalt, die rief und winkte. »Natascha!«

Ich sprintete an der Wasserlinie, wo der Sand fest war, den Strand entlang, blieb kurz stehen, um zu Atem zu kommen, und ging dann über den weichen Sand in Richtung Hotel. Ein Pfad führte den Steilhang empor. Ich stöhnte und keuchte, während kleine scharfe Steinchen und Muscheln mir tief in die Fußsohlen schnitten, dann stand ich, stark vornübergebeugt, schließlich dicht vor ihr. Natascha umklammerte mich so heftig, daß mein Hemd zerriß. Hemmungslos schluchzend biß sie mich in die Schulter, zerrte an meinem nassen, salzigen, sandigen Haar. Als Antwort preßte ich ihr mit meiner Umarmung den Atem aus der Brust. Nach einer Weile hielten wir uns gegenseitig aufrecht wie zwei Boxer, die, nachdem ihre Kraft erlahmt ist, in den Clinch gegangen sind und sich kaum noch auf den Beinen halten können. Unsere Körper verweilten fast reglos, schwankten nur ganz leicht hin und her, während wir versuchten, wieder ruhiger zu atmen. Ein Windstoß wehte ihr das Haar ins tränennasse Gesicht. Ich machte mich los und hinkte vom Pfad herunter zu einer Stelle, wo der weiche Sand von hohen, stachligen Büscheln Strandhafer umstanden war. »Sie sind fort«, stieß ich hervor.

»Ich war den ganzen Tag bei B. G.«, keuchte sie. »Ich hörte von der Evakuierung, wagte es aber nicht, dich anzurufen. Jede Verbindung geht über die Zentrale. Ich bin fast verrückt geworden. Ich dachte... Ich dachte, du wärst mit ihnen geflogen.«

Ich hob die Schultern.

»Du wolltest mit ihnen abreisen, nicht wahr?«

»Ich bin hier - oder?«

»Aber du wolltest fort.« Ihre Augen spiegelten ihren Schmerz.

»Ich bin hier.«

»Warum?«

»Ich glaube, weil ich mehr Angst vor der Evakuierung hatte als vor dem Hierbleiben. Ich wollte bleiben, um auf den Angriff zu warten, oder die Schlacht, oder den Krieg... was immer uns zum Teufel noch mal bevorsteht.«

Sie erstarrte zu Eis. Unverkennbar, einzigartig Natascha. »Du bist geblieben, weil du in den Augen des ganzen Landes nicht als Feigling dastehen wolltest. Schließlich weiß jeder, was für ein harter Marine du bist. Dein verfluchter Roman ist die Bibel der israelischen Armee. Propheten fliehen nicht.«

»Ach, hör doch auf! Ich bin hier.« Ich streckte die Hand aus, um ihr feines, seidiges rotes Haar zu berühren, und zog sie an mich, diesmal sehr sanft. »Vielleicht bin ich ja deinetwegen geblieben.«

»Meinetwegen? Wieso? Ich bin Gift für dich. Du hast mir selbst ein dutzendmal gesagt, daß ich Gift für dich bin.« Unwirsch entzog sie sich meinem Griff und ging davon, bog von dem schmalen Pfad ab in eine Woge kleinerer Dünen, die einen Teil der Klippe bildeten.

Als ich ihr den Arm um die Schultern legte, ließ sie es geschehen, und gemeinsam starrten wir auf die unheimliche Leere hinunter.

»Es ist jetzt überall so still hier«, stellte ich fest. »Alles in Ordnung mit dir?«

Seufzend schmiegte sie sich an mich. »Mein Kopf dreht sich wie verrückt. Es war das Chaos. Alles ist total verrückt. Ben Gurion ist gestern nacht krank geworden. Er erhob sich von seinem Stuhl und brach einfach zusammen. Jackie Herzog hat ihm im Cottage ein Krankenzimmer eingerichtet. Mit zwanzig Wachtposten um das Haus.«

»Was fehlt ihm?«

»Keine Ahnung. Auf jeden Fall hat er hohes Fieber. Zweihundert Besucher wollen dringend zu ihm. Er... er... erbricht sich immer wieder. Und leidet wie ein Hund. Wir verbreiten überall, er habe zu einer geheimen Besprechung das Land verlassen. Ich selbst habe nur wenige Stunden Zeit; ich muß zurück.« Unvermittelt erschauerte sie und entfernte sich ein Stück von mir. Für alle anderen konnte Natascha die Undurchdringliche spielen, nur nicht für mich. Aus ihrem Gesicht war die Farbe gewichen, und sie biß sich nervös auf die Unterlippe. »Sind wir im Krieg?« fragte ich sie. Ihr Schweigen war für mich Antwort genug. »Seit wann?«

»Seit heute nacht«, brachte sie mühsam heraus. »Noch kannst du fort. Ein amerikanischer Zerstörer wird Haifa anlaufen.« Ich hatte gewußt, daß es so kommen würde. Alle hatten gewußt, daß es so kommen würde. Und dennoch war es für mich ein Schlag. Dieses heiße Aufflammen der Angst, das ein Prickeln durch den ganzen Körper schickt. Man kann die Angst nicht in Hälften und Viertel teilen, doch mir war klar, daß ich um Israel mehr Angst hatte als um mich selbst... oder um Val... oder die Kinder. Um Natascha hatte ich sehr große Angst. »Ich möchte mit den Truppen rausgehn«, sagte ich. »Ist bereits eingeplant«, gab sie leise zurück. »B. G. hat die Genehmigung erteilt.«

»Und welche Truppe soll ich begleiten?«

»Die Löwen. Deine Lieblingstruppe.«

»Wohin?«

»Mehr darf ich dir nicht sagen.«

»Okay, ich werd's ja erfahren.« In Gedanken ließ ich eine Anzahl Möglichkeiten jenseits der jordanischen Grenze Revue passieren. Vielleicht war ein Vorstoß geplant, um das Westufer zu erobern und die Grenzen entlang des Jordan zu begradigen. Vielleicht versuchte Israel Ost-Jerusalem zu besetzen. Die Erfüllung eines Traums!

»Ihr werdet über dem Sinai abspringen«, sagte sie plötzlich

»Dem Sinai? Bist du sicher?«

»Oja, ganz sicher.«

»Gott im Himmel, bist du sicher?«

»Ja. Es geht um den Sinai. Das ganze Getöse, die ganzen Drohgesten gegen Jordanien waren ein Ablenkungsmanöver. In Wirklichkeit war von vornherein Ägypten das Ziel.«

»Stecken die Franzosen und Engländer auch mit drin?«

»Zieh doch deine eigenen Schlüsse.«

Die Folgerungen waren beunruhigend. Diese Teufelskerle von Israelis wollten die Sinaihalbinsel erobern, während Franzosen und Engländer sich den Kanal zurückholten. Das war also des Pudels Kern... grandios, grandios. »Wo werden wir abgesetzt?«

»Am Mitla Pass.«

Ich setzte mich in den Sand und zeichnete mit dem Finger eine Landkarte. Den Sinai hatte ich so ziemlich im Kopf. »Mitla... Mitla...« Der mußte irgendwo ziemlich dicht sowohl am Kanal als auch am Golf von Suez liegen. Dann fiel mir etwas anderes ein. »Mist! Ich bin noch nie mit dem Fallschirm abgesprungen.« Ihre weißen Zähne blitzten. »Wie komisch«, entgegnete sie. »Na, macht nichts. Hier sind viele Leute fest überzeugt davon, daß du alles kannst.«

»Einmal bin ich vom Übungsturm gesprungen. Da ist mir der Hintern mit Grundeis gegangen.«

»Oh, um dich mach' ich mir keine Sorgen, chéri. Du wirst abspringen wie ein Gummiball. Schlomo sagt, daß es ganz leicht ist. Ein Kinderspiel. Er wird sich ganz dicht hinter dich stellen und dich aus der Maschine stoßen.«

»Gott im Himmel!« Ich ließ den Kopf auf die Knie sinken. »Das ist überhaupt nicht komisch.« Natascha stand vor mir - auf einmal wieder das Aas, das Miststück, die Meisterin der ungarischen Stimmungsschwankungen.

»Du wirst dich doch nicht drücken wollen, Gideon?« erkundigte sie sich sarkastisch. »Schließlich ziehen kleine Jungs in den Krieg, um zu beweisen, daß sie große Jungs sind. Das kannst du dir doch nicht entgehen lassen!«

Sie hatte recht. Sie hatte fast immer recht. Mir war klar, daß ich den Israelis mit meinem Verhalten zu der Überzeugung verholfen hatte, ich sei hart wie Stahl. Damit hatte ich ihnen wahrhaftig einen Sack voll Bockmist verkauft. Aus einem Flugzeug springen, eh? Na schön, ich hoffte nur, daß ich mich nicht blamierte. Ich hatte mich auch damals nicht blamiert, vor sehr langer Zeit... Obwohl ich es beinah doch getan hätte... vor Angst fast zusammengeklappt wäre. Doch ich hielt durch - gerade eben.

Wir landeten am Strand von Tarawa. Mein Boot gehörte zur ersten Welle, und ich stand ganz vorn, unmittelbar neben der Rampe. Es ging um eine der kleinen Inseln des Atolls, wo wir nicht sehr viel Gegenwehr erwarteten. Stundenlang hatten wir die Insel umkreist, und viele von uns waren ziemlich seekrank, als sich die Reihe der Landungsboote ausrichtete und auf den Strand zuhielt. In diesem Augenblick eröffneten die Japaner das Maschinengewehrfeuer und beharkten uns. So hart klatschten die Kugeln gegen die Panzerplatten der Rampe, daß sie das Boot wie einen verwundeten Seglerfisch fast aus dem Wasser hoben. In wenigen Sekunden würde die Rampe gesenkt werden, und ich würde der erste sein, der ins Wasser sprang. Mein einziger klarer Gedanke war, daß ich mich nicht blamieren durfte, weil ich ein Jude war. Vor Angst wäre ich fast ohnmächtig geworden. Ich schaffte es eben noch, einen Blick ins Boot zurückzuwerfen. Beinah die Hälfte der Jungens kotzte vor Angst; auch der Major. Pedro, der härteste Mann, den ich jemals erlebt hatte, lag auf den Knien und betete zu Jesus, Maria und einer Auswahl mexikanischer Heiliger. Und auf einmal geschah das Wunder: Ich hatte keine Angst mehr! Die Rampe senkte sich, klatschte aufs Wasser, und ich sprang los. Wir steckten fast

bis zur Brust im Wasser, und während wir keuchend vorwärts wateten, lagen wir ständig unter Beschuß. Aber das Komische daran war, daß mich auf einmal ganz andere Dinge beschäftigten. Sobald wir den Strand erreichten, hatte ich eine Unmenge zu tun - ein Funkgerät aufzustellen und Kontakt mit unserem Kommandoschiff aufzunehmen. Dann dachte ich an Sergeant Bleaker unmittelbar hinter mir. Da er der Längste der Kompanie war, hatten wir alle ihm unsere Zigaretten gegeben, damit erste in seinem Helm trocken hielt...

Das war es also. Ich sollte aus einem Flugzeug abspringen, an dieser Tatsache war nicht mehr zu rütteln. Fünfzehn Jahre waren seit Tarawa vergangen, und in der Zeit, die dazwischen lag, hatte ich's mir recht gutgehen lassen. Ich barg das Gesicht in beiden Händen und ließ einen Stoßseufzer los.

Natascha stand vor mir, mit provokativ gespreizten Beinen, die Hände in die Hüften gestemmt. Sie nahm diese Pose nicht zufällig ein.

»Worüber denkst du nach?« fragte sie mich.

»Es war eine wahrhaft beschissene Nacht«, gab ich zurück.

»Als erster Bestimmungsort deiner Familie war Athen geplant. Sie haben unseren Luftraum ohne Zwischenfall verlassen, also wird deine Frau jetzt vermutlich einen Ouzo trinken, vielleicht mit...«

Verdammt noch mal, sprich deinen Satz doch zu Ende:... mit einem netten, gutaussehenden, jungen Botschaftsbeamten...

Ungarisches Miststück!

»Liebst du mich jetzt, oder haßt du mich jetzt?« wollte sie wissen.

»Du Aas!«

Ich hob den Kopf, während sie im selben Augenblick den Rock fallen ließ und heraustrat. Bluse und BH folgten.

»Also, nun hör mal, Natascha! Wer in einer solchen Situation an Liebe denkt, muß wirklich eine Ratte sein.«

»Ganz recht«, antwortete sie, »wir sind Ratten, alle beide, darum werden wir jetzt einen netten, kleinen Rattenfick hinlegen.« Sie warf sich auf mich, griff sich zwei Händevoll Sand und scheuerte mir damit den Rücken.

»Ich schürf dir die Haut ab. Ich will dein Blut sehen. Wenn du aus der Maschine springst, soll es weh tun, und das Hemd soll dir vor Blut am Rücken kleben. Dann wirst du wenigstens an Natascha denken!«

Nataschas Art, mich von meinen Problemen abzulenken, war ausgesprochen menschenfreundlich.

Wenn man die Lage von Nataschas Standpunkt aus betrachtete, hatte sie allerdings schon sehr lange darauf gewartet, aus meinem Rücken Tatar zu machen. Seit fast sechs Monaten hatte ich sie ständig kritisiert:

»Verdammt noch mal, du solltest doch kein Parfüm benutzen!«

»Jetzt sieh dir an, was du getan hast! Ich hab' einen Knutschfleck!«

»Vorsicht mit den Fingernägeln!«

In solchen Momenten vergaßen wir alles andere, und es gab sie oft; Selbstbeherrschung gehörte nicht zu Nataschas Tugenden. Von Zeit zu Zeit hinterließ sie bewußt eine Visitenkarte in Gestalt einer auffälligen Verletzung, eine Bißspur, einen Kratzer, die ganz eindeutig nicht vom Spielen mit dem Hund der Familie stammten. (»Die Truppe ist über ein paar Felsen geklettert, dabei bin ich ausgerutscht und hab' mir den ganzen Rücken aufgescheuert.«) Valeries Reaktion war immer zweideutig. (»Armes Kerlchen! Diese israelischen Felsen haben wahrhaftig scharfe Zähne.«) Nun war die Familie fort, und Natascha besprang mich in den Dünen. Sie nahm mich, wie sie mich zu nehmen pflegte, ehe Val nach Israel kam: Sie fing

regelrecht an zu rasen. Sie war die einzige Frau, die lieben und dabei in sieben Sprachen fluchen konnte.

Ungefähr eine halbe Stunde später suchten wir mein Hotelzimmer auf, um den Schaden zu begutachten. Natascha wurde von Gewissensbissen geplagt. Mit sehr, sehr vorsichtigem Tupfen und Wischen brauchte sie mehr als eine halbe Stunde, um den Sand von den unmöglichsten Stellen zu entfernen. Als sie meinen Rücken untersuchte, machte sie sich schwere Vorwürfe, nahm aber an, daß ich nicht genäht zu werden brauchte.

Unter der Dusche fing sie schon wieder an. Natascha fand es wunderbar, sich unter der Dusche zu lieben... oder außerhalb der Dusche... oder im Bett... oder eingeschlossen in einer öffentlichen Toilette... oder auf dem Schreibtisch im Büro des Ministerpräsidenten, wenn dieser nach des Tages Arbeit gegangen war. »Oh, mein armes Baby, nun sieh dir an, was ich getan habe! Natascha, du bist ein wildes Tier«, schalt sie sich selbst. In meinem Schrank gab es ein schwedisches Mundwasser, mit dem man die Farbe von einem Schlachtschiff beizen und einen Aussätzigen keimfrei machen konnte. Die Zärtlichkeit, mit der sie es auf meine Wunden tupfte, war die Kehrseite ihres Charakters. Aus der Vergewaltigung in den Dünen würde man kaum schließen, daß Natascha Solomon auch die sanfteste, geduldigste Frau und Geliebte sein konnte, die ich je kennengelernt hatte. Eine Stunde lang konnte sie mit hauchfeinen Berührungen ihrer Lippen mit meinen Wimpern spielen und jede Sekunde davon anders gestalten. Während sie mich zusammenflickte, weinte sie. Was mich betraf, so konnte ich mich nur an die Bettpfosten klammern, die Zähne zusammenbeißen und gegen die Tränen ankämpfen. Wenig später riß uns der Wecker aus dem Schlaf. Während ich mich ankleidete, ging sie auf den Balkon hinaus und las meine neuen Manuskriptseiten. Ich konnte mir nicht helfen, aber ich fühlte mich großartig - verdammt großartig und wunderbar -, als ich

meine alten Marines-Stiefel verschnürte und eine .45er Pistole am Gürtel befestigte. Ich fragte mich, warum ich mich so großartig fühlte... in Khakihemd und -hose... in Drillichjacke mit dem IDF-Abzeichen, Israeli Defense Force...

Ich trat auf den Balkon hinaus. Die schneeweißen Knöchel ihrer Hände, mit denen sie das Geländer wie ein Schraubstock umklammert hielt, verrieten sie. Ich legte ihr den Arm um die Schultern, bis sie sich allmählich beruhigte. Und dann betrachteten wir das Meer, wie wir es von diesem Platz aus schon bei fünfzig heimlichen Rendezvous betrachtet hatten. »Du schreibst wunderschön«, sagte sie. »Möchte mal wissen, wie das auf ungarisch klingt.«

»Mach dir keine Gedanken wegen dem Hund«, sagte sie. »Ich bringe ihn zu Dr. Klement. Grover wird mir Gesellschaft leisten. Setz ihn einfach in meinen Wagen. Ich parke direkt neben dir.«

»Natascha...«

Sie löste sich von mir. Ein Abschied erfüllte sie immer mit furchtbarer Angst... seit damals, als sie mit ansehen mußte, wie ihre Eltern bei der Selektion in Auschwitz in die Gaskammern geschickt wurden... »Bis bald«, sagte ich.

Langsame Transportmittel sind immer ›schwerfällig‹. Unser Verband von zwanzig Dakotas brummte schwerfällig über die Negev-Wüste in Richtung Sinaihalbinsel. Es dunkelte rasch. Diese Militärversion der DC-3, der berühmte Gooney Bird, war weder für Geschwindigkeit noch für Komfort konzipiert. Fünfundzwanzig Mann hockten im Rumpf nebeneinander auf primitiven Notsitzen entlang der beiden Längsschotten.

Zum erstenmal war ich mit einem Gooney Bird nach einem Heimaturlaub quer durch die Vereinigten Staaten geflogen. Der Flug von Philly nach L. A. dauerte fast zwanzig Stunden, und ich mußte viermal die Fluggesellschaft wechseln. Von L. A. aus ging es dann mit dem Zug nach San Diego, weil es dorthin

keinen Flugdienst gab.

Andererseits hatte so ein Gooney Bird etwas ungeheuer Tröstliches an sich. Meinen Töchtern las ich als Gutenachtgeschichte immer aus einem Kinderbuch vor, das sich The Linie Engine That Could nannte. Diese kleine Lokomotive gehörte zu einer Schmalspureisenbahn und hatte es sehr, sehr schwer. Sie mußte sich das winzige Herz aus dem Leib pusten und schnaufen, denn sie hatte einen hohen Berg zu überwinden, um den Kindern auf der anderen Seite Süßigkeiten, Spielzeug und Lebensmittel zu bringen. Hundertmal schmückte ich die Geschichte mit nervenzerreißender Spannung aus, aber zum Schluß schaffte es die kleine Lokomotive doch jedesmal. Genau wie der Gooney Bird. Manchmal landete er mit nur einem Motor oder mit halb weggeschossenem Leitwerk. Aber der Gooney Bird war das Kernstück der Verbindung über den Himalaya und das Rückgrat der Berliner Luftbrücke. Während der Einsatzbesprechung früher am Tag hatte man uns informiert, daß gegenwärtig zwei F-51-Jäger aus dem Zweiten Weltkrieg kreuz und quer über den Sinai flogen und mit ihren Propellern die Telefonleitungen zerschnitten. Bei diesem hübschen, kleinen Unternehmen mußten die Flugzeugführer zehn Fuß über dem Boden fliegen. Amen!

Wir waren in einem Hangar im militärischen Teil des Flughafens Lydda untergebracht worden. Colonel Zecharia, Gründer und Befehlshaber der Fallschirmtruppe, wies uns ein. Zecharias Anblick wirkte beruhigend; er war eine Art hebräisch sprechender Kommandeur vom Marines-Typ, der fleißig daran arbeitete, eine lebende Legende zu werden.

Der Plan war einfach. Dem Löwen-Bataillon - vierhundert Fallschirmjäger unter dem Kommando von Major Ben Asher - wurde die ›Ehre‹ zuteil, tief im Herzen der Sinaihalbinsel abzuspringen, um die Operation Kadesh einzuleiten.

Eigentlicher Zielpunkt war das Parker Monument, ein Denkmal zu Ehren eines ehemaligen britischen

Militärgouverneurs. Vom Parker Monument bis nach Ägypten auf der anderen Seite des Suezkanals waren es nur dreißig Meilen. Neunzehn davon bildeten den Mitla Pass, eine tückische, enge Bergschlucht mit steilen Fels- und Klippenwänden. In diesem Pass lag eine ägyptische Einheit unbekannter Stärke in befestigten Stellungen. Zum Glück war uns nicht auch noch befohlen worden, in den Pass vorzudringen und ihn zu erobern.

Die Löwen sollten das östliche Ende des Passes abriegeln, damit keine Verstärkungen zum Sinai durchkamen. Währenddessen sollte der Rest der Fallschirmtruppe unter Zecharia die einhundertfünfzig Meilen breite Wüste durchqueren, drei befestigte Stellungen erobern und irgendwann um D-Day plus zwei zu uns stoßen. Mir gingen tausend Wenns und Abers durch den Kopf, aber ich war überzeugt davon, daß Moshe Dayan, der Alte, Jackie Herzog und die anderen sich mit diesen Wenns und Abers bis zum Erbrechen herumgeschlagen hatten.

Israel würde nie einen Krieg beginnen, wenn es nicht dazu gezwungen wurde. Allein gegen Ägypten war es bereits zahlen- und waffenmäßig weit unterlegen. Was aber, wenn wir nun auch noch von Jordanien, Syrien und dem Irak überfallen wurden? Und wenn die ägyptische Luftwaffe uns ungeschützt erwischte... Und wenn Zecharia nicht zu uns stieß... Und wenn... Vergiß es, Gideon!

Die Lässigkeit, die demonstrative Langeweile der Löwen war mit Sicherheit zum Teil gespielt. Wir, bei den Marines, hatten es vor einem Kampf immer genauso gemacht. Mein Hund Grover war sogar vermutlich der absolute Weltmeister im Macho-Spielen. Ohne auf das Schütteln und Schlingern zu achten, lümmelten die Löwen auf ihren Sitzen herum. Der Sergeant Major kontrollierte seine Uzi, als sei sie eine Geliebte, die zu liebkosen er nicht müde wurde. Schlomo Bar Adon, mein Assistent, der mir vom Außenministerium zugeteilt worden war,

schlief mit seinem bärtigen, finster wirkenden Schädel an meiner Schulter; auf meine Rippenstöße reagierte er nicht. Ich weiß nicht, ob ich ohne Schlomo einen Fallschirmabsprung geschafft hätte. Zumeist liebte ich ihn wie einen Bruder, zuweilen haßte ich ihn jedoch doppelt so sehr. An Val und die Kinder wollte ich in diesem Moment nicht unbedingt denken. Wenn ein Schriftsteller die Familie nicht aus seinen Gedanken verbannen kann, darf er nicht in den Krieg ziehen. Auf langen Recherche-Trips hatte ich im Laufe der Jahre gelernt, nicht an sie zu denken. Wenn ich mir die Familie nicht aus dem Kopf schlagen konnte, würde ich rührselig werden... in Bars weinen... niemals meine Arbeit tun können. Jedenfalls redete ich mir das ein. Val behauptet, Schriftsteller seien absolute Weltmeister im Leiden. Jeder andere leidet ganz genauso, behauptet sie, doch Schriftsteller können es besser ausdrücken.

Eine Zeitlang dachte ich, der Entschluß, meine Familie nach Israel zu holen, würde funktionieren. Als sie ankamen, war ich schon vier Monate da und hatte mich bis über beide Ohren mit Natascha eingelassen. Meine Mädchen gewöhnten sich alle drei schnell ein und schienen hier recht glücklich zu sein. Wir wohnten in einem bezaubernden Viertel nahe am Meer, während ich mir in einem wenige Meilen entfernten Hotel ein Extrazimmer gemietet hatte, in dem ich arbeitete. Unsere Nachbarn waren fast alle wohlhabende Südafrikaner und Erzzionisten, die hergekommen waren, um sich hier niederzulassen.

Das Leben in Israel war 1956 nicht leicht, doch was ihm an Komfort fehlte, wurde durch eine überbordende Energie, durch Lebenslust, Zielstrebigkeit und ein Gefühl brüderlicher Liebe wettgemacht - Eigenschaften, von denen ich niemals vermutet hätte, daß sie sich in einem ganzen Volk manifestieren könnten. Für mich war das Leben hier das reinste Nirwana. Die Regierung hatte großes Vertrauen zu mir bewiesen, und das Militär liebte meinen frühen Roman über die Marines. Den

größten Teil meiner Recherchen für das neue Buch hatte ich beendet. Mit dem Schreiben klappte es ausnehmend gut. Als erster Jude seit Jahrhunderten über Juden als Krieger zu schreiben war mehr als eine fixe Idee, war das Leben selbst.

Sogar der Wahnsinn meiner Affäre mit Natascha war kontrollierbar. Jedenfalls redete ich mir das ein. Sie war bei weitem der cleverste Mensch, den ich kannte. Viel zu clever, um jenes letzte Stückchen Niemandsland zu überqueren und mich zur Wahl zwischen ihr und meiner Familie zu zwingen.

Also ging ich täglich in mein Arbeitszimmer im Accadia Hotel, um zu schreiben und mir vorzumachen, daß Natascha wirklich kein Problem sein würde. Dabei rechnete ich damit, daß unsere Affäre sich, bis ich mit dem Roman fertig und bereit war, in die Vereinigten Staaten zurückzukehren, ausgebrannt haben würde - Tempi passati. Alles würde sich wie durch Zauberhand regeln... Yeah, na klar, Mann. Gideon, du bist wahrhaftig ein dummer Jude. Ein unvermitteltes Durchsacken drehte mir den Magen um. Einige von den Löwen ließen sich so weit hinreißen, daß sie sich mit ärgerlichem Knurren zurechtsetzten; dann schnarchten sie weiter. Also, Gideon, auch die am feinsten gesponnenen Pläne von Mäusen und Menschen... Ich war ein Idiot, mir einzubilden, ich könnte den Drahtseilakt zwischen zwei sich befehdenden Frauen schaffen. Doch es gelang mir, alles zusammenzuhalten, mit dem Buch weiterzukommen und uns finanziell über Wasser zu halten. Dann kamen die Grenzüberfalle, die plötzliche, schnelle Eskalation und der unvermeidliche Konflikt. Und durch den Kalkilia-Angriff gerieten die Dinge endgültig aus den Fugen. Großer Gott, das Ganze war erst siebzehn Tage her!

Major Ben Asher öffnete die Cockpittür und riß damit alle abrupt aus dem Schlaf. »Eine Stunde bis zum Sprung«, brüllte er durch den Motorenlärm.

»Wir müssen auf fünfhundert Fuß runter, um unter dem Radar durchzukommen.«

... Der Kalkilia-Angriff... vor neunzehn Tagen erst...

Herzliyya, Israel 9. Oktober 1956

Es ging allmählich auf sechs, Zeit für die Nachrichten in englischer Sprache. Gideon verPasste niemals die Nachrichten, er mußte jeden Moment zurückkommen. Das ganze Land hielt jede volle Stunde den Atem an. Gute Nachrichten waren knapp in diesen Tagen. Die Sonne durchlief ihr tägliches Ritual und senkte sich zum Meer hinab, das heute abend spiegelglatt lag. Vom Küchenfenster aus konnte Valerie sie gerade noch sehen, wie sie vom Strand heraufkamen. Sie beschattete die Augen und spähte blinzelnd zum Pfad hinüber. Dann trocknete sie sich die Hände am Spülstein, trat auf die hintere Veranda hinaus und winkte.

Penelope genoß ihren Logenplatz auf Daddys Schultern, während Roxanne, einen Sandeimer schwingend, vor ihnen herlief. In Val regte sich jedesmal etwas, wenn sie ihn sah. Gideon war eher ein Leichtgewicht, aber die meisten Menschen hielten ihn für größer, als er war. Bewirkt wurde dieser Eindruck durch seine Haltung und seinen energischen Schritt, obwohl er immer ein wenig vornübergebeugt und in Gedanken versunken ging. Val liebte seinen Anblick. Energiegeladener, kleiner Bastard. Gideon besaß überwältigende Augen, die mit einem einzigen Blick eine ganze Skala von Gefühlen auszudrücken vermochten, und wenn dieser Blick ihr galt, erfüllte er sie mit Lust und löste wohlige Schauer aus.

Zum erstenmal gesehen hatte sie ihn bei einer USO-Tanzerei. Er trug die Uniform der Marines, und sie studierte am Mills College, ein paar Meilen vom Oak Knoll Naval Hospital entfernt. Gideon kam einfach daher, klatschte ab und entführte sie ihrem Partner. Ein Draufgänger und Macho, wie er im Buche

stand. Und eingebildet! »Du solltest dein Geld lieber jetzt auf mich setzen, Val, weil ich nämlich ein berühmter Schriftsteller werde.« Verdammt, ganze neunzehn Jahre alt war er, als er das zwei Tage nach ihrer ersten Begegnung sagte.

»Hier sind zwei Eintrittskarten für eine Aufführung im Lazarett, nächste Woche.« Gideon war dort Patient. Darüber hinaus war er Autor, Regisseur, Produzent und Star der Show. Es war beunruhigend, so früh im Leben einen so starken Menschen kennenzulernen, aber mein Gott, der Kerl übte eine magische Anziehungskraft aus.

Grover Vandover, ihr Golden Retriever, ein Wonneproppen von Familienhund, kam mit ihnen den Pfad heraufgesprungen. Roxanne löste sich von den anderen, lief voraus und öffnete die Hinterpforte, die auf einen Rasen aus hartem Gras führte. »Mommy! Guck mal - Münzen!« Sie öffnete die Faust und zeigte Val drei unregelmäßig geformte, von der Zeit geschwärzte Metallstücke, deren Bilder und Schriftzeichen nicht mehr erkennbar waren.

»Daddy sagt, das sind vielleicht römische, oder sogar israelitische.« Was Roxy nicht wissen konnte: Als Professor Ben Zohar am Abend zuvor bei ihnen gewesen war, hatte er Gideon die Münzen zugesteckt, der sie am frühen Morgen am Fundort vergraben hatte. Der Professor war ihr selbsternannter Hebräischlehrer und überwachte ihre schulischen Fortschritte. Die einzige englischsprachige Schule wurde in Jaffa von Franziskanern geleitet, zu weit entfernt für die beiden Kinder. Daher mußte sich Val um den Unterricht der Mädchen kümmern.

Nachdem Gideon Penelope von seinen Schultern gehoben und abgesetzt hatte, lief sie zu ihrer Mutter hinüber, um sie zu umarmen. Nach ihrem Unfall vor drei Jahren hinkte sie noch immer ein wenig. Es war damals blitzschnell passiert. Nur ein paar kurze Sekunden lang hatte sich Val abgewandt, und schon war Penelope gerade in dem Moment auf die Straße gelaufen,

als ein Bus über die Kreuzung gedonnert kam und sie streifte... Schädelbruch... gebrochene Rippen... zertrümmertes Knie.

Zwei Jahre dauerte es, bis Penny wieder ganz gesund war. Unterstützt von Gideons tiefem Mitgefühl, lernte Val mit ihrem Schuldbewußtsein zu leben, würde einen Teil davon jedoch bis in ihr Grab mitnehmen.

Gideon und Valerie sahen Penelope an, lächelten und dankten im stillen Gott. Das taten sie immer.

Val wies die Mädchen an, sich auszuziehen, und gleich darauf kreischten und juchzten sie unter der Freiluftdusche. Mit riesigen Badetüchern rieb sie die beiden trocken, wickelte sie in ihre Muumuus und schickte sie in ihr Zimmer, wo sie die Schulaufgaben erledigen sollten.

In der Küche langte Gideon unter Vals Muumuu und streichelte ihr das Hinterteil. Die meisten jüdischen Männer, die sie seit Gideon kennengelernt hatte, konnten die Finger nicht von ihren Frauen lassen. Welch ein wunderbar lüsterner Menschenschlag! »Was gibt's zum Abendessen?«

»Große Überraschung. Ich hab' ein Stück erstklassige Hochrippe erwischt.«

Gideon spähte neugierig in den Herd. »Ach so, Huhn«, schmollte er tief enttäuscht. Gideon war ganz wild auf ein dickes, saftiges Roastbeef. Seine Eßphantasien, die täglich schlimmer wurden, endeten stets in Lawry's Restaurant: Er verließ die Maschine auf dem International Airport von L. A., und alle Zollbeamten hatten Befehl, ihn ohne Formalitäten durchzulassen. Ein Hubschrauber wartete bereits, der ihn direkt zum Parkplatz von Lawry's brachte. Der große Silberwagen wurde zu ihm an den Tisch gerollt, der Deckel geöffnet, und drinnen erwartete ihn... ein ganzer Ochse. Wenn er vom Tisch aufstand, war er so vollgefressen, daß zwei Kellner ihn auf einen Handkarren packen mußten... Na ja, wenigstens Obst und Gemüse waren in Israel hervorragend. Gideon setzte sich an den

Küchentisch und schaltete das Radio ein. Während er die Post durchsah, tastete sich seine Hand zur Obstschale hinüber.

Gott sei Dank, ein Schreiben von F. Todd Wallace, seinem Literaturagenten! Gideon hatte Wallace mit Briefen bombardiert, in denen er ihn anflehte, ihm Aufträge zu verschaffen - einen Zeitschriftenartikel, eine Gastkolumne, irgend etwas, um das überlastete Bankkonto aufzufüllen.

Val beobachtete, wie Gideons Hoffnung sich in Enttäuschung und dann in Zorn verwandelte. »Dieser unfähige, faule Scheißkerl! Provisionen hamstern wie ein verhungernder Großgrundbesitzer, das ist alles, was er kann! Hier wird jeden Moment der ganze gottverdammte Mittlere Osten in die Luft gehen, er hat einen Schriftsteller an Ort und Stelle, aber er bringt es nicht fertig, mir Arbeit zu verschaffen, nicht einen einzigen kleinen Auftrag!«

»Warum nimmst du dir nicht einen anderen?«

»Er hat mich an dieses Buch gesetzt, und darauf wird er auf gar keinen Fall verzichten. Weißt du noch? Wir saßen ganz schön tief in der Tinte mit J. III. und Reaves Brothers Publishers. Auf einmal erscheint dieser F. Todd Wallace, Deus ex machina mit Princeton-Charme in Brooks-Brothers-Uniform, und wir waren selig, daß wir ihn gefunden hatten.«

»Reg dich nicht auf, Liebling!«

»Verlaß dich auf diesen Literaturluden, und du bist tot, Mann - tot! Der Blutsauger wartet doch nur darauf, daß man ihm einen Bestseller in die Hände drückt. Wenn man von dem ein bißchen gottverdammt kreatives Verkaufen verlangt, kann man sich auch gleich von den Robben im Sea World vertreten lassen.«

»Hör zu, wir können nicht mehr als zwei Hühner pro Tag verdrücken. Wir kommen schon durch.«

Gideon, der vor Erregung auf und ab lief, streckte den Mittelfinger in die Luft. »F. Todd Wallace und sein verdammter Club können mich mal. Harvard- und Yale-Spießer mit Rigor

mortis hängen in ihren dicken Sesseln und grinsen überheblich auf die Fifth Avenue runter. Die sind doch um zwölf Uhr mittags schon alle besoffen! Ist das zu glauben? Gott, wie ich diese Bande hasse! He, Wallace, wie kommt's, daß die mich reinlassen? Wissen die, daß ich ein Jude bin?«

»Reg dich ab, Junior, gor nichts helfen«, sagte Val und vergewaltigte wieder einmal die jiddische Sprache.

Gideon rammte die Hände in die Taschen und fuhr mit seinem Monolog fort. »Wenn alle Stricke reißen, kann ich immer noch einen Job als Flickschuster für Drehbücher kriegen. Das trägt dem Roman drei zusätzliche Monate ein. Am besten, ich schreibe gleich mal an die Studios. Irgendwo gibt's immer ein Skript, das dringend überarbeitet werden muß.«

Er warf sich wieder auf seinen Stuhl. Val hatte einen der Briefe herausgezogen und steckte ihn in ihre Schürzentasche. Ein Brief von Nathan, Gideons Vater.

»Du kannst ihn mir ruhig geben«, sagte er.

»Vielleicht solltest du damit doch besser bis nach dem Essen warten.«

Er fischte den Umschlag aus ihrer Schürzentasche, hielt ihn in der Hand, als vermutete er eine Briefbombe darin, seufzte und riß ihn auf.

»Soll ich ihn vorlesen?« erkundigte sie sich.

»Ja, bitte.«

»Mein lieber Sohn, ich bemühe mich immer noch, mich an das Ausbleiben Deiner allwöchentlichen Briefe zu gewöhnen, auf deren Eintreffen ich mich verlassen konnte, als Du noch zu Hause in Kalifornien warst. Jetzt finde ich beim Heimkommen gewöhnlich einen leeren Briefkasten vor. Ist es meine Schuld, daß ich Depressionen kriege?«

Val seufzte. »Du brauchst dir dies wirklich nicht ausgerechnet jetzt anzuhören«, erklärte sie.

»Lies weiter. Alles.«

»Ganz wie du willst. Laß sehen...

... Schuld, daß ich Depressionen kriege? Mein Sohn! Ich kriege böse Briefe von den Verwandten in Israel, daß Du ihre Familien boykottierst. Es macht mir große Schwierigkeiten, sie davon zu überzeugen, daß Gideon kein Snob ist. Mein Sohn. Ich bitte Dich. Es ist doch bestimmt nicht zuviel verlangt, wenn Du gelegentlich mal zum Essen zu ihnen gehst. Du ißt doch immer noch Gefilte Fisch so gern! Auch wenn Valerie solche Gerichte nicht kochen kann und es anscheinend wohl auch nicht lernen will.

Aber das ist nicht der springende Punkt. Vor allem solltest Du meinen Bruder Mordechai öfter besuchen, der so furchtbar unter den Nazis gelitten hat. Er bittet mich immer wieder, Du möchtest seine Essays lesen, die in einigen Kreisen weltberühmt sind, wo er doch ein äußerst hoch geschätzter Gelehrter ist. Es würde Dir bestimmt nicht schwerfallen, mit ein, zwei Briefen an Deine berühmten Freunde zu erreichen, daß er in Amerika veröffentlicht wird. Für seine Gesundheit (von den Nazis zerstört) würde es Wunder wirken, wenn Du ihm diesen kleinen Gefallen tun könntest. Aber vielleicht verlange ich doch zuviel. Auch, daß Du meine Schwester besuchst (Deine Tante Rifka), die den ganzen Tag im verdunkelten Zimmer sitzt und um meine geliebte Mutter (Deine Großmutter) trauert, die in Treblinka ermordet wurde. Sie ist kein gesunder Mensch, seelisch meine ich, und ich glaube fest und aufrichtig daran, daß Du sie mit einem Besuch gesund machen kannst. Ich danke Dir, mein Sohn, daß Du die Verwandten nicht ignorierst. Wie geht es Valerie und meinen schönen einikeles? Ich liebe sie alle! Ich umarme sie. Ich küsse sie. Vielleicht kannst Du Valerie dazu

überreden, dem alten Mann ein paar Worte zu schreiben, eine Postkarte. Es wäre schön, regelmäßig Post von ihr zu bekommen, WENN ES NICHT **ZU** SCHMERZLICH FÜR SIE IST. Außerdem, gibt es einen Grund, warum Roxanne und Penny sich ihres seide schämen sollten? Ich habe für beide ein kleines Chanukageld, wenn sie mir schreiben. Bitte, damit sie es nicht vergessen, seht zu, daß sie regelmäßig schreiben. Es würde mir auch die Einsamkeit erleichtern.

Nun möchte ich aber über ein sehr ernstes Problem sprechen. Ich bin kein Literaturexperte, obwohl ich alle Klassiker in mehreren Sprachen gelesen habe. Ich bin nur ein einfacher Arbeiter, aber Du mußt auf das hören, was ich Dir zu sagen habe. Menachem Begin und seine Bande sind nichts weiter als Faschisten. Laß Dir von ihnen nicht einreden, daß sie Hollywood-Helden sind. Das jüdische Volk wird Dir niemals verzeihen, wenn Du diese Mörder und Gangster in Deinem Buch verherrlichst. Gott behüte, daß ich Dir vorschreibe, was Du schreiben sollst. Ich mache Dir nur einen Vorschlag, den Du gewissenhaft befolgen solltest. UM DEINETWILLEN. Du fehlst mir. Ich sehne mich nach Dir. Ich umarme Dich. Ich flehe Dich an, geh niemals ein Risiko ein, und - AM ALLERWICHTIGSTEN - schreibe mir! Lena läßt grüßen.

Dein Dich liebender Dad.

PS. Uns geht es gut, für unser Alter. In Philly gibt es nichts als das Warten auf den Tod.«

Dieser Brief veranlaßte Gideon, sich schnurstracks zum Schnapsschrank über dem Spülstein zu begeben. »Je älter er wird, desto besser wird er«, stellte Val fest. »Mist!«

Sie hatten den Scotch am Abend zuvor ausgetrunken. Gideon nahm eine Flasche israelischen Brandy heraus und starrte sie so

finster an, als sei sie ein Feind. Aus dem Behälter kratzte er ein paar Eiswürfelreste. Er schenkte sich einen Brandy ein und verdünnte ihn mit Sodawasser. Die Eiswürfel lösten sich sofort darin auf. Der erste Schluck war immer der schlimmste.

Das Sendezeichen von Radio Kol Israel ertönte. Gideon stellte lauter. Syrien und Jordanien trafen sich mit Ägypten, um einen gemeinsamen militärischen Führungsstab zu bilden. Val sah, wie sich ihr Mann verkrampfte. Heute abend würden seine Rücken- und Halsmuskeln so hart sein wie ein Billardtisch. Weitere Nachrichten: ein Überfall der Fedajin aus Jordanien; die Angreifer hatten ein Mädchen aus dem Kibbuz geraubt, vergewaltigt und erstochen. Von den Mauern der Altstadt aus schoß die Arabische Legion nach West-Jerusalem hinein. Nun, wenigstens auf den Sonnenuntergang konnte man sich noch verlassen. Gideon zog sich zu der winzigen Veranda auf einem flachen Teil des Cottagedachs zurück, die ihm einen fast kreisrunden Panoramablick bot.

Zwischen ihrem eigenen Cottage und dem Meer duckten sich ein paar weitere Cottages und kleine Villen in die Dünen, flankiert von zwei etwa eine Meile auseinander liegenden Hotels, dem Accadia und dem Sharon.

Bevor Val mit den beiden Mädchen eingetroffen war, hatte Gideon im Accadia gewohnt. Jetzt, da er dort nur mehr ein Zimmer zum Schreiben hatte, benutzte die Familie die Telefonzentrale des Hotels zur Übermittlung von Nachrichten.

In der entgegengesetzten Richtung erstreckte sich die Sharon-Ebene, die jetzt vom Sprühregen hoher Rasensprenger glitzerte. Jordanien war nur zehn Meilen entfernt. Für Gideon stand fest, daß eine massive Vergeltungsmaßnahme gegen die Jordanier durchgeführt werden mußte. Irgend etwas Großes, ein richtiger klop, damit Hussein zur Vernunft gebracht und daran gehindert wurde, sich mit Nasser und den Ägyptern zu verbünden. Er wurde von Val aus seinen Gedanken gerissen, als sie ihm einen zweiten Drink heraufbrachte. Wenn man den ersten überlebte,

war der zweite beinah genießbar.

Sie wurden von ganzen Stechmückengeschwadern überfallen, gefolgt von zahllosen Moskito-Bomberstaffeln. »Wo ist das Mückenspray, Baby?« erkundigte er sich. »Es gab keins mehr. Es gibt überhaupt nichts mehr in den Geschäften. «

»Außer Hühnern mit Stoppelfedern. Ich werde morgen in Tel Aviv Mückenspray besorgen«, versprach er und tauchte den Finger ins Glas, um sich Wangen, Knöchel und die nackten Arme mit Brandy einzureiben. Keine Mücke, die noch einen Funken Selbstachtung besaß, würde dieses Zeug anrühren.

»In Tel Aviv gibt's aber auch fast gar nichts mehr«, entgegnete Val. »Ich habe eine ellenlange Einkaufsliste mit Sachen, die wir dringend brauchen.«

Val trug jene Miene zur Schau, die bedeutete: Du weißt genau, wo du alles kriegst, was du willst, wenn du nur wolltest. Es war Gideon gelungen, einen ganzen Sumpf von Vorschriften und Verordnungen zu umgehen. Er hatte dem Außenministerium einen Ganztagsassistenten abgeschwatzt, Schlomo Bar Adon, die letzte elektrische Schreibmaschine des Verteidigungsministeriums requiriert, sich bei der Armee einen Jeep geliehen sowie eine Vielzahl von Währungsvorschriften, Einfuhrbestimmungen und Steuergesetzen übertreten. Noch heute konnte sich der Zoll nicht erklären, wie es einem gewissen G. Zadok gelungen war, einen Ford mit gefälschtem Diplomatenkennzeichen durch den Hafen von Haifa zu schmuggeln. Wenn es darum ging, sich einen Weg frei zu machen und seine Recherchen in Gang zu bringen, war Gideon ein richtiger Bullenbeißer. Chuzpe in Reinkultur. »Du weißt doch, Liebling«, sagte Val, »wenn du deiner Familie wirklich all diese Entbehrungen ersparen wolltest, würde ein winzig kleines Telefongespräch mit Rich Cromwell von der Botschaft genügen. Ein halbes dutzendmal hat er uns schon erklärt, daß wir in der Diplomaten-Commissary, dem Einkaufszentrum für Diplomaten, einkaufen dürfen.« Gideons Schweigen genügte als

Antwort.

»Überleg doch mal: Scotch, weiches Toilettenpapier, Speck, Hochrippe!«

Richard Cromwell, Einkäufer für die amerikanische Botschaft, war darüber hinaus auch noch Dienststellenleiter der CIA. Cromwell wußte natürlich, daß Gideon gute Verbindungen zu hochrangigen Israelis unterhielt, und hatte von Anfang an die Freundschaft mit ihm gepflegt. Von Zeit zu Zeit hatte Cromwell Gideon auch Köder in Form von polnischem Schinken, Tabak, Alkohol, Butter und allerlei Delikatessen zu Großhandelspreisen vor die Nase gehalten, aber Gideon biß nicht an.

Val konnte sich nicht so recht damit abfinden, daß ihr Mann hinsichtlich des Einkaufs in der Commissary so stur war. Schließlich waren sie Amerikaner, und was, zum Teufel, war schon so schlimm daran, Cromwell hin und wieder eine kleine Information zukommen zu lassen? Zu israelischen Staatsgeheimnissen hatte er keinen Zugang, und Feinde waren Israel und Amerika ja schließlich auch nicht. Doch Gideon setzte seine ach so ehrliche, verkniffene Pfadfindermiene auf. Ehrlicher Miesling! Sie ließ das Thema fallen.

»Wie wär's mit einem Strandspaziergang, wenn wir die Kinder zu Bett gebracht haben?« fragte sie.

»Geht nicht, Liebling. Betreten jetzt nach Einbruch der Dunkelheit verboten. Es wird kontrolliert. Komm, laß uns nach unten gehn, bevor uns diese kleinen Biester ganz auffressen.« Nach den Schulstunden der beiden Mädchen und dem gemeinsamen Abendessen gab es noch eine Familienbalgerei. Wie Gideon feststellte, wurde es in letzter Zeit immer schwieriger, mit Roxanne zu rangeln und sie richtig fest anzupacken. Sie rundete sich überaus appetitlich. Gutenachtküsse über Gutenachtküsse. Vielleicht eine Fahrt nach Jerusalem, in ein paar Tagen.

Dann kam ein unangenehmer, peinlicher Augenblick. Gideon

hatte neue Manuskriptseiten geschrieben. »Ich glaube, ich bring' sie am besten gleich in den Hotelsafe rüber«, sagte er. »Die Durchschläge lasse ich für dich hier. Ach ja, ich habe Schlomo übrigens gebeten, heute abend zu mir ins Hotel zu kommen. Wir müssen einige Termine und die Reisepläne für die nächste Woche festlegen.« Früher war Valerie in all seine Pläne eingeweiht worden, jetzt aber besprach Gideon kaum noch etwas mit ihr. Bis vor einiger Zeit war es ein sehr schönes, allabendliches Ritual gewesen, daß sie ihm die neuen Seiten vorlas, während er sich dazu Notizen machte. Jetzt hatte sie ihm seit Wochen nichts mehr vorgelesen. Sie hatten beide die Freude daran verloren. Val lachte nicht mehr über seine komischen Formulierungen, sondern nur noch über seine Fehler. Sie wurde stur und kampflustig und stritt sich mit ihm über völlig unwichtige Fragen. Ihre Sticheleien brachten ihn auf die Palme. Nach und nach gelangten seine Manuskriptseiten unter dem einen oder anderen Vorwand immer seltener in ihre Hände. Dafür überließ er ihr die Durchschläge zum Lesen. »Ich würde dir heute abend gern vorlesen.« Daß Val diesem Wunsch Ausdruck verlieh, war ein verzweifelter Versuch, sich nicht länger ausschließen zu lassen.

»Oh, tut mir leid! Ich habe mit Schlomo wirklich ganze Berge von Problemen zu besprechen.«

Sie tauschten ein paar kalte Küsse sowie ein: »Bis später, Liebling. Warte lieber nicht auf mich.«

Gideon lenkte den Jeep durch den überdachten, seitlich offenen Laufgang des Accadia Hotel und hatte Schlomo Bar Adon schnell gefunden. Schlomo war ein ungeschliffener Diamant, ein Sabra, der Gideons Interviews, Reisen und Übersetzungen koordinierte und ihm alle Ecken und Winkel des Landes zeigte. Schlomo kannte sein Israel und erklärte es mit der Begeisterung eines antiken Sehers. In Gideons Augen wurden Schlomos rauhe Kanten durch den Umfang seines

Wissens mehr als kompensiert. Valerie duldete ihn eigentlich nur, und Roxanne schloß sich normalerweise der Einstellung ihrer Mutter an. Mit viel Geschick hatte es Val erreicht, daß Schlomo nicht mehr zu ihnen ins Haus kam, für Gideon aber war er unentbehrlich geworden. Möglicherweise war sie sogar ein bißchen eifersüchtig.

Schlomo deutete an, daß es besser sei, wenn niemand hörte, was sie sagten, also wanderten sie zu den Klippen hinaus. »Wir sollen an einem Einsatz teilnehmen«, berichtete Schlomo. »Wann?«

»Morgen.«

In Gideon stieg eine Woge der Erregung auf. »Vergeltung? Jordanien?«

Schlomo zuckte schweigend mit den Achseln. Gideon hatte gebettelt und gefleht um die Chance, an einem Einsatz jenseits der Grenze teilnehmen zu dürfen. Er wußte, daß diese Soldaten anders waren, sich von allen anderen Soldaten der Welt unterschieden. Ihre Verbundenheit mit den antiken biblischen Kriegern faszinierte ihn. Die einzelnen Teile eines sechstausend Jahre alten Puzzles lagen nicht in den Tiefen irgendeiner Büroschublade versteckt; die konnte er nur finden, wenn er hinausging und das Puzzle eigenhändig zusammensetzte. Den größten Teil seiner Vorstöße bei den Behörden hatte er gemacht, bevor Val und die Kinder kamen. Ihre Ankunft hatte die Gegebenheiten verändert: Es wäre grausam und unfair gegen sie, sich in ein so gefährliches Abenteuer zu stürzen. Aber zum Teufel, das Schreiben allein ist schon unfair genug. Es kostet jeden etwas den Schriftsteller, die Ehefrau, die Kinder. Ihrer aller Blut ist letztlich in den Zeilen versteckt. Ging dies nun über eine zumutbare Unfairneß hinaus? »Also, was meinst du, Schlomo?«

»Val?«

»Val.«

Schlomo wiegte den Kopf mit dem schwarzen Bart von einer Seite zur anderen: vielleicht ja, vielleicht nein. »Es wird geschossen werden. Menschen werden verletzt werden... getötet... verstümmelt. Man braucht nicht Pulverdampf zu riechen, um darüber zu schreiben. Gibt's noch was anderes, was dich da raustreibt?«

»Möglicherweise.«

»Was ist das, Gideon?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich kenne nur eine einzige Möglichkeit, das festzustellen: Ich komme mit.«

»Wir werden unseren Hintern schön brav unten halten.«

»Dieser Quatsch gehört aber nicht zu deinen Pflichten bei mir. Du brauchst nicht mitzukommen.«

Schlomo warf sich in die Brust. Eine Beleidigung! »Morgen früh um fünf hier im Hotel«, sagte er. »Ich bringe dich zum Bereitstellungsraum. «

Valerie hockte im Schneidersitz auf dem Bett, das Nachthemd hochgezogen, so daß ihre Schenkel entblößt waren. Die internationale Ausgabe des Time Magazine lag, während sie ihre Lesebrille putzte, zwischen ihren Beinen. Die Jerusalemer Post und die Herald Tribune waren im Papierkorb gelandet. Auf dem Nachttisch warteten Gideons Manuskriptseiten, die sie als Dessert lesen wollte. Val schlug den Literaturteil auf. Eine ganze Seite überschäumende Lobeshymnen für ein unbedeutendes Talent, das nicht mal zwanzigtausend Bücher verkaufen konnte, wenn man ihm neunzehntausend im voraus abnahm.

»Mieslinge!« schimpfte sie und warf die Zeitschrift beiseite. Statt dessen griff sie nach Gideons Manuskript; sie war schon ausgesprochen gierig darauf.

Als Val eine halbe Seite gelesen hatte, ließ sie sich in die Kissen zurückfallen und rieb sich die Augen. O mein Gott, ich

beckmessere. Ich meckere. Ich lese nicht, was er sagt, sondern was ich lesen will. Ich bin genauso geworden wie diese gottverdammten Kritikaster, die ich so hasse. Ich kann's nicht mehr lassen. Warum? Um ihn zu ärgern? Zum Teufel, nein - um ihm weh zu tun. Ich kann keinen klaren Kopf mehr bewahren. Mit dem Vogel Haß auf der Schulter kann man einfach nicht lesen.

Verdammt noch mal, Val, du mußt ihn mehr unterstützen. Das lesen, was dieser Mann auszudrücken versucht. Er ist gut. Er zerreißt sich, um in allem einen Sinn zu finden. Nur so kann ein Schriftsteller wirkliche Größe erreichen: auf einer eigenen Entdeckungsreise.

Zum Teufel, was soll das? Ich bin schließlich nach Israel gekommen, oder? Reicht das nicht aus als Unterstützung? Bist du Gideons wegen gekommen, oder um deinen eigenen Hintern zu retten? Sie hörte Grover knurren und die Gummiklappe seiner Hundetür auf- und zuklatschen. Geräusche verursachten ihr hier Unbehagen, verstärkten die Nervosität, die sie jedesmal überfiel, wenn Gideon nicht da war. In diesem verdammten Land war alles von Nervosität und Angst begleitet.

Val stellte sich vor, wie er ins Telefon flüsterte, die Frau anrief. Vielleicht wartete sie ja auch im Hotel auf ihn, und dann stürzten sie sich in die Leidenschaft. Wenn er frisch geduscht duftete, dann zweifellos, um ihren Geruch loszuwerden. Gewöhnlich trug er sein schlechtes Gewissen wie eine Neonreklame vor sich her. Endlose Partys in Israel. Reges Gesellschaftsleben. Du weißt doch, wie es ist, wenn man das Gefühl hat, daß alle Anwesenden dich anstarren. Da ist die Ehefrau, die Ärmste. Mitleid. Keine große Sache in Israel, diese Betthupferei: die personifizierte überlegene Weltgewandtheit.

Natascha Solomon. Eine verdammt charmante Person. So reizend zu Penelope und Roxy im Savyon Club.

»Wenn Sie mal nach Jerusalem kommen, würde es mir eine

Freude sein, Ihren Töchtern die Stadt zu zeigen.«

Und mir wäre es eine Freude, Ihnen eins auf die Klappe zu geben, Lady!

Aber nun los, Val, lies endlich dieses Manuskript... Sinnlos. Unbeherrscht warf sie es beiseite. Hundsmiserabel. Gott, wie weh das tut!

Da war dieser furchtbare Abend kurz nach meiner Ankunft in Israel. Gideon arbeitete noch im Hotel. Dachte ich jedenfalls. Also beschloß ich, rüberzufahren, ihn zu überraschen und ihn vielleicht zu einem kleinen, romantischen Spaziergang am Strand zu überreden. Als ich den Wagen vor dem Accadia abstellte, hörte ich brüllendes Gelächter am Strand.

»Was ist da unten los?« fragte ich den Türsteher. »Ein Treffen ungarischer Überlebender aus ganz Israel«, antwortete er. Die Klippen, die hinter dem Hotel verliefen, zogen mich magisch an. Die Ungarn waren über den ganzen Strand verteilt; eine Gruppe, die um ein Lagerfeuer saß, amüsierte sich ziemlich lautstark. Einige von den Feiernden begannen sich auszuziehen und forderten andere auf, ihrem Beispiel zu folgen. Splitternackt liefen sie ins Wasser und trieben Unfug, daß es schon an Sex grenzte. Ich kam mir vor wie ein Voyeur, aber es war so verdammt lustig da unten, daß ich am liebsten mitgemacht hätte. Mein Gott, wenn jemals Menschen ein bißchen Fröhlichkeit verdient hatten, dann diese hier. Beim Anblick ihrer nackten Körper überlief mich ein eiskalter Schauer: Genauso waren sie in die Gaskammer geschickt worden. Und dann fiel es mir wieder ein, das erste Mal, als eine Frau mich umarmen wollte und ich die eintätowierte Nummer an ihrem Handgelenk sah. Ich schrie auf und warf mich weinend in Gideons Arme. Noch tagelang war ich ganz durcheinander. Also, dachte ich, amüsiert euch gut, Kinder! Gott sei gedankt für Israel.

Ich wandte mich um, kehrte zum Hotel zurück und blickte zu

Gideons Fenster im vierten Stock empor. Ein großes Badetuch hing über dem Balkongeländer. Merkwürdig. Na ja, vermutlich ist er vorhin ein bißchen ins Wasser gegangen - aber Moment mal, was, zum Teufel, ist denn das? Eine Frau kam aus Gideons Zimmer geschossen, schnappte sich das Badetuch und wickelte sich schnell hinein.

Ich stand da wie angewurzelt. Von meinem Platz aus konnte ich die Tür sehen, die vom Hotel zum Strand führte. Gleich darauf tauchte dieselbe Frau dort auf, lief über den Strand, warf das Badetuch ab und stürzte sich mitten in das fröhliche Getümmel im Wasser. Ich blickte auf. Jetzt stand Gideon auf dem Balkon und beobachtete sie. Kurze Zeit später erfuhr ich, daß sie Natascha Solomon hieß. Anscheinend hatten sie vor meiner Ankunft eine nicht sehr diskrete Affäre miteinander begonnen. O Gott, Gideon! O Gott! Warum? Warum? Warum? O Gott! Wild und schön war sie, ungezähmt. Ich wurde fast wahnsinnig, aber ich hielt den Mund. Es schmerzte, es schmerzte, es schmerzte, aber ich stellte ihn nicht zur Rede. Das war mein verdammter Fehler. Aber... ich glaube... ich wollte ihn, koste es, was es wolle.

Auf einmal war sie von Gideons Worten gefesselt und wurde ruhiger. Es ist wunderschön, dachte sie. Es ist wohl den Preis wert, den wir dafür bezahlen müssen. Eine Seite, noch eine, und noch eine. Ich muß es ihm sagen. Unbedingt.

Grover bellte, dann hörte sie Gideons Jeep. Eine angenehme Überraschung. Impulsiv wollte sie das Licht ausmachen und Schlaf vortäuschen. Das ist kindisch, Val. Sag ihm, was du von seiner Arbeit hältst. Vielleicht wird er mit dir über das sprechen, was nun kommt, vielleicht reden wir die halbe Nacht lang, wie wir es früher immer getan haben.

Sie tat, als lese sie, lauschte aber gespannt auf die Geräusche, das Zuschlagen der Jeeptür, seine unverwechselbaren Schritte,

das Klirren, als er nach dem richtigen Schlüssel suchte, das behutsame Schließen der Haustür, das Klicken, als er die Kühlschranktür öffnete und wieder schloß, den kurzen Halt vor dem Kinderzimmer und ein leises Gutenachtwort für Grover. »Hallo, du kommst früh«, sagte sie und nahm die Brille ab. Von der Tür aus starrte Gideon auf ihre Schenkel und beobachtete, wie sie bewußt ihre Brüste unter dem dünnen Nachthemd schaukeln ließ. Die Atmosphäre konnte noch so gespannt sein, zwischen ihnen funkte es trotzdem im Handumdrehen.

Warum zieh' ich das Ding nicht einfach aus und heiße ihn daheim willkommen? dachte sie, blieb aber zurückhaltend und kümmerte sich nicht um seinen Blick.

»Deine Freunde sind heute wohl alle oben in Jerusalem«, fuhr sie fort. Warum nur? Das wollte ich gar nicht. Es ist mir so rausgerutscht.

Vielen Dank, Kumpel. Du hast mich auch diesmal nicht enttäuscht, dachte er.

»Keine Anrufe?« fragte Val.

Übersetzung: Keine Anrufe von ihr? Hast du einen Quickie mit ihr abgezogen? Sprich's doch aus, Val, verdammt noch mal! Sie hat einen Namen. Sprich ihn aus! Du traust dich wohl nicht. »Keine Anrufe«, antwortete er.

Val zog ihr Nachthemd über die Beine herunter, legte die Manuskriptseiten kommentarlos beiseite, lehnte sich bequem zurück und zog die Bettdecke herauf. »Gott, bin ich müde!« seufzte sie.

Getroffen! Mitten ins Schwarze! Falls er einen Rest friedlicher Stimmung nach Hause mitgebracht hatte, so war der jetzt mit Sicherheit sauer geworden.

»Komm, hör auf«, sagte er. »Ich muß morgen früh raus.« Eine bedrohliche Stille trat ein. »Um halb fünf muß ich das Haus verlassen.«

Ganz langsam richtete Val sich auf; sie fürchtete das nun folgende Gespräch. »Darf ich fragen, warum?«

»Ich werde mit den Jungs rausgehen.«

»Den Jungs?«

»Den Truppen.«

»Großer Gott, Gideon, du bist in diesem Monat schon zweimal auf Negev-Patrouille gewesen. Auf wie vielen insgesamt - fünf? Sieben?«

»Sieben oder acht, ich weiß es nicht.«

»Was hast du vor? Aktien des Löwen-Bataillons zu kaufen?«

»Val... Val... Diesmal ist es nicht direkt eine Patrouille.« Val wurde unruhig, ängstlich, zögerte, die nächste Frage zu stellen. »Was genau ist es denn dann?« fragte sie kurz. Keine Antwort. »Möchtest du's mir etwa nicht sagen?«

»Man hat mich aufgefordert, mich an einem... einem Einsatz zu beteiligen.«

»Bist du verrückt geworden?« schrie sie ihn an.

»Baby, du weckst die Kinder auf. Ich... ich versuche schon seit Monaten, so etwas zu arrangieren. Wenn ich mir diese Gelegenheit entgehen lasse, werde ich nie wieder eine Chance kriegen.«

»Du hast deinen gottverdammten Verstand verloren!«

»Die Kinder, Liebling! Ich muß jetzt schlafen.«

»Nun sieh dir diesen Mistkerl an - scheint im siebten Himmel zu schweben, stimmt's?«

»Val!«

»Echte Kugeln und alles diesmal. Das alte Marines-Blut wieder so richtig in Wallung, was?«

»Sei still!« Er atmete heftig, mit zusammengebissenen Zähnen. »Ich bin nicht hergekommen, um das Leben von einem Straßencafe an der Dizengoff-Straße aus zu beobachten.«

»Und ich bin nicht hergekommen, um rumzusitzen und darauf zu warten, daß du in einem Sarg nach Hause gebracht wirst. Du gierst ja direkt danach. Ich meine, du gierst tatsächlich danach. Du wirst nicht aufhören, bis sie dir deinen dämlichen Kopf von den Schultern ballern!«

»Warum? Warum fällt es dir so schwer, warum ist es dir so beschissen unmöglich, mich zu verstehen?«

»Was willst du eigentlich, mein Junge? Sag's mir, damit ich weiß, was ich den Kindern erzählen soll.«

Er beugte sich über das Bett, die Hände wie Klauen, gespannt wie ein Drahtseil, zitternd. Seine Stimme klang erstickt. »Ich will es fühlen! Ich will mir vor Angst in die Hose machen! Ich will zu Tode erschöpft sein! Ich will es fühlen!«

»Und wenn dein Bein zwanzig Meter weit weg von dir liegt, willst du das auch fühlen?« Sie stand im Bett auf und schleuderte das Kopfkissen von sich. »Und was ist mit uns? Ein Jammer, daß du nicht dasein wirst, um zu beobachten, wie wir trauern. Du mußt das doch nicht mitmachen!«

»Nein, muß ich nicht«, erwiderte er mit bedrohlicher Ruhe. »Ich kann morgen zusammenpacken, mich mit eingekniffenem Schwanz nach Sherman Oaks zurückziehen und den Rest meines Lebens damit verbringen, Doris-Day-Komödien zu schreiben oder bei Disney auf den Hund zu kommen. He, nehmen wir doch den alten Gideon Zadok; eine der besten Huren der Stadt. Man braucht ihn bloß aufzuziehen, und schon kommt's, sabber, sabber, sabber. Der alte Gideon macht niemals Ärger. Der ist ein Pisser. Wollte früher mal ein richtiger Schriftsteller werden, hab' ich gehört. Ist das zu glauben? Scheißdreck, konnte wohl nicht von seiner Monogramm-Wäsche lassen, der alte Gideon.«

»Ist denn jetzt nicht dein alter Spruch fällig, daß ich deinen zweiten Roman kaputtgemacht habe, weil ich nicht wollte, daß du in den Puffs von San Francisco lebst?«

»Nein, nein, nein, Liebling, mach dir bloß keine Vorwürfe. Es geht darum, daß das Lehrgeld in diesen Privatschulen bei weitem zu teuer ist. Und Grover muß zum Psychiater. Und der Caddy hat schon mindestens tausend Meilen auf dem Tacho.« Val sank auf die Knie, barg das Gesicht in den Händen und wiegte sich vor und zurück, vor und zurück. Dann stieß sie einen langen, schrecklichen Seufzer aus, legte sich hin, kehrte ihm den Rücken und zog sich die Decke über die Ohren. »Verpiß dich!« sagte sie. »Baby«, rief er verzweifelt, »sag mir bitte, daß du weißt, was ich zu tun versuche. Bitte, sag's mir!«

Sie war jetzt gelassen, tödlich gelassen. »Du liebst den Krieg, Gideon. Sogar dein Jeep hat vorhin freudige Laute von sich gegeben, als du nach Hause kamst.«

Gideon war niedergeschmettert. Er ließ sich gegen die Wand sinken und schaute zu Boden. Verdammt, sie hatte recht. Die Vorstellung, an einem Angriff teilzunehmen, hatte ihn in Begeisterung versetzt. Wie kann man so etwas erklären? So etwas rechtfertigen? Er kniete sich neben das Bett, streckte vorsichtig die Hand aus und berührte die Wölbung ihrer Hüfte. Val blieb eiskalt. »Es ist ein Teil von mir, Baby, ich kann nicht anders. Na schön, ich bin wie berauscht davon, aber ich muß es versuchen, Baby. Ich muß die Gelegenheit ergreifen. Zwing mich bitte nicht, zurückzukehren... dahin... ohne es wenigstens versucht zu haben.« Er wartete, aber sie rührte sich nicht. Er erhob sich schwankend. »Ich fahre ins Hotel«, erklärte er.

Sie langte hinter sich und zog die Decke zur Seite, damit er ins Bett steigen konnte. Innerhalb von Sekunden schmiegte er sich fest an sie. »Baby... Baby...«

Val drehte sich um, umfaßte seinen Kopf und zog ihn an ihre Brust. »Versuch zu schlafen, Gideon. Du wirst deine ganze Kraft brauchen. «

»Zieh dich aus.«

»Du verrückter Kerl! Du bist unmöglich, Zadok, du geiler

Jude.«

»Das ist es, was mir Kraft verleiht«, behauptete er. Es lag etwas Unglaubliches in ihrer Liebe, wenn sie auf den Schwingen einer derartigen Raserei daherkam.

VAL

Herzliyya, Israel 10. Oktober 1956

Ich hatte schon oft mit klopfendem Herzen auf Gideon gewartet. Und immer gewußt, daß er den Weg nach Hause finden würde. Diesmal nicht, Val, sagte ich mir immer wieder, es kann sechsunddreißig Stunden dauern, bis du eine Nachricht bekommst. Wenn ich nur die Augen schließen, morgen erst wieder aufwachen und ihn vor mir stehen sehen könnte! Wenn ich nur mit einem Menschen darüber sprechen könnte!

Alle meine Möglichkeiten, die Zeit totzuschlagen, verloren ihren Reiz: ein neues Buch zu lesen, Kleider für die Kinder zu nähen, ihnen ein paar gründliche Schulstunden zu geben. Ich schien mich nicht konzentrieren zu können.

Vielleicht sollte ich mich in den Wagen setzen und nach Jerusalem rauffahren, oder die archäologische Grabungsstelle bei Hazor besichtigen. Nein, nicht mal zu einem ausgiebigen Strandspaziergang hatte ich Lust. Ich mußte da sein, falls ein Anruf für mich kam. Schließlich trank ich mit ein paar Nachbarinnen Tee. Nette Mädchen, Südafrikanerinnen. Ein Teil ihrer Familien war in Johannesburg geblieben, um sich um die Firma der Familie zu kümmern. Die Profite wurden nach Israel geschickt, wohin der andere Teil der Familie ausgewandert war, um dort neue Unternehmen zu gründen. In der Wolle gefärbte Zionisten mit klaren Zielen.

Wo Gideon jetzt wohl war? »Noch etwas Tee, Dara?«

»Danke, Val. Ein bißchen sehr nervös heute, wie?« Ich traute Dara Myerson nicht so recht. Sie war zu hinreißend. Und flirtete wie alle mit Gideon.

Beinahe wäre ich umgekippt. Hastig ließ ich den Teekessel fallen und suchte schnell am Spülstein Halt. »Aber Val, du bist ja leichenblaß!«

Sie brachten mich ins Schlafzimmer, und Selma fuhr Dr. Hartmann holen. Dara erbot sich, die Kinder bis zum Abend zu übernehmen und sich um die Mahlzeiten zu kümmern. »Was hast du, Mom?«

»Nichts. Nur ein kleiner Schwindelanfall.«

»Kriegst du deine Periode? Ist das die prämenstruelle Phase?« wollte Roxy wissen. Roxanne hatte in letzter Zeit immer wieder neugierige Fragen über die Menstruation gestellt. Sie befand sich sozusagen in Wartestellung, allzeit bereit für das große Ereignis. Und für den Fall, daß es überraschend eintreten sollte, trug sie stets eine Damenbinde bei sich.

Dr. Hartmann behandelte zahlreiche Überlebende aus den Konzentrationslagern. Seine Arzttasche enthielt eine Menge Wundermittel. Die Kinder waren schon gegangen, und als das Medikament zu wirken begann, wurde es märchenhaft ruhig und friedlich... huiii... Gott sei gelobt... Baby schwebt... Die beschissene Uhr hatte sich kaum bewegt. Elf Uhr vormittags erst. »Verdammt!« Ich atmete tief durch. Es schmerzte sehr stark. Einen so starken Schmerz hatte ich bisher erst einmal verspürt: während des stundenlangen Wartens, als Penelopes Leben am seidenen Faden hing.

Ich sah zu dem Foto auf der Kommode hinüber. Da ist er und starrt auf mich herab. Konteradmiral Warren Ballard und Mutter. Moms breitrandiger Hut schäumend vor Spitzen. Beide mit militärisch gestrafftem Rücken und weißen Handschuhen. Beider Lächeln würde auf der Richterskala mit 0,001 registriert werden. Bulldog Ballard.

»Mom, wenn Grandpa mir den Kopf tätschelt, tut er mir jedesmal richtig weh«, beschwerte sich Roxanne. Davon hätte ich Roxy ein

Lied singen können...

San Francisco Bay, 1944-1953

Auch die sanfteste Berührung wirkte bei ihm wie ein Totschläger. Für alles, was nicht fünfundzwanzig Knoten machte und nicht vierzig Prozent Alkohol hatte, brachte der Admiral gewöhnlich kein Interesse auf, vor allem wenn es sich um eine Stimme handelte, die einem kleinen Mädchen gehörte. Wir waren Gebrauchsgegenstände. Mutter war ein erstklassiger Gebrauchsgegenstand. Meine geliebte Schwester Ellen war ein Gebrauchsgegenstand, Gott segne ihre versoffene Seele. Bruder Tom war kein Gebrauchsgegenstand. Er war männlich!

Aber Tom ließ das alte Team im Stich. Jawohl, Tom! Statt Bulldog Ballard nach Annapolis zu folgen, trieb er sich irgendwo auf einem Berggipfel in Südamerika herum und zeigte undankbaren Indios, wie man mit Düngemitteln umgeht.

Anthropologie! Was, zum Teufel, ist Anthropologie? Heiratet eine gottverdammte Peruanerin, ein Halbblut: Das ist Anthropologie! »Das Thema Tom sollten wir Weihnachten lieber erst gar nicht anschneiden«, hatte Mutter uns gewarnt. »Das macht den Admiral zu sentimental.«

Diese Probleme gab es mit meiner geliebten Schwester Ellen nicht. Ein Hoch auf die Navy! Fred Barrington, also das ist mir ein prachtvoller junger Offizier, wie unsere Navy ihn seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hat! Dieser Junge wird einen Kreuzer kommandieren, bevor er fünfunddreißig ist. Hussa! Einen Kreuzer, bevor er fünfunddreißig ist! Meine geliebte Schwester Ellen, die den Admiral und den Prachtburschen Fred insgeheim unter den Tisch trinken konnte, hatte einen Sohn produziert. Der war zwar ein kleiner Mistkerl, aber der Admiral wußte nun wenigstens, daß die alten Traditionen trotz Bruder Toms

Treulosigkeit weiterleben würden. Ich war das Nesthäkchen. Zu dem Zeitpunkt, da ich flügge wurde, hatte meine geliebte Schwester Ellen sich von allen isoliert, während Bruder Tom dem Admiral den Mittelfinger unter die Nase gehalten hatte und an Bord nach Südamerika gegangen war. Mutter hielt gewöhnlich zu Vater, daher verbrachte ich meine Kindheit damit, die Kunst des Kompromisseschließens zu erlernen und das Boot nicht ins Schwanken zu bringen. Ich war gut im Kunstunterricht, von Anfang an - verdammt gut sogar. Mein Traum, in Paris zu studieren, hatte wegen des Krieges nicht verwirklicht werden können. Außerdem hatten Mutter und ich es nicht geschafft, den Admiral hundertprozentig zu überzeugen. Oh, ich war gut genug für Paris, gewiß aber noch nicht ganz bereit dafür. Die wirklich ausgezeichneten Kunstschulen von L. A. und New York waren ebenfalls zu weit entfernt. Also entschloß ich mich, den Krieg zu benutzen, um mich auf Paris vorzubereiten. Das Mills College, eine Art Westküsten-Vassar mit einem reichlich hochnäsigen Campus ausschließlich für Mädchen schien mir ein akzeptabler Kompromiß zu sein. Erfreute den Admiral über die Maßen und störte den Frieden zu Hause nicht. Zu Hause, das war übrigens Coronado Island, von San Diego aus einen kleinen Fährensprung quer über die Bucht. Schiffe hier, Schiffe da, Schiffe ringsum. Überall Navy. Eine Ruhestandskolonie, wo die alten Seebären im Rigor mortis erstarrten, bevor sie zum letztenmal Segel setzten: ins große Jenseits. Pro Häuserblock sechs Fregattenkapitäne und fünf Kapitäne. Flaggoffiziere auf dem Ocean Boulevard. Dort lebten wir in einem riesigen, alten, zugigen Haus mit Holzplankenverkleidung und hatten das ganze Jahr über Vierten Juli.

Am Mills College genoß ich den ersten richtigen Vorgeschmack der Freiheit. Ich studierte Kunstgeschichte (gähn) und Studio Art und polierte hauptsächlich mein Französisch auf, damit ich nach dem Krieg an der Sorbonne

glänzen konnte.

Damals lernte ich ihn kennen. Gideon Zadok. Private First Class, US Marine Corps und bestens bekannter Veranstalter von Theateraufführungen.

Gideon war Patient im Oak Knoll Naval Hospital, nur ein paar Schritte vom Campus des Mills College entfernt. So viele arme, verwundete Marines und Matrosen fern von zu Hause, die intensiver und liebevoller Pflege bedurften, und mehrere hundert junge Mädchen, die gerade ins richtige Brunstalter kamen... ein wunderbares Arrangement auf Gegenseitigkeit. In jenen Tagen herrschte noch altmodische Ritterlichkeit... ein paar heiße Zungenküsse, vielleicht ein bißchen Busenkneten, aber nichts, was wir nicht unserer Mutter erzählen konnten. Gott, war die Welt damals tugendhaft! Es war schön.

Gideon sprach nicht viel von seinen Dienstjahren in Übersee. Im Laufe der Zeit erfuhr ich von ihm, daß er auf Guadalcanal sieben Malariaanfälle gehabt und anscheinend eine Schrapnellverletzung an der Schulter davongetragen hatte. Keine sehr schwere Wunde, aber einer seiner Freunde im Lazarett berichtete mir, er habe sie zwei bis drei Tage lang geheimgehalten, bis sie sich durch das Dschungelklima entzündete und ernsthaft genug für das Purple Heart wurde. Später, auf Tarawa, hatte er sich das Denguefieber geholt, eine furchtbar schmerzhafte Krankheit, bei der sämtliche Gelenke - Knöchel, Knie, Zehen und Rückgrat - anschwellen. Überdies schien er auch noch an Asthma zu leiden. Alles in allem war er ganz einfach ein ausgelaugter Krieger, der eine ausgiebige Genesungszeit brauchte.

Ich überredete einige meiner Freundinnen, mit mir ins Oak Knoll Hospital zu gehen und sich sein Stück anzusehen. Zu meinem Erstaunen war es eine ungeheuer komische Farce, mit sehr viel Können und großer Begeisterung gespielt. Die Handlung war köstlich. Eine Marines-Einheit wurde in den Weltraum geschossen, wo sie auf einem fernen Planeten eine

Kolonie gründete. Nach mehreren Jahrhunderten verlor die Kolonie den Kontakt und wurde schließlich ganz vergessen. Da draußen währte das Leben endlos. Hundert Jahre lang standen die Marines Tag für Tag zur Reveille auf, übten sich im Exerzieren, hielten ihre Putz- und Flickstunden ab und ließen Inspektionen über sich ergehen. Dann wurden sie plötzlich wieder aufgespürt und auf die Erde zurückgeholt. Der letzte Akt, in dem sie Sex mit Frauen entdecken, war einfach umwerfend. Nachdem sie sich jedoch auf der Erde umgesehen hatten, entschlossen sie sich, in den Weltraum und zum ewigen Exerzieren zurückzukehren.

Ich weiß nicht, warum ich immer wieder mit diesem Kerl ausging. Er war ein kleiner Angeber, aber die meisten Marines haben so ihre Probleme mit der Bescheidenheit. Außerdem fand ich es, glaube ich, wunderbar, mit Soldaten auszugehen und festzustellen, daß sie nicht alle behaarte Affen waren. Nachdem ich Gideons Theaterstück sah, begann ich mich zu fragen: Was hat er nur, daß ich ihn so anziehend finde?

I'll be seeing you In all the old familiar places, That this heart of mine embraces, All day through...

Ich hoffe nur, daß es noch langsame Tänze gibt, wenn Roxanne und Penelope anfangen, mit Jungen auszugehen. Die kann ihnen ihre alte Mom gründlich beibringen. Einen beträchtlichen Teil meiner Slow-Fox-Karriere hatte ich in den Armen eines ehrgeizigen jungen Offiziers verbracht, der sich die größte Mühe gab, die Tochter des Admirals rumzukriegen. 'ne Menge zielloses Rumgeknutsche, reichlich Schweiß und da kommt sie auch schon, die Erektion. Andererseits jedoch, Kameraden, kann langsames Tanzen auch einen hervorragenden zweiten Platz hinter ihr wißt schon was einnehmen. PFC Zadok kannte sich bestens aus im Nahkampf auf dem Tanzboden. Er

hielt mich fest, aber fair, während seine Antennen ausgefahren waren, um auch noch das schwächste Signal aufzufangen. Nachdem ich festgestellt hatte, daß wir gut zusammenPassten, und mich nicht mehr dagegen wehrte, schmiegte ich mich einfach an ihn, bis wir fast miteinander verschmolzen, genoß es, seine Wange zu spüren, atmete schwer und wiegte mich mit ihm, als bewege sich nur einer von uns für beide. Er kannte ein Restaurant auf der anderen Seite der Bucht in San Francisco, das seine Verhältnisse nicht überstieg: El Globo am Broadway, im italienischen North-Beach-Viertel, eigentlich eine portugiesische Bar mit Zimmern für zu Besuch weilende Seeleute im oberen Stock. Hinter der Bar gab es ein halbes Dutzend Nischen in einem Raum, in dem man für neunundneunzig Cent ein Abendessen mit Wein wie bei Muttern bekam.

Wir wurden jedesmal stiller, hielten nur Händchen und sahen einander durch die Kerzenflamme in die Augen. »Was wird aber der Admiral zu uns sagen? Wo ich doch nur ein einfacher Soldat bin. Und ein Marine.«

»Der Admiral und ich, wir stehen uns nicht so nahe. Ich weiß es nicht. Man hat ihm bei Midway ein Schiff unterm Hintern weggeschossen. Er hat zu viele seiner eigenen Männer sterben und zu viele Marines vom Strand gekratzt werden sehen. Das hat ihm einen großen Teil seiner Bigotterie ausgetrieben.«

»Möchtest du dich weiterhin mit mir treffen?« Ich wollte schon sagen: Ich bin noch nicht soweit. Das hatte ich bisher immer gesagt: Ich könnte mich richtig in dich verknallen, Schätzchen, aber ich bin noch nicht soweit. Paris, und so weiter, weißt du. Ich antwortete nicht.

»Willst du'n richtigen Hammer hören?« erkundigte sich Gideon.

»Schieß los.«

»Ich bin Jude.«

Ich weiß nicht, wieviel Überwindung es ihn gekostet haben

muß, das auszusprechen, aber es war ein denkwürdiger Augenblick für uns, denn auf einmal ging es nicht mehr um Spiel und SPass.

Verlegen machte ich irgendeine klugscheißerische Bemerkung wie etwa: »Wußte ich's doch, daß du was Komisches an dir hast!«

Gideon warf einen Blick in die Bar, wo ein hitziger Wettkampf im Armdrücken stattfand. »Da drüben kriegen wir das Geld für unser Dinner und das Benzin. Leih mir mal schnell ein paar kleine Scheine; den Gewinn können wir uns dann teilen.«

O Mann, war dieser kleine Bastard gewieft! Er besiegte drei portugiesische Matrosen, alle doppelt so groß wie er, und kassierte fünfzehn Dollar.

Ich durfte damals das Auto einer Freundin benutzen, das wegen der Benzinrationierung die meiste Zeit im Trockendock verbrachte bis Gideon kam. Der besorgte genügend Bezugscheine, um den Tank immer wieder aufs neue zu füllen. Wir gingen hinaus, doch mir war klar, daß ich ihm eine Antwort geben mußte.

»Laß uns wo hinfahren, wo's ruhiger ist«, schlug er mir vor. »Ich möchte dir was zeigen.«

Trotz all seiner Angeberei hatte mich Gideon kaum jemals berührt, deshalb fühlte ich mich völlig sicher, wenn ich mit ihm allein war.

Ich fuhr zu den Twin Peaks hinauf. Da es einer der sehr seltenen nebelfreien Abende war, konnten wir die gesamte Bucht mit all ihren schönen Brücken bewundern.

»Mit wie vielen armen, kleinen Matrosen warst du schon hier?«

»Mit einigen, aber du bist mein erster jüdischer Marine.«

Er küßte mich nicht. Später erfuhr ich, daß das alles zur

Strategie dieses verdammten Bastards gehörte. Er öffnete einen großen, festen Umschlag und zog einen Stoß Manuskriptseiten heraus.

»Was ist das?«

»Das erste Kapitel meines Romans. Ich würde es dir gern vorlesen.«

Ich begann plötzlich zu zittern. Da draußen funkelte und glitzerte einfach die ganze Welt, und mir gegenüber saß ein begeisterter junger Mann, der bereit war, den Fehdehandschuh hinzuwerfen und diese Welt herauszufordern.

»Wie heißt er?«

»Männer in der Schlacht.«

Als er fertiggelesen hatte, verlor ich die Fassung und weinte hemmungslos. So schön war es. Ich starrte Gideon Zadok hilflos an. Großer Gott, was war nur mit mir los?

»O Mann«, schluchzte ich, »jetzt hast du mich wirklich rumgekriegt!«

Gideon streckte die Hand aus, berührte sanft meine Wange und bat mich, doch nicht zu weinen. Niemals zuvor hatte ich etwas wie diese Hand gespürt. Und niemand hat mich seitdem so berührt. Außer ihm.

In that small café, The Park across the way, The children's carrousel, The chestnut trees, The wishing well, I'll be seeing you, In every lovely summer's day..,

»Gideon, ich liebe dich.«

»Ich dich auch, Val. Und du wirst es erleben, daß eines Tages alle aufstehen und applaudieren, wenn ich das Zimmer betrete. Sogar der Admiral.«

Tee mit Mutter Glockenschlag vier im Garden Court des Palace Hotel, und »Sieh zu, daß du nicht zu spät kommst,

Liebes«. Nachmittagstee, leise Musik unter dem hohen Glasdach, inmitten von Blumen, Topfbäumen und Springbrunnen. Jane Ballard Passte in diesen Garden Court. Purer Renoir war sie, in ihrem französischen Rüschenkragen und einem ihrer umwerfenden Florentinerhüte. Mutter war eine bleiche Schönheit, wie geschaffen dafür, Lavendel und lange Perlenketten zu tragen.

»Hi, Mom.«

»Hallo, Liebling.«

Jüngster Stand der Familienneuigkeiten: Vater war zum Vizeadmiral auf Zeit ernannt worden und befehligte nun einen Kampfverband, Hunderte von Schiffen. Es war ein ungeheuer großes Kommando, gegen Ende des Krieges ein angemessener Höhepunkt zur Beendigung einer hervorragenden Karriere. Das Alkoholproblem meiner geliebten Schwester Ellen war über die Schwelle der Heimlichkeit hinausgedrungen. Fred war inzwischen seit zwei Jahren in Übersee, und meine geliebte Schwester Ellen schien so dies und das nebenher laufen zu haben. Zum Glück hatte Ellen ja Mom. Aber sie hatte Mom immer gehabt. Es war Ellens eigene, bewußte Entscheidung. Ich war neidisch, daran bestand kein Zweifel. Es lag mir im Magen. Toms peruanische Ehefrau sollte demnächst ihr viertes Kind zur Welt bringen. Ob wir die beiden jemals zu Gesicht bekamen? Möglicherweise nach dem Krieg, und das war wirklich nicht nur so dahingeredet: Der Admiral war ein bißchen zugänglicher geworden und korrespondierte regelmäßig mit Tom. Tatsächlich! Bulldog Ballard wurde weich!

Am Abend zuvor hatten Gideon und ich unsere Barschaft zusammengelegt, um Mutter ins Shadows Restaurant auf dem Telegraph Hill auszuführen, und er hatte sie die volle Wucht seines Charmes spüren lassen.

»Wie findest du ihn, Mom?«

»Oh, er ist ein großer Charmeur. Ein cleverer Bursche.«

»Ich bin verrückt nach ihm.«

»Das ist nicht zu übersehen. Wie weit ist dieser Flirt inzwischen gediehen?«

Schweigen. Das Orchester stimmte ein Medley sentimentaler englischer Kriegssongs an... The White Cliffs of Dover... When the Lights Go on Again. Der Tee kam zu den Klängen von A Nightingale Sang in Berkeley Square. Mutter steckte sich ihre lange, dünne Zigarette mit einem goldenen Feuerzeug an, auf dem die Navy-Standarte prangte. Ein Geschenk meiner geliebten Schwester Ellen und Fred zur Silberhochzeit.

»Ober!« sagte Mom, um die zunehmende Verlegenheit zu überbrücken. »Ja, Ma'am?«

»Nehmen Sie dieses verdammte Zeug hier weg! Ich möchte einen Bourbon on the rocks, einen doppelten.«

Ich hatte eine Aversion gegen Alkohol; Mutter und der Admiral konsumierten genug davon. Aber wir steuerten auf den Kern der Sache zu, und es war möglich, daß es zu unschönen Worten kam. Davor fürchtete ich mich. »Ich nehme einen Whiskey sour«, erklärte ich.

Mittlerweile ausreichend gestärkt, rückte Mom endlich mit der Kardinalfrage heraus. »Schlaft ihr miteinander, Liebes?«

»Sozusagen.«

»Entschuldige, das verstehe ich nicht.«

»Wir liegen nebeneinander, und dann wollen wir, und wollen auch wieder nicht. Wir tun's gewissermaßen, und wir tun's nicht. Wir werden wahnsinnig! Verflixt!«

Der Flüssigkeitsspiegel in Mutters Glas senkte sich um zweieinhalb Zentimeter, und ihre Augen wurden ein wenig wäßrig, als der Whiskey ans Ziel gelangte.

»Und nun?«

»Ich möchte, daß du ihn magst.«

»Du hast vor, diesen Burschen zu heiraten, nicht wahr?« Ich

zuckte mit den Achseln.

»Der Admiral und ich haben festgestellt, daß junge Menschen ihrer Gefühle und Überzeugungen stets absolut sicher sind. Darüber hinaus verhalten sie sich starrköpfig und taub. Ich nehme an, wir werden nicht um Rat gefragt, sondern lediglich informiert.«

»Ich werde zuhören«, gab ich zurück.

»Gideon ist außerordentlich ehrgeizig und möglicherweise begabt. Das kann ich nicht beurteilen. Ich habe gestern abend sein Manuskript gelesen. Es ist sehr unausgegoren. Um Schriftsteller zu werden, braucht man Jahre. Der Junge hat keinen High-School-Abschluß. Er kann nicht aufs College. Angesichts dieser Tatsachen hat er nicht die geringste Chance, ein Romancier zu werden.«

»Ich wußte, daß du mich nicht verstehen würdest.«

»Nein, das tue ich nicht. Seine Chancen, den Pazifik zu durchschwimmen, sind größer. Wir selbst werden wohl im Laufe der Zeit lernen, mit einem jüdischen Schwiegersohn zu leben, doch weder der Admiral noch ich werden es akzeptieren, daß du dich selbst unglücklich machst.«

Unvermittelt stieg Wut in mir auf. »Aber Mom, das ist doch lächerlich! Keiner von euch beiden hat in den letzten zehn Jahren auch nur registriert, daß ich lebe. Na schön, dann wird er eben kein Schriftsteller. Ich liebe ihn, weil er davon träumt. Weil er es wagt. Auf jeden Fall wird er aber genug Geld verdienen. Ich will ihn wegen der Art, wie er mich liebt... wegen der Art, wie er mich berührt.«

Mutter starrte mich an, als hätte sie der Schlag getroffen. »Ich brauche ihn, weil er so zärtlich ist.«

Sie spielte mit ihrem Glas, schwenkte die Eiswürfel darin herum und hob es sogleich, als der Ober vorbeikam. Ich hatte sie überrumpelt. Die gute Val pflegte sonst niemals zu widersprechen.

»Das ist sehr unfreundlich«, stellte sie fest.

»Na schön, Mom. Wann war der Admiral zum letztenmal zärtlich zu dir?«

»Ach, weißt du, Kind, wir haben auch unsere wilden orientalischen Nächte gehabt. Er kennt sich mit meinem Körper aus. Warum, zum Teufel, wollt ihr jungen Leute nie glauben, daß eure Eltern sich je geliebt haben?«

»Und ich?« fragte ich und faßte es nicht, daß mir diese Worte über die Lippen kamen. »Was ist mit der Liebe zu mir?«

»Große Männer haben große Schwächen«, erwiderte sie. »Nein, unterbrich mich nicht, Valerie. Dein Vater ist ein aufrechter Mann und Patriot. Auf seinem Gebiet gehört er zu den Größten der Welt. Und er hat mich in über dreißig Jahren kein einziges Mal betrogen. Vielleicht habe ich ihm zuviel und dir zuwenig gegeben. Die Familien solcher Männer müssen immer ein gewisses Opfer bringen. Glaubst du wirklich, dein junger Mann, Gideon, wäre so viel anders als dein Vater? Ich sagte, unterbrich mich nicht, Val... Der Admiral hat in seinem ganzen Leben niemals ein einziges liebevolles Wort von seinem Vater gehört. Er weiß nicht, wie man ›Ich liebe dich‹ sagt. Aber er liebt dennoch, auf seine eigene Art, und ich, weiß Gott, ebenfalls. Dieser Mann - dein Vater -, wenn der auf der Brücke seines Flaggschiffs steht, auf dem Schlachtschiff, und den Feldstecher an die Augen hebt, sieht er von einem Horizont zum anderen Schiffe, Flugzeugträger, Schlachtschiffe, Kreuzer, Zerstörer. Am Himmel Flugzeuge, unter Wasser U-Boote. Und er, Bulldog Ballard, ist der Befehlshaber! Was kann ich, die Ehefrau, ihm im Vergleich dazu bieten? Ich kann höchstens dafür sorgen, daß er fit bleibt, Verständnis für seine Schwächen aufbringen und ihn so lieben, wie er ist.«

»Mit mir und Gideon ist das ganz anders. Die Welt verändert sich, Mom. Wir werden eine Ehe führen, in der beide Teile berufstätig sind. Sobald er mit dem Schreiben genug Geld

verdient, gehen wir nach Paris, damit ich meine Ausbildung beenden kann.«

»Ach Val, mein Liebling, glaubst du wirklich, daß Gideon nicht genauso ehrgeizig ist wie dein Vater? Glaubst du wirklich, du könntest mithalten, wenn er zu seinen Höhenflügen startet? Um auf der Brücke dieses Schiffes zu stehen, muß er zu Hause Ruhe haben. Vielleicht stimmt es, daß eine tapfere neue Welt beginnt. Ich höre ständig davon, aber ich begreife es nicht. Ich bin nichts weiter als eine einfache, alte Navy-Ehefrau. Meine Karriere ist mein Mann, und das ist mehr als genug für mich.«

»Mom. Wir haben letzte Woche geheiratet.« Sie wurde aschfahl. Wir waren beide noch minderjährig. Sie konnten die Ehe annullieren lassen, wenn sie das wollten. »Der Gedanke, daß ihr so wenig von uns haltet, daß ihr nicht zu uns gekommen seid, macht mich traurig. Vielleicht wirst du dein Familienleben besser gestalten als ich das meine.« Mit raschen Schritten ging sie, um sich in ihrem Zimmer auszuweinen. Dies war das erstemal in meinem Leben, daß ich meinen Eltern ernsthaft die Stirn geboten hatte. Und nun hatte ich Angst.

Gideon und ich hatten eine winzige Wohnung im zweiten Stock, ohne Lift, über einem chinesischen Lebensmittelgeschäft in der Larkin Street am Rand von San Franciscos Amüsier- und Gangsterviertel, dem Tenderloin. Fünfunddreißig Dollar pro Monat, möbliert.

Mein erster Kontakt mit meinem neuen Schwiegervater war ein fünf Seiten langer Brief, nicht unähnlich den Rocks and Shoals, der Dienstvorschrift der US-Navy.

... Ich weiß nicht, wieviel Dir mein Sonnyboy von seiner glücklichen Kindheit in Philadelphia erzählt hat, aber wir sind eine sehr fortschrittliche Familie. Ich habe keine Einwände dagegen, daß mein Sohn eine Schickse (Nichtjüdin) heiratet,

aber er sollte niemals vergessen, daß er ein Jude ist.

Einliegend die Rezepte für Gefilte Fisch, Matzensuppe, Borschtsch, Gedampte Flaisch, Zimess, usw. Wenn wir uns persönlich kennenlernen, werde ich Dich auf die Probe stellen. Vor allem solltest Du dafür sorgen, daß Gideon mir jede Woche schreibt. Ich mache Dich dafür verantwortlich. Und es könnte wohl nicht schaden, wenn auch Du mit mir korrespondieren würdest.

Ich weiß nicht, warum Gideon Philadelphia boykottiert. Was ist so großartig an San Francisco?

Von Gideons Mutter kam eine seltsame, kurze Nachricht: »Wie konntest Du das Deiner Mutter antun?«

Gideon wollte nicht nach Baltimore und Philly zurückkehren, nicht einmal auf einen kurzen Besuch am Ende des Krieges. »Ich fahre hin«, erklärte er, »sobald mein erstes Buch veröffentlicht worden ist, aber dann in einem Cadillac.«

Kurz vor Kriegsende ereignete sich ein Zwischenfall, der mir hätte zeigen müssen, daß ich einen Wilden geheiratet hatte. Gideon hatte erreicht, daß er aus dem Lazarett an eine Verpflegungsstelle in San Francisco versetzt wurde. Zu jenem Zeitpunkt versuchten der San Francisco Examiner und andere Hearst-Publikationen durchzusetzen, daß Douglas MacArthur Oberbefehlshaber im Pazifik wurde, das heißt, das Kommando über Navy und Marines bekam. Ein schrecklicher Leitartikel auf der Titelseite trug die Überschrift MARINES WERDEN SINNLOS GEOPFERT und hob hervor, MacArthur sei in der Lage, die Verlustziffern niedrig zu halten. Unterschlagen wurde dabei die Tatsache, daß die Marines jeweils die gefährlichsten Inseln erobern mußten. Mit ungefähr dreihundert Marinesoldaten zusammen stattete Gideon dem Examiner einen Besuch ab. Als der Chefredakteur telefonisch die Küstenpatrouille zu Hilfe rufen wollte, war - sieh an - kein einziger entscheidungsbefugter

Navy- oder Marines-Offizier in der Stadt zu finden.

Als die Polizei eintraf, packte Gideon als Sprecher den Chefredakteur beim Schlafittchen und drohte: »Beim ersten Cop, der hereinkommt, nehmen wir Ihre Pressen auseinander.« Ergebnis: Der Examiner druckte einen Widerruf, und die übrigen Hearst-Zeitungen strichen den Leitartikel. Ich erinnere mich an diesen Zwischenfall, weil ich dabei zum erstenmal erlebte, daß Gideon sich weigerte, klein beizugeben, eine Situation, die sich noch oft wiederholen sollte. Seine Kompromißunfähigkeit sollte uns sehr viel Kummer bereiten und zur Zerrüttung unserer Ehe beitragen.

Ein wunderschöner Brief kam von seiner Schwester Molly. Sie schrieb, daß sie schon lange auf diesen Tag gewartet habe. Es gebe viele Menschen, die Gideon liebten, erklärte sie, und er habe zahlreiche gute Freunde und teilnahmsvolle Verwandte, seltsamerweise sei er jedoch immer sehr allein. Er brauche dringend einen Menschen auf der Welt, den er sein eigen nennen könne, einen Menschen, der über ihn wache. Und Molly schrieb, sie liebe mich, weil ich Gideon liebe.

Liebte ich Mollys kleinen Bruder wirklich? Und wie ich ihn liebte! O ja, ich weiß, daß alle Jungverheirateten im siebten Himmel schweben, berauscht sind von all den neuen Entdeckungen, die sie machen, aber wir verschlangen einander. Die strenge Kontrolle über meine Gefühle, anerzogen von der strikten Berührungsabstinenz meiner Eltern, hatte meine Fähigkeit, Zuneigung zu zeigen, so sicher unter Verschluß gehalten wie ein Tresor. Mir war nie klargeworden, wie streng diese Kontrolle war und wie stark ich meine Gefühle unterdrückte. Nun brach die tief vergrabene Liebe aus mir hervor wie ein Vulkan.

Wir waren beide ein bißchen verrückt. Wir probierten alles aus, lasen jedes Sexbuch, das wir uns beschaffen konnten. Er

liebte es, wenn ich errötete, sobald er auf etwas Ausgefallenes stieß.

Setzten wir uns in ein Restaurant, steckten unsere Hände sofort unter der Tischdecke. Wir stahlen uns in dunkle Gäßchen. Liebten uns in Muir Woods nur wenige Meter neben dem Hauptweg auf der nackten Erde. Einiges davon klingt heute nicht mehr so wild, damals aber lebten wir in den vierziger Jahren, in denen Anstand und Geflüster einen weit höheren Stellenwert einnahmen als Ungezwungenheit. Verrückte Kostümierungen, Spiegel, Phantasie. Wir waren ständig auf der Suche nach neuen Ideen. Das erste Weihnachtsfest nach seiner Dienstentlassung feierten wir, unter dem Damoklesschwert der Armut, mit einem sechzig Zentimeter hohen Baum und wunderbaren, herrlichen Liebesspielen. Und dann kam die Morgendämmerung wie ein Donnerschlag von Oaklands Hügeln über die Bucht heran!

Wir lebten hauptsächlich von Träumen, jugendlicher Naivität und Veteranen- sowie Arbeitslosenunterstützung. Ich dachte, er würde sich unverzüglich auf seinen Roman stürzen. Er versuchte es auch eine kurze Zeit lang, versteckte ihn aber schließlich in einer Schublade, um ihn nur noch selten hervorzuholen. Manche nennen das Schreibsperre. Ich nenne es Angst. Die konnte er sich nicht eingestehen.

Gideon startete eine Reihe ehrgeiziger Unternehmungen, die garantiert die Welt verändern sollten. Nur war die Welt noch nicht für sie bereit. Er gründete eine zwielichtige Marines-Veteranen-Organisation mit fünf Mitgliedern, die es ihm ermöglichte, sich eine staatliche Genehmigung zu besorgen, aufgrund deren ihm die Gemeinnützigkeit sowie eine Anzahl Sozialleistungen für Veteranen zugesprochen wurden. Der kleine Bastard mietete sich einfach die Oper von San Francisco zur Aufführung seines neuen Stücks. Er organisierte Kulissen, Kostüme, Zeitungsberichte, erhielt eine Verzichterklärung der Musiker- und Bühnenarbeitergewerkschaften, verteilte

Handzettel, drängte sich in Rundfunkprogramme, schrieb hingerissene Besprechungen, in denen er aus nichtexistenten Zeitungen von Chicago und New York zitierte. Ergebnis: vierundsiebzig Dollar in der Abendkasse und eintausend Dollar Schulden.

Der Mißerfolg wirkte so niederschmetternd auf ihn, daß er sich in einer Boxhalle mitten im Tenderloin verkroch und drei Monate lang tagtäglich an Daddelautomaten spielte. Als nächstes kam eine Veteranenzeitung, die ihm Gelegenheit zum Schreiben bot. Er verfaßte die gesamte Zeitung mit vier Kolumnen unter verschiedenen Namen. Er telefonierte bis spät in den Abend hinein, um den einheimischen Geschäftsleuten Anzeigen abzuschwatzen. Es dauerte sechs Monate, bis das Unternehmen scheiterte und unsere Schulden um weitere eintausend Dollar stiegen. Dann kam die Herausgabe einer Zeitschrift, die ›Arbeitsplätze‹ in der ganzen Welt offerierte. Das Betrugsdezernat stattete ihm einen Besuch ab.

Anschließend schrieb er Sketche für eine Anzahl von Kabaretts im North-Beach-Viertel. Das waren recht komische sozialkritische Satiren. Leider bevorzugten die Gäste eine etwas textilärmere Unterhaltungsform.

Ich war so verliebt in den verdammten Kerl, daß ich an jedes einzelne seiner hirnrissigen Projekte bis zu dem Tag glaubte, an dem es platzte. Und dann konfrontierte ich ihn mit den drei magischen Worten: »Ich bin schwanger.«

Ein paar Trainer, mit denen er sich in der Boxhalle angefreundet hatte, schickten ihn zu einer Ortsgruppe der Teamster-Gewerkschaft, und so wurde Gideon zum Bezirksvertriebsleiter des San Francisco Call-Bulletin, einer Nachmittagszeitung. Er dirigierte dreißig bis vierzig Zeitungsjungen, von denen die Heimzustellung besorgt wurde. Meine allmorgendliche Übelkeit und Gideons regelmäßige

Arbeit holten uns abrupt in die Wirklichkeit zurück, so daß wir uns nach und nach aus dem Loch herausarbeiteten.

Ich hatte gehofft, er würde an seinem Roman weiterschreiben, doch die bisher erlebten Katastrophen hatten ihm den Wind aus den Segeln genommen. Zwar schrieb er ununterbrochen, in jedem freien Augenblick, aber leider nur Kurzgeschichten, Fiction wie Non-Fiction. Fünfzehn bis zwanzig davon waren ständig unterwegs, kursierten per Post von einem Verlag zum anderen. Innerhalb der nächsten zwei Jahre kassierte Gideon vierhundertzweiundzwanzig Absagen.

Mutter und ich hatten durch gelegentliche Briefe und Anrufe Kontakt gehalten. Als ich im achten Monat schwanger war, erhielten wir auf einmal die Nachricht, daß sie und der Admiral uns besuchen wollten. Panik!

Unsere Wohnung war ohnehin kaum groß genug, um meinen Bauch zu beherbergen. Sie bestand aus einer schrankgroßen Kochnische, einem Bad, in dem nur eine Person Platz fand, und einem Allzweckraum mit herausklappbarem Murphy-Bett. Wir aßen an einem Kartentisch auf mit Leinwand bespannten Klapp-Regiestühlen.

Diese Räumlichkeiten hatte ich mit einigen von meinen eigenen bunten Gemälden in grellen Farben, Posters und bunten Wandbehängen aufgeputzt. Das Tenderloin bot außer seiner Mischung von Saloons, Straßenräubern, Nutten und anderen zwielichtigen Charakteren eine Anzahl Geschäfte vom Typ Flohmarkt sowie Läden für alte Bücher und Schallplatten. Etwas aufpolierter Nippes verlieh dem Zimmer, neben gefüllten Bücherregalen, eine Art malerischen Charme. Draußen vor dem Fenster spielte uns das ungeschminkte Leben täglich menschliche Dramen vor - Feuerwehrwagen, die auf der Steigung unserer Straße die Gänge wechselten und damit das Haus in den Grundfesten erschütterten... Männer, die ihre

Frauen verprügelten... Frauen, die ihre Männer verprügelten... Säufer, die in unserem Entree ihren Rausch ausschliefen... einander befehdende Banden von Gassenbengeln... und im Erdgeschoß zwei freiberufliche Damen der Nacht. Mom und der Admiral würden in Ohnmacht fallen, wenn sie sahen, wo und wie wir wohnten, soviel stand fest.

Zu meinem Erstaunen schienen sie sich überhaupt nicht daran zu stören. Meine anfängliche Unsicherheit verwandelte sich sehr schnell in Sorge über das Aussehen meines Vaters. Er würde bald sterben. Das war der Grund für den plötzlichen Friedensbesuch. Er hatte Krebs, und ich war dankbar, daß sie gekommen waren. Wie Mom mir sagte, hatte er sich jegliche Schmerzbehandlung verbeten. »Dank der Schmerzen«, hatte er zu ihr gesagt, »weiß ich wenigstens, daß ich noch lebe.«

Ich hatte mich also zwei Jahre lang völlig umsonst vor diesem Besuch gefürchtet. Wie sich herausstellte, wurde es der wunderbarste Abend, den ich jemals mit meinen Eltern verbracht hatte. Für das Essen machten wir Kassensturz. Das Restaurant El Globo versorgte uns mit einem gewaltigen Topf Bouillabaisse zum Mitnehmen und verkaufte uns den Vino zum Großhandelspreis. Das Zimmer erstrahlte im Licht der Kerzen auf Chianti-Flaschen, denen fünfzehn Zentimeter dicke Allongeperücken gewachsen waren, und im Hintergrund ertönte leise Opernmusik. Gemeinsam machten wir uns daran, uns vollzustopfen und uns zu betrinken. Der Admiral und Gideon unterhielten sich über die Invasion von Tarawa wie zwei alte Kriegskameraden. Gideon hatte sie vom Standpunkt der Marines aus gesehen und für seinen Roman noch eingehender recherchiert. Der Admiral war ungeheuer beeindruckt.

»Aber warum arbeitest du nicht an deinem Buch?« erkundigte sich Vater mit seiner mir nur allzu vertrauten Direktheit. »Von selber wird es sich nicht schreiben.«

Ich glaube, keiner von uns war auf Gideons Antwort gefaßt. »Ich habe Angst«, erklärte er.

»Angst? Vor dem Schreiben?« fragte Mutter mit ehrlicher Naivität. »Alles, was ich seit meiner Kindheit ersehnt und erträumt habe, ist von diesem Buch abhängig. Was, wenn es ein Mißerfolg wird? Manchmal glaube ich, wenn ich es nicht schaffe, würde ich sterben wollen. Ich kann einfach nicht als ein Niemand durchs Leben gehen. Deswegen habe ich Angst.«

Es wurde unheimlich still im Zimmer. Der Admiral musterte Gideon lange und eindringlich. »Ich weiß genau, was du meinst«, sagte er schlicht.

Die Schallplatte war zu Ende. Gideon schaltete den Apparat aus. Der Admiral füllte sein Glas auf und fuhr wie im Selbstgespräch fort: »Ich kenne keinen geistig normalen Mann, der niemals Angst gehabt hat. Ich kenne keinen großen Mann, der nie seine tiefsten Ängste überwinden mußte.«

Viel zu schnell wurde es für sie Zeit zum Gehen. Gideon verabschiedete sich und ließ uns drei taktvoll allein. Mutter wollte wiederkommen, sobald das Baby fällig war. An der Tür zögerten wir alle drei. Wir hatten noch nie bei einem Abschied gezögert. Der Admiral tätschelte mir die Schulter, als sei ich ein junger Offizier, der ein lobenswertes Verhalten an den Tag gelegt hatte. »Du strahlst geradezu vor Glück, Val. Das freut mich. Dein Mann ist ein guter Junge. Ich habe Tausende wie ihn gesehen, die innerlich brennen. Er hat einen schwierigen Kurs gewählt.«

»Ob er es je schaffen wird, Dad?«

»Er wird sich diesem Buch stellen, sobald er den Mut findet, sich einer Niederlage zu stellen.«

»Ach Dad!« Weinend warf ich ihm die Arme um den Hals. Ich hätte ihm gern erklärt, daß es noch so vieles gäbe, was wir einander niemals gesagt hatten. Und nun wollte er gehen! Für immer. Gerade, als wir begonnen hatten, einander guten Tag zu sagen. Die Arme des Admirals hingen reglos herab, als ich ihn umarmte. Er war unbeholfen, wußte nicht, was er tun sollte. Ich

sehnte mich nach seiner Umarmung. Aber er konnte nicht. Dennoch war mir eindeutig klar, daß er alles verstand. Und er liebte mich wohl auch, auf seine eigene Art und Weise.

Ich bin froh, daß der Admiral noch lange genug bei uns war, um Roxannes Geburt zu erleben. Damals saß er bereits im Rollstuhl, und es war nicht mehr sehr viel von ihm übrig. Als man sie ihm in die Arme legte, hielt er sie lange und zärtlich fest... und sah mich dabei lächelnd an... als wäre ich es, die er hielt.

Gloria und Halleluja! Wieder beißt ein Bequeme-Monatsraten-Heft ins Gras! Wir sind jetzt stolze Eigentümer eines Sofas, eines Kühlschranks und eines gebrauchten Ford Model A, für den wir achtzig harte, bare Dollars bezahlt haben. Nun kommt der große Valerie-Santini-Balance-Akt!

Schaffen wir uns jetzt Geschirr, Handtücher, Silber und Hauswäsche an?

ODER

Gideon wünschte sich einen dieser neuen Langspielplattenspieler. **ABER**

Roxy brauchte ein Ballettkostüm. **UND**

Wenn die Vorderreifen nur noch sechs Monate halten würden! Wenn alles genau nach Plan verlief, würden wir alles besitzen, was wir uns wünschten, und vor allem restlos bezahlt haben in... genau dreihundertfünfundvierzig Jahren, einer wesentlich kürzeren Zeit als bei der letzten Kalkulation von vierhundertundsechs Jahren. Es ging vorwärts mit uns.

Ich versteckte jeweils eine geringe Geldsumme, damit allwöchentlich genug für einmal Kino und ein chinesisches oder El-Globo-Essen übrigblieb. Am Zahltag versteckte ich weitere zwei Dollar in Fünf- und Zehn-Cent-Stücken überall in der Wohnung als Kleider- und Taschengeld für mich selbst.

Gideon verdiente gar nicht so schlecht, fünfundsiebzig Dollar die Woche. Alles andere aber war grauenhaft. Er verabscheute seine Arbeit, brachte seine Probleme jedoch nie mit nach Hause, auch wenn der Tag noch so beschissen gewesen war. Arm zu sein war eine ganz neue und lehrreiche Erfahrung für mich. Was ich bisher nicht gewußt hatte, war, daß man arm und dennoch überglücklich sein konnte. Jeden Abend, wenn ich hörte, wie er die Treppe drei Stufen auf einmal nahm, erschauerte ich ein wenig. Wir trafen uns an der offenen Tür oder auch schon draußen im Flur, und er umklammerte mich, als hätten wir uns wochenlang nicht gesehen. Sobald die Wohnungstür hinter uns zufiel, befummelte er meine Kehrseite oder was immer er mit der Hand unterm Kleid erreichen konnte (ich machte es ihm nicht allzu schwer). Und kurze Zeit später hatte ihn Roxy auf den Fußboden gezerrt, während sie seine Taschen nach einem Mitbringsel durchstöberte. Ich brachte Roxy zeitig zu Bett; sie bekam gerade einen Schnupfen. Außerdem würde das heute ein ganz besonderer Superabend werden. Mom und Dad lasen den Kinsey-Report über die menschliche Sexualität und probierten etwas leicht Verrücktes aus. Ich meine, Sachen, die zwanzig bis dreißig Prozent der Menschen schon längst taten.

Aber es gab noch etwas anderes. Bei mir blieb hin und wieder mal die Periode aus, und normalerweise war das kein Grund zur Besorgnis.

Kerzen auf dem Kartentisch; La Boheme auf dem Plattenteller. So oft habe ich mich nach dieser Zeit gesehnt, Gideon. Wohin ist sie entschwunden? Mein Gott, wir waren so unendlich glücklich! Ich servierte ihm das Essen in einem umwerfenden, vorn geknöpften Sweater. Er musterte mich so bewundernd, daß ich errötete. Ich hatte mich sehr lange gefragt, warum Gideon mich geheiratet hatte. Ich war ziemlich groß, blond, und hatte einen prachtvollen Busen. Ich wußte, daß er sich großartig fühlte, wenn ich an seiner Seite ging. Er war stolz auf mich, auf meine College-Ausbildung, auf meinen Alten

Herrn, den Admiral. Durch mich vermochte Gideon irgendeinem Teil seiner Kindheit eine lange Nase zu zeigen. Aber er wollte nicht darüber sprechen. Genau wie er nicht über den Krieg sprechen wollte.

Über alles andere unterhielten wir uns ausgiebig. Wir konnten es nicht erwarten, allein zu sein und miteinander reden zu können. Er wurde sehr komisch, wenn er ein bißchen beschwipst war, und wußte über alles Bescheid, was in der Welt geschah. Häufig verständigten wir uns ohne Worte. Er legte mir den Arm um die Schultern, zog meinen Kopf auf seine Brust, und dann lauschten wir unseren antiquarischen Schallplatten, während wir dazu Vino tranken.

»Du siehst in letzter Zeit umwerfend schön aus, Val.« Er öffnete die Knöpfe meines Sweaters und machte alle möglichen köstlichen Sachen mit meinen Brüsten... »Sind wir schwanger?« erkundigte er sich.

»Ja.«

»He, was sagt man dazu! Ich hätte nichts gegen eine zweite Tochter.«

»Wieso?«

»Kleine Jungen müssen von der Minute ihrer Geburt an kleine Männer sein. Alles macht Druck, damit sie hart werden... nicht weinen... Seht doch, wie stark er ist... der wird mal ein Hockeyspieler. «

»Ich möchte einen Sohn.«

»Aber ich will nicht, daß mein Sohn in den Krieg muß«, entgegnete er. Und mir war klar, daß dies aus großer, zeitlicher Entfernung und aus seinem innersten Herzen kam.

»Ich habe nachgedacht, Liebling«, erklärte ich ihm. »Ich könnte ein paar Nachholkurse in Kunst nehmen. Ich brauche nämlich wirklich nicht mehr viele Punkte, um die Lehrgenehmigung zu kriegen.«

»Mir steht eine Gehaltserhöhung von zehn Dollar zu, und außerdem verdiene ich wöchentlich noch extra fünf Dollar als Finanzverwalter der Gewerkschaft. Versuchen wir's doch vorläufig mal so.« Roxanne hatte leichtes Fieber und einen bösen Traum. Ich nahm sie mit zu mir ins Bett, während Gideon auf unserer bezahlten Couch kampierte. Während der Nacht, als sie sehr unruhig war und mich weckte, sah ich, daß Gideon uns mit unendlicher Liebe im Blick beobachtete. »Hi«, sagte ich. »Hi«, antwortete er.

»Schlüpf zu uns rein, Liebling«, lud ich ihn ein. Ich schmiegte meine Kehrseite an seinen Bauch, und sein Arm umfaßte uns beide. Als Roxys Fieber sank, wünschte ich mir, die Nacht würde nie aufhören.

Gideon und ich hatten diese verrückte Idee, unbedingt in Marin County wohnen zu wollen, auf der anderen Seite der Golden Gate Bridge, obwohl das eine lange Busfahrt bis in die City bedeutete. Tagelang kutschierten wir in Marin County umher und warteten darauf, daß irgendwo unser Traumhaus auftauchte. Mill Valley war eine reizende, gemütliche kleine Ortschaft mit Rotholzbeständen, Waldpfaden, plätschernden Bächen, Millionen von Blumen und einem künstlerisch angehauchten Dorfzentrum. Henry Perkins war ein Immobilienmakler, der im ärmeren Teil des Ortes arbeitete. Er hatte sofort aus unserem Model A geschlossen, daß wir nicht eben die teuersten Wohnbezirke anstrebten. Das Haus, das Mr. Perkins für uns fand, war eigentlich ein verlassenes Wochenendhaus und brauchte, wie wir es im Branchenjargon ausdrückten, ein bißchen handwerklichen Aufputz. Aber verdammt noch mal, es hatte einen geräumigen Garten mit einem riesigen Madronabaum, eine Vorderveranda mit Platz für eine Hollywoodschaukel, ein Wohnzimmer mit Kamin, wirklich hübsche, zu Fuß leicht zu erreichende Schulen und... einen erschwinglichen Preis.

»Siebentausendvierhundert Dollar«, sagte Mr. Perkins nach einem kurzen Blick in sein kleines Notizbuch. Schluck! »Wie hoch ist die Anzahlung?«

»Dies kleine Schmuckstück läuft auf einem vollen G. I.-Darlehen. Keine Anzahlung und etwa einhundert Dollar Abschlußgebühren.«

»Wie hoch sind die Monatsraten?«

»Bei einem Darlehen von vier Prozent belaufen sie sich auf... Warten Sie mal. Einundvierzig Dollar und sechs Cent pro Monat. Kapital, Zinsen und Versicherung.«

Das Herz klopfte uns bis zum Hals. Wir hatten einhundertundvier Dollar auf der Bank.

Die Fehler, die Gideon nicht als Tischler machte, die machte er als Gärtner, Maler, Klempner und Maurer. Aber wir bearbeiteten unser kleines Hexenhäuschen, bis mir mein Bauch im Wege war, und als Penelope geboren wurde, besaßen wir ein warmes, gemütliches, winziges Eckchen Welt in einem ganzen Garten voll Rosen.

Gideon haßte seinen Job. Ich meine, er haßte ihn leidenschaftlich. Der Ausdruck »Heimzustellung von Zeitungen« beschwört ein hübsches, sauberes, echt amerikanisches Bild von kläffenden Hunden, schneeweißen Lattenzäunen und Lächeln auf den Gesichtern zufriedener Abonnenten herauf. Ja, sogar einige von unseren Präsidenten waren einmal Zeitungsausträger. Der klassische Weg vom Bettler zum Millionär. Es war ein Scheißjob.

Zwischen den vier Zeitungen von San Francisco tobte ein häßlicher Auflagenkrieg. Die Karten waren so gezinkt, daß die armen Zeitungsjungen von rechts, links, vorn und hinten betrogen wurden. Bezirksleiter wie Gideon gerieten unter den unerträglichen Druck einer skrupellosen Vertriebsabteilung auf der einen und der Notwendigkeit, ihre Jungen zu beschützen, auf

der anderen Seite. Die Abteilung schwamm in Medikamenten gegen Magensäure und -krebs. Alle sechs Wochen erlitt jemand einen Herzinfarkt. Gideon und einige der anderen Bezirksleiter wurden nicht weniger skrupellos beim Kampf gegen die Zeitung und der Sorge darum, daß ihre Jungen keine Verluste erlitten. Und um alles noch schlimmer zu machen, wählten die Männer Gideon zum Vertrauensmann der Gewerkschaft, so daß er nicht nur die eigenen, sondern auch noch die Probleme der anderen Bezirksleiter zu lösen hatte. Der Winter in San Francisco ist naß, doch weder die Zeitungsjungen noch die Zeitungen selbst waren wasserdicht. Die Abteilung wurde zu einem derartigen Verschleißapparat, daß bei vierzig Betriebsleitern Gideon innerhalb weniger kurzer Jahre an dritter Stelle der Dienstältestenliste stand. Und natürlich kam auch der Moment, da sich die Lage so zuspitzte, daß der Plan für einen wilden Streik entstand. Das konnte in Handgreiflichkeiten ausarten, denn die Zeitung hielt sich eine ganze Anzahl von Exboxern und Rowdys, die solche Unruhen unter Kontrolle halten sollten. Als Rädelsführer der ›Agitatoren‹ wurde Gideon in einen berüchtigten Slum versetzt, einen Bezirk voll armer Schwarzer, noch ärmerer Latinos, Wermutbrüder, Prostituierten, mehreren Missionierungsstationen, Kliniken für Geschlechtskrankheiten und fünf Ladenkassenüberfällen pro Nacht.

»Hi, Mom!«

»Hallo, Val. Ich hab' gerade meine Koffer abgestellt. Schaffst du's bis sechs in den Garden Court? Gideon kann uns nach Arbeitsschluß dann zum Dinner treffen.«

Mutter und ich waren einander sehr nahegekommen, oder vielmehr so nahe, wie es uns möglich war. Sie betete Penny und Roxy an, und Gideon zauberte stets ein kleines Funkeln in ihre Augen.

Scotch ist einer der unbesungenen Nebengewinne der

Mutterschaft. Fabelhaftes Zeug. Bei Drinks im Garden Court verabredeten Mutter und ich, daß die Kinder in den Ferien einen Monat bei ihr in Coronado bleiben sollten und ich selbst die beiden letzten Wochen ebenfalls dort verbringen würde.

Da Mutter viel zu taktvoll war, das verbotene Thema anzuschneiden, tat ich es.

»Er schreibt nicht mehr. Als wir nach Mill Valley zogen, hat er zwar anfangs noch ein paar Kurzgeschichten geschrieben, aber der Job hat all seine Energien aufgezehrt. Ganz zu schweigen von den Absagen. Mein Gott, wie ich diese Absagen hasse! Wahre Todesurteile sind das! Und wie viele Todesurteile kann ein Mann verkraften?«

»Meinst du, er hat es endgültig aufgegeben?«

»Im Augenblick glaube ich das tatsächlich. Er müßte sich einen anderen Job suchen. Vielleicht, wenn er in Marin etwas bekäme vielleicht würde er dann wieder anfangen zu schreiben. Und was mich persönlich betrifft, so habe ich beschlossen, sobald Penny im Kindergarten ist, wieder die Schulbank zu drücken und meine Ausbildung zu beenden. Wenn wir beide etwas verdienen, werden wir mit der Zeit einigermaßen gut auskommen.« Mom wurde ganz uncharakteristisch schweigsam und rang sich ein trauriges Lächeln ab. »Was bedrückt dich, Mom?«

»Irgendwann im Leben geben wir, glaube ich, alle unsere Träume auf. Der Admiral zwar nicht, doch andererseits versuchte er auch nicht, allein eine Reise zum Mond zu machen. Irgendwie dachte ich, Gideon würde es schaffen.«

»Wir lieben uns noch immer sehr, Mom. Früher oder später wird er seine Arbeitssituation in Ordnung bringen. Vielleicht versucht er's dann noch mal.«

»Je länger er wartet, desto schwieriger wird es werden. Und was, wenn er nun klar erkennt, daß er nie ein Schriftsteller werden wird?«

»Vielleicht ist ihm das alles über den Kopf gewachsen. Jeder, der Schriftsteller werden will, muß irgendwann einmal feststellen, daß er entweder naiv oder wahnsinnig ist. Es würde nicht das Ende unseres Lebens bedeuten.«

Ein weiterer San-Francisco-Winter, und Gideon veränderte sich. Ein großer Teil seiner Selbstsicherheit und Bravour verwandelte sich in Verdrossenheit. Das Feuer in ihm erlosch allmählich, und nun suchte er eine Möglichkeit, seine Niederlage zu verkraften und trotzdem weiterzumachen.

Eines Abends wurde er von zwei Kumpels nach Hause gebracht sturzbetrunken und zu voll, den Wagen fahren zu können. War dies eine neue Phase unserer Ehe, oder nahm der alte Marine nur liebevoll vom Schreiben Abschied?

Eine Woche lang sprachen wir nicht miteinander, verständigten wir uns nur auf dem Umweg über die Kinder. An seinem freien Tag kam er verlegen mit seiner Schreibmaschine zu mir in die Küche.

»Ich brauche eine neue Maschine«, erklärte er. »Wieviel können wir dafür erübrigen?«

Bleistift und Papier wurden hervorgeholt. Lieber Gott, es gab da ein Kleid, das ich mir heiß und innig wünschte - dreißig Dollar in gut versteckten Fünf- und Zehncentstücken hatte ich dafür gespart. Und wir zahlten immer noch an der Waschmaschine ab. »Drei Dollar«, antwortete ich.

Gideon bekam sechs Dollar Taschengeld pro Woche. Er reduzierte sie auf fünf. Am selben Tag noch ging er mit der Underwood zu einem Geschäft für Büromaterial in San Rafael. Sie war so alt, daß sie rechts eine mechanischen Wagenhebel hatte. »Hier ist die Anzahlung. Ich könnte fünf Dollar pro Monat aufbringen. Geben Sie mir dafür eine neue Maschine?«

»Ich hab' da ein paar wirklich gut überholte Modelle...«

»Aber ich brauche eine neue Schreibmaschine. Ich muß ein dickes Buch schreiben. Ich geb' Ihnen ein handsigniertes Exemplar, wenn's fertig ist.«

»Von solchen Abschlüssen kann ich nicht reich werden, mein Freund.«

»Ja oder nein?«

»Sie meinen es offenbar ernst mit dem Schreiben. Ich hab' noch nie eine Maschine an einen Schriftsteller verkauft.«

»Sie haben verdammt noch mal recht damit, daß ich's ernst meine. Marines-Ehrenwort.«

Gideon hatte das Zauberwort gesprochen. Der Ladenbesitzer war ein ehemaliger Marine, und die halten zusammen wie die Juden.

Gideon kam mit einer Smith-Corona nach Hause, öffnete die Schublade mit dem Manuskript und holte die ersten Seiten von ›Männer in der Schlacht heraus‹.

Was mein Mann in den nächsten drei Jahren mitmachte, würde ich keinem Hund wünschen. Gideon kam gegen acht Uhr abends nach Hause und schrieb in einem winzigen Dachbodenverschlag bis zwei oder drei Uhr morgens. Der Verschlag enthielt einen Kartentisch und die Schreibmaschine und lag neben dem kleinen Schlafzimmer der Kinder. Gideons Tippen wurde zu ihrem Schlaflied. Er war fast immer so erschöpft, daß er weder zusammenhängend reden noch allein die Treppe hinabklettern konnte. Ich mußte ihn auskleiden. An seinem freien Tag arbeitete er siebzehn, achtzehn Stunden lang hintereinander an der Maschine. Und so kam es, daß er schließlich doch noch ENDE schrieb, das Manuskript seiner ›Frau mit der Engelsgeduld‹ widmete, wir beide uns gemeinsam betranken und am nächsten Tag einen monumentalen Kater durchlitten. Was anschließend kam, war der Vorhof zur Hölle. Der Tod des Schriftstellers. Absagen. Bei jedem Gang zum

Postfach schleicht sich Angst in die Kehle, Angst in die Brust. Tage, Wochen und Monate gehen ins Land, und dann - kommt dieser gräßliche, kleine, vervielfältigte Kurzbrief mit dem Aufdruck: ›Entspricht nicht unserem gegenwärtigen Verlagsprogramm.‹ Die Unterschrift ist fast immer so verwischt, daß man sie nicht entziffern kann, oder fehlt ganz. Kein Wort des Trostes, kein Kompliment, kein Hoffnungsschimmer. Keine Erklärung. Ein persönliches Schreiben zu formulieren würde dem Lektor vermutlich die Zeit für seinen Martini stehlen. Die Verlagsbezeichnung für unangeforderte Manuskripte wie Gideons lautete ›Junk Mail‹, ›Letzter Dreck‹.

Gelegentlich bequemte sich jemand zu einem klugscheißerischen, herzlosen Kommentar: »Das mit Sicherheit schlechteste, jemals in englischer Sprache verfaßte Manuskript.« Oder: »Versuchen Sie's doch mit einem anständigen Beruf, werden Sie Klempner.« Ich wollte nicht mehr mit ansehen müssen, wie Gideon so geprügelt wurde. Er wurde zu abgestumpft für Tränen, ich aber nicht. Unser Leben wurde von namenlosen, gesichtslosen Schweinen vernichtet. Nun gut... wenn genügend Sommer und Winter vergehen, trifft man, wenn man nur hartnäckig genug ist, irgendwann mal auf ein oder zwei Freunde. Donald Howard, der Westküsten-Lektor von Summerfield House, hielt wenigstens soviel von dem Buch, daß er es nach New York schickte, und zwar mit der Empfehlung: »Ich weiß, es bedeutet eine Menge Arbeit, aber ich habe so ein Gefühl bei diesem speziellen Schriftsteller, und ich würde ihm gern dabei helfen, sein Manuskript zu verbessern.« Worauf der Verleger antwortete: »Vergessen Sie's. Es würde zwei Jahre dauern, seine Grammatik und Rechtschreibung zu korrigieren. Sie haben Besseres zu tun.« Howard besaß offensichtlich keinen Einfluß, aber er hatte Mitgefühl und bestellte Gideon zu sich ins Büro.

Gideon war deprimiert. Ich meine, zutiefst niedergeschmettert. In seinen Augen standen nur noch Kummer

und Schmerz. »Ich glaube, ich kann Ihnen ein paar Dinge beibringen, die sich für Ihr Manuskript hilfreich auswirken werden«, erklärte ihm Donald Howard. Also verzichtete Gideon auf unseren Urlaub und fuhr statt dessen täglich für ungefähr eine Stunde nach San Francisco, damit er mit Donald das Manuskript Satz für Satz durchgehen konnte. Es war bis obenhin voll von Weitschweifigkeiten, abgerissenen Handlungsfäden, mißlungenen Charakterisierungen, schlechten Konstruktionen. Das Manuskript wirkte allmählich, als hätte eine Herde Elefanten draufgeschissen. Aber Howard behauptete immer noch, das Gute überwiege das Schlechte bei weitem. Gideon besitze ein angeborenes, von Gott geschenktes Talent für Dialoge, für Kraft und Drive, sowie einen Sinn für Rhythmus und Timing und - vor allem - eine ungeheure Menschenliebe. »Die Frage ist nur«, ergänzte Howard, »haben Sie den Mut, es noch einmal zu überarbeiten?«

Also kletterte Gideon wieder einmal die Treppe zum Dachboden hinauf, küßte die Kinder, aß am Schreibtisch und wurde von mir zu Bett gebracht. Und dann kamen wieder die Absagen... sechs insgesamt...

Als Gideon aus dem Bus stieg und mein Gesicht sah, wußte er sofort Bescheid.

»Es hat einen Unfall gegeben. Penelope ist im Krankenhaus.« Mom hielt uns zusammen. Zwei Wochen lang lag unsere Kleine im Koma und kämpfte ums Leben. Ich kann nicht darüber schreiben, nicht einmal daran denken. Es gibt keinen Schmerz, der damit vergleichbar wäre, keine Angst, die dieser Angst gleichkommt. Wir waren füreinander stark und tapfer... Aber Mom hielt uns zusammen... und mein Schuldbewußtsein trieb mich fast in den Wahnsinn.

Tage und Nächte verschwommen ineinander... der furchtbare Krankenhausflur... die grimmige Miene des Arztes... die vielen

Schläuche, Verbände, Monitore... ihr liebes, kleines Gesicht, das nur eine einzige Schwellung war... kein Zeichen des Erkennens... o Gott, Penny, sprich mit Mommy, nur ein einziges Wort... bitte... Alpträume, in denen sie auf die Straße läuft... »Penny! Der Bus!«

Wieder einmal Mitternacht... Benommen wankte ich zum Kaffee-Automaten, wieder ein Rückschlag. Auf der anderen Seite des Ganges lag die Kapelle, die Tür stand offen. Ich setzte mich in die letzte Bank...

Gideon war vorn am Altar, ahnte nichts von meiner Gegenwart... noch nie hatte ich ihn in einer Kirche oder einer Synagoge gesehen... er hielt nicht viel von Religion...

»Gott!« sagte er mit einer so verzweifelten Stimme, daß ich sie kaum erkennen konnte. »Ich weiß nicht, ob es dich gibt. Ich weiß nicht, ob es dich jemals gegeben hat... Als Kind wurde mir beigebracht, daß man von Gott keine Gefälligkeiten erbitten darf... sondern nur Kraft und Weisheit... Ich habe keine Kraft mehr, Gott... He, Mann, hörst du mir zu, du Scheißkerl? Ich habe nie darum gebeten, Guadalcanal oder Tarawa überleben zu dürfen oder? Ich wollte dich bitten, Pedro überleben zu lassen, und habe es nicht getan... aber... aber... Gott... dies ertrage ich wirklich nicht... Ich weiß, Mann, daß man mit dir nicht handeln kann, aber es hat immer nur einen ganz großen Wunsch in meinem Leben gegeben: Schriftsteller zu werden... Wenn du sie nicht zu dir holst, Gott... werde ich bis ans Ende meiner Tage bei dieser beschissenen Zeitung arbeiten und mich niemals beklagen, okay? Ich schwöre, daß ich mich niemals darüber beklagen werde, daß ich kein Schriftsteller geworden bin, Mann... das ist alles, was ich dir anbieten kann. Bitte, nimm mir nicht mein Kind...«

Es dauerte sehr, sehr lange, und es vergingen viele Nächte voll Tränen und Furcht, aber Penelope kämpfte sich durch. Sie war die Tochter ihres Vaters. Eines Tages, fast genau ein Jahr später, wartete ich mit Penny und Roxy an der Bushaltestelle auf

Gideon. Penny übergab ihm ein Telegramm. WIR ENTSCHULDIGEN UNS FÜR DIE VERSPÄTUNG. WIR MÖCHTEN IHR BUCH SO BALD WIE MÖGLICH HERAUSBRINGEN. BRIEF FOLGT. GEZEICHNET J. BASCOMB III. CHEFLEKTOR, REAVES BROTHERS PUBLISHERS.

Auf einmal befanden wir uns in einer ganz neuen Welt betäubender Hektik. Gideon meisterte die Situation fast mühelos, als sei sie ein alter Freund, den er erwartet hatte. Er kündigte bei der Zeitung mit wunderbar zurückhaltender Würde. Die Mitarbeiter waren ungeheuer stolz darauf, daß einer der Ihren zur Vordertür hinausging, statt mit den Füßen voran hinausgetragen werden zu müssen. Sie schenkten ihm einen sehr schönen Koffer, ein Wörterbuch und (wie ich hörte) einen recht feuchten Herrenabend. Seine Zeitungsboys weinten unverhohlen. Sie legten zusammen, kauften ihm ein ziemlich teures Gasfeuerzeug und erklärten ihm, für eine Karte hätte es nicht mehr gereicht. Als er das Rauchen aufgab, trug er das Feuerzeug trotzdem weiter mit sich herum. Immer.

O ja, es gab ein paar Saufereien, gewiß, und ein paarmal mußte ich die Marines nach ihm auf die Suche schicken; im großen und ganzen jedoch hatte ich das Gefühl, daß er sich problemlos an seinen neuen Status gewöhnte und daß sich zwischen uns beiden mit Sicherheit nichts ändern würde. Vielleicht hätte ich gegen seine extrem ausgedehnte Feierei protestieren sollen, aber der Mann hatte so lange und so hart dafür gearbeitet, daß ich beschloß, es lieber zu lassen. Ich sprach mit meiner Mutter darüber, die ja selbst reichlich Erfahrung in so etwas hatte. Sie hatte Gideon liebgewonnen und hielt es nicht für den geeigneten Zeitpunkt, ihm ausgerechnet jetzt die Flügel zu stutzen. Außerdem wußte ich, daß Gideon immer nach Hause zurückfinden würde.

Die Pläne für seinen zweiten Roman stimmten mich allerdings nicht sehr glücklich. Gideon war fasziniert von den

Bewohnern des Tenderloin von San Francisco und hatte eine Reihe kurzer Charakterskizzen verfaßt, die er in einen Roman einbauen wollte. Mit Vorliebe trieb er sich mit Boxern in den übelsten Spelunken herum, spielte mit kleinen Ganoven Karten und hörte sich die traurige Lebensgeschichte der Nutten an. Das war überhaupt nicht nach meinem Geschmack, doch ich beschloß, den Mund zu halten und abzuwarten, was sein Verleger dazu sagte.

Ich hielt auch nichts von seiner Idee, ins Tenderloin umzusiedeln, während er seine Recherchen betrieb, und nahm mir vor, an dem Punkt nun doch eine Grenze zu ziehen. Möglicherweise würde er seine Meinung ja auch ändern, wenn der Moment kam, in dem er sich entschließen mußte.

Was mich betraf, so wünschte sich Valerie Zadok Ruhe und Frieden und ein etwas hübscheres Haus in den Hügeln von Sausalito mit Blick auf die Bucht und San Francisco. Vielleicht konnten wir uns sogar ein Segelboot leisten. Früher, als ich in Coronado aufwuchs, hatten wir immer eins gehabt. Und oben, unterm Dach, würde Gideon auf seiner Schreibmaschine herumhämmern. San Francisco liebte Schriftsteller. Wir würden zu einem bewunderten, neuen Teil der Szene werden. Ein herrliches Leben erwartete uns! Vielleicht würde ich sogar wieder zum Pinsel greifen und mich an ein paar Bildern versuchen!

Na ja, soviel zu meinen Luftschlössern. Das erste grausame Erwachen kam, als der Verlag ihm ein paar Monate später die Druckfahnen für sein Buch zum Korrigieren zuschickte. Reaves Brothers Publishers war ein konservatives, mittelgroßes Verlagshaus, das drei Jahrzehnte lang von dem mächtigen und ›legendären‹ Martin Reaves regiert worden war. Nun ging es mit dem Alten rapide bergab, er verlor seinen eisernen Griff, und da es keinen rechtmäßigen Erben gab, zerfiel der Verlag in einander bekriegende Parteien.

Jed Bascomb III., der Cheflektor, war ein richtiger Boston-

Typ, den sich der Alte ins Haus geholt hatte, um ihm die Rolle des obersten Hampelmanns zu übertragen. Als die Gesundheit des Alten nachließ, begann J. Bascomb III. an Größenwahn zu leiden. Wie sich herausstellte, war er jedoch weniger ein Mann von literarischer Integrität als vielmehr ein übler Ränkeschmied. Gideons ›Männer in der Schlacht‹ war anscheinend ein Hauptfaktor in Bascombs Plan, sich endlich einen Namen zu machen. Gideon hatte den Roman in einem ganz persönlichen, flotten, lebhaften Stil abgefaßt. Er benutzte einen Erzähler, der immer wieder einmal auftauchte, um in Ichform zu berichten. Das war allerdings recht ungewöhnlich und außerdem sehr gewagt, und so hatte J. III. anscheinend kein Risiko eingehen wollen und, ohne Gideon zu fragen, den Erzähler kurzerhand eliminiert. Gideon selbst erfuhr erst davon, als er schließlich die Druckfahnen erhielt.

J. III. mußte seiner Sache recht sicher gewesen sein. Er wußte von den zahllosen Absagen, die das Buch erfahren hatte, und war überzeugt, daß Gideon ihm keine Schwierigkeiten machen würde. Er hatte sich den falschen Juden ausgesucht. Wir waren ausgehungert nach einem Erfolg, und nun waren wir dicht daran, ihn zu schmecken, zu fühlen, zu riechen. Ich betete, daß Gideon den Karren nicht in diesem Stadium umwarf. Ich weiß nicht, mit wem Gideon sich beriet, aber nachdem er zwei Tage lang ohne Schlaf gegrübelt hatte, kam er mit blutunterlaufenen Augen zu mir in die Küche.

»Es ist sinnlos, Val. Ich kann's einfach nicht. Ich werde die Fahnen nicht freigeben, bis sie sich einverstanden erklären, das Buch genauso zu drucken, wie ich's geschrieben habe.«

O Gott! Ich dachte, ich müßte auf der Stelle tot umfallen! Ich persönlich fand eigentlich nicht, daß der Unterschied so groß war. Außerdem hatten die Verlagsleute in New York mit Sicherheit mehr Erfahrung in derartigen Dingen als Gideon. Und am schlimmsten: Was wäre, wenn sie sich weigerten, das Buch

herauszubringen? Die vielen Nächte, in denen er groggy war, die vielen Jahre des Kampfes und der Angst - alles umsonst. »Ich glaube, wir sollten lieber nachgeben«, sagte ich zittrig. »Bitte du nicht auch noch, Val!«

»Stemple mich nicht zur Verräterin, Gideon. Sie wollen dein Buch doch nur verbessern, Liebling.«

»Ich glaube dir nicht, Val.«

»Und ich glaube dir nicht. Du suchst nur Streit.«

»Wenn die zu dumm sind, zu kapieren, was ich beabsichtige...«

»Halt doch endlich mal den Mund! Es geht hier ja schließlich nicht nur um dich. Vielleicht ist dieses verdammte Ding deswegen fünfzehnmal zurückgewiesen worden. Vielleicht wissen's die anderen einmal, nur ein einziges Mal besser als du.«

»Ich kann einfach nicht glauben, daß du mich nicht verstehst!«

»Ich verstehe dich, Gideon. Ich verstehe dich. Ich habe dich jede Nacht aus deinen Kleidern geschält. Aber zu deiner Information, mein Lieber: Wir haben den Vorschuß von eintausend Dollar verbraucht, und du hast gegen den guten Rat aller Freunde deinen Job aufgegeben. Ich habe auch etwas zu sagen bei diesem Buch. Auch mein Blut steckt in seinen Seiten.«

»Merkwürdig! Wirklich merkwürdig! Du hast das alles mit mir durchgemacht und hast immer noch keine Ahnung, wie ein Schriftsteller handeln muß?«

»Nimm von mir aus dein lilienweißes Banner und steck's dir sonstwohin!« schrie ich erregt. »Von Idealen können wir nicht leben... Hör mal... Hör mal zu... Immer mit der Ruhe, ja, Liebling?... Kein Mensch wird merken, daß was verändert worden ist.«

» Aber ich weiß es!« schrie er zurück und stieß sich den

Daumen vor die Brust. »Sie haben mich an den Scheideweg gestellt. Sie wollen, daß ich links gehe, während ich selber nach rechts will.«

»Aber begreifst du denn nicht, Gideon... Sobald du stärker, sobald du etabliert bist, kannst du umkehren und den Weg einschlagen, der dir gefällt.«

»Val, Baby, du bist verrückt! Wenn man einen Kompromiß schließt, kann man das nie wieder rückgängig machen. Man muß sich behaupten, sich wehren und kämpfen, solange man hungrig ist. Ist man erst einmal fett und saturiert, wird man immer nur das tun, was sie befehlen.«

»O Gott... O Gott... All diese gottverdammten Nächte...« Ich heulte los. »Ach, Scheiße... Scheiße, Scheiße, Scheiße!« Ich spürte seine Hand auf meiner Schulter. »Bitte, Liebling!«

»Ich kann nicht, Val«, antwortete er, »Ich... äh... äh... Ich werde nächste Woche zur Gewerkschaft gehen und sehen, ob die mich wieder bei einer Zeitung unterbringen können. Mach dir... um mich keine Sorgen... Ich muß jetzt ein paar Tage fort... Ich komme wieder. Ich wünschte, ich könnte dir erklären, was es für mich bedeutet, Schriftsteller zu sein.«

Gideon brauchte mir nichts zu erklären. Wir hatten es durchlebt, einen verdammten Kampf nach dem anderen. Er schickte Bascomb ein Telegramm, in dem er sich weigerte, die Fahnen freizugeben, verließ das Haus und verschwand für ganze drei Tage.

»Mommy! Daddy ist wieder da!«

Mein Gott, er sah aus, als hätte er in einer Pennerherberge im Tenderloin übernachtet. Ich weiß nicht, wonach mir in jenem Moment war: mich in seine Arme zu werfen oder ihm einen Küchenstuhl über den Schädel zu ziehen.

»Die Gewerkschaft bringt mich beim Chronicle unter«,

erklärte er.

»Vorerst mal werde ich Lastwagen fahren. Gar kein Problem, wieder Arbeit zu finden. Nur ein paar Dienstjahre sind verlorengegangen. «

»Du brauchst nicht zu arbeiten«, gab ich zurück. »Der Verlag ist bereit, deine Forderungen zu erfüllen.«

Martin Reaves starb, bevor ›Männer in der Schlacht‹ erschien. Das Verlagshaus ging den Bach runter. J. Bascomb III. ersetzte Verlegerkönnen mit Hinterlist, Offenheit mit Täuschung. Ohne ein Programm wußte niemand mehr, wer mit wem redete. Nun brauchte Gideon wirklich einen Menschen, der ihn durch die folgenden Monate begleitete und ihm für seinen zweiten Roman ein bißchen richtungweisende Starthilfe gab. ›Männer in der Schlacht‹ hatte respektable Vorverkaufszahlen bei den Buchhändlern erzielt und sollte der erste Roman in der Geschichte werden, der mit einer Geld zurück-Garantie verkauft wurde. Gideon hatte die Zeitung in der Überzeugung verlassen, daß wir vom Verlag sechshundert Dollar im Monat als Vorschuß bekamen, damit er den Tenderloin-Roman beginnen und wir uns über Wasser halten konnten, bis regelmäßig die Schecks über die Tantiemen eintrafen.

Sie trafen nicht ein, obwohl das Buch noch vor dem Erscheinen in einer dritten Auflage gedruckt wurde. Und so saß Gideon da mit einem Buch, das bestsellerverdächtig war, während wir eine zweite Hypothek auf unser Haus aufnehmen mußten. Als uns die Pacific Studios einen Hollywood-Verkauf samt Drehbuch anboten, griffen wir zu, um nicht unterzugehen. Ich weiß nicht, was geschehen wäre. Hätte der Verlag Wort gehalten, so hätte Gideon möglicherweise auf das Drehbuch verzichtet und mit Tenderloin begonnen. Ich wußte es nicht, und er wußte es ebensowenig. Es war zu einer Überlebensfrage geworden, und das Filmhonorar von siebenhundert Dollar pro

Woche erschien uns wie das Ende des Regenbogens.

Was mich betraf, so war mein Traum von Ruhe und Frieden zerstört - für immer. Ich war an einen Krieger gekettet.

GIDEON

San Francisco Bay, 1953

Von meiner frühen Kindheit an rekapitulierte ich die Momente künftigen Ruhms wohl tausendmal. Wenn es soweit war, würde ich, Gideon Zadok, bereit sein. Während der dunklen Jahre war die Vorstellung, nach ganz oben zu kommen, eine unwiderstehliche Triebkraft, die mich in Gang hielt.

Nun war es tatsächlich soweit. Ein Traum nach dem anderen wurde wahr. Val genoß nur einen Teil davon - die Fernseh-Shows, die Zeitungsberichte, die guten Kritiken, die Anerkennung und Aufmerksamkeit. Zum erstenmal lernte ich sie von einer ganz anderen Seite kennen. Sobald sie im Scheinwerferlicht stand, fühlte sie sich äußerst unbehaglich. Sie hatte nicht soviel SPass daran wie ich.

Als ich noch bei der Zeitung arbeitete und auf dem Dachboden in Mill Valley schrieb, hörte ich mir, wann immer ich in die Nähe eines Radios kam, jahrelang täglich die Mary-Margaret-McBride-Show an. Sie war eine nette, kleine Dicke, die von ihrer Wohnung am New Yorker Central Park South aus sendete und tagtäglich einen Schriftsteller interviewte, der gerade ein neues Buch herausbrachte. Als ich zu ihrer Sendung gerufen wurde, war ich bereit. Ich war bereit für meine Suite im Mekka der Schriftsteller, dem Algonquin Hotel. Die verdammte Suite kostete über zwanzig Dollar pro Tag, aber zum Teufel damit. Ich war bereit, als ich zum Lunch an den berühmten Round Table gebeten wurde, den jeweils Literaturgrößen des Tages beehrten. Im Laufe des Essens wurde mir klar, daß diese Arschlöcher ihr Motto, dem anderen immer um eine Nasenlänge voraus zu sein, tatsächlich ernst nahmen. The New Yorker-

Leute. Möchtegern-Oscar-Wildes. Ich stoppte die Show mit ein paar groben, taktlosen Bemerkungen, nur um zu sehen, wie sie mit offenem Mund dasaßen und leichenblaß wurden. Val begriff den Zweck meines Humors nicht und wurde wütend. »Hältst du deinen vulgären Marines-Gossenjargon etwa für amüsant?«

»Mein Gott, Val! Siehst du denn nicht, was für eine gottverdammte Bande von Heuchlern das ist? Nicht einer von ihnen hat in den letzten zehn Jahren auch nur ein einziges Wort geschrieben. Was, zum Teufel, bilden die sich bloß ein, daß sie sich anmaßen, den Geschmack des Publikums diktieren zu wollen!«

»Seit dem Moment, als du in New York ankamst, bist du aggressiv. «

»Die Szene hängt viel zuviel von leerem Geschwätz ab. Hör dir das Geschwätz im Club ›21‹ an. Hör dir das Geschwätz von Sherman Billingsley an, wenn er uns höchstpersönlich an den primitiven Bauern vorbei in den gemütlichen Club Room führt, der für die hochnäsige Elite reserviert ist. Der Verleger hat eine Rechnung von über sechzig Dollar bezahlt - über sechzig Dollar! Und wofür? Für eitles Geschwätz.«

»Beruhige dich, Jungchen, genieß das alles«, gab sie zurück. »Du hast es geschafft. Hör auf, die rote Fahne zu schwenken. Jeder weiß doch, daß G. Zadok nicht zum Establishment gehört. Geh lieber unter die kalte Dusche.«

Vielleicht hatte Val ja recht. Zu den meisten Menschen bin ich nett; ich mag nur keine Windeier. Ich war ganz durcheinander. Ich wollte ich selbst sein, aber es wollte mir nicht gelingen, herauszufinden, wer ich war. Ich konnte nicht mehr bei der Zeitung rumhängen und in der Bar an der Ecke mein Bier schlürfen. Meine alten Kumpels betrachteten mich inzwischen mit anderen Augen. Als wäre ich so eine Art Jesus, oder so ähnlich. Sind Leute wie J. III. mein neues Leben? Kämpfen oder nicht kämpfen? Ich weiß nicht, wie ich mich

verhalten soll. »Eine schwierige Übergangszeit, Gideon«, sagte Val. »Sie werden bald genug erfahren, wie hart du bist. Also entspann dich.«

»Ja, ich glaube, das sollte ich wohl.«

»Wie war's, wenn wir einen Bummel über die Fifth Avenue machen und nach dem wahren Gideon Zadok Ausschau halten?« fragte sie.

»Der wahre Zadok ist hier, bei dir, in diesem Zimmer, Baby, und möchte dich jetzt sofort auf das Bett da werfen.«

»Du verrückter Kerl!« Aber sie erwiderte meine Küsse. Später streichelte ich ihr Haar, küßte sie immer wieder und sah schließlich aus dem Fenster auf die Fortyfourth Street hinab. Da unten herrschte Hysterie. »Wenn man erlebt, wie das erste eigene Buch veröffentlicht wird, dann ist das, als würde man aus einer Kanone geschossen. Das Wasser muß sich vermutlich selbst sein Niveau suchen.«

Sie richtete sich in den Kissen auf. Ich wurde nie müde, sie anzusehen. »Du wirst es schon schaffen«, behauptete sie. »Du bist wirklich ein netter Kerl.«

»Hier laufen endlos viele gute Theaterstücke. Ich möchte sie alle sehen.«

Allmählich beruhigte ich mich und begann all jene Dinge zu genießen, für die ich meiner Ansicht nach bereit war: das Interview mit Variety, den 50.000-Watt-Sender, die Verbeugung in der Ed-Sullivan-Show, die Lobeshymnen in Winchells Kolumne. Nur immer schön artig und anständig bleiben. Vergiß nicht, Freundchen, daß das alles jede Bedeutung verliert, wenn Val, Penny oder Roxy einmal etwas zustoßen sollte.

Der Krieg war nun schon seit beinah zehn Jahren aus, doch ich war kein einziges Mal mehr in Baltimore gewesen. Nun war ich bereit dazu. Kindisch, ich weiß, aber ich mietete das größte, schwärzeste Caddy-Kabriolett und fuhr damit zu dem seit langem fälligen Familientreffen. Als ich vor dem Haus meiner

Schwester Molly parkte, beanspruchte der Wagen die halbe Straße. Sämtliche Kinder kamen gelaufen, um ihn zu bestaunen, während die Nachbarn einen Blick auf mich selbst zu werfen versuchten. Rasch ging ich zu meinen Leuten hinauf und umarmte sie, und sie wurden rot und stotterten. Ja, es war schön, und alle genossen das Wiedersehen. Der Champ war endlich wieder zu Hause! Der amerikanische Traum lebte noch!

Die Zeitschrift Look brachte ein Foto der Rockettes von Radio City in der Garderobe, auf dem sie alle in einer bezaubernden Reihe sitzen und ›Männer in der Schlacht‹ lesen.

Ein AP-Funkbild der Millionenerbin Barbara Hutton, wie sie mit einem Exemplar unter dem Arm in Vegas aus dem Flugzeug steigt, um sich wieder einmal scheiden zu lassen. Und eins von Floyd Patterson, wie er das Buch an dem Abend liest, bevor er Hurricane Jackson besiegte.

Meine erste Autogrammstunde fand im Stationers Book Store von San Diego statt. San Diego. In den ersten Stunden der ersten Tage der Siegestour war dies die Erfüllung meiner wildesten Träume. Ich hatte das Grundausbildungslager in Dago absolviert. Damals war ich ein siebzehnjähriges Kind, und der Krieg war gerade erst ausgebrochen. Ich hatte mich freiwillig zum Marine Corps gemeldet. In Dago nahm mein Traum vom Schreiben zum erstenmal einen Hauch von Realität und Leben an. Jetzt hatte ich der Welt etwas zu sagen! Ich ging den Broadway entlang, am YMCA und den Amüsierlokalen vorbei, und ließ mich mit einem falschen Ausweis vollaufen. Und hier in Dago wurde ich auch zum erstenmal von einer Hure bedient.

Ich bestieg die Fähre nach Coronado, suchte mir einen ruhigen Platz, schipperte so lange mit dem Boot herum, bis mein Ausgang beinah abgelaufen war, und träumte von der Story, die ich eines Tages schreiben würde.

Das El Cortez Hotel krönte einen kleinen Hügel in der Nähe des Broadway. Ich blickte zu ihm als einem Symbol von Rang

und Wohlstand auf und sagte mir immer wieder: »Eines Tages.« Dago war eine krieggewohnte Stadt, die Hunderttausende von jungen Männern zum Kampf in den Pazifik geschickt hatte. Jetzt, über ein Jahrzehnt später, hielt es sekundenlang den Atem an und verneigte sich vor Gideon Zadok, PFC im US Marine Corps. Am Tag vor der Autogrammstunde betrat ich den Stützpunkt des Marine Corps, wurde eilends ins Büro des Kommandierenden Generals geführt und stand neben ihm, während das Rekrutenausbildungs-Bataillon vorbeimarschierte. »Wir sind stolz auf Sie, Marine«, erklärte er mir. Klingt wie Veteranenclub-Sprüche, ich weiß. Billig. Kitschiger geht's nicht. Aber ich hatte ein Kriegsbuch ganz besonderer, ganz neuer Art geschrieben. Die meisten Kriegsromane sprachen von einem tiefen Haß auf Amerika und das Militär. Gott weiß, daß ich den Krieg auch haßte, aber die Männer, mit denen ich Seite an Seite kämpfte, haßte ich nicht. Ich liebte sie vielmehr, hatte Respekt vor meinen Vorgesetzten und wußte, warum ich kämpfte. Ich war glücklich, daß das Corps stolz auf mich war. Val und ich hatten die Kinder in Coronado bei der Großmutter gelassen. Wir nahmen uns eine Suite im El Cortez. Wir dinierten im Skyroom-Restaurant, wo wir Dago mit all seinen Schiffen, Flugzeugen und Lichtern tief unter uns liegen sahen. In diesem Moment kam ich mir wirklich wie ein König vor. »Du siehst so nachdenklich aus, Liebling«, stellte Val fest.

»Mir geht eine Menge durch den Kopf«, antwortete ich. Später am Abend trieben wir's so total verrückt wie kaum jemals zuvor in unserer Ehe. Es begann in der Cocktail Lounge. Val betrat sie als erste und setzte sich allein an einen Tisch. In einer Garnisonsstadt wie Dago erscheinen die Drinks wie durch Zauberhand auf dem Tisch, wenn eine einzelne Dame die Bar betritt. Sie lehnte alle dankend ab.

Nun trat, auf der Suche nach einem Aufriß, ein großer, frischgebackener amerikanischer Romancier auf den Plan. Ich schloß Bekanntschaft mit dem Barkeeper und ließ den Blick

durch den Raum wandern.

»Irgendwas los?« erkundigte ich mich. »Bißchen lahm heute abend«, gab er zurück. Ich nickte zu Val hinüber. »Ist sie allein?«

»Die schlägt alles aus.«

»Was trinkt sie?«

»Whiskey sour.«

»Mixen Sie mir einen.«

»Ich warne Sie, Sie verschwenden Ihr Geld.« Als ich zu ihr hinüberging, schlug sie aufreizend die Beine übereinander.

»Hi. Ihr Drink«, sagte ich.

Sie maß mich von oben bis unten. »Danke, lieber nicht. Sie sind ein bißchen zu klein für meinen Geschmack.«

»Im Sattel bin ich groß«, entgegnete ich und nahm ihr gegenüber Platz. (An diesem Abend war Val die Frau eines Marinefliegers irgendwo im Pazifik.) »Schriftsteller, eh?«

»Autor. Einer der besten.«

»Ehrlich gesagt, ich hab' hier heute schon einen Stich gelandet. War aber nicht besonders viel dran.« Und so weiter, und so fort. Als ich dann zwei Drinks später mit ihr hinausging, glotzten die Neugierigen an der Bar, und der Barkeeper machte mir das V-Zeichen. Kinderspiel, Freunde, wirklich ein Kinderspiel.

Es war zwei Uhr morgens. Ich konnte nicht schlafen. Val knipste die Nachttischlampe an. »Du bist ja angezogen, Liebling!«

»Ich brauch' frische Luft«, antwortete ich. »Alles okay?«

»Nur etwas nervös, wegen morgen. Ich bleibe nicht lange.« Ich ging den Hügel hinab in Richtung Broadway und blieb vor dem Stationers Book Store stehen. Im Schaufenster waren mehrere Dutzend Exemplare von ›Männer in der Schlacht‹

sowie ein vergrößertes Foto von mir ausgestellt - mein erstes Autorenfoto mit Pfeife, Lederflecken an den Ellbogen der Cordjacke und allem, was dazugehört. Treffen Sie den Schriftsteller persönlich. Autogrammstunde am Freitag, 14.00 Uhr.

Stand ich wirklich, tatsächlich dort? So vieles schoß mir durch den Kopf. Die alten Broadway-Erinnerungen wurden lebendig, die Straße füllte sich mit Hunderten von Seelords und Ledernacken-Rekruten, und ich hörte die Stimmen meiner Kameraden, die so taten, als wären sie hart und amüsierten sich. Siebzehnjahre alt, fern der Heimat, und die ganze Welt da draußen wartete auf mich. Treffen Sie den Schriftsteller persönlich. Wie schön, diese Worte... Treffen Sie den Schriftsteller persönlich... Ihr kennt mich, nicht wahr? Ich war eins von den aufgeregten Kindern, denen von zu vielen Singapore Slings übel wurde.

Alles war still. Nirgends eine Menschenseele. Meine Bücher im Schaufenster. Ich brach in Tränen aus. »Suchen Sie Gesellschaft, Mister?«

Es war Val. Sie hatte sich Kleid und Mantel übergeworfen und war mir vom Hotel aus gefolgt.

Ein Streifenwagen hielt an, und einer der Cops sprang heraus. »Was ist hier los?«

Bevor ich antworten konnte, sah er mein Foto im Schaufenster. »He, das sind ja Sie! Großer Gott! He, Sean. Das ist der Schriftsteller! Gideon Zadok. Wir haben Sie heute abend im Radio gehört. Hat diese Person Sie etwa belästigt?«

»Sie ist die Mutter meiner Kinder.«

Der Cop war auch mal Marine gewesen. Er wollte nicht zulassen, daß wir zu Fuß ins Hotel zurückkehrten. Wir tranken etwas mit ihnen im alten Mexikanerviertel, dann brachten sie uns ins El Cortez zurück. Ich ließ mir ihre Namen und Anschriften geben und versprach, jedem ein Exemplar meines

Buches zu schicken. Obwohl der Abend mit Lachen endete, blieb doch ein störender Unterton zurück. Als Val mich vor der Buchhandlung aus meinen Träumereien gerissen hatte, fühlte ich mich gestört. Ich wollte, verdammt noch mal, allein sein, allein mit meinen Kameraden. Ich wollte, daß Pedro jetzt stolz auf mich war.

Warum war ich nur so verärgert? Val und ich hatten alles geteilt. Oder nicht? Ich hatte ihr nie etwas von Pedro erzählt.

10. April 1953

Mein Sohn! Mein Sohn!

Ich habe das erste Exemplar Deines Romans mit der wunderschönen Widmung erhalten. Ganz im Vertrauen, die Farben auf dem Umschlag gefallen mir nicht so besonders gut. Und warum haben sie versucht, Deinen Namen zu verstecken? Wie dem auch sei, Dein Aufstieg in die amerikanische Literatur kommt keineswegs überraschend für mich. Von der Zeit an, als Du noch klein warst, habe ich Dir geholfen, erwachsen zu werden. Dich ermuntert, und nun sind die Früchte unserer Bemühungen gereift. Mein Sohn, der Schriftsteller! Und ich, ein armer Tapezierer, bin selbst auch berühmt geworden. Ich hatte niemals im Leben eine Chance, es in der Kunst zu etwas zu bringen, nun aber wirst Du für mich all meine Träume verwirklichen.

Jetzt kommen jeden Abend Freunde in unsere bescheidene Wohnung, mit vielen, vielen Glückwünschen. »Wie wird sich Gideon verhalten, wenn er berühmt und reich geworden ist?« Einige würden wohl gern glauben, daß Gideon genauso wird wie alle anderen berühmten Menschen, daß er in Luxus lebt, den kleinen Mann vergißt, daß seine Arbeit bald in der Qualität

nachläßt und er sich dem Geschmack literarisch weniger anspruchsvoller Menschen anPasst. Aber wir, die Mehrheit, haben uns kategorisch gegen derartige Vermutungen gewehrt. Wir, die Mehrheit, sind überzeugt, daß Ruhm und Reichtum Gideon nicht korrumpieren können, weil Gideon Zadok, der Schriftsteller, an Herz und Geist größer ist als an Geld und Gold, daß Gideon Zadok, der Schriftsteller und Mensch, niemals die Menschen vergessen wird, von denen er kam. Tena, meine Frau und Deine Stiefmutter, die Dich wie ihren eigenen Sohn liebt, sagt mir, sie fürchtet, daß sie ein Billett kaufen und Schlange stehen muß, wenn sie Dich sehen will, und daß ihr Borschtsch und ihre Knisches für Dich nicht mehr gut genug zum Essen sind. Also, mein Sohn, solltest Du sie postwendend beruhigen und ihr mitteilen, daß Du mit Deiner Familie sofort nach Philadelphia kommen wirst, um ihr und allen anderen diese Furcht zu nehmen. Du magst doch Borschtsch und Knisches noch, ja? Und außerdem, mein Sohn, solltest Du sie immer in Deinen Briefen erwähnen, denn sie ist sehr empfindlich. Schreib einfach irgend etwas Nettes, Persönliches. Tena sagt, wir beide hätten auch ein Kind bekommen sollen, damit wir ein eigenes Genie hätten. Und was hast Du gegen Philadelphia? Warum läßt Du uns links liegen?

Du wirst mir ein paar Anmerkungen und gute Ratschläge verzeihen. Obwohl die Lebensumstände mir nicht erlaubt haben, selbst Schriftsteller zu werden, gelte ich immer noch als ein gebildeter, belesener Mann. Also denke bitte gründlich über folgendes nach: Halte Dich von roter Hetze fern.

Versuche Dein nächstes Buch anspruchsvoller zu schreiben, mit tiefergehenden Gedanken und ausdrucksvolleren Charakteren. Dein Plan, ein Buch über Boxer und Prostituierte zu schreiben, behagt mir nicht recht. Du solltest Dich mehr an jüdische Themen halten, und an Themen über den Kampf der Arbeiterklasse.

Schreib nicht so viele schmutzige Dialoge. Das ist abstoßend.

Ich habe noch sehr, sehr viele weitere kritische Anmerkungen, die ich Dir in meinen folgenden Briefen mitteilen werde, denn nur an der Kritik wirst du wachsen.

Du wirst Tausende von Fans haben, in Philadelphia. Ich wünschte nur, Du würdest dieser Stadt nicht so aus dem Weg gehen. Vielleicht könntest Du sogar erwägen, ganz nach Philadelphia zu ziehen, denn es ist ein weit größeres Literatur- und Kulturzentrum als das sogenannte San Francisco, und Gott behüte, daß Du in Los Angeles bleibst, einem berüchtigten Zentrum des Antisemitismus.

Ich habe Deine Adresse an eine Anzahl von Verwandten weitergegeben, die jetzt mit Dir persönlich Bekanntschaft schließen möchten, obwohl viele von ihnen mich jahrelang geschnitten haben. Ich hege keinen Groll auf sie. Du bist jetzt mein persönlicher Stellvertreter.

Und nun zu einem ernsteren Thema. In intellektuellen Kreisen herrscht die Meinung, daß einem Schriftsteller, sobald er in Hollywood debütiert, der Ehrgeiz abhanden kommt, wichtige Themen in Angriff zu nehmen, daß er degeneriert, sein Talent, seinen Namen aufgibt - und wofür? Geld? Glamour? Und daß sein Name, sobald Gold und Diamanten vor seinen Augen glitzern, vergessen wird. Gewiß, Hollywood ist genial bei der Produktion künstlerisch guter und lehrreicher Filme, aber die ungebildeten Massen bevorzugen statt dessen sexy schmeten. Und schließlich, daß Du in Hollywood lebst, bedeutet nicht, daß Du mir nicht jede Woche zu schreiben brauchst. Und nun, wo Valerie arbeitet, sollte sie mir auch regelmäßiger schreiben. Das vierte Gebot lautet, daß sie mir schreiben soll. Sie glaubt doch an die zehn Gebote, nicht wahr?

Dein Dich liebender Vater Nathan.

P.S. Grüß die Kinder sehr lieb von mir. Ich hoffe, sie lassen

sich nicht von Hollywoods Glitzerwelt verderben. Ansonsten geht es mir und Tena gut, bis auf die üblichen Beschwerden des Alters.

Bevor ich mich aufmachte, im Pacific Studio mein Drehbuch zu schreiben, brauchte ich die tröstliche Gewißheit, daß ich zurückkehren und meinen zweiten Roman schreiben werde. Also schickte ich eine Kurzfassung sowie die beiden ersten Kapitel von Tenderloin an J. Bascomb III. und bat ihn um einen Vertrag. Wie ich feststellte, traute J. III. dem eigenen Urteilsvermögen nicht. Er lektorierte sozusagen am runden Tisch, und seine Antwort bestand aus den Beurteilungen von fünf anderen Lektoren... »Als Romancier eine Eintagsfliege.«

»Wir sollten lieber auf unsere Option verzichten.«

»Eine traurige Leistung von einem Autor, der am Beginn einer so vielversprechenden Karriere steht.«

»Zadok wird offensichtlich zum Schundschreiberling.«

»Von dem wird man nie wieder etwas hören.« J. III. schrieb mir, daß er Tenderloin trotz dieser Beurteilungen herausgeben werde, sobald es fertig sei, weil sich alles, was von mir stamme, nach meinem ersten Buch gut verkaufen lassen werde. Das war ein ziemlich rüdes Benehmen für einen Cheflektor, aber er wollte mich dafür strafen, daß ich nach Hollywood ging, und außerdem wollte er sicherstellen, daß ich nur einen Minimalvertrag bekam.

Eine Woche lang hing ich am Telefon. Er war entweder beim Lunch oder in einer Konferenz oder sonstwie beschäftigt, also schrieb ich ihm in meinem schönsten Marinesjargon, daß ich mich von Reaves Brothers zu trennen gedenke.

Val war außer sich. »Die ganze Madison Avenue wird von deinem Brief erfahren. War es für uns nicht schon schwer genug, überhaupt einen Verleger zu finden?«

»Du verlangst wirklich, daß ich bei diesen Hurensöhnen bleibe, obwohl sie mir deutlich klargemacht haben, was sie von meinem neuen Buch halten?«

Verdammt noch mal, es gab wahrhaftig einiges an mir, was Val ganz einfach nicht verstand. Kompromisse schließen, zurückstecken, den Mund halten. Großer Gott, Val! Regst du dich eigentlich niemals über andere Menschen auf, immer nur über mich? Als ich mich auf die Suche nach einem Literaturagenten machte, hatte ich keine blasse Ahnung davon, wer hier wer war. Warum ich mich ausgerechnet für F. Todd Wallace entschied, vermag ich nicht zu erklären. Er hatte ein höchst affektiertes Uptown-Auftreten und betreute ein paar wirklich gute Autoren. Er erinnerte mich an diese Kerle vom Round Table im Algonquin, doch er gehörte anscheinend tatsächlich dazu und kannte sich in der Literaturszene aus. Und dann dieser Name: F. Todd Wallace - zuverlässig wie der Fels von Gibraltar. »Kann nichts schiefgehn mit dem alten Todd.«

Wie sich mit der Zeit herausstellte, hätte ich mich genausogut von der Mutter Oberin eines Karmeliterinnen-Klosters vertreten lassen können. Wie dem auch sei, ich brauchte mich nie wieder mit J. III. und diesem lausigen Verlagshaus rumzuschlagen. Ich reiste vor Val und den Kindern ab, um mich im Studio einzurichten und eine Wohnung für uns zu suchen. Die Atmosphäre zwischen uns war gespannt. Es gab Dinge, von denen ich immer geglaubt hatte, daß Val sie automatisch verstehen würde - aber sie verstand überhaupt nichts.

Hollywood, 1954-1956

Der eigentliche Filmvertrag für ›Männer in der Schlacht‹ war von Sal Sensibar, meinem Literaturagenten in Hollywood, abgeschlossen worden.

Vom ersten Augenblick an war mir bewußt, daß Sal ein hinterhältiger Mistkerl war, der sich, wäre er nicht Literaturagent gewesen, durchaus im weißen Sklavenhandel hätte betätigen können. Sal litt unheilbar an Größenwahn und oraler Diarrhöe. Trotz und alledem mochte ich ihn. Wir kamen aus dem gleichen Milieu, das inzwischen weit zurücklag. Solange ich ein vermarktbarer Schreiber war, würde Sal Sensibar auch immer Arbeit für mich finden. Er liebte Dinge, eine ganze Menge Dinge: Dinge mit starken Maschinen, Dinge, die glitzerten, weiche, pelzige Dinge, mit denen er sein aufgedonnertes Eheweib und seine aufgedonnerten Freundinnen behängen, riesige Dinge, in denen man schwimmen konnte. Als Sal mit mir nacheinander im Chasen's und im Scandia dinierte, wußte ich, daß ich der strahlende neue Mann in der Stadt war. Die Restaurantpreise spiegelten automatisch den Wert des Schriftstellers. Gute Ratschläge wurden in großzügigen Dosen verteilt. Einige davon waren es sogar wert, erwogen zu werden.

Sal erklärte es mir, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Die Studios stellten den Verfasser mit vier bis sechs Wochen Arbeit als kleine Garnitur auf dem Kuchen ruhig, um seine allgemeinen Ideen kennenzulernen, aber das war's dann auch schon. Nur sehr wenige Produzenten ließen einen Schriftsteller je wirklich das Drehbuch für sein eigenes Werk ausarbeiten.

»Vergessen Sie nicht, Gideon, daß das, was Sie geschrieben haben, für immer zwischen den Deckeln eines Buches erhalten bleibt.«

»Ich werde dieses Drehbuch schreiben, Sal.«

»Ich sage ja nicht, daß Sie es nicht schreiben werden«, gab er zurück, »aber Sie dürfen niemals vergessen, daß die Studios ein Buch aus allen möglichen Gründen kaufen können: um einen Star herauszustellen, weil es einem Regisseur gefällt, wegen seines guten Titels oder ganz einfach als Vorlage für einen Film. Es gehört ihnen. Sie haben ihnen die Rechte verkauft. Sie sind nicht verpflichtet, eine getreue Wiedergabe zu liefern.«

»Warum sagen Sie mir das alles?«

»Ich mag Sie, Gideon. Bringen Sie dies hier lebend hinter sich, und wir beide zusammen werden einen Haufen Geld machen. Aber steigen Sie da bloß nicht mit völlig farikte Ideen von hohen Ansprüchen hinein.«

Der erste Tag im Pacific war überwältigend! Ich hatte das Tor zu einer Stätte des Glanzes und der Macht durchschritten, die nur noch vom Weißen Haus übertrumpft wurde. Ich wurde Kurt von Dortann zugeteilt, einem altgedienten Filmproduzenten, der während der Lubitsch-Ära rübergekommen war, zu der Zeit, da monokeltragende Deutsche als der letzte Schrei galten. Von Dortann hatte anfangs einige große Erfolge gehabt. Stanley Gold, der Studiochef, gab ihm, um ihn beim Pacific Studio zu halten, in einem schwachen Moment nach einem großen Hit einen wasserdichten Zehnjahresvertrag, der Millionen Dollar wert war.

Als von Dortann dann mit einem Film nach dem anderen baden ging, tat Gold alles Erdenkliche, um ihn wieder loszuwerden. Von Dortann aber hielt tapfer durch - trotz öffentlicher Beleidigungen, Demütigungen und Erniedrigungen. Gold versuchte praktisch alles, es fehlte nur noch, daß er ihn vors Schienbein getreten oder geohrfeigt hätte. Von Dortann lächelte jedesmal nur, verbeugte sich zackig und holte seinen Gehaltsscheck ab. Als ich ihn kennenlernte, war er ein Bündel aus Haut und Knochen, völlig kaputt, und lebte in einem Nebel von Erinnerungen. Zwar düste von Dortann noch immer mit einem Porsche herum, aber sein alter, im spanischen Stil erbauter Besitz in Tarzana glich einem Geisterhaus, wo er sich jeden Abend betrank und seine Frau und Tochter beweinte, die ihn vor Jahren verlassen hatten. Am Wochenende sah es dort aus wie auf einem Prostituiertenkongreß mit Angehörigen dieses Berufsstands jeder erdenklichen Schattierung, Form und Couleur.

Bei unserer ersten Begegnung bestätigte mir von Dortann Sals Warnung, daß man mich hier von einer kurzen Pier aus auf einen langen Weg schicken würde.

»Nur keine Eile. Nichts überstürzen«, ermahnte er mich. »Schreiben Sie ein Treatment über das, was Ihrer Meinung nach aus dem Buch in den Film übernommen werden sollte. Einen kurzen Überblick. Vergessen Sie das Drehbuch.«

So ein Mumpitz! Ich war bereit. Nicht, daß ich eine Hollywood-Karriere ins Auge gefaßt hätte, doch nach einem Leben in billigen Sneakers waren das Geld, das Büro, die Sekretärinnen, das neue Auto, die Macht, das hübsche, kleine Haus, das ich mir jetzt mieten konnte - war all das für mich wie ein Spaziergang auf der Prachtstraße des Reichtums.

Sie wissen wohl, was das für ein Gefühl ist, wenn man mit seiner Frau eine Boutique am Rodeo Drive betreten, achtzig Dollar, bar auf die Hand, von der Rolle abzählen kann und sich dabei nicht vorkommen muß, als hätte man einen Schlag in den Magen gekriegt. Wenn man zum erstenmal im Leben nicht zu fragen braucht: »Was kostet das?«

Als ich dort eintraf, wußte ich natürlich, daß die Stadt ein Friedhof für Schriftsteller war. Aber verdammt, als armer Junge wäre ich wohl kein Mensch gewesen, wenn ich nicht fast das Gefühl gehabt hätte, gestorben und in den Himmel gekommen zu sein. Also war ich vom ersten Tag an, entschuldigen Sie die Wiederholung, bereit!

»Kann ich mir einen Film ansehen?« erkundigte ich mich bei von Dortann. »Aber sicher.«

»Dann würde ich mir gern High Noon ansehen, und die Endfassung des Drehbuchs ebenfalls.«

High Noon war für mich der Film an sich. Er bestand aus einer perfekten, großartigen Mischung von Skript, Spiel, Regie, Musik, Kunst, Geräuschen, kurz, allen wichtigen Elementen des Filmemachens. Während ich mir den Streifen ansah, las ich

gleichzeitig dazu das Drehbuch. Alle paar Minuten winkte ich dem Vorführer, den Film anzuhalten, und diktierte meiner Sekretärin die Art der Einstellung, was die Kamera tat, wie der Film mit Musik unterlegt und geschnitten war, die Sound Effects, die Stunts. Nahm ihn praktisch Einstellung für Einstellung auseinander.

Damit erschöpfte sich meine Ausbildung zum Drehbuchautor. Innerhalb von zwanzig Minuten warf ich ein Treatment von zwei Seiten aufs Papier und stürzte mich dann sofort in den ersten Entwurf für ein richtiges Drehbuch. Während der ganzen vier Wochen meines Anstellungsvertrags verlangte von Dortann kein einziges Mal, Einblick in mein Manuskript nehmen zu dürfen. Als er es dann schließlich doch tat, überreichte ich ihm ein Drehbuch von zweihundertfünfzig Seiten. Ungläubig starrte er es an. Die meisten anderen Autoren, die ihre Arbeit in die Länge zogen, um möglichst viele Wochengehälter zu schinden, haßten mich aus tiefstem Herzen. Ihr Pech, Gentlemen; Sie gehen unter, ich schwimme oben. Niemals in der Geschichte des Pacific Studio hatte man erlebt, daß ein so umfangreicher Roman so schnell zu einem Drehbuch verarbeitet wurde.

Der goldene Moment war da! Ich wurde ins Büro des Studiochefs und -begründers, des allmächtigen Colonel Stanley Gold, gerufen. Meine Sekretärin rieb mir ein paar Flecken aus dem Hemd und borgte für mich Krawatte und Jackett.

Die luxuriöse Ausstattung von Golds Büro war beeindruckend. Die Schar der Jasager wirkte wie aus einem entsetzlich schlechten Film. Gold hatte sich seinen Rang während des Krieges verschafft, als die Stadt völlig vom patriotischen Fieber erfaßt worden war. »Bringen Sie in Erfahrung, welchen Rang Zanuck und Jack Warner erreicht haben.« Daher also Colonel Gold.

»Ein verdammtes Stück Arbeit, Zadok. Wir möchten, daß Sie eine zweite Fassung des Drehbuchs anfertigen.« Boing! Ich zählte schon das Geld. Wir sind reich, Val! »Kürzen Sie das

Ding auf ein Kilo«, fuhr Gold fort und deutete dabei auf das Manuskript. Wie auf ein Stichwort hin brachen alle, von Dortann geführt, in lautes Gelächter aus. Stanley Gold war umgänglicher Laune. Er erzählte mir eine Geschichte von seiner Familie, die in Chicago eine Schlachterei gehabt und ihre ›farbigen‹ Kunden betrogen hatte, indem der jeweilige Verkäufer beim Wiegen den Daumen auf die Waagschale legte. Wieder Gelächter.

Er räusperte sich, und die Entourage sprang wie auf Kommando auf die Füße. Die Audienz bei Seiner Eminenz war beendet. »Es hat mich wirklich sehr gefreut, Sie kennenzulernen, Colonel«, sagte ich, »doch wenn Sie das nächstemal eins von meinen Büchern kaufen, nehmen Sie Ihren beschissenen Daumen von der Waage.«

Alle erbleichten mit einem Stich ins Grünliche, während der Colonel über meine Bemerkung nachdachte. Dann entschied er, daß sie komisch sei, und lachte laut auf, woraufhin die zehn übrigen Anwesenden ebenfalls laut auflachten.

Beim Pacific Studio kam mir eine seltsame, einzigartige Situation zugute. Eine Reihe von Jahren nach dem Krieg fielen zahlreiche Militärfilme recht wenig schmeichelhaft für die Truppe aus. ›Verdammt in alle Ewigkeit‹, ›Die Caine war ihr Schicksal‹ und eine Reihe anderer Werke lagen dem Verteidigungsministerium schwer im Magen. Das alles spitzte sich noch zu, als die Metro einen Film mit dem Titel ›Take the High Ground‹ drehte. Den fand das Verteidigungsministerium nun doch allzu antimilitärisch und verweigerte jede weitere Kooperation mit den Studios. Solange Army, Navy, Marine Corps und Air Force nicht Unmassen von Männern, Kanonen, Panzern, Schiffen, Flugzeugen und Material zur Verfügung stellten, war jeder große Kriegsfilm für die Studios viel zu teuer.

Das Pacific Studio war bisher sauber geblieben, und nun hatten alle ein mehr als wachsames Auge auf das Drehbuch von ›Männer in der Schlacht‹. Ich wurde nach Washington zurückgeschickt, um das Skript mit dem Marine Corps abzustimmen und die beanstandeten Stellen herauszunehmen.

Das Corps fand nicht sehr viel zu bemängeln. Am Ende einer gemütlichen Woche wurde ich ins Büro des Kommandanten geführt. Jetzt hieß es, PFC Zadok gegen Vier-Sterne-General. »Meine oberste Pflicht gilt dem Corps, Sir«, erklärte ich ihm. »Wenn das Studio nicht spurt, werde ich es Sie umgehend wissen lassen.«

Die Marines hatten großen Nutzen aus dem Roman gezogen. Ich gehörte zu ihnen, und sie vertrauten mir. Also kehrte ich mit einem goldenen Knüppel in der Hand zum Pacific Studio zurück, den ich drohend über dem Haupt des Colonels schweben lassen konnte.

Einmal versuchte das Studio von meinem Drehbuch abzuweichen, indem es insgeheim einen anderen Autor dransetzte. Ich hinterließ dem Studio einen aus zwei Wörtern bestehenden Brief auf meinem Schreibtisch: »Ich kündige.« Am nächsten Tag flehten sie mich an, wiederzukommen. Das Corps hatte seinem Mißfallen Ausdruck verliehen.

»Wir sind der Meinung, daß es im Interesse aller Beteiligten liegt, Zadok bis zum Ende der Dreharbeiten zu behalten.« Na schön. Das Corps gestattete dem Pacific, seine Manöver und die Landung auf Vieques Island in der Karibik mit acht Kameras zu filmen.

Colonel Gold hatte begriffen. Ich weiß nicht, ob von Dortann aus eigenem Antrieb einen anderen Autor eingestellt hatte oder auf Befehl des Studios. Ich weiß nur, daß er von dem Film abgezogen und plötzlich ich als Teilzeit-Produzent für alles, von der Besetzung bis zum endgültigen Schnitt, eingesetzt wurde. So geht's nun mal in dieser Stadt. Wenn man hoch fliegt, fliegt man

ganz hoch. Während der Dreharbeiten kramte das Studio mehrere abgelegte Drehbücher hervor, mit denen ich mich herumschlagen durfte. Zwei gestorbene Projekte wurden wiederbelebt, eines davon wurde sogar gedreht und brachte mir Ruhm als Skript-Doktor ein. Dann landete ich meinen größten Coup. Als ich einmal im Schneideraum mit dem Colonel zusammen Überstunden machte, betranken wir uns gemeinsam, und ich überredete ihn zu einer Welturaufführung in meiner Heimatstadt Baltimore.

»Zadok, Sie sind das gottverdammteste Schlitzohr, das ich jemals erlebt habe.«

»Danke, Colonel. Ich nehme das als Kompliment. Baltimore wird Sie mit Liebe überschütten.«

»Ich habe nichts gegen Schlitzohren, solange sie in meinem Interesse handeln.« Sie behielten mich als Skript-Doktor, bis der Film herausgebracht wurde. ›Männer in der Schlacht‹ wurde zu einem von einem halben Dutzend großer Filme über den Zweiten Weltkrieg und brachte dem Studio einen Batzen Geld.

Als sich meine Zeit dort dem Ende zuneigte, begann ich ernsthaft über meinen nächsten Roman nachzudenken. Wie konnte ich mich von Val losreißen, um meine Recherchen durchzuführen? Oder benutzte ich Val nur als Krücke für meine eigene Unentschlossenheit?

Dann kam eine jener berühmten ›Zitierungen‹ zu Colonel Gold ins Chefbüro, die kleine Schreiberlinge zum Zittern brachten. Und überdies war Sal Sensibar ebenfalls zu Gold ›zitiert‹ worden. Der Colonel hatte die Bühne für ein großes Ereignis bereitet. »Ich mag Sie, Zadok«, erklärte er, nachdem er uns mit mehreren seiner idiotischen Witze gelangweilt hatte. »Ich mag Sie sehr.« Sensibar begann auf der Stelle zu levitieren. Der Colonel offerierte mir einen Dreijahresvertrag als Autor/Produzent, beginnend mit zweitausend Dollar die Woche, die mit der Zeit auf viertausend erhöht werden sollten. Herr im

Himmel! Walhalla! Er hatte dafür gesorgt, daß Sal zugegen war- für den Fall, daß mir etwa einfallen sollte, sein Angebot auszuschlagen. Sal schob sich unter tiefen Bücklingen rücklings zur Tür hinaus: wahrhaftig kein so leichter Trick.

»Sie haben mich überzeugt, Zadok«, sagte Gold dann zum Abschied noch. »Sehen Sie? Ich habe den Daumen von der Waage genommen.«

Klingt all dieser Quatsch nach dem Stoff, aus dem die Träume sind? Nun ja, die schlechteren Stellen hatte ich alle auf dem Fußboden des Schneideraums zurückgelassen. Ich war ein Tor, mir einzubilden, ich könnte der erste Golden Boy sein, der in die Stadt kam, einen Killerschuß anbrachte und wieder verschwand, ohne seine Hände mit Blut zu besudeln. Mein dreißigster Geburtstag stand kurz bevor, und ich hatte eine Menge Stoff zum Nachdenken.

Als wir das Büro des Colonels verließen, ging Sal Sensibars Atem in orgastischen Stößen. Als wir auf dem Parkplatz ankamen, hatte er Hitzewallungen, stöhnte, und seine Augen blickten wild, als wäre er soeben Zeuge der Erscheinung des Herrn geworden. »Bei Romanoff, heute abend«, sagte er. »Halb neun.« Sal war einer, der andere ständig berühren, ihnen immer wieder die Knie tätscheln mußte. Er sah mir mit dem ganzen Pathos eines bettelnden deutschen Schäferhundes tief in die Augen und kniff mich in die Wange. »Bubele«, sagte er. Mehr nicht. »Bubele, bubele.« Sal hatte einen Stall von über zwanzig Autoren, von denen die meisten beschäftigt waren. Ich hatte bei ihm soeben die Stelle des regierenden Monarchen eingenommen.

An seinem Wagen angekommen, wurde Sal von einem plötzlichen Sodbrennen gequält und löschte den Brand mit einem Antiacidum. »Bei Romanoff, halb neun, und kommen Sie nicht zu spät, bubele, wir haben etwas zu feiern. Heute abend mit den Ehefrauen. Morgen - wer weiß?«

»Feiern Sie nicht ein bißchen voreilig, Sal?«

»Keine Witze. Keine verdammten Witze, Gideon!«

»Ich habe Gold nicht zugesagt.«

Sals Miene sprach von Schmerz, von tiefem, grausam wühlendem Schmerz. »Machen Sie bitte keine Witze!«

»Warum lassen wir das nicht, mit Romanoff? Gehen wir lieber morgen zum Lunch, dann können wir alles eingehend besprechen. Beruhigen Sie sich, Sal, Sie sehen aus, als wären Sie gerade aus Auschwitz befreit worden.«

Sal brach in Schweiß aus - auf dem Hemd, im Gesicht, unter den Armen. Er fischte seinen Terminkalender aus der Jackentasche. »Lunch. Wie wär's mit Frühstück? Warum besprechen wir das Problem nicht heute abend bei Ihnen zu Hause? Warum erst heute abend? Wie wär's mit jetzt gleich?«

»Morgen beim Lunch«, erklärte ich. »Im Frascati, Beverly Hills, okay? Ein Uhr.«

Sal hatte Mühe, den Schlüssel in die Tür seines Jaguar zu schieben Ich machte kehrt und ging ohne ein weiteres Wort zu meinem Büro zurück.

»Wollen Sie denn nicht wenigstens...«

»Bis morgen!«

Das Autorengebäude des Pacific Studio lag so, daß es auf allen Seiten von der Studiopolizei beobachtet werden konnte. Fehlten eigentlich nur noch die Wachtürme. Der Colonel hatte eine ganze Reihe von fixen Ideen. Eine davon war das Bestreben, die Autoren einzusperren. Ein paar Autoren in der Stadt begannen inzwischen, zu Hause zu arbeiten, und auch ich hatte vor, darauf zu bestehen, falls ich ein weiteres Drehbuch schreiben sollte. Belle Prentice, meine Sekretärin, saß wie auf Kohlen, so nervös wartete sie auf meine Rückkehr von der Besprechung mit Gold. Zum Colonel ins Büro bestellt zu werden war beängstigend. Ich blieb im Vorzimmer an ihrem

Schreibtisch stehen. »Irgendwelche Anrufe oder Mitteilungen?« Ich blätterte ihre Notizen durch. Eine Nachricht von einer jungen Dame, die mit mir zu Abend essen wollte. Das Dinner war vermutlich sie selbst. Eine weitere von Johnny Brookes, meinem Tennispartner. Und eine dritte von einem zu Besuch weilenden Verwandten, der unbedingt mal ein Studio besichtigen wollte. »Rufen Sie alle an, und sagen Sie ihnen, ich sei schon fort.« Belle folgte mir ins Büro. Ich warf mich auf die Couch. »Würden Sie mir freundlichst erklären, was los ist?« verlangte sie energisch. »Der Colonel will, daß ich beim Studio bleibe. Mit einem Dreijahresvertrag als Autor und Produzent.«

»Herzlichen Glückwunsch!«

»Ich hab' ihm gesagt, ich würd's mir überlegen.« Beiles Miene wurde bedrückt. »Sie haben Ihren Entschluß schon gefaßt, nicht wahr?«

»Vor sechs Monaten. Morgen werde ich meinen Krempel hier ausräumen. Haben Sie einen bestimmten Wunsch, bei wem ich ein gutes Wort für Sie einlegen soll?«

»Nein, ich kehre in den Sekretärinnen-Pool zurück und warte auf eine neue Chance.«

„Tut mir leid, Belle. Sie sind wirklich mit Blitz und Donner einhergefahren.«

Sie verdrückte ein paar Tränchen. Wir hatten ein schwieriges Jahr hinter uns. Mindestens ein dutzendmal hatte sie mich gedeckt und war sogar zu von Dortann ins Büro marschiert, um ihm für mich die Leviten zu lesen.

Sie schloß die Tür hinter sich und kehrte in ihr Vorzimmer zurück. Mit sentimentalem Blick musterte ich mein Büro. Früher einmal, bei einem der tausend Studioprojekte, die nie realisiert worden waren, hatte William Faulkner hier gearbeitet. Belle war auch seine Sekretärin gewesen. Immer wieder einmal hatte sie ihn stockbetrunken aus der Gosse geholt. Er brauchte das Geld. Dies war keine schwere Entscheidung für mich. Ich

brauchte bloß einen Abend mit Kurt von Dortann zu verbringen, um zu sehen, was binnen drei Jahren aus mir werden würde. Was noch wie ein Berg vor mir lag, war der Showdown heute abend zu Hause. Val und ich gerieten immer wieder aneinander. Ein halbes dutzendmal, wenn ich im Grabenkrieg mit dem Studio lag, hatte mich Val im Stich gelassen. Sie schimpfte auf mich, weil ich mich weigerte, den Treueid zu unterzeichnen. Sie wollte einfach nicht verstehen, daß das für mich, nach meinem Dienst im Marine Corps, ganz einfach eine Beleidigung war. Später wurde der Eid für verfassungswidrig erklärt. Es spielte keine Rolle für sie: In ihren Augen war ich trotzdem im Unrecht.

Val hatte sich auch gegen mich gestellt, als ich das Studio verließ, nachdem von Dortann hinter meinem Rücken einen Autor an das Skript gesetzt hatte. Verdammt noch mal, zwei Tage später war ich bereits wieder da. Weil ich nicht mit dem Studio kooperierte, war ich der Bösewicht. Mein Fehler war, daß ich mich von Gold nicht unterbuttern ließ.

Val erwartete von mir, daß ich nichts tat, was die Aufträge, die mir das Studio erteilte, gefährden konnte. Es tut mir zwar weh, es auszusprechen, aber sie war ein überzeugter Vertreter des Appeasement. Val war glücklich hier unten, sterilisiert vom guten Leben Bei ihr hätte ›Nur nicht das Boot ins Schwanken bringen‹ in Kreuzstickerei über dem Kaminsims hängen können. Da ich mich nicht verpflichten wollte, ganztägig an einem Drehbuch zu arbeiten, bevor ich mit meinem zweiten Roman fertig war, begnügte ich mich mit kleinen Doktor-Jobs. Im Leben eines jeden Drehbuchs kommt der Moment, da der Autor sich entweder wehren oder ein Stück von seiner Seele opfern muß. Hat man es mit dem aufgeblähten Ego von Schauspielern, Schauspielerinnen und Regisseuren zu tun, darf man niemals vergessen, daß sie der Boß sind - selbst wenn sie ein Drehbuch nicht mal zu lesen vermögen, selbst wenn ihre Argumente schlichtweg schwachsinnig sind. Sie sind der Boß. Als der

unvermeidliche Showdown kam, machte mir Val, weil ich mich unnachgiebig zeigte, einen Krach, der sich gewaschen hatte.

Regelrecht außer sich geriet sie, als ich ein Projekt ablehnte, ein Drehbuch für die Columbia mit einem Pauschalhonorar von fünfzigtausend Dollar. Das Projekt war ein beschissener Haufen Mist. Aber kein einziges, verdammtes Wort des Verstehens von ihr. Ich weiß nicht, was in meine Frau gefahren war. So hatte ich sie noch nie erlebt. Vielleicht kam es daher, daß sie in der Navy aufgewachsen war, wo man jeden Befehl blind befolgt und niemals Schwierigkeiten macht.

»Was macht das schon, Gideon«, wandte sie ein. »Kein Mensch merkt sich den Namen eines Filmautors. Erinnerst du dich an das, was Sal dir am ersten Tag gesagt hat? Was du geschrieben hast, existiert zwischen den beiden Deckeln eines Buches und kann nicht mehr verändert werden. Mir ist klar, daß das Verfassen von Drehbüchern dir gegen den Strich geht, aber du wirst verdammt gut bezahlt für dein Unbehagen.«

An den Abenden, nachdem ich im Studio Krach gehabt hatte, fuhr ich oft an Malibu vorbei zum Holiday House hinaus, wanderte zur Paradise Cove hinüber, lieh mir Angelzeug und ging auf der Pier fischen. Ich war einfach so fertig, daß ich es nicht ertragen konnte, nach Hause zu fahren und mich von ihr anschreien zu lassen. Na ja, was dann kam, war unvermeidlich. Ich fing an, Frauen ins Holiday House mitzunehmen. Jede Menge.

Was mich an den anderen Frauen störte, war die Tatsache, daß mich nach jedem Krach mit Val weniger Gewissensbisse plagten. Nachdem Sal weggefahren war, kehrte ich in mein Büro zurück. Ein halbes dutzendmal rief ich zu Hause an, und immer war der Anschluß besetzt. Offenbar hatte sich Sal ans nächste öffentliche Telefon gehängt. Dieser Mistkerl hatte Val tatsächlich als erster erreicht und tönte ihr nun die Ohren voll.

Belle kam mit dem Tee herein. Ich blieb auf der Couch sitzen,

während sie sich in meinem Sessel am Schreibtisch niederließ und unaufhörlich bei mir zu Hause anrief. »Immer noch besetzt.«

»Sie haben Faulkner sehr gern gehabt, nicht wahr?« Belle lächelte. »Insgeheim habe ich ihn wohl sogar geliebt. Er war ein großer Mann, sehr höflich und leise. Yes, Ma'am, Miss Belle, no, Ma'am, Miss Belle. Er nannte mich immer nur Miss Belle.«

»Wie hat er es geschafft, mit Stanley Gold auszukommen?«

»Ich war bei einer ganzen Anzahl von Story-Konferenzen anwesend und habe alles protokolliert. Es war schon relativ bald klar, daß Mr. Faulkners Projekt nie in die Startlöcher kommen würde. Aber Gold hielt ihn sich weiter, fast wie einen Lieblingshund. Ich glaube, der Colonel sonnte sich in dem Gefühl, Kontrolle über den Verstand eines großen Schriftstellers wie Mr. Faulkner zu haben. Er genoß es, mit Mr. Faulkner herumzuschimpfen, genau wie er es mit von Dortann tut. Genau wie er es mit jedem tut, der Angst vor ihm hat. Mr. Faulkner machte das vollkommen fertig. Er hockte ständig in einer von den drei oder vier Bars am Ventura Boulevard herum. Dort stöberten George und ich ihn dann auf, brachten ihn in seine Wohnung und mußten ihn manchmal sogar ins Bett packen.«

»Die Auflösung der Angst ist einer der wichtigsten Daseinsgründe für den Schriftsteller.«

Belle lächelte abermals. »Das ist aus seiner Dankesrede für den Nobelpreis.«

Sie meldete sich am Telefon und bedeckte die Sprechmuschel. »Stanley Gold.«

»Hallo, Colonel«, sagte ich.

»Zadok. Ich dachte, es wäre vielleicht an der Zeit, einen Schampus aufzumachen. Ich würde gern eine Dinnerparty für Sie geben, drüben in meinem Haus. Wir wär's mit Freitag?«

»Tut mir leid, da kann ich nicht. Eine von meinen Töchtern

macht bei einer Schulaufführung mit. Sie wissen ja, wie so was ist.« Eine lange Pause entstand. Gold verzeichnete diese Abfuhr im Buch seiner Erinnerungen. »Ein anderes Mal dann«, gab er zurück. »Sie bleiben uns ja noch eine Weile erhalten.« Abermals versuchte ich es zu Hause. Die Leitung war noch immer besetzt.

Ich fuhr zum Studiotor hinaus, wappnete mich für den Verkehr und schaltete das Radio ein.

AUSSENAUFNAHME VENTURA BOULEVARD TAG

Nach GESAMTAUFNAHME des dichten Verkehrs zoomt KAMERA zu GROSSAUFNAHME des AUTORS am Steuer seines offenen TR-3 Kabrios. Das Jackett liegt auf dem Sitz neben ihm. Er sucht und findet eine Zigarette, setzt sie in Brand und schaltet das Radio ein - alles, während er inmitten des Verkehrs zentimeterweise vorwärts kriecht. ERSTE RADIOSTIMME (AUF DER SZENE)

Und nun für Ernie, Maxine, Dave und die ganze Bande bei Mario der King... Elvis singt Love Me Tender... AUTOR dreht am Knopf. ZWEITE RADIOSTIMME (AUF DER SZENE)

Die Lage in der Central High School von Little Rock hat sich zugespitzt. Laut Informationen aus dem Weißen Haus erwägt Präsident Eisenhower, Truppen einzusetzen... AUTOR dreht abermals weiter, knurrt verärgert über den Verkehr.

DRITTE RADIOSTIMME (AUF DER SZENE) Davy! Davy Crockett King of the wild frontier... EINSTELLUNGSWINKEL WIRD BREITER, während ein wahres Hupkonzert ertönt. AUTOR fahrt los, und wir ÜBERBLENDEN AUF: AUSSEN BEZAUBERNDES RANCHHAUS ABEND

Grundstück spricht von einigem Wohlstand. AUTOR biegt in die Einfahrt ein, parkt, steigt aus. Wird von zwei kleinen MÄDCHEN mit Davy-Crockett-Waschbärmützen und Spielzeuggewehren belagert. Hund der Familie gesellt sich hinzu. AUTOR ›fällt tot um‹, Töchter stürzen sich auf ihn. Er steht auf, wirft Ball für Hund. Die drei begeben sich ins

HAUSINNERES BEZAUBERNDES WOHNZIMMER SPÄTER ABEND EHEFRAU ist mürrisch. Nähert sich dem AUTOR zögernd. EHEFRAU

Sal hat angerufen. Er hat mir alles über deine Besprechung mit dem Colonel erzählt.

(keine Antwort)

Also, was wirst du ihm antworten? AUTOR Ich hab' ihm gesagt, daß ich's mir überlegen werde. EHEFRAU

Zweitausend Dollar die Woche, die auf viertausend gesteigert werden. Produzent mit dreißig Jahren. Was gibt's da groß zu überlegen? AUTOR

(hat diesen Augenblick gefürchtet)

Ich kann nicht Produzent werden, Val. Ich bin nicht der Richtige für diesen Massenbetrieb im Studio. Zuviel Politik. Zu viele Meuchelmorde. Zu viele Menschen, mit denen man es zu tun hat. Hör mal, Baby, einer der Gründe, warum ich Schriftsteller geworden bin, war der, daß ich allein arbeiten kann. Schreiben, das bedeutet für mich Freiheit. Freiheit! EHEFRAU Gideon, du bist ein Egoist. AUTOR Das weiß ich.

Das Dinner mit den Kindern verlief lebhaft. Sie hatten von vielen herrlichen Dingen zu berichten. Ich half ihnen bei den Hausaufgaben, und nachdem sie gebadet hatten, veranstalteten wir eine kurze Kissenschlacht.

»Eine halbe Stunde Fernsehen noch, dann ist Schluß«, verkündete ich.

Die beiden akzeptierten meinen Befehl widerwillig. »Ich wünschte, wir hätten überhaupt keine von diesen idiotischen Flimmerkisten im Haus.«

»Sie haben sich schon die ganze Woche auf dieses Programm gefreut. Also warum mußt du jede einzelne Woche wieder so ein Theater machen?«

Innerlich rumorte der Vulkan. Ich ging ins Wohnzimmer und versuchte eine Zeitschrift zu lesen. Val kam herein. Sie war gereizt. Sie ging auf und ab und musterte mich sozusagen aus den Augenwinkeln.

»Sal hat angerufen«, sagte sie. »Er hat mir alles über deine Besprechung mit dem Colonel erzählt.« Ich reagierte nicht.

»Also, was wirst du ihm antworten?«

»Ich hab' ihm gesagt, daß ich's mir überlegen werde.«

»Zweitausend Dollar die Woche, die auf viertausend gesteigert werden. Produzent mit dreißig Jahren. Was gibt's da groß zu überlegen?«

Ich hatte diesen Augenblick gefürchtet. »Ich kann nicht Produzent werden, Val. Ich bin nicht der Richtige für diesen Massenbetrieb im Studio. Zuviel Politik. Zu viele Meuchelmorde. Zu viele Menschen, mit denen man es zu tun hat. Hör mal, Baby, einer der Gründe, warum ich Schriftsteller geworden bin, war der, daß ich allein arbeiten kann. Schreiben, das ist für mich Freiheit. Freiheit!«

»Gideon, du bist ein Egoist.«

»Das weiß ich. Selbstsucht gehört zu den Voraussetzungen für meinen Beruf. Aber ich werde niemals Produzent für Stanley Gold, Punkt, Abschnitt, Ende des Berichts. Es gibt da aber noch ein paar weitere Punkte, die wir am besten jetzt gleich klären sollten.«

»Nun hör aber auf! Du suchst doch nur Streit! Kein Mensch kann etwas mit dir besprechen, wenn du in dieser Stimmung bist.«

»Jedesmal, wenn wir was zu besprechen haben, behauptest du, daß kein Mensch mit mir sprechen kann. Inzwischen haben sich eine ganze Menge Probleme angesammelt. Wir sollten sie lieber gleich angehen.«

Val wurde stets defensiv, wenn es etwas auszudiskutieren

gab. Nur immer hinauszögern, auf die lange Bank schieben - alles, nur nicht die Sache anpacken und hinter sich bringen. Die Hälfte unseres gemeinsamen Lebens bestand aus unausgesprochenen Worten. Dann wurde ich ärgerlich, stürmte hinaus, und wenn ich zurückkam, tat Val, als sei überhaupt nichts passiert. »Ich gehe in mein Arbeitszimmer«, erklärte ich. »Wenn dir nach Reden zumute ist, komm rüber. Übrigens, ich werde für ein paar Tage nach San Francisco gehen, mich mit ein paar von den Jungens treffen.«

»Ich kann dich nicht aufhalten.«

Die Eröffnungssalven waren abgefeuert. Nun beherrschte Schweigen die Szene. Die Eiszeit setzte ein. Mein Arbeitszimmer war ein kleines Gästehaus hinter dem Swimmingpool. Ich rekapitulierte meine Argumente, wie Val jetzt bestimmt die ihren rekapitulierte. Das Problem war nur, daß sich keiner von uns ans Drehbuch hielt. Sie gab nicht die Antworten, die ich erwartete. Bei uns war der Mund auf Automatik eingestellt. Gewöhnlich wichen wir schon nach zwei Minuten vom Kurs ab, und manchmal vergaßen wir sogar, worüber wir stritten.

Ich stöberte im Arbeitszimmer herum. Aufs Lesen konnte ich mich nicht konzentrieren. Telefonieren hatte auch keinen Zweck. Meine Post zu beantworten, hatte ich keine Lust. Ein Brief von meinem alten Herrn. Lieber nicht lesen, jetzt. In der Glotze - nichts. Ich streckte mich auf der Couch aus und fuhr fort, der Jury meinen wasserdichten Fall zu unterbreiten.

Zu den ungeschriebenen Regeln gehörte es, daß Val zuerst einlenkte und zu mir kam. Ein paarmal war ich schwach geworden und zu ihr gegangen. Doch diesmal nicht, unter gar keinen Umständen! Gegen zwei Uhr morgens hörte ich ihre schlurfenden Schritte. Ich zog mir die Decke über den Kopf und stellte mich schlafend. Es klopfte, die Tür ging auf, und eine

kleine Lampe wurde angeknipst. »Liebling«, flötete sie leise. Ich knurrte, als erwachte ich aus tiefstem Schlaf. Ich richtete mich auf, reckte mich, gähnte, blickte mich um und ›erinnerte‹ mich dann, wo ich war. Während ich mir das Gesicht wusch und trocknete, kuschelte sich Val in den großen Ohrensessel. »Am besten beginnen wir auf Feld eins«, begann ich. »Als J. III. und Reaves Männer in der Schlacht akzeptierten, bestanden unsere Zukunftspläne höchstens in ein paar vagen Vorstellungen von einem schöneren Haus in Sausalito. Sobald das Drehbuch fertig war, wollten wir wieder dort hinauf, und ich wollte weiter Bücher schreiben.«

»Es hat sich einiges verändert, Gideon. Du hast eine zweite Karriere im Studio begonnen, und wir haben andere Möglichkeiten als zuvor.«

»Ich muß mich jetzt entscheiden, Val, was ich werden will, wenn ich erwachsen bin. Produzent kann ich nicht werden. Ich würde die Hälfte von allen Schauspielern und Regisseuren umbringen, die ich kenne. Punkt zwei. Diese Stadt hat etwas gegen Schriftsteller. Was wir hier haben, ist ein endloser Kampf, in dem wir versuchen, in einer anormalen Stadt eine gewisse Normalität aufrechtzuerhalten. Du hast seit Monaten nicht mehr von meinem nächsten Roman gesprochen. San Francisco kommt nicht einmal mehr vor in deinem Wortschatz. Hier unten werde ich Zentimeter um Zentimeter aufgesogen.«

»In meinen ersten achtzehn Lebensjahren war ich ein Navy-Gör. Wir haben auf zwölf verschiedenen Stützpunkten gelebt. Und die ersten acht Jahre unserer Ehe haben wir in einem Alptraum verbracht. Hier sind wir glücklich. Ich wünsche mir ein Zuhause«, entgegnete sie.

»Ich ebenfalls. Aber es muß außerhalb dieses Mahlstroms liegen. Ich weiß nicht, ob ich in dieser Atmosphäre Bücher produzieren kann. Und dieses Problem wird immer wieder aufs Tapet kommen.«

»Und wenn dein nächster Roman nun von Indien oder Alaska handelt?«

»Was willst du mir damit sagen, Val? Keine Romane mehr? Was geht da in deinem Kopf vor?«

Sie hatte Angst auszusprechen, was ihr auf der Zunge lag. »Was sonst noch, Val?« bohrte ich weiter.

»Und wenn dein Buch nun ein Reinfall wird? Ich hab' keine Lust, wieder arm zu sein. Du mußt unbedingt in der Nähe der Studios bleiben.«

Das war unmißverständlich. Ich schuldete meiner Familie den Lebensunterhalt und ein Zuhause und hatte kein Recht, mit ihnen in der Welt rumzuziehen.

»Im nächsten Monat beginnen die Schulferien. Dann kannst du mit den Kindern für drei Monate mit mir nach San Francisco kommen. Ich werde meine Recherchen beenden, hierher zurückkehren und das Buch schreiben. Alles andere entscheiden wir anschließend.«

»Ich denke nicht daran, mit dir da raufzugehen, nur um Kindermädchen und Hure eines Schriftstellers zu spielen. Ich habe mich an der Kunstschule angemeldet.«

Jetzt fuhr sie das ganz schwere Geschütz auf. Raffiniert und mit Giftpfeilen gespickt. Im Grunde wollte sie damit sagen, daß ich ihre so vielversprechende Karriere als Künstlerin ruiniert hatte. Sie hatte all die großen Opfer für mich gebracht, und nun war ich damit an der Reihe.

Val war sich über eines im klaren: Sie wußte, daß ich furchtbare Angst vor dem Alleinsein hatte. Ich hielt es nicht aus, eine einzige Mahlzeit allein in einem Restaurant einzunehmen. Wenn ich verreist war und im Hotelzimmer saß, nahm ich den Finger nicht aus der Wählscheibe des Telefons. Allein in San Francisco, würde ich zugrunde gehen.

»Mein Gott, in San Francisco gibt es doch auch

Kunstschulen!«

»Weder Penny noch Roxy oder ich haben Lust, mit deinen Nutten und Zuhältern zusammenzutreffen.«

»Aber das ist doch das Buch, das ich schreibe, Val! Ich nehme dir das einfach nicht ab. Seit zehn Jahren beschwerst du dich darüber, daß du meinetwegen auf eine große Karriere verzichten mußtest. Aber mit dieser Phantasiekarriere belügst du dich doch nur selbst. Wenn du sie brauchst, wie ich das Schreiben brauche, hättest du sie vor zehn Jahren begonnen. Verdammt noch mal, das ist doch nur eine Lüge, die du wie ein Damoklesschwert über meinem Kopf schweben läßt!«

Nun gut, ich ging nicht nach San Francisco, um meine Recherchen zu beenden. Val wußte, daß ich nicht gehen würde. Aber natürlich setzte sie auch keinen Fuß in die Kunstschule. Und so schrieb ich Tenderloin in meinem hübschen, kleinen Cottage in vier hektischen Monaten. Im Grunde hätte ich doppelt soviel Zeit gebraucht, aber Sal übte ständig Druck auf mich aus, und Val hatte inzwischen einen üppigen Lebensstil eingeführt. Als das Buch fertig war, entdeckte Val ein bezauberndes Haus mit einem drei Morgen großen Grundstück in Woodland Hills, das jeden Luxus bot, den sich eine Frau wünschen konnte. Stall, Swimmingpool, Tennisplatz, riesige Eichen und was sonst noch so dazugehört. Ich brauchte umgehend ein Drehbuch. Ein paar Monate später kam Tenderloin heraus. Wollen Sie die lange Version oder die kurze? Es war ein Flop. Von allen Kränkungen, die mir zugefügt wurden, war keine verheerender als das, was einer meiner Kritiker schrieb: »Zadok muß den Roman in einem Orangenhain geschrieben haben. In die Nähe des Tenderloin ist er mit Sicherheit nicht gekommen.«

Tenderloin war eine platte, auf Hochglanz polierte Runyon-Imitation, eine oberflächliche Fingerübung für mich, die ich

möglichst schnell durchzog, um wieder zu der Tätigkeit zurückzukehren, die im Leben wirklich wichtig war: zum Geldverdienen. Wenn. Wenn... wenn... Wenn! Wenn ich mir die drei Monate Zeit genommen hätte und nach San Francisco gegangen wäre, hätte ich die einzigartige Atmosphäre, die Härte des Lebens in diesem Viertel eingefangen. Wenn der Hase nicht haltgemacht hätte, um zu kacken, hätte er die Schildkröte eingeholt. Val und ich sprachen nicht viel über Tenderloin. Es war nicht nötig.

Ein Mann kann seinen Chef, seine Frau, seine Kinder belügen, seine Schreibmaschine jedoch nie. Früher oder später kommt die Wahrheit ans Licht. Die Wahrheit war, daß ich über Menschen schrieb, die leiden mußten, selbst aber ihren Schmerz nicht spürte, und die Leser durchschauten mich. Es ist schwierig, bei zweitausend Dollar die Woche den eigenen Magen vor Hunger knurren zu hören. Ich würde also auf ewig in dieser Scheißstadt bleiben. Ich sah, wie sich der öde Weg endlos vor mir erstreckte. Produzent werden, möglicherweise bei Stanley Gold. Fernsehserien, mit Bündeln von Barem. Eine alberne Idee aufgreifen und sie mit Konservengelächter garnieren. Mist verkauft sich heutzutage wie warme Semmeln.

Als ich damals geweint und Gott angefleht hatte, Penny nicht sterben zu lassen - hatte ich danach nicht auch geschworen, ein Schriftsteller zu werden, auf den ER stolz sein konnte? Goldene Handschellen. Nerzverkleidete Zellen. Allmächtiger! Val kaufte mir Hemden mit meinem Monogramm auf den Taschen. Mein Asthma machte sich wieder bemerkbar. Seit fünfzehn Jahren hatte ich keinen Anfall mehr gehabt. Vielleicht sollte ich mal zum Psychiater gehen. Am Bedford Drive trifft man mit einem einzigen Schuß fünfzig von der Sorte.

Es hatte sich herausgestellt, daß ich trotz all meiner Großsprecherei doch nicht ganz hatte, was man braucht. Ich konnte das Opfer nicht mehr verkraften und gab Val die Schuld daran, oder Sal, oder Mal, oder Gold. Allen - nur nicht mir

selbst. Na schön! Ich hab's eben nicht! Laßt mich in Ruhe! Ich hab's eben nicht!

»Hallo? Hier Zadok.«

»Gideon, du alter Gauner! Wie geht's?«

»Junkyard?«

»So nennt man mich.«

»Ach Kumpel, deine Stimme ist Balsam für meine Seele. Wo bist du?«

»Ich hab' ein Cottage in Beverly Hills. Ich bin auf einer Geschäftsreise nach Hongkong und hatte gehofft, daß du zu Hause sein würdest.«

Meine Stimmung hob sich. Sergeant Kelly Murphy war ein alter Marines-Kamerad. Wir nannten ihn Junkyard, weil er uraltes, wertloses Gerumpel sammelte und es ihm irgendwie immer wieder gelang, die Sachen mit Profit loszuschlagen. Ein richtiger orientalischer Teppichhändler.

Neben seinem Basar besaß Murphy jedoch noch eine ungeheure Begabung als Glücksspieler und war einer der besten Crap-Würfler, die ich kannte. Er verließ das Marine Corps mit einer dicken Geldrolle in der Tasche. Junkyard hatte schon vor dem Krieg im Corps gedient: in der Karibik. Er schwor sich, nach dem Krieg dorthin zurückzukehren, und genau das tat er dann auch - in großem Stil. Mit einem kleinen Boot als Anfang klapperte er die Karibik nach zurückgebliebenem Kriegsgerät ab und brachte es schließlich zu einer kleinen Flotte von Trampdampfern und sogar zwei Flugzeugen. Wir hatten ständig Kontakt gehalten, auch schon, bevor mein erstes Buch veröffentlicht wurde. Penny und Roxy liebten ihn heiß, zum Teil auch wegen seiner extravaganten Geschenke. Valerie tolerierte ihn, weil sie in der Navy mit so vielen pittoresken Typen aufgewachsen war. Andererseits verabscheute sie ihn, weil ich

jedesmal, wenn er nach Los Angeles kam, mit ihm für ein paar Tage auf Sauftour ging. Wir begannen im Tail o' the Cock und landeten nach zahlreichen Zwischenstationen schließlich in seinem Cottage in Beverly Hills.

»Seit du hier unten lebst, hast du keinen einzigen glücklichen Moment gehabt, aber so wie jetzt habe ich dich noch nie erlebt«, stellte Junkyard fest.

»Ich habe gesehen, wie sechshundert - sechs null null - Filmautoren, mit dem Treueid konfrontiert, Kotau gemacht haben wie eine Hammelherde. Als ich meine Unterschrift verweigerte, sprach Colonel Gold zum erstenmal die unsterblichen Worte zu mir: ›Sie werden nie wieder Arbeit in dieser Stadt finden.‹ Zwei Wochen später holte mich dieses Schwein, um ein verkorkstes Drehbuch in Ordnung zu bringen.«

Junkyard öffnete eine neue Wodkaflasche. Ich war soweit, daß ich das Zeug inzwischen pur kippte.

»Und außerdem«, fuhr ich fort, »hab' ich erlebt, wie ein Besetzungsruf nach dummen Rothaarigen mit Riesentitten hinausging, dem fünfhundert Rothaarige mit Riesentitten folgten, die es zweiundvierzig Produzenten mit Freuden besorgten.« Ich verdrückte ein paar Hors d'oeuvres und einen Schnaps. »Da wir gerade von Rothaarigen mit Riesentitten sprechen: Die Mädchen müßten jeden Moment hier sein.«

»Willst du sie nicht lieber anrufen und ihnen erklären, daß wir das Ganze auf morgen abend vertagen wollen? Ich meine nämlich, wir haben einiges zu besprechen, Kumpel«, sagte Junkyard. »Ich bringe jetzt nur noch Stuß zusammen. Am besten halte ich ganz den Mund.«

»Es sitzt offenbar ziemlich tief bei dir. Es muß den Weg nach draußen finden, Gideon.«

Ich wählte. »Hallo, Brenda. Gideon. Tut mir leid, mein Schatz, daß ich dir das Herz brechen muß, aber wir können uns heute abend nicht mehr sehen. Die Rechnung übernehmen wir.

Haltet euch aber für morgen abend frei. Du bist ein Goldstück.« Ich konnte Junkyard nicht in die Augen sehen. »Schauspieler«, sagte ich. »Schon mal gesehn, wie ein Pfau radschlägt und dazu kreischt? Gräßliches Geräusch. ›Ihr Hurenschreiber, ihr macht mich nicht schön genug!‹ Und sofort sind die Weiber mit dem Taschenmesser hinter deinen Eiern her. ›Diesen Oscar verdanke ich all den vielen kleinen Leuten, den Atelierarbeitern, den Kameramännern, der Garderobiere, aber vor allem meinen Autoren.‹«

»Du warst schon immer ein Plagegeist, Gideon. Ständig unter Hochspannung. Wenn's nach dir gegangen wär', du hättest aus dem gesamten Regiment Tanzboys gemacht und die verdammt noch mal größte Revue auf die Beine gestellt, die die Welt je gesehen hat.«

»Ich will dir was sagen. Es ist weder normal noch menschlich oder anständig, einen Mann darum zu bitten, daß er einen Roman schreibt. Drei bis fünf Jahre lang in dieser gottverdammten Dunkelheit!«

»Dann hör auf, in dein Bier zu weinen, und sei dankbar für das, was du hast.«

»Scheißdreck! Verzieh dich endlich nach deinem Hongkong! Ich brauch' mir deinen Scheiß nicht anzuhören! Du hast schon immer bis obenhin voll Scheiße gesteckt.«

»Wovor hast du Angst, Jungchen?«

Junkyard war ein großer, starker Mann, und wenn der einen packte, dann spürte man das. Er nahm mich bei den Schultern und schüttelte mich. »Wovor du Angst hast!«

Ich riß mich von ihm los und fühlte, wie meine Brust eng wurde. Verdammt, ich kriegte einen Asthmaanfall! Junkyard kam von hinten.

»Wir nähern uns dem Strand! Die Japse haben das Feuer eröffnet! Die Rampe fallt! Wovor hast du Angst? Ist es, weil du ein Jude bist? Quälen dich Träume von Pedro? Du bist der

Größte aus unserem Regiment! Wir sind schon stolz, wenn wir dich nur berühren dürfen! Also, wovor hast du Angst?«

»Vor der Einsamkeit!« schrie ich laut auf.

Es wurde sehr still. In seinen Augen stand der gleiche Kummer wie damals, nach der Schlacht. Da wurde mir klar, daß ich für viele Marines etwas Besonderes war. »O Gott«, flüsterte er. »Es ist eine schreckliche Angst. Grauenhaft! Ich weiß nicht, wie ich sie bewältigen soll.«

»Sei ein Marine«, gab er zurück. »Scheiße, ich schaffs einfach nicht.«

»Du mußt deinen Arsch aus dieser Stadt rausbewegen und beweisen, daß du die Einsamkeit ertragen kannst. Sieh dich doch an, Jungchen. Du bist so unglücklich, daß du dir eines Tages 'ne Kugel durch den Kopf jagen wirst.«

»Mann, Junkyard - ich weiß nicht, ob ich das kann.«

»Ich hab' einen kleinen, hübschen Besitz, auf St. Barthélemy. Ich möchte, daß du da runtergehst und wieder zur Vernunft kommst, Jungchen.«

»Ich weiß nicht, Mann. Ich weiß es einfach nicht.«

Anders als F. Todd Wallace vermochte Sal Sensibar einen bevorstehenden Deal aus einer Entfernung von zwei Kontinenten zu wittern. Er durchwühlte Mülltonnen, spitzte auf der Herrentoilette die Ohren, versorgte einen wichtigen Anwalt mit Mädchen. Sal wußte stets, was irgendwo im Busch war, und brauchte dazu nicht erst Variety zu lesen.

Es gab einen Produzenten in L. A., den ich aufrichtig bewunderte: Judd Schlosberg. Wer hätte das nicht getan? Er war ein Wunderkind gewesen, hatte mit siebenundzwanzig schon ein Studio geleitet. Später wurde er einer der ersten unabhängigen Produzenten Hollywoods.

Wenn man einen Produzenten trifft, und der sagt: »Ich hege

größten Respekt für den Schriftsteller«, weiß man sofort, daß der Hund lügt. Judd Schlosberg hatte so etwas vermutlich noch nie gesagt, dafür aber erfolgreich mit Maxwell Anderson, Tennessee Williams und John Steinbeck gearbeitet. Im Grunde war es wohl das, was ihn für mich so anziehend machte. Gewöhnlich ließ er seinen Autoren freie Hand; eine beträchtliche Anzahl seiner Skripts waren hervorragend und mit sehr viel Sorgfalt und Geschmack auf die Leinwand übertragen. Auf dem Regal hinter seinem Schreibtisch standen vier Oscars für den besten Film sowie der Thalberg Award für sein Lebenswerk und der Hersholt Humanitarian Award.

Als Sal erfuhr, daß Schlosberg vom Atlantic eine unbekannte, kleine Geschichte über John Hardin, den großen Revolverhelden von Texas, gekauft hatte, bat ich ihn, mir den Job zu verschaffen. Judd Schlosberg war ein kleiner Mann, nur etwas über einsfünfzig, mit einem richtigen Engelsgesicht. Sein Büro war praktisch eine Gedächtnisausstellung für seine Erfolge, ein richtiges Allerheiligstes, gekrönt mit einem Dutzend Bilder und Skulpturen von Remington.

Judd Schlosberg hatte von glattzüngigen Autoren genug Bockmist gehört, um den Boden für eine mittelgroße Stadt aufzuschütten. Ich würde nicht der erste sein, der ihn einzuwickeln versuchte. »Sie sind noch nicht bekannt als Westernautor«, stellte er fest. »Diese Story könnte auf einem Schiff spielen, unter einem Trupp Tunnelarbeiter oder einem Footballteam. Die ganze Welt ist eine einzige, große Cowboy-Story. An einem Western ist nichts Geheimnisvolles. Ich möchte mich gern daran versuchen, weil ich weiß, was Sie in dieser Story sehen und was Sie davon erwarten.«

»Und was sehe ich darin?«

»In diesen sechzehn Sätteln reitet im Grunde ganz Hollywood. Vielleicht sogar die ganze Welt.«

Er wußte, daß sich meine Vorstellung und Betrachtungsweise

haargenau mit der seinen deckte, und gab mir vier Wochen für ein Treatment. Ich machte es mir nicht leicht. Es war das Beste, was ich zu bringen vermochte. Ich brauchte diesen Auftrag so dringend, daß ich Bereiche fand, in die meine Schreibmaschine noch niemals vorgedrungen war.

Sal lieferte es ab, und dann begann das qualvolle Warten. Nach vierzehn Tagen rief Sal mich an. »Wir haben Nachricht von Schlosbergs Büro. Er möchte uns sprechen. Morgen um zehn.«

Sofort schlug mir das Herz in der Kehle. »Was haben Sie für ein Gefühl, Sal?«

»Ich bin fest überzeugt, daß er das Drehbuch in Auftrag geben wird.«

Nachdem Junkyard nach Hongkong weitergereist war, hatte ich Val noch immer nichts von dem Ergebnis unseres gemeinsamen Abends erzählt. Aber die Worte drängten sich immer wieder in meine Gedanken. Wenn ich einen letzten Versuch als Romancier wagen sollte, mußte ich die Courage haben, meine Angst vor der Einsamkeit zu überwinden. Natürlich wußte ich, daß da noch eine Menge anderer Phobien zu überwinden waren, bis ich ein richtiger Schriftsteller wurde. So etwas fällt nicht einfach wie Manna vom Himmel.

Falls mir Judd Schlosberg das Drehbuch in Auftrag gab, hatte ich mir vorgenommen, es ganz allein auf St. Barthélemy zu schreiben. Einer der billigsten Artikel der Welt ist ein seiner Erfüllung harrendes Genie. Wir alle wollen als einzigartiges Individuum bekannt werden, als jener, der aus dem Rudel ausbricht. Also bietet man sich als Opfer an und fürchtet sich davor, zu verlieren und wieder ins Rudel zurückgeworfen zu werden. Willst du haben, oder willst du sein, lautet die Frage, die uns quält.

Mir wurde jetzt klar, daß ich mein Leben lang etwas zu

beweisen haben würde. Nicht einmal hundert Meter weit würde ich auf meinem Weg kommen, ohne auf ein Hindernis zu stoßen. Vor Val konnte ich meine Pläne nun nicht mehr gut geheimhalten, und falls Schlosberg mir morgen den Drehbuchauftrag erteilte, würde ich es ihr ja doch sagen müssen.

Wir saßen am Swimmingpool. Val mixte uns Drinks. Sie trug einen Bikini und hohe Absätze. Und sah noch immer aus wie Dynamit. »Cheers«, sagte sie mit einem Kuß. »Morgen ist also der große Tag. Warum fahren wir nicht auf ein langes Wochenende nach New York oder Las Vegas und schießen die Lichter aus?« Meine Miene muß ziemlich grimmig gewesen sein. Sie reagierte mit besorgter Neugier. »Du siehst wahrhaftig nicht aus wie ein Mann, der soeben den Messingring erwischt hat.«

»Hör zu, Val. Ich habe beschlossen, das Drehbuch nicht zu Hause zu schreiben.«

»Wenn du's lieber im Studio schreiben willst - ich hab' nichts dagegen. Aber ich werde dich vermissen.«

»Ich meine, ich will's ganz woanders schreiben.«

»Heiliges Kanonenrohr, Liebling, das kommt ein bißchen sehr überraschend.«

»Für dich - für mich nicht. Ich brüte schon seit Wochen darüber.«

»Großer Gott, Gideon! Du kannst doch niemals allein zurechtkommen. Du bist hilflos!«

»Das weiß ich. Aber es hat sich so vieles angesammelt. Der Schrank muß endlich mal ausgeräumt werden.«

Sie merkte allmählich, daß sie mich nicht umstimmen konnte. Also ließ sie die Leine achselzuckend ein bißchen locker, behielt sie aber noch fest in der Hand. »Na schön, dann schreibst du eben in Malibu. Da kann ich die meisten Nächte mit dir verbringen, und an den Wochenenden holen wir auch die Kinder

zu uns. He, das könnte sogar SPass machen!«

»Val? Ich werde in die Karibik gehen. Allein.« Ich glaube, so etwas hätte sie nicht mal im Traum erwartet. Val hatte stets einen Trumpf im Ärmel gehabt: meine Angst vor der Einsamkeit. Sobald ich sie in die Enge trieb, hatte sie kein einziges Mal gezögert, ihn auszuspielen. Und auch immer Erfolg damit gehabt.

»Mir ist natürlich klar, daß wir alle Ellbogenfreiheit brauchen, aber die Tatsache, daß du ein Schriftsteller bist, verleiht dir noch nicht das Recht, deine Familie und dein Heim zu verlassen. Großer Gott, du machst, daß ich mir vorkomme, als hätte ich dich vertrieben! Es ist dieses verdammte Buch, Tenderloin.«

»Es liegt nicht an dir, nicht an den Kindern, nicht an den Studios und nicht an Los Angeles. Es liegt an mir. Gideon Zadok tritt auf der Stelle. Ich habe mir eingebildet, wir hätten auf so vieles verzichtet, um das erste Buch zu schreiben, daß unser Weg von nun an mit Rosen bestreut sein würde.«

»Das war Murphy, dieser Mistkerl! Der hat dich dazu angestiftet.«

»Niemand hat mich zu irgend etwas angestiftet. Ich habe um Hilfe gefleht. Ich weiß nicht mehr weiter, Val. Murphy hat das begriffen. Wenn ich ein wirklich guter Schriftsteller werden will, muß ich bereit sein, noch sehr vieles mehr aufzugeben als das, was ich bisher aufgegeben habe. Ich muß alles tun, was notwendig ist, um wieder ein Schriftsteller zu werden, der sich morgens im Spiegel betrachten kann, ohne zurückzuzucken. Und deswegen, Val, werde ich überall dorthin gehen, wohin meine Arbeit mich führt. Wenn ihr, du und die Kinder, mitkommen könnt - wunderbar! Wenn ich allein gehen muß, werde ich aber genau das tun.« Sie war offenbar wie gelähmt. Ich konnte ja selbst kaum glauben, daß mir diese Worte über die Lippen gekommen waren. »Möglich, daß ich auf die Nase falle. Möglich, daß ich nicht das Zeug dazu habe. Aber ich höre nicht

ohne Protest auf. Ich werde ein weiteres Buch schreiben, Baby, und alles hineinstecken, was in mir ist.«

Wir wurden von einem tödlichen, schwarzen Schweigen verschlungen. »Du bist grausam! Du bist ein egoistischer Scheißkerl!«

Sie hatte kein Wort verstanden! Sie merkte nicht, was ich ersehnte! Val schmetterte ihr Glas zu Boden. Es schlitterte über die Fliesen: Es war aus Plastik. Mit wogendem Busen und zusammengebissenen Zähnen stand sie vor mir.

»Warum gehst du nicht zur Kunstschule?« fragte ich sie mit so viel Gemeinheit, wie ich zustande brachte. »Und was wird aus mir?« schrie sie mich an. »Und was wird aus mir?« konterte ich.

Der letzte Schrei waren Alpaca-Pullover mit Keulenärmeln. Schlosberg trug einen in Hellbraun, Sal in Grellrot, und ich, um Reinheit, Bescheidenheit und Tugend zu plakatieren, einen in Weiß.

Schlosberg steckte sich eine Zigarre an, die halb so groß wirkte wie er, und hing an meinen Lippen. Was die Frage betraf, worauf wir mit unserer Story hinauswollten, schienen wir absolut einer Meinung zu sein, aber irgend etwas störte ihn. Ich spürte, daß sein Entschluß noch nicht gefaßt war. »Offen und ehrlich?« fragte er, als ich endete.

O Gott, jetzt kommt er, der Abschiedskuß! »Selbstverständlich«, antwortete ich schnell. »Einiges von Ihren Arbeiten gefällt mir, Zadok. Und der größte Teil dessen, was Sie heute hier gesagt haben, gefällt mir auch. Nun, ich behandele meine Autoren immer so lange als Erwachsene, bis sie mir das Gegenteil beweisen. Ich war der erste Hollywood-Produzent, der seinen Autoren gestattete, zu Hause zu arbeiten. Ob zu Hause nun Santa Barbara oder New York bedeutete. Ich habe sogar einigen Engländern erlaubt, in London zu arbeiten. Solange wir

nur in Verbindung blieben. Aber wie Sal sagt, wollen Sie dieses Drehbuch schreiben in... äh...«

»St. Barthélemy.«

»Warum?«

»Offen und ehrlich? Weil das Haus Zadok wankt. Vor allem aber, weil ich glaube, daß dadurch das Skript besser wird.«

»Wollen Sie mich verarschen, Zadok? Wieso wird dadurch das Skript besser?«

»Ich möchte mir eine Atmosphäre schaffen, in der ich mich absolut und total konzentrieren kann. Es soll ein hervorragendes Drehbuch werden.«

»Neun von zehn Drehbüchern sind Flops. Wofür halten Sie sich eigentlich?«

Wir hatten uns einen glasklaren Vertrag ausgedacht. Für fünfzigtausend Dollar würde ich ein Drehbuch ausarbeiten und dafür bezahlt werden ob gut, schlecht oder mittelmäßig. Okay, bubele, dies ist dein großer Augenblick, sagte ich mir. »Geben Sie mir einen Monat, um zu beweisen, daß ich die Story richtig im Griff habe oder weit draußen im Abseits bin. Wenn Sie meinen Entwurf nicht pünktlich kriegen, oder wenn er Ihnen nicht gefällt, haben Sie keine Verpflichtungen und schulden mir keinen müden Penny.«

Ich dachte, Sal würde seine Zigarre verschlucken. »Meinen Sie das wirklich ernst, Zadok? Warum gehen Sie dieses Risiko ein?«

»Schwer für mich, das in Worte zu fassen.«

»Bis jetzt sind Sie mir noch nicht durch übertriebene Schüchternheit aufgefallen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie haben sich in diesem Büro schon viel zuviel Scheiß von viel zu vielen Scheißeverkäufern anhören müssen. «

»Warum, Zadok?«

»Wenn ich sterbe, möchte ich neben meinem Namen noch ein einziges Wort in den Grabstein gemeißelt haben: Schriftsteller. Ich bin nicht so begabt wie zahlreiche andere Autoren. Aber ich gehe nicht den Weg des geringsten Widerstands. Im Augenblick stürze ich mich in den Kampf, um herauszufinden, ob ich genug Mut und Disziplin aufbringen kann.«

„Na schön, dann kann ich nur hoffen, daß Sie den Kampf gewinnen, denn sonst werden Sie darin umkommen.«

»Aber wenigstens werde ich mit einem trotzigen Grinsen auf den Lippen untergehn.«

»Viel Glück, Gideon. Und das meine ich ehrlich.« Ich ging ins Vorzimmer, um Val anzurufen. »Hallo?«

»Hi, Baby. Wir haben ein Drehbuch«, sagte ich. Sie legte auf.

Weil ich einen weiteren Krach zu Hause fürchtete, trieb ich mich fast den ganzen Tag in der Stadt herum. Als ich wieder in die Einfahrt einbog, war es inzwischen Abend geworden. Ich spürte sofort, daß etwas nicht stimmte. Normalerweise wartete unser Golden Retriever beim Haupttor auf mich. Aber heute - kein Grover Vandover. Ich öffnete die Haustür und meldete mich laut. Keine Val, kein Dienstmädchen, keine Kinder. Ich war entgeistert! Was ist hier los? Gedanken an einen Raubüberfall schossen mir durch den Kopf, oder daß eins von den Kindern irgendwie einen Unfall gehabt hatte. »Val! Penny! Roxy!«

Dann hörte ich Grover winseln und nahm Kurs auf Roxannes Kinderzimmer. Die Kommodenschubladen standen offen und waren halb leer; es sah aus, als wäre sie überstürzt geflüchtet. Pennys Zimmer bot den gleichen Anblick. Himmel! Was ist passiert? Keine Nachricht an der Pinnwand in der Küche. Hör endlich auf, Val, mit diesem Scheiß!

Auf dem Abstellplatz stand immer noch Vals Auto. War vielleicht ein Krankenwagen gekommen? Verdammt noch mal!

Augenblick! Möglicherweise ist Val noch da. Ich stieß die Schlafzimmertür auf. Und da war's!

Auf das Kopfkissen gesteckt, mit einer Rose quer drüber. Mein kleines, geheimes Adressenbüchlein. Mit ungefähr fünfzig bis hundert Namen von Freundinnen, Nutten, Hostessen. Sogar die Telefonnummern einiger ihrer besten Freundinnen waren dabei. Den geschiedenen. Die Frauen anderer Männer waren für mich tabu. Anscheinend war ich nachlässig geworden und hatte es irgendwo rumliegen lassen.

Ich ging hinaus und sah mich um. Vielleicht in meinem Arbeitszimmer. Ich machte die Tür auf. Es war ein furchtbarer Anblick. Val mußte mit Knüppel und Messer ans Werk gegangen sein. Alles war zertrümmert worden. Meine Bücherregale umgestürzt und sämtliche Bücher zerrissen. Meine Schreibmaschine zu Schrott gehämmert. Das Telefon aus der Wand gerissen, meine Schallplattensammlung völlig verkratzt und sämtliche Fenster zerschmettert. Die Polsterung meiner Couch und meines Armsessels mit einem Messer zerfetzt... Und all meine Fotos runtergerissen und zertreten, die Vorhänge zerschnitten.

Das war's. Der Safe stand offen. Val hatte die Kombination gefunden und das Adressenbuch herausgeholt. Manuskripte waren zerfleddert und im ganzen Raum verstreut worden. Die Pistole war verschwunden! He, Moment mal! Mein Sessel war von Kugeln durchsiebt worden, die Waffe lag leergeschossen auf dem Boden. Valerie stand still im Durchgang der Kochnische. Sie warf ein breites Küchenmesser und einen Baseballschläger zu Boden und blieb so regungslos stehen, daß es erschreckend wirkte. Meine erste Reaktion war Erleichterung darüber, daß sie sich nicht selbst etwas angetan hatte. »Wo sind die Kinder?« Sie antwortete nicht. »Sind sie bei deiner Mutter?«

»Ja«, antwortete sie leise. »Verschwinde! Du kannst einen von deinen Freunden schicken, deine Sachen abholen.«

»Okay.«

O Gott, war diese Frau verletzt! »Okay«, wiederholte ich. »Ich habe lange mit einigen von deinen Freundinnen gesprochen«, sagte sie mit einem verzerrten Lächeln auf den Lippen. »Sie haben gesagt, sie würden mich als Aushilfe nehmen. Wenn's eine große Party gibt, kann ich mitgehn und mit ihnen zusammen ein paar Nummern abziehn. Fünfzig schnelle Dollar pro Aufhüpfer, dreihundert für die ganze Nacht. Du hast doch sicher nichts dagegen oder?«

»Ich war sehr unglücklich, Val. Aber ganz gleich, was passiert ist, dies hast du wirklich nicht verdient.«

»Weiß Phil Delaney eigentlich, daß du mit Joany bumst? Hast du sie in unserm Bett gevögelt? Und die süße, kleine Mary Allen. Die hübscheste Mathelehrerin, die ich jemals gesehen habe. Beschissene Massenorgien!«

»Val.«

»Verschwinde!«

»Okay, aber eines möchte ich von dir noch wissen. Du weißt schon lange von diesen Dingen, Val. Warum hast du mich nicht daran gehindert?«

Sie schlug die Hände vors Gesicht und sank zu Boden. »Huren«, weinte sie verzweifelt. »Huren, Huren, Huren.«

St. Barts, 1956

Okay, alter Freund, du hast es gewollt, jetzt hast du's gekriegt. Jetzt hast du dir das Recht erkämpft, mit Volldampf in einen neuen Roman zu gehen. Also tu's auch. St. Barthélemy? Ich hatte weder geahnt, daß es diese Insel gibt, noch wo sie liegt. Die absolute Romantik des Romanschreibers: das selbstgewählte Exil. Echt Somerset Maugham.

Meine Kenntnisse von der Karibik waren mir als Kind von den Hollywood-Filmstudios vermittelt worden. So viele unserer Vorstellungen von Leben und Ländern werden ja von den Filmateliers geprägt. Jo, ho, ho and a bottle of rum. Feuchtschwüler Dschungel, elende schwarze Sklaven, die auf Zuckerrohrfeldern schwitzen, Voodoo-Riten. Die Teufelsinsel, von der niemand fliehen kann, es sei denn in einer hölzernen Kiste. Maureen O'Hara, so wunderbar, so unendlich sinnlich. Bruce Cabot - also da haben wir einen richtigen Bösewicht! Ich würde mich, wie Erroll Flynn, mit zehn Basil Rathbones duellieren, um meine Geliebte aus den Händen dieser geifernden, einäugigen Banditen mit der Hakenhand zu befreien.

Ein wohliger Nebel hüllte mich ein, nachdem ich in L. A. an Bord der Maschine gegangen war. Gewöhnlich wurde ich nach ein paar Drinks in achtzehntausend Fuß Höhe gefühlsduselig. Ach Val, ich hab' dir so weh getan! Ich kann's nicht ertragen, mir die Bilder vorzustellen, die dir durch den Kopf gegangen sein müssen, in den zahllosen Nächten, in denen ich nicht zu Hause war. Vielleicht war es mir vorbestimmt, nach St. Barthélemy zu gehen, damit ich dort etwas retten, damit ich dort büßen konnte. Jesus in der Wüste. Val... Val... Ich mußte mir auf die Lippe beißen, um die Tränen zurückzuhalten, so sehr sehnte ich mich danach, Penny übers Haar zu streichen und ihr vorzulesen, so sehr sehnte ich mich danach, Roxanne zuzusehen, wie sie mit ihrem Pony über die Hürden sprang.

»Das ist für dich, Daddy. Ich hab's im Kunstunterricht gemacht.« Meine Gewissensbisse wurden von den Torturen eines Karibikfluges im Jahre 1955 unterbrochen. Dies war kein Abenteuer für Schwächlinge. Nach Miami stieg ich von einer klapprigen Fluglinie auf die andere um, von Kuba nach Jamaika runter, dann wieder rauf nach Haiti über Puerto Rico zu meinem ersten Bestimmungsort St. Thomas.

Dort wurde ich von Tex Richie abgeholt, einem von Junkyard Murphys Piloten. Im allgemeinen vermittelten mir alte,

dickbäuchige Piloten immer ein schönes Gefühl der Sicherheit. Sie hatten überlebt. Tex Richie war alt, dickbäuchig und sprach mit einem whiskeyduftenden Südweststaaten-Dialekt. Und erfüllte mich nicht unbedingt mit einem Gefühl der Sicherheit. Seine Maschine allerdings noch weniger. Sie war eine alte, plumpe, in Holland gebaute Konstruktion mit Zweitaktmotor im Heck. Tex bezeichnete sie als STOL: Short Take Off and Landing - kurzer Start- und Landeweg.

Als er eine dicke Brille aufsetzte, um die Karte lesen zu können, hätte ich das Ganze fast abgeblasen.

»Da ist sie ja, das kleine Miststück!« sagte er, das Vergrößerungsglas in der Hand.

»Wo?«

»Da.« Scheiße!

»Wo ist die Landebahn?«

»Oh, die finden wir schon. Ganze vierhundert Meter lang.«

»Vierhundert Meter?«

»Nicht viel schlimmer als die Landung auf 'nem Flugzeugträger. Das Gras bleibt kurz, weil sie 'ne Herde Schafe drauf weiden lassen. Sobald es kurz genug ist, fegen sie die Schafscheiße weg und benutzen die Bahn als Fußballplatz. Junkyard hat mich gebeten, gut auf Sie aufzupassen, also wird der Platz extra für unsere Landung gemäht.«

Gestärkt von dieser beruhigenden Information, begannen wir nun mit den Vorbereitungen zum Start. Der Flug war kurz und unruhig. Wir kamen zu einer Inselgruppe. Tex deutete auf einen winzigen Punkt. »St. Barts.« Großer Gott, sollte das ein Witz sein? Er flog einmal drüber weg, um nachzusehen, ob irgendwelche Notsignale ausgelegt waren, und um den Windsack zu kontrollieren. »Verdammt noch mal!« knurrte er.

»Was ist passiert?«

»Rückenwind. Vierundzwanzig Knoten. Das wird 'n Ding.«

Er kurvte wieder auf See hinaus, wendete und drückte die Maschine runter, bis wir höchstens ein paar hundert Fuß über dem Wasser waren; dann zog er sie in eine fast neunzig Grad enge Kurve. In dieser wahrhaft beängstigenden Lage wurden wir vom Wind getrieben. Er verlangsamte die Maschine, bis ich das Gefühl hatte, sie würde absacken und wir würden im Wasser landen. Aber Tex hielt sie unerschütterlich weiter so, obwohl der Warnton durchdringend pfiff.

»Scheißding«, knurrte er vor sich hin.

Die Landebahn begann am Saum des Wassers und verlief hangaufwärts bis in eine Sackgasse aus Hügeln, die mit Felsbrocken übersät waren. Berührten wir den Boden zu weit hinter dem Beginn der Landebahn, hatten wir kaum eine Chance, die Maschine rechtzeitig wieder hochzuziehen.

»Hab' schon 'ne Menge Bruchlandungen überlebt«, erklärte er mir beschwichtigend.

Im letzten Moment, während der Warnton noch gellte, fing Tex seine STOL ab und ließ sie gleiten. Sieben Meter vom Wasser landeinwärts setzte sie auf, rollte bergauf und blieb mit... ach was, mindestens drei bis vier Meter Spielraum stehen. Kleine Fische. O Mann, war ich erleichtert! Neben der Rollbahn, vor einem Schuppen, stand ein freundlich wirkendes Ehepaar mit einem ramponierten Jeep und winkte uns ein. Denise und Pierre Dumont. Junkyards Verwalter. Sie bemühten sich um mich, als sei ich ein königlicher Gast. Na ja, wer weiß? Vielleicht war ich ja der erste Jude, der diese Insel betrat. Ich wußte wirklich nicht, was ich erwartet hatte - eine Grashütte, eine Höhlenwohnung, einen speertragenden Eingeborenenhäuptling. Junkyard hatte auf einem halben Dutzend Inseln Stützpunkte, und dieser entpuppte sich als eine kleine, aber sehr hübsche Villa die eindeutig einem gewieften Händler gehörte, denn sie war bis zum Schanzdeck beladen mit allem, was man so brauchte, vom Insektenspray bis zum Bourbon. Ich brauchte nichts weiter als ein Paar Schuhe, ein

Paar Shorts und meine Schreibmaschine. Die Lage war erstklassig. Die Villa Murphy lag an einem kleinen Hang oberhalb einer bezaubernden Bucht namens St. Jean. Von der Haustür bis zum Strand ging man höchstens drei Minuten. Im Verlauf der nächsten Tage freundete ich mich mit den Dumonts samt ihren fünf Kindern an, die nicht weit weg wohnten. Da sie Französisch mit einigen englischen Brocken sprachen, entwickelten wir eine recht gut verständliche Privatsprache. Pierre war sozusagen Junkyards Mann auf St. Barts.

Während der nächsten Tage fuhren wir mit dem Jeep praktisch jede einzelne Straße der Insel ab. Sie war ein winziger Punkt Fliegendreck in der Landschaft, ein Vulkanfelsen von ungefähr acht Quadratmeilen. Sanfte Hügel, schroffe Klippen und steile Felsabstürze wurden von ein paar Dutzend Kilometern Straße durchzogen, einiges davon Asphalt, andere Vulkanstein, die übrigen Waschbretterde. Allesamt Reifenkiller. Die reinste Achterbahn mit ein paar ebenen Strecken voller Schlaglöcher - ja, ich zögere sogar, sie Schlaglöcher zu nennen, denn sie waren groß genug, um einen Jeep darin verschwinden zu lassen.

Die zwölf Liliputbuchten waren auf der Leeseite still und ruhig, auf der Luvseite heftigen Winden ausgesetzt. Überall an den herrlichen, weizengelben Sandstränden rollte oder schlug warmes Wasser ans Land. St. Barts war zwar nicht, was man als Garten Eden bezeichnen würde, aber die Vulkanasche war fett, und immer wieder stieß man auf Bougainvilleen, die die Krüppelbäume garnierten, und auf verstreute Feldblumenwiesen. Wohin man sich auch wendete, überall stieß man auf unaufdringliche Schönheit.

Fruchtbaren Boden gab es kaum, daher mußten die Inselbewohner hart arbeiten, um zu überleben.

Gustavia, eine Perle von Hafen, verfugte über einen Kai sowie ein halbes Dutzend unbefestigter Straßen. Dort, und in der nächsten Umgebung, lebte der größte Teil der Inselbevölkerung

von etwa eintausendfünfhundert Einwohnern. Haupttränke war die Select Bar gleich unten am Hafen.

St. Barts erwies sich als echter Anachronismus für diesen Teil der Welt. Weil die Insel so winzig war - nur gut ein mal sechs Meilen -, waren hier keine Zuckerplantagen angelegt worden, und es hatte also auch keine Sklaven gegeben. Die Einwohner stammten fast alle von Vorfahren aus der Normandie und der Bretagne ab und wirkten wie ein verpflanztes Stück Frankreich. Einige ältere Frauen trugen zu langen schwarzen Röcken immer noch die typischen Hauben, während die Männer sich marineblau kleideten. Es gab auf St. Barts einige Rinder, ein bißchen Gemüse, Obstgärten und vor allem natürlich das reiche Meer. Innerhalb eines gewissen Umkreises benachbarter Inseln wurde ein intensiver Handel betrieben. Existenzgrundlage waren, wie man sehr schnell begriff, der schwarze, der weiße und der freie Markt. Junkyard besaß in Gustavia eine kleine Großhandlung - in der es kaum an etwas fehlte.

Es waren einige wohlhabende Franzosen gewesen, die St. Barts gefunden hatten. Jachtbesitzer. Es gab ein paar Dutzend kleine Villen in atemberaubender Klippenlage sowie ein halbes Dutzend dazugehöriger Amerikaner. Ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen. ›Junkyard‹ hieß das Zauberwort. Er hatte den größten Teil des Baumaterials für die seit dem Krieg errichteten Häuser herbeigeschafft. Und weil es ein Zufluchtsort für Außenseiter war, die alle auf dasselbe aus waren, wurden sehr schnell Freundschaften geschlossen, und die Inselbewohner kamen mir vor wie die nettesten Menschen, denen ich jemals begegnet war.

In diesem Leben gab es weder die Probleme noch die Wertmaßstäbe und Komplikationen der modernen Zivilisation. Es gab zwar Elektrizität, aber nur eine höchst unzuverlässige, von privaten Generatoren erzeugte. Eine Schule, einen Arzt. Kein Telefon, kein Wasserwerk, keine Kanalisation.

Unmittelbar unterhalb der Villa Murphy wurde der St. Jean's

Beach von einem riesigen Lavarücken geteilt, der bis ins Wasser hinausragte. Auf diesem Rücken war, über verschiedene Ebenen verteilt, das einzige Hotel der Insel errichtet worden, das Eden Rock, ein Haus mit ganzen fünf Zimmern. Ich befreundete mich mit dem Besitzer, einem Flieger namens Remy de Haenan, der den Bau der Rollbahn betrieben hatte. Genau wie Denise Dumont und die meisten anderen Frauen der Insel war auch seine Ehefrau eine hervorragende Köchin, die aus den kargen Früchten der Felder kleine Wunder von Mahlzeiten zauberte.

Darüber hinaus gab es eine Menge Strand zum Meditieren, eine Menge Sonnenuntergänge zum Betrachten, und im Select eine Menge Diskussionen. Ich weiß nicht, ob mich jemals jemand mit meinem Namen angesprochen hat. Ich war einfach immer nur der Schriftsteller.

Wie überaus merkwürdig sich die Dinge doch entwickelten! Als ich kam, war ich zur Schlacht gerüstet, war ich bereit, die Mauern der Angst, die ich mein Leben lang um mich herum errichtet hatte, zu überwinden oder einzureißen. Als mir auf St. Barts die Augen aufgingen, waren die Mauern ganz einfach verschwunden. Statt dessen öffnete St. Barts ganz weit die Arme, umfing mich und sagte zu mir: Wirf deinen Seesack ab, Marine, steh bequem und fürchte dich nicht mehr.

Ich lernte, alles aus meinen Gedanken zu verbannen, was mich von der Arbeit abhielt. Ganze Tage vergingen, ohne daß ich an Penny und Roxy dachte. Denn genau das war meine Angst: die Erinnerung. Daß ich vergessen konnte, war eine Offenbarung für mich.

Und das zu finden, war ich gekommen. Die Bewältigung der Einsamkeit war das fehlende Bindeglied, das eines Tages einen akzeptablen Romanschriftsteller aus mir machen würde. Wenn man da draußen lebt und all die Liebe und den Haß der realen Welt nicht ausschalten kann, wird man von den Erinnerungen überwältigt, überschwemmt, und im Durchhaltewillen beeinträchtigt. Hartnäckigkeit, Zähigkeit... Man muß sich

wirklich von allem abschirmen und nur noch auf das Schreiben konzentrieren. Das ist der grausame Preis, den man zahlen muß. Ich weiß nicht, möglicherweise ist das eine Art sublimierter Selbstsucht. Wenn man nicht stark genug ist, die Gedanken an die eigene, tiefste Liebe beiseite zu schieben und zu vergraben, ist man nicht stark genug, die Art von Konzentration auszuhalten, an der fast alle Menschen zerbrechen, die sich vornehmen, im Zeitraum von drei, vier Jahren ein Buch zu schreiben.

Diese Lektion lernte ich, als ich barfuß auf der von Fliegendraht umschlossenen Veranda der Villa Murphy saß. Ich vegetierte nur noch. Ich brauchte nichts weiter als Essen und Schlaf. Ich kannte keinen anderen Lebenszweck, als endlich kreativ zu schreiben. Bei Sonnenaufgang lief ich, laut vor mich hin denkend, am Strand entlang.

»He, Schriftsteller, wie geht's denn heute?« rief jemand mir zu. Ich winkte und lief weiter.

Bei Sonnenuntergang überlegte ich mir jeweils die Arbeit des nächsten Tages. Und sprach dabei, während die Sonne sank, ausgiebig dem Alkohol zu. Hin und wieder wollten die Worte nicht so recht kommen. Dann nahm ich mir einen Tag frei, ging mit Pierre angeln und ließ mir von ihm das Segeln beibringen. Zuweilen fiel die Einsamkeit über mich her wie ein unerwartetes Wetterleuchten. Aber ich ließ es einfach nicht zu, daß mich der Schmerz überwältigte. Hier und jetzt geschahen Dinge, von denen ich mir als kleiner Junge gewünscht hatte, sie möchten geschehen. Als zum Beispiel der Strom ausfiel, schrieb ich bei Kerzenlicht. Als ein Hurrikan die Villa zum Teil zerstörte, schrieb ich in einem Zimmer im Eden Rock. Ich hatte eine Ebene der Besessenheit, des Eintauchens erreicht, die... einfach nicht von dieser Welt war. Ich schrieb, während ich fieberte. Ich schrieb, während ich einen Kater hatte. Ich schrieb, als ein paar verdammt hübsche Weiber auftauchten.

Ich hatte mir St. Barts als eine Art Teufelsinsel vorgestellt, wo

ich eine Strafe abzubüßen hatte. Aber anstatt mich einzusperren, wirkte die Insel auf mancherlei Art befreiend auf mich. Wenn man es schafft, ohne Angst tief in sich selbst hinabzutauchen, wenn man die emotionale Vernachlässigung, die Lieblosigkeit der Eltern während der Kindheit rekapituliert, dann findet man zu einer gewissen ehrfurchtgebietenden Brillanz. Ohne sie gelangt man als Schriftsteller nicht zu ewigem Ruhm. Der Zoll, den man bezahlen muß, um dieses Ziel zu erreichen, ist so furchtbar, so herzzerreißend, daß er jahrelang Schlaflosigkeit und Alpträume garantiert. Ich mußte diese Brillanz unbedingt finden, sonst konnte ich alle Hoffnung begraben.

Hin und wieder einmal tauchte auch Tex mit seiner komischen kleinen Dutch STOL auf der Insel auf. Eine Zeitlang erwartete ich eigentlich die Scheidungspapiere, aber sie kamen nicht. Die Briefe an meine Kinder sprachen von reinem Glück. Eines Tages gab ich Tex die erste Fassung des Drehbuchs mit, und dann wagte ich es endlich, an einen neuen Roman zu denken.

Weihnachten kam, und damit Penny und Roxy. Tex flog mich nach St. Thomas hinüber, wo ich die Kinder abholen sollte. Nachdem das Drehbuch auf Judd Schlosbergs Schreibtisch lag, gestattete ich mir, bei dem Gedanken, wieder in die reale Welt zurückzukehren, freudig erregt zu sein. St. Barts war nicht für die Ewigkeit, aber ich wollte, daß meine Kinder die Insel kennenlernten. Auf St. Thomas als Treffpunkt hatten wir uns geeinigt, weil Vals Familie dort eine Anzahl pensionierter Navy-Freunde kannte, bei denen die Kinder sich aufhalten konnten, bis ich eintraf. Vorsichtshalber schickten wir eine Funknachricht voraus, damit sie packen und zum Flugplatz runterkommen konnten. Als wir landeten, war ich völlig unvorbereitet auf das, was mich dort erwartete: Val, Ich hatte zwar angenommen, daß sie die Kinder auf einem Teil der Strecke begleiten, jedoch vermutet, daß sie auf Jamaika Urlaub machen würde, wo es ihr als Kind so gut gefallen hatte.

Nach der jubelnden Begrüßung der Mädchen führte Tex die beiden durch die Maschine, während ich Val beiseite nahm. Wir reichten uns die Hand, dann küßte ich sie auf die Wange. Sie wehrte sich weder, noch zeigte sie einen Funken Feindseligkeit. Ich hatte kaum an sie gedacht, das hatte ich zu verhindern gewußt. Es war mir klar gewesen, daß ich meine Schuldgefühle nur unterdrückt hatte und daß sie eines Tages explodieren würden, aber erst, nachdem ich mein Ringen um das Drehbuch beendet hatte. Vielleicht hatte sie einen unrasierten, rumdurchtränkten Strandläufer zu sehen erwartet. In Wirklichkeit war ich braungebrannt und fit.

»Du siehst großartig aus«, stellte sie fest.

»Gibt ja kaum eine andere Möglichkeit hier, als entweder gesund zu leben oder zu versumpfen. Ich... Weißt du... Ich hatte dich nicht erwartet, Val. Laß mich bitte erst mal zur Besinnung kommen.«

»Aber sicher. Was macht die Arbeit?«

»Den ersten Drehbuchentwurf habe ich vor ein paar Wochen abgeschickt. Ich müßte jetzt bald was davon hören. Manchmal ist es schwierig, eine Nachricht hierher durchzukriegen. Wohin willst du übrigens von hier aus?«

»Ich wollte auf St. Thomas bleiben. Mom will in einigen Tagen nachkommen.«

»Roxy schrieb, daß sie einen Schlaganfall hatte. Wie geht's ihr jetzt?«

»Eigentlich ganz gut. Das ist ihre erste Reise danach. Sie hat ein bißchen Probleme mit... Ach, lassen wir das.«

»Richte ihr bitte meine besten Grüße und Wünsche aus, ja?«

»Sicher.«

»Irgendwelche besonderen Richtlinien hinsichtlich der Kinder?«

»Nein. Sie sind selig, bei dir sein zu dürfen. Sie haben ihren

Dad sehr vermißt.«

»Ich habe viel mit ihnen vor. Ich besitze einen Plattenspieler, der fast immer funktioniert, und werde ihnen täglich eine Oper und eine Sinfonie vorspielen, und außerdem habe ich ein halbes Dutzend Bücher, die ich ihnen vorlesen möchte. Im Augenblick brauche ich nicht zu arbeiten, also werden wir viel am Strand sein und Hummer knacken. Lach bitte nicht, aber ich segle inzwischen sogar ein bißchen.«

»Du? Segeln? Ich möchte wetten, daß du ziemlich gut darin bist.«

»Furchtbar bin ich. Also, es gibt da auch viele Kinder in ihrem Alter. Kein Mensch scheint Sprachprobleme zu haben. Es wird ihnen bestimmt viel SPass machen.«

Ich wurde ein wenig nervös und warf einen Blick zu Tex hinüber. Er gab mir ein Zeichen. »Jederzeit, wenn Sie bereit sind, Boß.«

»Am Freitag, dem zweiten, kommen wir wieder zurück. Ich werde dich vorher über Funk anrufen und Bescheid sagen.«

»Ach ja, fast hätte ich's vergessen. Penny darf auf keinen Fall tauchen. Schnorcheln darf sie, aber der Arzt sagt, er will nicht, daß ihr Kopf dem Wasserdruck ausgesetzt wird.«

»Tja, also... es war eine nette Überraschung, dich wiederzusehen. Ich wünsche dir einen schönen Urlaub und... Sag mal... würde es dich interessieren, ganz kurz mit uns rüberzufliegen und zu sehen, wie die andere Hälfte der Menschheit lebt? Tex würde dich wieder herbringen, sobald deine Mom eintrifft.«

»Das würde ich furchtbar gern«, antwortete sie leise. »Dann solltest du den Bekannten Bescheid sagen, bei denen du wohnst...«

»Ich hatte ihnen und Mom gegenüber schon erwähnt, daß eine klitzekleine Möglichkeit für mich besteht, ebenfalls in St. Barts

zu landen. Sie haben nichts dagegen.«

»Na schön, dann wollen wir zusehen, daß du einen Koffer gepackt kriegst. Viel wirst du bei uns nicht brauchen.«

»Ist schon geschehen. Ich hab' ihn im Flugplatzgebäude abgestellt.

Gideon, jetzt können wir...«

Ich nahm sie in die Arme und hielt sie fest...

Meine Liebe zu St. Barts war schon im ersten Moment meines Aufenthalts dort aufgeflammt. Ich war über mich selbst hinausgewachsen bis in eine Supernova hinein, Einsamkeit des Schriftstellers genannt. Nur daß es für mich, den sexbesessenen kleinen Juden, kein Paradies ohne Frauen gab. Nun war mein Paradies vollständig. Die Insel eroberte meine drei Mädchen genauso schnell, wie sie mich selbst erobert hatte.

»Wo in aller Welt hast du diese Schallplatte aufgetrieben, Gideon?«

»In einem alten Schrank, unter einer dicken Schicht Staub.«

»Achtundsiebzig Umdrehungen... heiliger Strohsack!«

»Der letzte Schrei hier auf St. Barts.« Wir tanzten auf der Veranda, eng umschlungen.

I saw you last night, An' got that old feeling, When you came in sight, I got that old feeling, The moment you passed by, l felt a thrill, And when you caught my eye, My heart stood still, Once again I seemed to feel

That old yearning, And I knew the spark of love Was still burning...

»He, Marine, du bist wohl von der ganz schnellen Truppe.«

»Bin ich, Baby. Halt dich nur an mich. Ich bring' dich schon

über die schwierigen Stellen.«

»Wie war dein Name doch gleich noch?«

»Zadok. Gideon Zadok. Und eines Tages werde ich ein großer Schriftsteller sein.«

Trotz all der Schönheit und Magie um uns herum stand doch noch immer ein furchtbarer, ungestillter Schmerz zwischen Val und mir. Wir sprachen zwar nicht viel darüber, aber er war da. Wenn zwei Menschen einander über einen so langen Zeitraum hinweg so weh getan haben, muß es Narben und böse Träume geben, die nie wieder verschwinden. Waren wir stark genug, waren wir zu einer so tiefen Liebe fähig, daß es uns gelang, die schwarzen Erinnerungen der Vergangenheit zu ertragen, sie in die hinterste Ecke zu verbannen und uns nie wieder von ihnen verfolgen zu lassen? Würden Val und ich es bis zum Ende schaffen? In dem Moment, als ich sie sah, wußte ich, daß ich am liebsten geweint hätte. Tex kehrte nach einer Woche mit der Nachricht zurück, daß Judd Schlosberg sich Funkzeit hatte zuteilen lassen, um mit mir auf Guadeloupe zu sprechen. Die große Insel, von der aus St. Barts verwaltet wurde, lag ungefähr einhundert Meilen weiter südlich und hielt mehr Kontakt mit der Außenwelt.

Wir konnten es leicht an einem Tag hin und zurück schaffen, und den Kindern würde der Ausflug SPass machen. In Basse Terre gab es einen Basar, der sie begeistern würde. Ich begab mich in die Kurzwellen-Funkzentrale des Hauptpostamtes. O Mann! Diese wunderbaren Worte! »Ihr Skript gefällt uns sehr. Wir werden den Film machen.« Schlosberg wollte ein paar Veränderungen, nichts Größeres, höchstens ein paar Wochen Arbeit. Ob ich nach Neujahr zurückkommen könnte. »Ich komme.« Ende der Durchsage.

Ich hatte mein Ziel fast erreicht! Nun wagte ich offen von meinem Roman zu träumen.

Am Westende von St. Barts ragte der Mount Vitet eintausend Fuß hoch über dem Meer empor. Manchmal gewann der Jeep den Kampf gegen die steile Straße, manchmal die Straße. Die letzte halbe Stunde mußten wir klettern. Wir waren beide erschöpft von der Party für zwei, mit der wir das neue Jahr willkommen geheißen hatten.

Die Wasserfläche tief unter uns war mit einer Handvoll Inseln übersät, kleinen vulkanischen Wundern, vor Millionen Jahren ins Meer geschleudert.

Val setzte sich auf einen Stein, schlug die Beine übereinander und bot ihr Gesicht dem Wind. Auf ihrer Stirn, dem Hals und ihrem Ausschnitt glitzerte der Schweiß. Ich knöpfte ihre Bluse auf.

»Himmel, schmecken die wunderbar salzig!«

Sie drückte meinen Kopf an sich. »Du bist verrückt. Ich bin glücklich, daß wir alle gemeinsam heimkehren werden.«

»Ich auch«, erklärte ich.

»Du wirst Heimweh nach dieser Insel haben, Gideon.«

»Ich hatte Glück, daß ich sie gefunden habe. Gebe Gott, daß ich wieder hierher zurückkehren kann. Ich hatte wirklich Glück. Am liebsten würde ich die Zeit jetzt und hier anhalten. Val, du bist wunderschön!«

»Mist, Mann! Du bringst mich zum Weinen.«

Man kann mit hundert Frauen ins Bett gehen, aber keine ist so wunderbar wie die Frau, die einem Kinder geschenkt hat.

Wir blieben lange dort sitzen und nahmen die letzten Bilder in uns auf. »Vor langer Zeit, Val, bin ich mal mit einem Mädchen auf einen Berg gestiegen. Auf einen Berg namens Twin Peaks in San Francisco. Wir waren noch Kinder. Ich erklärte ihr, daß ich eines Tages ein großer Schriftsteller sein würde, und las ihr das erste Kapitel eines Buches vor, das ich eines Tages schreiben wollte.«

»Was ist aus ihr geworden?«

»Wir haben geheiratet, aber wir lebten nicht glücklich bis ans Ende unserer Tage. Irgendwo unterwegs bin ich vom Kurs abgekommen. Dann fand ich eine Insel namens St. Barts, und die lehrte mich einsehen, daß ich heimkehren und das tun muß, was zu tun mir in dieser Welt aufgetragen ist. Ich würde gern hierher zurückkehren, wie ein Fischer leben und schreiben, was ich schreiben möchte. Weißt du, was ich meine?«

»Ich beginne allmählich zu verstehen, was du willst, Gideon. Ich würde gern glauben, daß ich dich halten kann, aber ich bin mir nicht sicher. Ich habe nicht mehr viel Selbstvertrauen. Du bist ein schwieriger Kunde, mein Freund. Durch dich schießen ständig Millionen von Volt. Ehrlich, ich weiß nicht, ob es auf der ganzen Welt eine Frau gibt, die dir jemals wirklich Frieden zu bringen vermag.«

»Es tut mir leid, Val, was ich dir angetan habe.«

»Das weiß ich, Gideon. Du brauchst es nicht auszusprechen.«

»Ich muß es aussprechen. Ich muß hören, wie ich es sage.«

»Ich habe dich zu vielen Dingen gezwungen, die dich vertrieben haben. Ich bin auch nicht die reine Unschuld«, gab sie zurück. »Wir haben uns gegenseitig Schlimmes zugefügt. Werden wir es schaffen können? Ich wünschte, ich könnte sicherer sein.«

»Ich bin mit dir hier heraufgegangen, weil wir damals auch auf einem Berg begonnen haben. Wohin ich will, weiß ich. Warum, werde ich feststellen, wenn ich dort bin. Ich dachte, dies wäre der richtige Platz, dir das zu sagen.«

»Nun gut, jetzt sind wir hier«, sagte sie unsicher, ein bißchen voll Angst vor den wilden, verrückten Plänen, mit denen ich ihr kommen würde.

»Ich habe nie viel von meiner Kindheit gesprochen«, fing ich an.

»Ich weiß. Manchmal habe ich mich gefragt, ob du überhaupt eine Kindheit gehabt hast. Es war, als hättest du eine Mauer um dich gezogen.«

»Ach, du weißt doch, wie so was geht. Man verbringt die zweite Hälfte des Lebens damit, die erste Hälfte zu verarbeiten«, behauptete ich. »Es gibt Türen, die ich einen Spalt öffne, eine nach der anderen. Auf einer Tür, die ich öffnete, stand geschrieben: ›Achtung! Vorsicht! Tarawa und Guadalcanal. Betreten nur auf eigene Gefahr.‹«

»Ich glaube, ich verstehe«, meinte sie.

»Es gibt da eine dicke, beschissene Stahlkammertür in mir mit der Aufschrift ›Jude‹. Die muß ich öffnen und hindurchgehen. Was ich dahinter finden werde - Teufel noch mal, ich weiß es nicht. Erinnerst du dich, daß ich dir von meinem Onkel Matti erzählt habe?«

»Ja. Aber nicht viel. Das ist der, der nach Palästina gegangen ist. Ein Held. Gefallen beim Araberaufstand 1939. Mehr weiß ich nicht«, sagte sie.

»Viel mehr weiß auch ich nicht. Aber ich spüre, daß sich da etwas entwickelt. Ich hab's in dem Moment gespürt, als ich die Stahlkammertür einen Spaltbreit öffnete. Ich... Ich möchte nach Israel gehen und es herausfinden. Ich bin nicht sicher, warum, aber es zieht mich dorthin wie mit einem Magnet. Es ist der Alte Herr da oben.« Ich deutete zum Himmel. »Der sagt mir, daß ich gehen soll. Es ist ein Instinkt, dem ich folgen muß. Ich habe mehrmals in meinem Leben geleugnet, daß ich Jude bin. Es hing mir mein Leben lang um den Hals wie ein Albatros. Davon muß ich mich befreien, und ich glaube, daß es dort ein großartiges Buch gibt, das nur noch auf einen Schriftsteller wartet.«

Sie schüttelte den Kopf und stieß ein kleines Lachen aus. »Du verstehst es, dir den Kuchen zu nehmen, mein Freund.«

»Wir können's schaffen, wenn wir das Haus vermieten und du zu deiner Mutter ziehst. Wie ich es sehe, brauche ich ungefähr

sechs Monate Zeit für die Recherchen. Wenn ich feststelle, daß es länger dauert, oder wenn ich mich entschließe, das Buch dort zu schreiben, hole ich dich und die Kinder nach. Es wird knapp werden, aber wenn wir die Pennies zehnmal umdrehen, können wir's schaffen.« Val starrte mich lange an. Sie drohte in Tränen auszubrechen. Sie hatte keine Illusionen und wußte, daß uns ein langer, furchtbarer Kampf bevorstand. »Darunter tust du's nicht, stimmt's? Du mußt unbedingt der Sieger sein.«

»Ich fürchte ja.«

»Du Scheißkerl!« flüsterte sie.

»Val, wenn du's nicht bewältigen kannst oder willst, wollen wir uns jetzt Lebwohl sagen wie gute Freunde.«

»Und nach Israel? Timbuktu?«

»Vielleicht.«

»Ich werde zu dir halten, solange ich kann, Gideon. Geh du nur, meine Liebe begleitet dich. Ich werde warten, bis du uns nachkommen läßt.«

HERZLIYYA, ISRAEL

11. Oktober 1956

Es begann als leises Grummeln. Das Lichterzucken am Horizont wirkte wie Wetterleuchten. Val zwinkerte und öffnete die Augen. Als sie noch klein und die Familie auf Guam stationiert war, waren Erdbeben und Hitzegewitter, wie sie sich erinnerte, an der Tagesordnung gewesen. Es waren die gleichen Geräusche und Lichtphänomene gewesen wie jetzt. Instinktiv machte sie sich darauf gefaßt, daß der Boden zu wanken begann, aber er tat es nicht. Nur das Grummeln und die Blitze gingen weiter. Dann hörte sie schwache Donnergeräusche.

Val warf das Bettlaken zur Seite und tastete nach der Lampe. Es war neun Uhr abends. Moment, ich muß nachdenken! Dann fiel ihr alles wieder ein. Gideon war früh am Morgen aufgebrochen, um die Israelis bei einem Angriff zu begleiten. Der Tag hatte sich quälend in die Länge gezogen. Dr. Hartmann war vorbeigekommen, um noch einmal nach ihr zu sehen, und hatte ihr eine Beruhigungsspritze gegeben. Daraufhin war sie in einen tiefen, schweren Schlaf gesunken.

»Mommy, komm mit aufs Dach!« rief Roxanne, die gerade ins Zimmer gelaufen kam. Als sie oben ankamen, hatte auch Grover in den Chor der von einem Ende der Sharon-Ebene bis zum anderen heulenden Hunde eingestimmt. Von ihrem Logenplatz aus sahen sie in sechs oder sieben Meilen Entfernung einen Horizont, der von Geschützfeuer erhellt wurde. Von hier aus wirkte es wie ein Spielzeugland.

Die Schießerei ging unaufhörlich weiter. Fast eine Stunde verstrich, bevor sich einer von ihnen regte oder sprach.

»Ist Daddy dort?« erkundigte sich Penny.

»Ja.«

»Warum?«

»Er sucht etwas«, antwortete Val.

Roxanne begann zu weinen. Die Mutter zog sie fest an sich.

»Daddy kommt immer wieder nach Hause«, behauptete Val.

Was Gideon nicht erwartet hatte, das war das Tempo, mit dem der Überfall durchgezogen wurde. Weder wurden zuvor uralte Hilfspläne entstaubt, noch gab es zusätzliche Truppen, die auf Abruf einsatzbereit waren. Man hatte mit Absicht ein gefährliches Ziel gewählt, eines, das den Jordaniern alle erwünschten militärischen und politischen Schlußfolgerungen unter die Nase reiben würde. Das Polizeifort der Jordanier lag unmittelbar hinter der Grenze, nur zwölf Meilen von Tel Avivs Innenstadt entfernt, an der Peripherie von Kalkilia, einer Kleinstadt mit fünfundzwanzigtausend Einwohnern.

Im Verlauf des Tages kamen die Mitglieder der israelischen Fallschirmjägerbrigade aus allen Teilen des Landes zusammen. Manche hatten eine anstrengende Ausbildung unterbrochen und trafen zutiefst erschöpft am Sammelpunkt ein. Trotzdem waren sie die besten verfügbaren Truppen.

Während der einleitenden Phasen des Überfalls ging alles gut. Da an der Grenze keine natürlichen Hindernisse zu überwinden waren, konnte die Vorhut sie mühelos überschreiten. Das Polizeifort von Kalkilia wurde aus zwei Meilen Entfernung von israelischen Scheinwerfern beleuchtet, und eine Panzertruppe unterstützte die Angreifer mit Artilleriefeuer. Beim normalen Verlauf eines Kampfes ging eigentlich immer etwas schief. Wie sich herausstellte, hatte der Plan Lücken, und auf einmal brach die Hölle los. Bis drei Uhr nachts war der Himmel hell von Geschützsalven, der Lärm der Handfeuerwaffen war aber noch bis Tagesanbruch zu hören.

Val und die Mädchen schliefen unruhig. Um sechs Uhr morgens sah Val, daß Mr. Zimmerman, ein Direktionsassistent des Hotels, sein Fahrrad den Pfad zum Cottage heraufschob. Ihre Angst war so groß, daß sie sich kaum rühren konnte.

Mr. Zimmerman war ein freundlicher alter Mann. Er hatte SPass daran, den Zadoks Nachrichten zu überbringen, weil er dann stets ein bißchen Klatsch mit ihnen austauschen konnte. Val hatte eines Tages entdeckt, daß auf seinem Arm eine KZ-Nummer eintätowiert war - eine der ersten, die sie jemals gesehen hatte. Seit diesem Zwischenfall, der ihr lange keine Ruhe ließ, verstand sie vieles in Israel besser.

»Ich habe eben einen Anruf von Mr. Zadok gekriegt«, berichtete er. »Ich soll Ihnen sagen, daß es ihm gutgeht und daß er in ein paar Stunden nach Hause kommt.« Val schrie auf und sank in seine Arme.

»Hat Mr. Zadok an dem Angriff heute nacht teilgenommen?« erkundigte er sich.

»Ja.«

»O mein Gott! Setzen Sie sich, Mrs. Zadok, ich bitte Sie. Ich mache Ihnen ein Glas Tee. Oh, das war ein sehr schlimmer Angriff. Fast einhundert von unseren Jungens sind ausgefallen. Nu, was kann man machen? Gott sei Dank, daß Mr. Zadok nichts passiert ist.« Das schreckliche Warten war vorüber. Von einem großen Schluck des gräßlichen Brandys gestärkt, vermochte sich Val allmählich wieder zusammenzunehmen, und als die Farbe in ihre Wangen zurückkehrte, brachte sie sogar ein Lächeln zustande. »Ansonsten leider schlechte Nachrichten«, erklärte Mr. Zimmerman. »Wir schließen das Hotel. Wenn Mr. Zadok heute abend zu mir nach Hause kommen würde, könnte ich ihm einen Schlüssel zum Nebeneingang geben und ihm den Sicherungskasten für sein Zimmer zeigen. Wir möchten, daß er sein Arbeitszimmer behält.« Als Mr. Zimmerman sich

verabschiedete, lief Val eilig in die Küche und suchte sich etwas zu backen, zu säubern, aufzutauen. Und seltsamerweise fanden sich, als wüßten sie Bescheid, nacheinander die Nachbarn ein.

Die Kinder liefen dem Jeep entgegen und warfen Gideon die Arme um den Hals.

»Faßt mich lieber vorerst nicht an«, warnte Gideon. »Ich bin vollkommen verdreckt.«

Er stank tatsächlich. Sein Blick schien in weiter Ferne zu verweilen, noch immer jüngst erlebte Schrecken zu sehen. Schwer ließ er sich am Küchentisch nieder. Val setzte ihm Kuchen und Fruchtsaft vor und scheuchte die Nachbarn aus dem Haus. Er war zu müde zum Kauen. Mühsam rappelte er sich hoch und wankte durch den Flur ins Schlafzimmer. Er schaffte es noch bis auf die Bettkante, dort sank er erschöpft in sich zusammen und barg das Gesicht in den Händen.

»Mit Dad ist alles in Ordnung«, erklärte Val und schloß die Tür. »Er braucht nur ein bißchen Ruhe.« Sie wäre gern zu ihm hinübergegangen, aus irgendeinem Grund aber konnte oder tat sie das nicht. Er war ein ungezogener Junge, der auf die Straße gelaufen war und von seiner Mutter, die ihn erst küßte und dann schlug, auf den Bürgersteig zurückgezerrt wurde. Er hätte ihnen dies nicht unbedingt zuzumuten brauchen. Val war unfähig, ihren Ärger zu zügeln. »Nun, ich nehme an, jetzt hast du's endlich richtig zu spüren gekriegt«, sagte sie. Im Grunde hatte sie es gar nicht aussprechen wollen, aber es rutschte ihr so heraus. »Und weißt du was? Ich hab's auch gespürt«, ergänzte sie bissig.

»Okay, ich hab' diesen Tritt in den Hintern verdient«, murmelte er. »Sie haben das Hotel geschlossen«, fuhr sie fort, konnte es nicht lassen, ihn mit schlechten Nachrichten zu überfallen. »Hat das nicht Zeit?« fuhr er auf. »Natürlich«, antwortete sie.

»Ich möchte duschen und ein bißchen schlafen.« Er tastete nach den Knöpfen seiner Kampfjacke, doch seine Finger wollten nicht funktionieren.

Eine ausgedehnte Stille entstand, lang genug, daß sich das Gift in ihr verflüchtigen konnte. Sie ging auf ihn zu, setzte sich vor ihm auf den Boden und bettete den Kopf auf seinen Schoß. »Simon ist gefallen. Und Ben Ami. Zev hat beide Beine verloren.«

»O mein Gott!« schluchzte Val. »Es war ein absolutes Fiasko.«

»Ach, Liebling, Liebling«, weinte sie. »Die arme Shalimit! Sie kriegt ein Baby... Ach, Liebling, ich muß sie unbedingt besuchen.«

»Ich war heute morgen mit dem Bataillonskommandeur bei ihr.«

»Oh, verdammt«, weinte Val. »Ach, Liebling... Oh, verdammt!« Sie kam auf die Füße, blieb vor ihm stehen und fuhr ihm durchs Haar. Es war verklebt. »Du bist in einem furchtbaren Zustand, mein Liebling«, stellte sie weinend fest. »Ich geh' mich duschen.«

Die Alpha-Kompanie des Löwen-Bataillons wurde vorausgeschickt, um das Fort zu umgehen. Auf einer Anhöhe an der Straße nach Kalkilia legten sie sich für den Fall, daß die Jordanier dem Fort Verstärkung zu schicken versuchten, in den Hinterhalt. Sie brauchten länger als erwartet, das Fort zu erobern und zu sprengen.

Nachdem der Zeitplan im Eimer war, hatte der ganze Schlachtplan den Sinn verloren. Es war genau wie auf Tarawa, als die erste Angriffswelle der Marines ihr Ziel nicht erreichte. Offiziere und Mannschaften mußten in kleinen Gruppen improvisieren.

Die Jordanier schickten eine Einheit der Arabischen Legion nach Kalkilia, gingen aber nicht in den Hinterhalt. Sie verließen die Straße, umgingen die Alpha-Kompanie und hatten nunmehr sie in der Falle. Erst nachdem sich die übrigen Einheiten des Löwen-Bataillons bis an die Grenze zurückgezogen hatten, merkten sie, daß die Alpha-Kompanie von der Legion umzingelt war und buchstäblich niedergemetzelt wurde. Der Rest der Nacht verging in dem verzweifelten Versuch, aus dem Kessel auszubrechen.

Es wurde ein fürchterliches Blutbad. Infanterie, Artillerie, Panzer und später - Flugzeuge mußten versuchen, eine Bresche in die Umzingelung zu schlagen. Die Männer der Arabischen Legion leisteten zähen Widerstand, als sie erkannten, daß es ihnen gelingen konnte, eine ganze israelische Kompanie auszulöschen. Falls sie Erfolg hatten, konnten sie den Sieg für sich beanspruchen. Ins Arabische übersetzt, würde dies Jordanien und König Hussein zu einem noch gefährlicheren und abenteuerlustigeren Gegner machen.

Gegen Morgen gelang einigen israelischen Panzern und Halbkettenfahrzeugen der Durchbruch. Die Toten und Verwundeten wurden aufgeladen. Einige der Gefallenen wurden auf die Panzer gebunden. Die Alpha-Kompanie kehrte zurück, doch achtundzwanzig Soldaten waren gefallen und fünfunddreißig verwundet.

Der israelische Angriff gelang für ein kleines Land, in dem jeder den anderen kannte, forderte er jedoch einen furchtbaren Blutzoll.

Val drückte Gideon sanft zurück, bis er lang ausgestreckt auf dem Bett lag, dann schnürte sie seine Stiefel auf, zog sie ihm von den Füßen und knöpfte ihm die Jacke auf. »Junge, Junge, seit Jahren hab' ich dich nicht mehr so ausgezogen.

Weißt du noch, als du damals an deinem ersten Buch saßest?

Die Kinder wollten nicht einschlafen, bis sie deine Schreibmaschine hörten. Wenn du aus dem Büro nach Hause kamst, bist du auf den Dachboden gestiegen und hast noch bis zwei oder drei Uhr morgens geschrieben. Ich ging hinauf, um dich zu holen, aber du warst so müde, daß du's nicht mehr allein die Treppe runter schafftest, und ich mußte dich ausziehen.« Sie befreite ihn von den Kleidungsstücken. »Hilf mir unter die Dusche, Baby.«

»Bleib du nur liegen«, sagte Val. »Bleib nur liegen.« Langsam zog sie sich die Bluse über den Kopf, öffnete ihren BH, schälte sich aus den Jeans und blieb vor ihm stehen. »Was für ein Augenblick, um deine Titten zu bewundern!« murmelte er. »Ich bin ein gottverdammtes Tier.« Valerie legte sich auf ihn, bedeckte ihn ganz. »Es ist so ein Wahnsinn! Die sind tot. Aber ich begehre dich.« Sie schmiegte sich an ihn, in ihn hinein, so gut es ging, trocknete seinen Schweiß mit ihrem Körper, küßte und leckte ihm den Staub und den Schmutz aus den Augen, von den Wangen, rieb mit ihrem Haar die Schweißflecken von seinem Hals, umklammerte ihn mit ihren Beinen. »Laß dich los, Junge«, sagte sie. »Laß dich los!«

Es war von Anfang an eine heikle Situation gewesen. Als Gideon in Israel eintraf, versprach er den Israelis, er werde niemals versuchen, ihnen Informationen von den Amerikanern zu beschaffen oder umgekehrt. Dafür waren die Israelis bereit, ihm jede Hilfe zu gewähren, die er für seine Recherchen brauchte. Rich Cromwell, der amerikanische Dienststellenleiter der CIA, versuchte Gideon immer wieder Informationen aus der Nase zu ziehen, aber jedesmal erfolglos. Denn Gideon wußte, wenn es ihm nicht gelang, das rückhaltlose Vertrauen der Israelis zu gewinnen, würde er niemals an die Informationen herankommen, die er brauchte, um den Roman schreiben zu können. Die Einladung zu einem Lunch in Cromwells Villa in Ramat Aviv klang unverkennbar nach äußerster Dringlichkeit.

Gideon staunte immer wieder über den Luxus, in dem das amerikanische Botschaftspersonal ›überlebte‹. Zum Beispiel diese riesige Silberschale in Cromwells Diele: Sie quoll über von eleganten, kleinen Visitenkarten in der jeweiligen Sprache des Besuchers und auf französisch.

Israel war, was die Anzahl der Botschaften, Gesandtschaften und Konsulate betraf, ein winziges Land. Doch wenn man überlegte, daß jedes Land einen Botschafter besaß, einen ersten Sekretär, mehrere zweite Sekretäre, Geschäftsträger, Militärattaches, Kulturattaches, Wirtschaftsattaches, Sondermissionen wie zum Beispiel das Point-Four-Programm, Handelsmissionen, Einkaufsmissionen, einen endlosen Strom Gastgelehrter in endlosen Konferenzen zur Produktion endloser Weisheit sowie jüdische Philanthropen, Investoren, Orchester, Tanztruppen und daß für jeden eine Empfangs- und eine Abschieds-Cocktailparty gegeben wurde, summierte sich das zu einer beträchtlichen Menge von Kaviar und Crackern. Dann gab es den Vierten Juli, den Bastille-Tag und den Geburtstag der Queen, und jedes Land hatte einen Nationalfeiertag, vor allem die erst kürzlich befreiten afrikanischen Nationen (die Afrikaner schmissen wirklich irre Partys), und weil jede Gesandtschaft alles zollfrei einkaufte, kollabierten die Lebern wie Sandburgen bei Hochflut. Jeder hatte im Foyer eine dicke Silber- oder Kristallschale oder auch einen Korb nach Eingeborenenart stehen, und jeder, der einen Besuch abstattete, hinterließ eine kleine, elegante Visitenkarte in zwei Sprachen. Man kam mühelos auf ein Minimum von eintausendzweihunderteinundsechzig Cocktailpartys pro Jahr. Rich Cromwell sah aus wie ein halb zerknitterter, silberhaariger alter Yalie - was er auch war -, der sich in einem blauen Blazer in Cape Cod weit wohler gefühlt hätte. Trug zwei Buchstaben, der alte Rich, Hockey und Lacrosse. Als mittelmäßiger Angestellter des State Department im Auslandsdienst, der von einem kleinen, geerbten Vermögen lebte, stieg er nicht höher auf

als bis zum Generalkonsul in Peru. Um etwas mehr Erfüllung im Leben zu finden, ging er schließlich zur CIA.

Cromwell kannte Gideons Vorliebe für Hochrippe und stopfte ihn beim Lunch bis zum Platzen voll. Nachdem genug der Artigkeiten ausgetauscht waren, schaltete Rich gewöhnlich auf seinen ›ernsten‹ Modus um. An diesem Nachmittag jedoch übersprang er das ›ernst‹ und ging direkt zu ›grimmig‹ über. Gideon trank seinen Verdauungs-Scotch betont langsam, damit die Reaktion darauf nach der langen Entbehrungszeit nicht allzu heftig ausfiel. »Was ist bei dem Kalkilia-Angriff passiert?« Rich ging sofort aufs Ganze.

»He, Mann! Woher soll ich das wissen?«

»Hören Sie auf, Gideon! Dann wären Sie ja der einzige Mensch im ganzen Land, der nicht weiß, wo Sie in der Nacht zum elften waren. Ihr Freund Simon Galil wurde von einer verirrten Kugel getroffen. Er stand unmittelbar neben Ihnen.«

»Warum fragen Sie ausgerechnet mich, Rich? Sie haben sämtliche Informationen erhalten. Mein Gott, alle Zeitungen haben einen minutiösen Bericht gebracht. Es war ein militärisches Unternehmen. Einiges ist dabei gutgegangen. Anderes nicht.«

»Wir wissen alle von Ihrer Vereinbarung mit den Israelis, und wir nehmen alle Rücksicht darauf.«

»Aber?« forderte Gideon ihn heraus. »Aber jetzt wollen wir mal Tacheles reden.«

»Und?«

»Sie sind ein Marine, Gideon.« Verdammt, dachte Gideon, jetzt kommt er mir mit dem semper fidelis. Der alte Cromwell war ein Marines-Major gewesen, kein allzu hoher Rang, aber auch kein allzu niedriger. Gerade recht für einen mittelmäßigen Yalie.

»Rich«, antwortete Gideon, »ich weiß, daß wir gemeinsam in

einem großen Krieg gekämpft haben, dem Krieg, der allen Kriegen ein Ende setzen sollte, Sie als Major und ich als PFC, als einfacher Soldat. Also sag ich's Ihnen jetzt von einem alten, sturmerprobten Marine zum anderen: Ich weiß nicht das beschissenste bißchen!« Gideon spürte, daß Rich jetzt hart rangehen würde. Er brauchte dringendst ein paar Informationen.

»Seien Sie nicht so bescheiden, Gideon. Sie haben einen besseren Draht zum Büro des Ministerpräsidenten als Eisenhower. Ihre Freunde lesen sich wie der Who's Who. Sie stehen auf bestem Fuß mit Teddy Kollek, Moshe Pearlman, Beham, Jackie Herzog...«

»Es mag für Sie schwer zu verstehen sein, aber die kommen auch nicht aus den Kabinettssitzungen zu mir gelaufen, um mich ins Bild zu setzen.«

Cromwell glaubte ihm nicht. Er unterdrückte seine Enttäuschung und entschloß sich zu einem kühnen Schritt. »Ich werde offen mit Ihnen sein«, erklärte er. »Dieses Land wird bald in Flammen aufgehen. Es könnte in Ihrer Macht liegen, dabei zu helfen, daß eine Katastrophe verhindert wird.«

»Ich höre«, gab Gideon gelassen zurück.

»Ich werde Ihnen jetzt ein Szenario schildern, ein geheimes Szenario. Vielleicht können Sie ein paar von den leeren Stellen ausfüllen.« Vorsicht, warnte sich Gideon selbst. Äußerste Vorsicht! »Dayan, Golda, Peres und Moshe Carmel sind vor ein paar Wochen nach Paris geflogen.«

»Was ist daran so welterschütternd? Frankreich ist Israels Haupthelfer und -lieferant.«

»Es war eine geheime Mission. Um alle Zivilflughäfen zu vermeiden, flogen sie in einem umgebauten französischen Bomber via Bizerta. Wie Sie wissen, ist hier die Rede von Israels Außenminister, Transportminister, Stabschef und von Peres, dem Architekten der French Connection. Sie haben sich in der Villa, nicht dem Büro, von Louis Mangin in

Montparnasse getroffen«, fuhr Cromwell fort. »Auf der französischen Seite waren dabei Außenminister Pineau, Verteidigungsminister Bourges-Maunoury, Generaldirektor im Verteidigungsministerium Abel Thomas und Stabschef Eli mit vier seiner engsten Vertrauten.«

Gideon lauschte mit mühsam gewahrter Ausdruckslosigkeit. »Frankreich und England wollen den Suezkanal zurück, richtig?« fragte Cromwell.

»Das nehme ich an.«

»Israel ist interessiert daran, Nassers Truppen aus dem Sinai zu entfernen, das Rote Meer für die eigene Schiffahrt zu öffnen und die Terroristentätigkeit vom Gazastreifen aus zu beenden. Und nun stellen Sie mal eine logische Vermutung an, worüber all diese Leute verhandelt haben.«

»Ich weiß nicht mal, ob dieses Treffen überhaupt stattgefunden hat, Rich. Ich weiß, daß Sie auf irgendeine gemeinsame militärische Aktion hinauswollen.«

»Gegen Ägypten«, sagte Rich.

»Verdammt, kann sein. So, wie es aussieht, scheint jedoch Jordanien das Ziel zu sein.«

»Ein Ablenkungsmanöver«, widersprach Rich. »Wir meinen, daß Jordanien ein Ablenkungsmanöver ist, und wir nehmen Anstoß daran, daß zwei von Amerikas engsten Verbündeten eine militärische Aktion planen, ohne uns zu konsultieren.«

»Das ist mir alles viel zu hoch, Rich.«

»So ist es aber, offen und ehrlich. Sie sind Amerikaner. Sie können uns die Antworten auf ein paar äußerst frustrierende Fragen besorgen. Wir glauben, daß die Engländer und Franzosen uns nicht konsultieren, weil sie fürchten, wir würden das verhindern.«

Gideon erhob sich aus dem Sessel, senkte die Scotchflasche über sein Glas und erwog Cromwells Theorie. »Warum liegt es

in Amerikas Interesse, zu verhindern, daß zwei seiner Alliierten einen für den Westen wichtigen Wasserweg zurückerobern, und warum liegt es in unserem Interesse, den Suezkanal und das Rote Meer für die israelische Schiffahrt geschlossen zu halten? Wissen Sie, Rich, ich kann Ihnen da nicht folgen.«

Cromwell hatte sein erstes Ziel erreicht: Zadok so weit zu bringen, daß er über das Problem diskutierte. »Im selben Moment, da England und Frankreich eine feindliche Geste gegen Ägypten machen, wird sich die Sowjetunion kopfüber in den Mittleren Osten stürzen, um für die Araber den Helden zu spielen. Wir wollen Rußlands Einfluß hier nicht vergrößern. Es ist Ägyptens Kanal. Er gehört Nasser. Wir geben einen Scheißdreck darum, ob England und Frankreich ihn zurückkriegen oder nicht. Wird Ihnen langsam klar, in welcher Richtung Amerikas Interessen liegen?« Gideon machte eine unverbindliche Geste.

»Was passiert, wenn der Kreml den Engländern und Franzosen mitteilt, daß fünfhundert russische Raketen auf Paris und London gerichtet sind und abgefeuert werden, sobald sie den Fuß auf ägyptischen Boden setzen? Wer soll diesen Dreck dann aufräumen? Ich spreche von der Wahrscheinlichkeit einer sowjetisch-amerikanischen Konfrontation. Eisenhower will keinen Krieg um den Suezkanal, und wir wollen nicht, daß die Russen jeden korrupten arabischen Diktator im Mittleren Osten mit Waffen versorgen. Also frage ich Sie jetzt abermals: Planen Israel, Frankreich und England einen Angriff auf Ägypten? Ja oder nein?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Gideon barsch. »Und ich behaupte, daß Sie lügen.«

»Ich weiß es nicht. Woher denn auch?«

»Ich will ja nicht taktlos sein, aber Sie haben eine Freundin im Büro des Ministerpräsidenten, die sämtliche Geheimdokumente ins Hebräische übersetzt. Jedermann in Israel

weiß, daß Natascha Solomon Ihre Geliebte ist. Bis Ihre Familie hier eintraf, haben Sie sich ja auch keine besondere Mühe gegeben, diese Tatsache zu kaschieren. «

Gideon nahm wieder Platz und rutschte voll Unbehagen hin und her.

»Sie könnten es in Erfahrung bringen, wenn Sie nur wollten«, stieß Cromwell nach.

»Natascha würde mir nie etwas sagen. Unter gar keinen Umständen. «

»Na schön, Gideon, dann schlucken Sie dies: Israel wird mobil machen. Übermorgen gehen die Einberufungsbefehle an die Reservisten heraus.«

Der Donnerschlag von Cromwells Worten traf ihn schwer. Das Buch. Val. Die Kinder. Kaputt. Alles kaputt! »Ich persönlich mag Sie gern«, erklärte Cromwell. »Möglicherweise brauchen Sie einen Freund, um Ihre Familie hier rauszuschaffen. Die Zeit könnte bald ziemlich knapp werden.«

»Kann ich mir noch einen Drink nehmen?«

»Bedienen Sie sich.« Cromwell schrieb eine Nummer auf einen Zettel und reichte ihn Gideon. »Privatanschluß. Mit Zerhacker, also können Sie offen sprechen. Aber rufen Sie von einem öffentlichen Telefon aus an. Melden Sie sich jeden Tag, und teilen Sie mir mit, ob Sie mir etwas zu berichten haben.«

Gideon hörte ihm kaum noch zu. Er steckte den Zettel in die Tasche. In seinem Kopf drehte sich alles, während er versuchte, eine Möglichkeit, irgendeine Möglichkeit zu finden, um den Trümmerhaufen zu retten.

27. Oktober 1956

Eine unsichtbare Hand fegte über das Land Israel und holte

die Männer von den Feldern, aus den Geschäften, den Büros und den Fabriken. Ein hebräisches Losungswort, gesprochen im Verlauf der Rundfunknachrichten, ließ die Angehörigen einer bestimmten Reserveeinheit stehenden Fußes nach Hause eilen, wo sie ihre Waffen aus verschlossenen Schränken holten, etwas zu essen einpackten, ihre eigenen Wintermäntel und Wolldecken nahmen, den Familienmitgliedern einen Abschiedskuß gaben und ebenso schnell wie unauffällig zur Bushaltestelle gingen oder sich von Autos mitnehmen ließen. Die Einheiten sammelten sich an vorbestimmten Geheimplätzen, in einem Wäldchen, einem Kibbuz oder Moshaw irgendwo weit entfernt von den spähenden Augen hinter der Grenze. Das alles spielte sich lautlos und kaum wahrnehmbar ab, ohne größere Dramatik. Die meisten Reserveeinheiten wurden anschließend auf Verteidigungsstellungen entlang der Grenze verteilt, wodurch das stehende Heer für den Angriff frei wurde. Transportmittel wurden von den Straßen der Städte und Dörfer geholt. Fahrzeuge wurden an Straßensperren gestoppt, auf einer Liste abgehakt, und der Fahrer erhielt eine Quittung für seinen beschlagnahmten Pkw oder Lkw. Um weiterzukommen, mußte er sich von irgend jemandem mitnehmen lassen. Ein großer Teil der Omnibuslinien wurde von den Straßen und Schnellstraßen abgezogen und zu den Fahrbereitschaften geschickt. Es war eine Armee schlecht ausgerüsteter Milizsoldaten, die auf den wackligen Rädern fast ausgedienter Busse, Wäschetransporter, Tieflader und Pritschenwagen, Zivilautos und Taxis dahinrollte. Überall im Land setzten sich dringend erforderliche Komitees zusammen und überprüften alle Notstandspläne, um die lebenswichtigen Dienstleistungsbetriebe mit Hilfe von freiwilligen Aushilfskräften in Gang zu halten. Das war die Aufgabe der älteren Bürger, denn während die Reservisten fort waren, mußte das Wasser weiter laufen, der Strom fließen, die Schulen und Krankenhäuser funktionieren, Lebensmittel von den Farmen in die Städte geschafft werden.

Das ganze Land lebte in diesem unheimlichen, lautlosen, tödlichen Rhythmus.

Nach dem Lunch fuhr Gideon mit dem Jeep nach Tel Aviv, wo Moshe Pearlman, ein Reserveoberst im Amt des Ministerpräsidenten, Räume über einer Autovertretung requiriert hatte, die er zu einer militärischen Pressestelle mitsamt Zensur und Sprecherbüro umfunktionierte. Dort summte es vor Aktivität, während so viele neue Telexleitungen wie nur möglich gelegt wurden. Da ihm sein Literaturagent in New York wieder einmal keine Arbeit verschafft hatte, sandte Gideon auf eigene Faust ein Dutzend Telexmitteilungen an die Zeitungssyndikate und bat um Aufträge. Von dort aus fuhr er zum Verteidigungskomplex, lieferte freiwillig seinen Jeep ab und trampte anschließend nach Herzliyya zurück. Valerie und die beiden Kinder, für die dies eine Art Spiel war, verkleideten die Fenster mit Verdunkelungspapier. Die Männer aus ihrem Viertel, fast ausschließlich südafrikanische Juden, waren über Nacht verschwunden. »Du und Mr. Zimmerman, ihr beiden seid offenbar die einzigen, die noch übrig sind«, berichtete Val. »Was meinst du, Schatz? Wird die Gefahr vorübergehn?«

Die CIA war offenbar nicht dieser Ansicht. Gideon zuckte mit den Achseln. »Ich bin nicht beunruhigt.« Eine Lüge. Gideon, der auch zu Hause seine Schreibmaschine stehen hatte, stürzte sich auf die Schreiberei. Nachdem ein Dutzend zerknitterte Seiten im Papierkorb gelandet waren, gab er den Versuch auf. »Die Telefonvermittlung im Hotel ist geschlossen«, erklärte er. »Ich werde schnell ins Dorf laufen und ein paar Anrufe erledigen.«

Während er zum Dorfzentrum joggte, galten Gideons Gedanken seltsamerweise etwas ganz anderem als der Mobilmachung der Reservisten und der sich ständig verschlechternden Lage. Er dachte an sein Gespräch mit Rich Cromwell und vor allem an dessen verletzende Worte über ihn und Natascha Solomon. Zu Hause in L. A. war es Gideon stets

gelungen, seine außerehelichen Affären diskret zu behandeln; jedenfalls bildete er sich das ein. Er hatte sie von Anfang bis Ende unter Kontrolle und überschritt nie eine gewisse Grenze innerer Beteiligung, sondern zog sich stets rechtzeitig zurück, bevor die Sache ernst zu werden drohte. »Du bist ein gemeines Schwein, Gideon«, hatte eine junge Schauspielerin einmal zu ihm gesagt. »Du bringst eine Frau bewußt dazu, sich in dich zu verlieben, und dann läßt du sie im Stich. Aber immer ganz Gentleman. Du läufst nach Hause und ziehst die Zugbrücke hoch.«

Als Gideon nach Israel kam, war er fest entschlossen, sauber zu bleiben. Israel war, wie er entdeckte, recht weltläufig, was das Betthüpfen betraf, und General Dayan war von allen der eifrigste Wollüstling im Land. Selbst Ben Gurion habe, so hieß es, hin und wieder eine Geliebte.

Gewiß, er hatte niemals vorgehabt, sich in Natascha zu verlieben, aber er tat es dann leider eben doch. Zum erstenmal in seinem Leben verlor er wegen einer Frau den Kopf. Sie brachte Erregung, Wahnsinn, Abenteuer - weit über alles hinaus, was er sich jemals erträumt hatte. Das war eine Frau, die ihm gewachsen war, die ihn zu Dingen trieb, zu denen er sonst andere Frauen trieb. Das waren Arme, aus denen er sich nicht nach Lust und Laune zu lösen vermochte. Zum erstenmal lernte er selbst zornige Eifersucht kennen und bekam einen Wutanfall. Und zuweilen legte er ein Verhalten an den Tag, das er bei anderen Männern verachtete. Rich Cromwell hatte gesagt, daß jeder im Land Bescheid wisse. Wußte Valerie auch Bescheid? Sie hatte niemals etwas durchblicken lassen. Hatte irgendeine gehässige Freundin auf einer Cocktailparty Andeutungen gemacht? Hatte Natascha sich Valerie gegenüber selbst verraten, indem sie sich übermäßig liebenswürdig und gönnerhaft verhielt? Schließlich ging es hier nicht um ein Staatsgeheimnis, sondern nur um ergötzlichen Klatsch. Val war hierher, nach Israel, gekommen, hatte getan, was in ihren Kräften stand, ihn

tief geliebt. Sie verdiente es nicht, noch einmal gedemütigt zu werden. Er wollte Natascha verlassen. Er versuchte es, gab sich die größte Mühe. Und jedesmal endete es mit einer noch wilderen Versöhnung. Dies war ein so wunderbarer Augenblick in seinem Leben, wie er ihn nie wieder erleben würde. Er hatte weder die Kraft noch den ehrlichen Wunsch, auf und davon zu gehen.

Keuchend machte Gideon vor einem winzigen Eckcafe halt, wo er von Mrs. Mandel begrüßt wurde. Er öffnete die Limonadenkühlbox. Kein Eis.

»Der Eiswagen ist mobilisiert worden«, erklärte sie. »Genau wie mein Harry. Ich werde schließen, bis das Ganze vorüber ist.« Gideon öffnete eine Flasche und trank das lauwarme Zeug mit langsamen Schlucken. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß niemand in der Nähe war, ging er zum Wandtelefon hinüber und wählte Rich Cromwells Privatanschluß. »Hallo?«

»Hi. Hier ist Ihr alter Marines-Kumpel.«

»Irgendein Grund, warum wir uns treffen sollten?« wollte Rich wissen.

»Nein. Keine neuen Informationen. Wollte mich nur mal bei Ihnen melden.«

»Gut, daß Sie es getan haben. Wir rufen alle Amerikaner zur Evakuierung auf.« Schweiß strömte Gideon über die Stirn und in die Augen. Er wischte ihn fort, aber das Salz brannte. Kühlen Kopf bewahren, ermahnte er sich. Er trank einen Schluck, um seine trockene Kehle zu befeuchten und sprechen zu können.

»Wann soll's denn losgehen?« fragte er mit unsicherer Stimme.

»Heute abend. Wir fliegen ein paar Transportmaschinen von der Rhein-Main Air Base in Deutschland rüber. Sie sind bereits unterwegs. Botschafts-, Konsulats-, Missions- und Point-Four-

Personal wird außer Landes geflogen. Darüber hinaus ist ein Zerstörer auf dem Weg nach Haifa, um die Touristen und die hier arbeitenden Zivilisten abzuholen. Das kann noch mehrere Tage dauern.«

»Ach, du dicke Scheiße!«

»Die Maschinen werden gegen zehn oder elf Uhr heute abend erwartet. Bringen Sie Ihre Familie zum Flughafen. Ich werde dafür sorgen, daß sie heute noch mitkommen. Sonst könnte die Sache schiefgehen.«

»Ich weiß nicht recht...« murmelte Gideon.

»Dies ist nicht etwa eine Bitte, Gideon. Es ist ein Befehl. Eisenhower ist auf der Palme. Aber ganz hoch oben. Wenn Sie hierbleiben, sind Sie auf sich allein gestellt und können ganz hübsch in Schwierigkeiten geraten.«

»Was ist mit meinem Hund?« fragte Gideon, ohne zu wissen, warum.

»Ich glaube nicht. Hören Sie, ich muß mich beeilen. Kommen Sie um neun nach Lydda, und melden Sie sich bei mir.« Es wurde still in der Leitung.

Gideon zog Shorts und Hemd aus und stellte sich für eine kleine Ewigkeit unter die Freiluftdusche, weil er hoffte, das Wasser werde ihm neue Kräfte schenken. Er wickelte sich ein Badetuch um die Taille und ging zum Cottage zurück, als wäre es seine letzte Meile. »Hi, Baby! Wo sind die Kinder?«

»Spielen mit den Ben Josephs.«

Als Val sich am Spülstein umdrehte, sah sie ihn. Er war aschgrau. »Du solltest in dieser Hitze nicht joggen«, sagte sie. Er mied ihren Blick, ging zum Kühlschrank und kippte eine ganze Flasche Sodawasser. »Ich habe gerade mit Cromwell gesprochen«, sagte er leise.

»Entschuldige, Liebling, aber ich kann dich nicht verstehen.«

Val schloß die Wasserhähne und trocknete sich die Hände. »Was hast du gesagt?«

»Ich sagte, daß ich mit Cromwell gesprochen habe. Val, wir werden evakuiert.«

Sie begriff nicht. »Evakuiert? Wohin, wie, wann? Gehört das irgendwie zu so einem Manöver?«

»Es ist kein Manöver. Wir haben Befehl, das Land zu verlassen.« Jetzt wurde Val von Entsetzen gepackt. Sie stieß einen kleinen, piepsenden Schrei aus und griff nach der Spülsteinkante, um sich festzuhalten. Gideon lehnte am Tisch, mit hängendem Kopf, den Blick auf den Fußboden gerichtet, dessen Muster er geistesabwesend betrachtete. Langsam blickte er wieder auf. Sie stand vor ihm. »Wohin? Wann?«

»Heute abend. Vermutlich nach Europa. Die Maschinen aus Deutschland sind schon unterwegs.«

Mit flehendem Blick sah sie ihn an. Bitte sag mir, daß es ein schlechter Scherz ist, schien sie sagen zu wollen. Er zuckte mit den Achseln. »Wir müssen nicht mit«, erklärte Gideon.

»Was für eine verrückte Idee ist denn das?«

»Wie es scheint, ist da eine Menge Gehässigkeit im Spiel. Eisenhower ist wütend auf Israel. Daß das Botschaftspersonal so schnell abgezogen wird, ist in meinen Augen eher eine Warnung als etwas anderes.«

»Was meinst du?«

»Ich glaube kaum, daß es für uns gefährlich werden kann, aber in dieser Hinsicht möchte ich mich auf gar keinen Fall täuschen. Was mich beunruhigt, ist der Gedanke, wie das Ganze zu Hause in den Nachrichten klingt. Ich denke da an deine Mutter und meinen Alten Herrn. Wenn auch nur ein Risiko unter Millionen besteht, daß den Kindern etwas zustößt, dürfen wir es nicht eingehen.«

»Du hast recht, das würde Mom nach ihrem Schlaganfall

nicht überleben«, bestätigte Val langsam, während die Realität ihre Angst verdrängte.

»Dann ist es abgemacht. Am besten fängst du sofort an, für dich und die Kinder zu packen.«

»Und was ist mit dir?«

Gideon schüttelte den Kopf. »Ich kann auf gar keinen Fall hier weg.«

»Warum?« fragte sie. Es war ein niederschmetterndes, alles umfassendes Warum.

»Ich kann nicht, das weißt du. Ich bin...«. »Was bist du?«

»Ich bin Jude... Ich habe mich hier als Kämpfernatur dargestellt... als ein Marine... ›Männer in der Schlacht‹ ist ihre zweite Bibel... Ich kann jetzt nicht den Schwanz einziehen und mit Frau und Kindern das sinkende Schiff verlassen. Das wäre nicht gut.«

»Für wen wäre das nicht gut?«

»Unter anderem für mich selbst. Wer, zum Teufel, würde wohl jemals ein Wort von meinem Buch glauben?«

»Ich scheiße auf dein Buch!« schrie Val.

»Was immer du sagst, was immer du denkst, du hast recht. Ich habe Mist gebaut, großen Mist. Selbst wenn ich mir einrede, daß es moralisch gerechtfertigt war, euch zu verlassen, haben wir noch Probleme. Doch irgendwas müssen wir aus dem Desaster retten. Ihr dürft nur zwei Koffer mitnehmen.«

»Komm mir nicht mit diesem Quatsch, Gideon! Deine Freunde können den Rest der Sachen verpacken und uns nachschicken.«

»Baby, wir sind pleite! Ich meine, bis über beide Ohren kapores. Ich muß versuchen, einen Teil vom Mietgeld zurückzukriegen. Wenn ich den Wagen an einen Ausländer verkaufen kann, gelingt es mir vielleicht, ein paar Dollar in die Hand zu kriegen. Auf der Bank haben wir dreitausend in

israelischer Währung. Ich werde ganz schön manipulieren müssen, wenn ich die umtauschen will.«

»Verdammt noch mal, warum gehn wir nicht einfach?« weinte sie. Er hörte ihr nicht zu. Sie hörte ihm nicht zu. »Ich muß mindestens ein Dutzend Telegramme auf den Weg bringen. Ich muß unbedingt ein paar Aufträge reinholen«, murmelte er vor sich hin.

»Laß uns doch einfach gehen!«

»Wir haben kaum Geld genug für ein Hotel in Europa.« Auf einmal unterbrachen sie ihre Selbstgespräche und starrten einander an.

»Was ist mit allem anderen, Gideon? Wirst du dir die wildeste Kampftruppe von Israel suchen und mit denen rausgehen?« Es war kein weiteres Wort nötig. Die Herausforderung stand in ihren Augen. Was ist mit Natascha Solomon? Val akzeptierte die Realität, als wäre ihr das Leben aus dem Leib gepreßt worden. »Was ist mit Grover?« fragte sie kaum hörbar. »Er ist krank.«

»Man hat mir gesagt, daß wir ihn nicht mitnehmen dürfen. Ich werde ihn zu Dr. Klement bringen und alles tun, damit ich ihn später vielleicht mitbringen kann. Falls nicht, werde ich ihm einen guten Platz suchen.«

Val sah sich so verzweifelt um, als warte sie darauf, daß der Hypnotiseur in die Hände klatschte und sie aus ihrem Alptraum holte. Die Kinder standen an der Tür und staunten mit ungläubigen Mienen.

»Was habt ihr gehört?«

»Daß wir weg müssen«, antwortete Penny.

»Geht auf euer Zimmer und legt nur die nötigsten Sachen auf euren Betten zurecht«, wies Val sie mit unvermittelter Entschlossenheit an. »Dad wird uns später alles nachschicken.«

»Grover!«

»Ich werde alles tun, was ich kann, um ihn euch zu bringen, sobald er wieder gesund ist«, versprach er.

Roxy brach in Tränen aus.

»Roxanne«, ermahnte Val sie streng, »wir müssen uns beeilen, also reiß dich zusammen, Mädchen! Wir haben eine lange Nacht vor uns.«

»Ja, Momma...«

Alle Kleidungsstücke wurden sehr fest zusammengerollt und auf zwei von Gideons Seesäcken verteilt. Es war erstaunlich, wie viel in so einen Sack hineinging.

Gideon erzählte ihnen, daß sie im Krieg unmittelbar vor einer Schlacht eine Rolle Toilettenpapier um einen Bleistift gewickelt und immer fester gezogen hatten, bis schließlich fünf oder sechs Rollen zu einer einzigen mit wenigen Zentimetern Durchmesser komprimiert waren.

Die Sechs-Uhr-Nachrichten brachten die beunruhigende Meldung, daß von nun an Verdunkelung befohlen sei. Grover Vandover spürte die wachsende Spannung, als die Nachbarn kamen, fühlte sich aber zu elend, um mit mehr als einem leisen Wimmern zu protestieren.

Einige Nachbarn brachten Dollars aus ihren Geldverstecken und tauschten sie, um den Zadoks zu helfen, in israelische Währung um. Jeder von ihnen gab Val einen Brief mit, den sie im Ausland nach Südafrika oder anderswohin aufgeben sollte. Dann gab es Abschiedsumarmungen, während Gideon die Scheinwerfer des Wagens schwarz anstrich, um die Verdunkelungsvorschriften zu befolgen. Als die Sonne unterging, hievte er die Seesäcke in den Kofferraum.

Und plötzlich standen sie alle vier neben dem Ford und blickten auf das Cottage zurück. Kaum hatten sie sich eingewöhnt, da war schon alles wieder vorbei. Als sie die Türen

verschlossen, traf die Realität der Situation sie wie ein Hammerschlag. Gideon zögerte, als könne ein Aufschub in letzter Minute noch alles retten; dann schaltete er die Zündung ein.

Der Wagen tastete sich in eine auf einmal stockdunkle Landschaft hinein und schlug einen Bogen um Tel Aviv, das plötzlich nicht mehr zu existieren schien. Schon hundertmal war Gideon auf dem Weg nach Jerusalem diese Strecke gefahren, aber noch nie in pechschwarzer Finsternis.

Mit beiden Händen packte er fest das Lenkrad und versuchte möglichst jeden vertrauten Markierungspunkt zu erspähen. Plötzlich stieß der Wagen irgendwo an und bockte kräftig: Gideon war über einen Bordstein gefahren. Kurz darauf kam er von der Straße ab und konnte gerade noch verhindern, daß sie im Graben landeten. Val lenkte den Wagen hinaus, während Gideon hinten nach Kräften schob.

Gut. Für eine Weile rollten sie auf einer vertrauten, schnurgeraden Strecke dahin. Val nahm die Uzi-Maschinenpistole von ihrem Schoß, legte sie auf den Boden und machte eine Liste von allem, was Gideon erledigen mußte. Die Mädchen sangen sich durch The Little Brown Song Book.

Plötzlich rammte Gideon den Fuß auf die Bremse. Herrgott! Fast wäre er in einen Karren samt Esel gefahren. Heftige Worte wurden auf hebräisch und englisch getauscht. Keiner verstand den anderen. »Komm wieder ins Auto, Liebling. Wir haben keine Zeit für Streit«, sagte Val. »Schmock!«

Er ging weiter, während die Kinder immer noch sangen. Gideon ließ den Wagen ausrollen, er hatte sich verfahren. Verdammt! Vor ihnen schien eine Kreuzung zu liegen. Er stieg aus, ging hinüber. und entdeckte die Wegweiser. Große Erleichterung: Flughafen Lydda, 4km.

Sie wurden durch das Sicherheitstor gewinkt, erreichten kurz vor neun den Parkplatz und fanden eine unheimliche,

beängstigende Szene vor. Die Haupthalle des alten Flughafengebäudes war vollgestopft mit fliehenden Diplomaten mitsamt ihren Familien. Der Raum wurde von Kerzen und Laternen beleuchtet, die einen gelblichen Schein auf ganze Gebirge hastig gepackter Koffer und verwirrter, ungeordneter Menschheit warfen. Gesprochen wurde nur flüsternd, als höre auch hier der Feind schon mit. Niemand schien irgend etwas zu wissen.

Gideon eroberte einen Platz für Val und die Kinder und machte sich auf die Suche nach Rich Cromwell. Er entdeckte ihn im Tower. Er wedelte mit einem falschen Ausweis - einem von einem halben Dutzend, die er immer mit sich herumtrug - und bahnte sich einen Weg in den Kontrollraum. Das Durcheinander hier oben schien genauso hektisch zu sein wie unten im Terminal. Es war von amerikanischen Evakuierungsplänen gesprochen worden, und auf den Radarschirmen spukten zahllose unidentifizierte Blips herum. Verschlimmert wurde die Lage noch durch die gespannte Atmosphäre zwischen Amerikanern und Israelis. Die Amerikaner wünschten keine Kooperation, nicht einmal Daten von israelischen Aufklärern.

»Hi, Rich! Wie läuft's denn?«

»Sagen Sie's mir«, lautete die Antwort.

»Es ist nicht eben Amerikas stolzester Augenblick. Schwer zu sagen, ob die Ratten das sinkende Schiff verlassen, oder das Schiff die sinkenden Ratten«, sagte Gideon verbittert. »Haben Sie sich angemeldet?« erkundigte sich Cromwell, ohne die Bemerkung zu beachten. »Nein.«

»In der Cafeteria ist eine Meldestelle. Sagen Sie denen, daß Ihr Name auf der CIA-Liste steht. Ich werde Sie später aufsuchen; ich muß Sie unbedingt sprechen.« Gideon hatte so seine Vorbehalte gehabt gegen diese Sonderbehandlung. Er war sicher, daß Cromwell ihn wieder mal um Informationen

anzapfen würde. Das Passte ihm gar nicht.

Val war so klug gewesen, ein Kartenspiel, ein Mini-Schach und Cribbage-Bretter mitzunehmen. Außerdem hatte sie schnell ein paar Sandwiches und Obst eingepackt. Letzteres erwies sich als besonders weitblickend, da die Cafeteria nicht einmal mehr einen Krümel Brot anzubieten hatte.

Die Luft wurde dick von zu vielen Menschen und zuviel Zigarettenqualm. Während die Zeit träge dahinfloß, verdüsterte ein surrealistischer Mantel gedämpften Flüsterns den Raum noch mehr. Bei jedem neuen Gerücht schossen Geysire erregter Fragen empor. Elf Uhr... halb zwölf... Die Toiletten wurden allmählich unbenutzbar.

Eine gewisse Betäubung machte sich bemerkbar. Es wurde unheimlich ruhig.

Gideon nahm Roxanne auf den Schoß, drückte sie an sich und wiegte sie.

»Wohin fliegen wir, Daddy?«

»Ich weiß es nicht, Liebling. Aber sicher übers Meer. Nach Italien, oder vielleicht auch nach Deutschland.«

»Ich habe Angst.«

»Also, das ist ganz natürlich. Aber es gibt viele, viele Menschen, die auf dich aufpassen.«

»Wie denn?«

»Da draußen sind eine Menge Flugzeuge, die dafür sorgen, daß der Himmel sicher ist. Es wird eine Weile dauern, bevor wir genau wissen, was richtig ist und was falsch. Aber du mußt stolz darauf sein, daß du Amerikanerin bist. Weißt du, dein Heimatland hält so viel von einem einzigen kleinen Mädchen, daß sie Tausende von Meilen weit herkommen, um dich in Sicherheit zu bringen.«

»Warum kannst du nicht auch mitkommen?«

»Weil ich... Weil ich hier arbeiten muß, mein Liebling. Mom

und ich meinen, daß du wegen Grandma Jane und deinem seide zurückfliegen solltest.« Mitternacht.

Valerie beruhigte die Kinder mit Dramamine und einem leichten Schlafmittel, und kurz darauf schliefen sie, auf den Seesäcken zusammengerollt, fest ein.

Val und Gideon fanden keine Worte füreinander; ihre Gedanken wirbelten im Kreis, ohne Zusammenhang. Vals Frisur war zerzaust, ihre Augen blickten teilnahmslos.

Sie merkte nicht, daß Gideon sie beruhigend tätschelte; sie konzentrierte sich auf die Liste. Hab' ich notiert, daß er meinen Termin beim Friseur absagen muß? Ach was, nicht nötig; der Friseur ist bei einer Reservistentruppe... Habe ich Penelopes Medikamente eingepackt?... Ich glaube schon, ich muß sie eingepackt haben... Sobald wir landen, such' ich die nächste US-Navy-Station auf und schicke eine Nachricht an Mom...

Sie beobachtete ihn in diesem Dämmerlicht. Auf seinen Schultern schien das ganze Gewicht der Welt zu lasten. Er brauchte ein gutes Wort. Er brauchte Trost, Absolution. O Gott, was stand ihm nur bevor? Verdammt! Gideon und sein gottverdammter Ehrgeiz! Ihn trösten? Zum Teufel damit! Ich brauche Trost. Ich müßte mit ihm sprechen. Mach bitte keine Dummheiten, Liebling. Wenn du tot bist, kannst du kein Buch schreiben. Komm bitte zu uns zurück, Liebling. Ich liebe dich. Warum kann ich dir nicht einfach sagen, daß ich dich hebe?

Gideon versuchte Kraft zu einem aufmunternden Gespräch zu sammeln. Eines Tages, dachte er, wirst du unheimlich stolz auf mich sein. Es wird sich gelohnt haben. Ich werde der größte... Ach was, Scheiße! Vergiß es, Zadok. Das hat ihr gerade noch gefehlt, diese Hurra-Zadok-Ansprache. Ich werd's wiedergutmachen, Val, das schwöre ich dir...

Sprachlos, wie betäubt.

Ein Uhr nachts.

Rich Cromwell tippte Gideon auf den Arm und winkte ihm, er

möge ihm folgen. Sie betraten ein abgelegenes Büro. Gideon musterte die versammelte Mannschaft. Die drei Militärattaches von der Botschaft funkelten ihn aufgebracht an, als Cromwell die Tür hinter ihm schloß.

»Scheiße!« sagte Gideon. »Das KGB-Vernehmungsteam.«

»Zweihundert Sixbysix-Trucks sind vor ungefähr vier Stunden im Hafen von Haifa eingetroffen. Irgend jemand bereitet sich auf den Transport von starken Militäreinheiten vor«, sagte der Attache von der Marine.

»Ich habe den Transport nicht genehmigt«, fuhr Gideon auf.

»Auf der anderen Seite des Flugfelds hier«, sagte Rich, »sind zwölf französische Ouragan-Jäger gelandet, und jetzt übermalen sie die Trikolore mit dem Davidstern.«

»Werden sie Ägypten angreifen oder nicht?« verlangte der Attache von der Armee zu wissen.

»Haben Sie mir deswegen befohlen, meine Familie herzubringen? Um sie als Geiseln zu benutzen?«

»Wir haben die Mitteilung bekommen, daß ägyptische Jäger vor der Küste patrouillieren«, erklärte Rich.

»Wenn ich es wüßte«, fauchte Gideon, »glauben Sie vielleicht, daß ich ihnen dann meine Frau und Kinder direkt in die Arme fliegen lassen würde?«

Jetzt verlor Cromwell die Beherrschung. »Ihr verdammten Juden solltet lieber die Frage klären, ob ihr nun Amerikaner seid oder nicht!« Seine rosigen Wangen wurden dunkel, als sich seine kleinen roten Adern füllten. Er drohte Gideon mit dem Finger. »Jetzt hören Sie mal gut zu, Judenjunge! Sie sagen es uns jetzt auf der Stelle, und zwar genau!«

»Gehen Sie doch zum Teufel, Sie alter Rumsäufer! Wir Juden haben all unsere Schulden dafür, daß wir Amerikaner werden durften, bezahlt, wir haben Amerika groß gemacht. Wir sind die loyalste Bevölkerungsgruppe von ganz Amerika. Sie

beschissener Nantucket-Pasadena-Lilienweißer, Sie frömmelnder Jesus-Liebhaber in karierten Hosen! Schieben Sie sich das in den Arsch, Cromwell!«

Gideon machte kehrt und wollte gehen.

»Gehen Sie nicht im bösen«, sagte der Attache von der Marine.

»Wir wollten nur ganz sichergehen.« '

»Gibt es da draußen ägyptische Flugzeuge oder nicht?« fragte Gideon.

»Wir haben einige nichtidentifizierte Blips. Die Israelis fliegen Patrouille. Bald werden wir Klarheit haben. Wir dürfen eigentlich nicht mit ihnen zusammenarbeiten, aber dann verstoßen wir eben gegen die Vorschriften.«

»Tut mir leid, was ich gesagt habe«, lenkte Rich ein.

»Es wär' mir lieber, wenn Sie tatsächlich nicht an das glaubten, was Sie mir gesagt haben«, gab Gideon zurück und ging hinaus.

Ein Uhr vierzig. Die Israelis meldeten, daß sich weder in ihrem Luftraum noch vor der Küste feindliche Schiffe oder Flugzeuge befanden.

Ein fernes Dröhnen war zu hören; es löste eine spontane Erregung aus. Alle rappelten sich auf und spitzten die Ohren. Sie kommen! Sie landen!

Sechs schwerfällig wirkende C-119 Flying Boxcars, gefolgt von drei Globemasters C-124, setzten auf und öffneten ihren Rachen, um die Flüchtlinge zu verschlingen.

Gideon trug Penelope, während Valerie die vor Müdigkeit wankende Roxanne ins Freie führte, wo sie alle gezählt werden sollten. Dann ging er noch einmal hinein und kehrte mit den Seesäcken zurück. Ein Flieger half ihnen die Rampe empor. Val, Penny und Roxanne wurden in mit Segeltuch bespannten

Klappsesseln festgeschnallt, von denen auf jeder Seite zwanzig standen. Der Flieger tippte Gideon auf die Schulter: Der Augenblick des Abschieds war gekommen.

»Guten Flug, Baby«, wünschte Gideon. Val nickte nur. Gideon betrat die Rampe.

»Gideon!« rief sie hinter ihm her. Er wandte sich um. »Ich liebe dich«, sagte sie.

Aus irgendeinem Grund fanden die Leute die vielen israelischen Münzen in ihren Taschen, die sie ohnehin nicht mehr ausgeben konnten, nur noch lästig. Also wurde ein Eimer herumgereicht, der bald zur guten Hälfte gefüllt war. Ein Flieger reichte ihn Gideon auf die Betonpiste hinab. Gleich darauf wurde die Rampe in den Bauch der Maschine heraufgezogen und der Rachen des Flugzeugs fest geschlossen.

Die Landebahnbeleuchtung wurde gerade eben lange genug eingeschaltet, um den Maschinen den Weg zum Himmel zu weisen, wo sie verschwanden.

Nachdem die amerikanischen Boxcars und Globemasters die israelische Küste hinter sich gelassen hatten, nahmen sie, in sehr stürmischem Wetter, das sie immer wieder durchsacken ließ, Kurs auf Athen. Die Passagiere begannen sich zu erbrechen. Todmüde, mit schneeweißen Lippen gegen die eigene Übelkeit ankämpfend, hielt Val die Kinder in den Armen. Der Regen, der in die Kabine drang, trug noch zur Verschlechterung ihrer Lage bei. Ungesicherte Gepäckstücke rutschten und schlitterten umher. »Mommy!«

»Schon gut, Liebling. Halt dich gut fest!«

Gideon ließ die Leinenrouleaus vor den Wohnzimmerfenstern ganz herunter, zündete eine Kerze an und griff nach einem Stapel Post, der bei der hektischen Packerei übersehen worden

war.

Grover Vandover kam aus dem Kinderzimmer, wo Schulbücher offen herumlagen und Betten aufgeschlagen waren. Im Bad herrschte eine gewisse Unordnung, als hätte jemand soeben geduscht. Alles an seinem Platz, aber die Menschen verschwunden. Wie eine Stadt, die nach einer plötzlichen Katastrophe verlassen lag. Gideon versuchte Grover Vandover ein bißchen Futter aufzureden. Nichts zu machen. Er maß seine Temperatur: vierzig Grad Celsius. Zuallererst mußte er Grover jetzt nach Tel Aviv zum Tierarzt bringen.

»Komm mit, Kamerad, nehmen wir uns 'ne Mütze voll Schlaf«, sagte er zu Grover. Sein Schlafzimmer war ein Chaos, so hastig hatten sie gepackt. Das Bett war von ihrem Mittagsschlaf noch zerwühlt. Er starrte es an. Es war ein gutes, altes Bett gewesen. »Ich kann hier nicht bleiben«, murmelte er vor sich hin. Er setzte Grover in den Wagen und fuhr den kurzen Weg zum Accadia Hotel. Es hockte da auf seiner Klippe wie ein grimmiger weißer Elefant. Kein verlassenes Schloß in Schottland konnte unheimlicher wirken, und das leise Rauschen des Meeres verstärkte diesen Eindruck noch.

Gideon schloß eine Seitentür auf, bedeckte die Taschenlampe mit der Hand, um sie abzudunkeln, und tastete sich in den Keller mit den Sicherungskästen hinunter. Wenn ich den falschen Schalter erwische, gibt's 'ne verdammte Schloßbeleuchtung, dachte er. Und ließ es lieber.

Mit seinem Hund auf dem Arm machte sich Gideon im Stockdunklen auf den langen, dunklen, beklemmenden Marsch zu seinem Büro im vierten Stock. Hinter sich verriegelte er die Tür, dann zündete er einige Kerzen an. Unvermittelt kehrte das gefürchtete Gefühl der Einsamkeit zurück.

Er griff nach dem Telefon, um Natascha anzurufen, erinnerte sich aber dann, daß die Vermittlung geschlossen war. Gideon kuschelte sich neben den Hund auf die Couch, doch seine Augen

blieben weit offen. Er starrte auf einen Druck an der Wand, als hätte er ihn noch nie gesehen, dann wälzte er sich auf die Füße, tappte gähnend zum Schreibtisch hinüber und blätterte in der Post. Ein Brief von seinem Vater.

Gideon starrte auf das Kuvert hinab. Und öffnete es.

Mein liebster Sohn, ich bin mit meiner Weisheit am Ende. Zehn Tage ohne auch nur eine Zeile, ein Komma. Daß du mich so ignorierst und quälst, das ist, soviel kann ich Dir versichern, überhaupt nicht gut für meine Gesundheit. Solltest Du es für nötig erachten, daß ich Dich herzlichst bitte, betrachte Dich hiermit von mir als gebeten. Zehn Tage. Du kannst unmöglich so sehr beschäftigt sein. Ich weise diese Vorstellung zurück.

Ich habe von meinen Landsleuten (Menschen aus meiner Heimatstadt) aus Wolkowysk gehört. Einige von ihnen gehören zu den großen israelischen Pionieren, wie auch Dein verstorbener Onkel Matthias (Matti), während andere dem brutalen Naziterror entkommen sind. Alle sind sie ganz wunderbare Menschen. Ich liebe sie. Aus der Gemeinde in Wolkowysk kamen zahlreiche Intellektuelle, Rabbis, Dichter, Schriftsteller, etc., eine kleine, äußerst vitale Gemeinde. Sie haben wiederholt darum gebeten, Dich mit einem Abend ehren zu dürfen, kommen sich aber bei Deinen Ausreden, Du hättest keine Zeit, wie schmetes (Lumpen) und schnorer (Bettler) vor. Besonders für Valerie und die Kinder wäre es gut, ein bißchen über ihre großen kulturellen Leistungen zu hören, vor allem, damit sie Dich nicht für einen elitären Snob halten...

Zornig zerknitterte Gideon den Brief in seiner Faust, während er spürte, wie sein Atem kürzer wurde und seine Brust sich zuschnürte. Um dem Anfall vorzubeugen, nahm er ein Tedral.

»Dad«, rief er aus seiner verschwommenen Erschöpfung heraus, »um Gottes willen, ich bin in einer furchtbaren Lage!

Sag mir, daß ich ein guter Sohn bin! Sag mir, daß du stolz auf mich bist! Wo ist meine Frau? Wo sind meine Kinder? Dad, ich brauche wirklich einen Menschen, der mir den Kopf hält!«

Der zerknitterte Brief zitterte in seiner Hand. Er zielte auf den Papierkorb, legte den Brief dann aber auf den Schreibtisch, glättete ihn und heftete ihn in dem entsprechenden Aktenordner ab. Morgengrauen.

Gideon zog die Holzjalousien hoch und sah aufs Meer hinaus, während es draußen Tag wurde. Er stand vor den Kerzen und sammelte genügend Luft, um sie auszublasen; dann schleppte er sich zur Couch. Er konnte die schweren Lider nicht länger offenhalten.

»Daddy«, klagte er, als ihn allmählich der Schlaf überfiel. »Daddy, mir ist so kalt! Mir ist so kalt! Wärme mich, Daddy... Daddy...«

GIDEON

Mitla Pass 29. Oktober 1956

D-Day, H-Hour minus 40 Minuten

Die Formation der Dakotas dröhnte schwerfällig tiefer in den Sinai hinein, kreuz und quer über die Wanderpfade Mose. Mit einer letzten Abschiedsgeste blitzte die Sonne hinter den Bergen auf. Die Kabine unserer Maschine wurde in tiefe Dunkelheit getaucht. Die Tageshitze stieg vom Wüstenboden auf und prallte auf die Nachtluft, die von den Bergen herunterzog. Als die Formation die kritische Höhe von fünfhundert Fuß erreichte, weckten die Turbulenzen sogar den unerschütterlichsten Schläfer. Major Ben Asher, der Kommandeur der Löwen, winkte Schlomo und mir, nach vorn zu kommen, wo sie sich auf engstem Raum über das Navigatorenpult beugten.

Ich sah noch einmal genauer hin und starrte verblüfft den Piloten an. Es war mir bisher nicht aufgefallen, doch der Pilot war eine Frau. Ben Asher las die letzte Meldung und strahlte. »Hallo, Schriftsteller, komm, quetsch dich rein. Sieht alles recht gut aus jetzt. Unsere Aufklärer melden, keine ägyptischen Maschinen oder Truppen am gesamten Kanal. Die haben nicht mal'n Kamelarsch von Verdacht.«

Als Schlomo und ich uns zu unseren Plätzen zurücktasteten, erwachten die Paras einer nach dem anderen, gähnten, rülpsten, schmatzten mit trockenen Lippen, fingerten an ihrem Gerät, tätschelten ihre Waffen, als wären es Mädchenpopos, und diskutierten über die vielversprechenden Nachrichten.

Inzwischen war es so dunkel in der Kabine, daß ich nur noch

die verschwommenen Umrisse ihrer Gesichter erkennen konnte. Einige von ihnen waren so bärtig wie Löwen. Manche trugen Käppchen auf dem Kopf, hatten ihr Gebetbuch aufgeschlagen und wiegten sich vor und zurück, obwohl sie in der Finsternis die Schrift nicht entziffern konnten.

Ich wurde plötzlich von einem tiefen, alles verschlingenden Entsetzen gepackt. Mein ganzer Körper verkrampfte sich, und ich fürchtete, meine Bewegungsfreiheit verloren zu haben. Salziger Schweiß brannte mir in den Augen, und meine Lippen verwandelten sich in ausgedörrte, zerbröckelnde Fleischwülste. Ich mochte nicht tief durchatmen, denn ich wußte, wenn ich den Atem ausstieß, würde ich laut herauswimmern.

Mein Herz klopfte hörbar, als die Maschine unvermittelt unter dem ägyptischen Radar hinwegtauchte und dann auf Sprunghöhe stieg. Schlomos Hand packte meinen Arm. »Wird schon gutgehen«, flüsterte er.

»Wie lautet das hebräische Wort für Geronimo?« fragte ich ihn. »Geronimo?«

»Das ist der Schlachtruf der amerikanischen Paras. Erwartet man nicht von uns, daß wir beim Absprung einen lauten Schrei ausstoßen, der dem Feind das Blut in den Adern gefrieren läßt?«

»Glaub mir, mein Freund, du wirst schon was zum Schreien finden«, entgegnete Schlomo.

Die Auflösung der Angst ist einer der wichtigsten Daseinsgründe für den Schriftsteller. Wovor fürchtet der Mensch sich am meisten? Vor der Folter? Vor dem Eingesperrtsein in einer Station für Geisteskranke oder einem Gefängnis voller Frauenschänder und Mörder?

Zu all diesen Ängsten kommt noch die Angst vor dem Messer des Chirurgen dazu.

Vor einigen Jahren fand mein Arzt bei einer

Routineuntersuchung einen Tumor von etwa Baseballgröße in meiner Brust. Genau zwischen Lunge und Aorta. Wenige Tage später packte ich im Rose Hospital von Denver einen kleinen Koffer aus, wo nach mehrtägigen Tests die Operation vorgenommen werden sollte.

Damals lebten Val und ich getrennt. Wir mußten uns immer wieder mal voneinander erholen: eine Woche oder auch zwei. Aber wir fanden immer wieder zueinander. Ich lebte in Denver mit Georgia zusammen, einer exzentrischen geschiedenen Frau, die unter anderem mit einem Musiker verheiratet gewesen war. Nun waren Musiker, wie wir ja wissen, häufig Pioniere auf dem Gebiet des Konsums unkontrollierbarer Substanzen. Georgia war eine großartige Frau, eine der ersten Ölmanagerinnen jener Zeit. Sie führte ein ungezügeltes Leben und hatte eine echte Schwäche für Schriftsteller. Wir fühlten uns sehr wohl miteinander und sprachen niemals von Heiraten oder belastenden Verpflichtungen.

Als der Tumor lokalisiert wurde, überredete ich den Arzt, mich abends nach Hause gehen zu lassen, damit ich mit Georgia schmusen konnte. Ach was, zum Teufel, muß der Chirurg gedacht haben, das arme Schwein ist wahrscheinlich vom Krebs zerfressen, warum also nicht? Die einzige erwähnenswerte Droge, die damals gehandelt wurde, war Marihuana. New-Wave-Mode. Georgia hatte eine Menge Musikerfreunde und eine gute Pot-Quelle. Anfangs dachte ich, man kriegt davon Haare auf den Zähnen oder springt ganz oben von einem Wolkenkratzer. Es gab zu jener Zeit einen Film darüber, Reefer Madness, der mir als Junge höllische Angst eingejagt hatte.

Krebs? Warum also nicht ein bißchen Marihuana? Ich nahm Zuflucht zu einer Menge Macho- und Marine-Corps-Quatsch. Wenn ich schon sterben mußte, würde ich es mit Bravour hinter mich bringen. Jeden Abend, wenn ich aus dem Krankenhaus kam, kifften Georgia und ich uns high und zogen durch jede anrüchige Kneipe von Denver. Lachen Sie nicht, wenn ich

Denver sage. Das war damals noch zum Teil eine Cowboy-Stadt, wo man wußte, was man einem Mann schuldig war, der eine lange Trockenzeit auf staubigen Rinderpfaden hinter sich hatte. Er mochte noch so dreckig sein.

Am Tag vor der Operation erschlich ich mir Urlaub vom Krankenhaus mit dem Versprechen, am frühen Abend zurück zu sein. Aber wer achtet schon auf die Zeit? Georgia und ich spielten immer gern mit unserer Phantasie, und die war äußerst fruchtbar. Wir stellten eine Wunschliste auf, und ich will verdammt sein, wenn sie nickt am Amateur-Abend bei Jake Foxe, dem ortsansässigen Striplokal, auf den Laufsteg stieg. Und eine beachtliche Show abzog. Ich wurde wild, als ich die Kerls an den vorderen Tischen beobachtete, und sie wurde wild, als sie beobachtete, wie ich wild wurde, und ich will verdammt sein, wenn wir nicht noch 'ne andere Stripperin aufla sen - aber das ist eine andere Story.

Was diese morbide Geschichte von Lust und Vulgarität mit der Auflösung der Angst zu tun hat? Ich erinnere mich genau an den Sekundenbruchteil, in dem es geschah. Zu drin überquerten wir die Colfax Avenue. Unser Ziel war ein kleiner, versteckter Privatclub schwarzer Musiker, wo wir noch etwas von der unkontrollierbaren Substanz zu ergattern hofften. Während wir darauf warteten, daß die Ampel grün wurde, schoß mir der Gedanke an die morgige Operation durch den Kopf, und ich überlegte: Wenn es durch Zauberkraft in meiner Macht läge, meinen Zustand zu ändern und in diesem Moment den Platz mit irgendeinem Menschen auf der Welt zu tauschen - wen würde ich wählen?

Churchill? Babe Ruth? Clark Gable? Wer würde es sein? Die Antwort lautete Gideon Zadok. Angesichts dieser Operation mit weniger Überlebenschance als fünfzig zu fünfzig wollte ich ganz einfach nur ich selbst sein... mich mit einem Mädchen in jedem Ann bewußtlos saufen und zu einem Bumsmotel fahren. Ich war zufrieden mit dem, was ich im Leben erreicht hatte...

eine große Schlacht gewonnen... einige erstklassige Sachen geschrieben... als Schriftsteller nie einen Kompromiß geschlossen. Ich bereute meine Sünden und wollte dafür büßen, indem ich versuchte, ein guter Mensch zu sein. Ich sah der miesen Seite meines Charakters offen ins Gesicht. Insgesamt war ich verdammt zufrieden mit mir und außerdem, glaube ich, zum Sterben bereit.

In diesem sonderbaren, wundervollen Moment, als ich auf der Colfax Avenue auf grünes Licht wartete, löste sich meine Angst in nichts auf. Kein Bedauern. Was für ein großartiger Zustand für den Weg in den Operationssaal!

Einige Zeit nach Mitternacht, aber vor Morgengrauen kehrte ich in mein Krankenhauszimmer zurück. Der Anästhesist war außer sich. Ich bekannte die Einnahme verschiedener Substanzen. »Sie haben da einen ganz schönen Milkshake im Magen, Zadok. Noch eine weitere Nacht wie diese, und Sie brauchen nicht mehr operiert zu werden.«

Die Operation wurde verschoben, bis ich völlig entgiftet war - mit einem bewaffneten Posten vor meiner Tür.

Hauptsache aber war: Ich hatte keine Angst mehr! Ich hatte keine Angst, als sie mich durch die lautlos aufgleitenden Türen aus Edelstahl schoben. Ich hatte keine Angst, als die Anästhesie zu wirken begann... Lebe wohl, Welt, es war mir ein Vergnügen.

Der Wind an der Springtür der Dakota schüttelte mich durch. Ich stand an der Kante. Ich hatte keine Angst! Ich stürzte in die freie Luft hinaus, dann wurde ich langsamer. Rings um mich her blähten sich die Fallschirme auf wie eine Flotte von Segelbooten, die ihre Spinnaker setzen.

Am liebsten hätte ich diesen Augenblick für immer festgehalten. Vielleicht sogar die Richtung geändert, um in unbekannte Galaxien hinauszutreiben.

Während die Dakota-Formation abschwenkte und nach Israel

zurückjagte, wurden ihre Motoren immer leiser und verstummten schließlich ganz. Wir waren allein, weit hinter den feindlichen Linien. Nach und nach nahm ich das Flattern der Fallschirme und die kleinen, dumpfen Geräusche wahr, die diese kurze, aber herrliche Odyssee abrupt beendeten.

Unten lag die reale Welt! Angestrengtes Stöhnen, Flüche, kurze, scharfe Befehle. Schon immer hatte ich meine Beine, wenn auch nicht meine Leber, in gutem Zustand erhalten, doch meine Knie waren vom jahrelangen Skilaufen und Motorradfahren abgenutzt. Die meisten Schriftsteller versuchen sich ein Image als harte Burschen aufzubauen. Da ich jedoch weder den Wunsch noch die Lust hatte, hilflose Tiere zu morden, löste ich mich allmählich von meiner Hemingway-Imitation und wurde wieder Gideon Zadok, wer immer dieser Kerl sein mochte. Aber da war es bereits zu spät für meine Knie.

Meine Füße berührten kaum den Boden, als mein Körper wie ein Pendel herumschwang; ich wurde hart auf meine rechte Hüfte geschleudert und eine ganze Strecke über den Boden geschleift. Es war weit einfacher, als ich es mir vorgestellt hatte - jedenfalls dachte ich das, bis ich mich zu bewegen versuchte. Obwohl meine Hüfte vom Aufschlag betäubt war, kämpfte ich mit meinem Fallschirm, und dann war auch schon Schlomo da, um mich von ihm zu befreien.

Jesus! Gott. Ich hab's geschafft! Was für ein Gefühl! Gideon Zadok, du bist ein As! Ein As! Ein As!

Als Schlomo und ich einander umarmten wie wiedervereinte Flüchtlingsbrüder, wurde mir klar, daß mein Jubel voreilig gewesen war. Ich brach in seinen Armen zusammen und sank zu Boden. Während Schlomo mir half, mein Bein zu testen, war das Bataillon damit beschäftigt, so schnell wie möglich das Chaos zu organisieren, das einem nächtlichen Absprung folgt. Offiziere und Unteroffiziere bellten auf hebräisch Befehle, die in Anbetracht der Dunkelheit erstaunlich schnell und geschickt befolgt wurden. Die Männer sammelten sich an einem

Treffpunkt in vorbestimmten Einheiten um Major Ben Asher.

Auf Schlomo gestützt, humpelte ich ins Lazarettzelt, in das die Verletzten gebracht wurden. Es waren Dutzende größtenteils mit Verstauchungen, aber auch einige ernstere Fälle. Dr. Schwartz und ein Sanitäter leuchteten mich mit einer Stablampe ab. Meine Hüfte war geschwollen wie ein Ballon und färbte sich allmählich dunkel; nach ein paar äußerst schmerzhaften Untersuchungen war der Arzt sich jedoch sicher, daß nichts gebrochen war. »Was ist es?«

»Ein wunderschönes, dickes Hämatom. Bei dir ist eine Arterie geplatzt, die einen Bluterguß von etwa einem Liter ergeben wird.«

»Und die Prognose?«

»Während der ersten Nacht wirst du an ziemlich starken Schmerzen leiden, aber in ungefähr drei Tagen solltest du mit den ersten Laufversuchen anfangen können.«

Der Arzt hob mein Hemd an, um nach weiteren Verletzungen zu suchen, und schüttelte den Kopf, als er Nataschas Handarbeit auf meinem Rücken sah.

»Wo, zum Teufel, bist du gelandet? Auf einem Kaktus?«

»Verletzungen von einem früheren Unternehmen«, gab ich zurück. »Du bleibst hier bei den Verwundeten«, ordnete er an und ging weiter, zum nächsten Patienten.

Die Offiziere versammelten sich um Ben Asher, während die Löwen den Landeplatz sicherten. Es gab Diskussionen und einige Verwirrung. Offenbar waren wir drei Meilen vom Zielpunkt entfernt abgesetzt worden.

Bis hierher hatten wir also ziemlich viel Schwein gehabt. Keine Reaktion von den Ägyptern, die sich, wie wir vermuteten, oben im Mitla Pass eingegraben hatten. Sie mußten uns gesehen und gehört haben. Ben Asher befahl seiner Eliteeinheit, dem Recon Platoon oder Aufklärungszug, möglichst nahe zum Pass

voranzugehen und die Ägypter am Ausbrechen zu hindern. Dann sah er sich die Verwundeten an. Die Gesamtzahl war bemerkenswert gering. Es gab die verschiedensten Verstauchungen und Prellungen, aber nur zwei Fallschirmjäger mit gebrochenen Beinen. Da die Verletzten unmöglich mit dem Rest des Bataillons Schritt halten konnten, das einen Gewaltmarsch antreten und sich hinter dem Recon Platoon eingraben sollte, wurden zu unserem Schutz zwei Züge zurückgelassen, während das Bataillon abmarschierte. Im Verlauf der Nacht sollte für uns weiterer Nachschub abgeworfen werden, darunter auch Jeeps. Falls und sobald sie heil unten ankamen, konnten die Verletzten mit ihnen dem Bataillon folgen. Eine Nacht fieberhafter Aktivitäten lag vor dem Bataillon, bis es die geplanten Stellungen erreicht und die Verteidigungslinien errichtet hatte. Der genaue Standort war das Parker Monument, ein Denkmal nahe der östlichen Passmündung.

Da war ich also endlich, der umherziehende Schriftsteller im feindlichen Land, mit einer Hüfte so groß wie ein Basketball und einer Begeisterung, die mir der Fallschirmabsprung restlos ausgetrieben hatte. Hier draußen, mit den Löwen zusammen im Land Mose. Wie ungeheuer romantisch! Die Betäubung ließ allmählich nach, und der Schmerz setzte ein.

Wo waren Valerie und meine Kinder? Und Natascha? Na ja, die war vermutlich im Amt des Ministerpräsidenten und wartete, überanstrengt und übermüdet, auf Nachricht, daß der Absprung der Paras erfolgreich verlaufen war. Schönes Dreiecksverhältnis, das ich mir da aufgebaut hatte! Scheiße, Mann, jetzt gehn die Schmerzen erst richtig los. Für heute hatte ich lange genug den Helden gespielt. »Schlomo?«

»Ja?«

»Es tut jetzt langsam verdammt weh, mein Freund. Wenn Dr. Schwartz ein bißchen Zeit hat, könnte er mir vielleicht irgendwas geben.« Dieses ›Irgendwas‹ entpuppte sich als

Morphiumspritze. Menschenfreundliches Zeug. Wirkte innerhalb von Minuten. Die Zeit begann in unregelmäßigen Sprüngen zu vergehen... Ich nickte ein und erwachte benommen vom Geräusch tiefffliegender Maschinen. Der Nachschub wurde abgeworfen. »Wie geht's?« erkundigte sich jemand.

Es war mir unmöglich, deutlich zu sehen. »Bist du das, Schlomo?«

»Ja.«

»Mir ist irgendwie komisch. Ziemlich haariges Gefühl. Was ist passiert?«

»Das Bataillon hat das Parker Monument erreicht. Die Ägypter haben eine Patrouille losgeschickt, aber wir haben sie in den Pass zurückgedrängt. Na ja, nun weiß Kairo wenigstens, daß wir hier sind.«

Er stützte mich, als ich mich aufrichtete, und ich trank gierig einige Schluck Wasser.

»Du solltest lieber weiterschlafen«, meinte Schlomo. »Die Jeeps werden frühestens in etwa zwei Stunden abgeworfen.« Seine Stimme klang hohl und weit entfernt... Ich sank in den Berg zusammengerollter Fallschirme zurück... weich, herrlich weich... alles wirkte jetzt verschwommen... eigentlich unheimlich... He, Penny, soll Daddy dir The Little Engine That Could vorlesen... Ich spürte ihre süße, weiche, kleine Wange an der meinen..... Na so was, Roxanne, du alte Bohnenstange... du wirst ja eine richtige Frau... Die Girl Scouts feiern eine Schlafparty, kichern und lärmen im Gästehäuschen wie wild... Im Kühlschrank liegen drei kleine BHs, irrsinnig komisch...

Roxanne wünscht sich ein Abendkleid? Ist doch kaum zwölf! Na schön, Dad geht mit dir einkaufen. Aber nichts, was zu risqué wäre...

... weißt du, ich hab' nie einen Frack getragen, aber meine Mädchen werden, weiß Gott, die schönsten Abendkleider kriegen, die man mit Geld kaufen kann! Gideons Töchter sind

echt umwerfend! Ich hab's nicht geschafft, zum College-Ball - möchte wissen, was aus dem Mädchen geworden ist, das mich damals eingeladen hat! Wie hieß sie doch? Phoebe. Yeah, Phoebe. Unwahrscheinlich gern hab' ich mit der getanzt; bei jedem Jungen, der mit ihr tanzte, hat sie ihn in den ersten zwei Minuten hochgekriegt... Von der Tanzfläche humpeln mußten die...

... tut mir leid, Phoebe, ich kann nicht mit dir zum Ball gehen, aber trotzdem vielen Dank für die Einladung, a'h...

... habe ich diesen Brief so oft gelesen, daß ich ihn auswendig kann.

Warum nur hab' ich ihn in die oberste Schublade gelegt und immer wieder gelesen?

Philadelphia, 10. März 1940

Mein lieber Sohn Gideon, endlich, nach einer Woche mit leerem Briefkasten, erhielt ich einen Brief von Dir. Du weißt, was das für einen Vater bedeuten kann, vor allem einen empfindsamen, liebevollen Vater wie mich, nicht wahr?

Du hast mich gebeten, Dir einen T-U-X zu schenken. Ich wußte nicht, was ein T-U-X ist, ich mußte mich erst erkundigen. Das war schwierig, weil alle meine Freunde Arbeiter sind, die ebenfalls nichts von einem T-U-X wissen. Als mir schließlich erklärt wurde, daß es ein Frack ist, war ich entsetzt, schockiert über Deinen Größenwahn. Ich weiß nicht, vielleicht willst Du ja als Hotelportier oder als Butler bei einer Millionärsfamilie arbeiten, oder als Entertainer in einer Music Hall oder einem Night Club. Wofür brauchst du einen T-U-X? Um eine Charlie-MacCarthy-Marionette zu werden? Jedenfalls ist das etwas, womit Du nichts zu tun haben solltest, und so tut es mir leid, daß ich Dir Deine Bitte abschlagen muß. Für mich klingt das, als wolltest Du jeden Abend zu einer Party gehen.

Gideon, mein Sonnyboy! Du hältst mich vielleicht für altmodisch, aber das bin ich nicht. Ich denke durchaus fortschrittlich und modern. Ich kenne die Wünsche und Launen eines jungen Mannes, aber für alles gibt es eine Grenze. Ich habe Dir nie einen Schulring verweigert, obwohl ich das hätte tun sollen... aber der Grund für die Verzögerung ist, daß ich wieder einmal finanziell gebunden bin, und außerdem hab' ich mich nach dem Preis eines solchen Ringes erkundigt, und er sollte - auf gar keinen Fall - neunzig Dollar kosten! Schon neun Dollar wären mit Sicherheit zuviel.

Wenn Du so dringend einen Anzug oder andere notwendige Dinge brauchst, werde ich immer tun, was in meinen Kräften steht, damit Du es bekommst, obwohl es manchmal wegen der Finanzen ein bißchen länger dauert, aber laß Dir nicht einreden, daß ein T-U-X das einzige ist, was Du wirklich unbedingt brauchst. Vergiß nicht, daß ein Frack allein nicht das Ende ist, sondern der Anfang. Hast Du einen Frack, wirst Du mich um Geld bitten, damit Du mit Mädchen dorthin gehen kannst, wo ein Frack vorgeschrieben ist.

Ich bitte Dich, mein Sohn! Laß Dich nicht verleiten! Denke vernünftig und höre zuweilen auf meinen Rat. Du bist jung und kannst die beste Grundlage für Dein zukünftiges Leben finden, wenn Du nur auf mich hören würdest und nicht fehlgehst. Höre auf meinen Rat, und Du wirst mir eines Tages dankbar sein. Schließlich habe ich keine anderen Kinder, denen ich gute Ratschläge und Liebe geben kann.

Deine Aufgabe ist jetzt die Schule, damit Du nicht Dein Leben lang ein einfacher Arbeiter bleiben mußt wie ich. Übrigens, hast Du mir nicht geschrieben, daß Du in der Schule die Umkleideräume putzt? Reicht das Geld nicht für einen T-U-X? Ich weiß, ich sollte Dich nächste Woche in Baltimore besuchen, aber das geht nicht. Ich bin erkältet und glaube kaum, daß es mir bis dahin bessergeht. Außerdem bin ich finanziell nicht in der Lage, eine Fahrkarte zu kaufen, und der Doktor sagt,

ich soll nicht reisen. Vor allem aber möchte ich Dich nicht anstecken.

Also, sag Deiner Freundin, daß ich nicht altmodisch bin.

Ich werde es Dir nicht verzeihen, wenn Du mir nicht schreibst, also schreib lieber pünktlich zweimal die Woche.

Bis bald. Vergiß nicht, daß ich Dich liebe.

Dein Dich liebender Vater

PS. Außer den $3.50 pro Woche, die ich jetzt Deiner Mutter bezahle, lege ich noch fünfzig Cent extra für Dich bei. Es tut mir leid, daß ich Dich nicht besuchen kann. Schreibe mir!

»He, Gideon, wach auf!«

» Was... wa... wa...«

»Reiß dich zusammen, Gideon! Du hast im Schlaf wie ein Baby geweint.«

Ich lehnte mich an Schlomo und weinte weiter... »Entschuldige...«

»He, vergiß es. Das ist das Morphium!«

»Wir sind mitten im Sinai, nicht wahr?«

»Ja.«

»Entschuldige, aber ich bin wirklich k. o.«

»Was macht dein Bein?«

»Tut nicht mehr weh.«

Ein stechender, eiskalter Schmerz durchzuckte mich, stürzte mich unvermittelt in heftigen Schüttelfrost. Es war bitterkalt. Schlomo wickelte mich in zwei Wolldecken und beklopfte mich am ganzen Körper, bis mir ein bißchen wärmer wurde. »In dieser Jahreszeit wird's in der Wüste ziemlich kalt«, erklärte mir Schlomo.

»Ich friere... Ich friere«, schnatterte ich und betete darum, daß dieses wundervolle Zeug endlich wieder Gewalt über mich

gewann. Das Schmerzmittel überflutete mich, und abermals setzte das Schwebegefühl ein; nur die Kälte wollte noch immer nicht weichen. Verdammt noch mal, mir ist kalt... »Daddy... Daddy... Ich friere ja so sehr, Daddy...«

Philadelphia, 1926

Klein-Gideons Fausthandschuhe waren total durchnäßt. Seine Finger waren genauso von der Kälte betäubt wie seine Nase und seine Zehen. »Wir sollten lieber nach Hause gehen, damit dir endlich wieder wärmer wird«, schlug Molly vor.

»Nein«, antwortete er, »erst will ich meinen Schneemann bauen.«

»Jetzt komm schon«, drängte sie und nahm ihren kleinen Bruder auf den Arm. Er war so schwer, daß sie immer wieder um ihr Gleichgewicht kämpfen mußte, als sie sich keuchend durch den tiefen Schnee im Fairmont Park auf den Bürgersteig hinauskämpfte. Vorsichtig sah sie nach rechts und links, ob etwa Straßenbahnen oder Autos kamen, und als sie eine Lücke erspähte, lief sie flink über die Parkside Avenue. Sie setzte Gideon ab, nahm seine Hand und zerrte ihn die vier Treppen zur Wohnung hinauf. Dem kleinen Jungen begannen allmählich die Glieder zu schmerzen, und als sie die Wohnungstür erreichten, weinte er laut.

Als Molly die Tür öffnete, wehte ihnen der Duft gebratener Leber mit Zwiebeln entgegen. Das bedeutete zweierlei: Das Gaswerk war bezahlt worden, so daß Herd und Wasserboiler wieder funktionierten; und Momma hatte dem Schlachter soviel von ihren Schulden bezahlt, daß er ihr wieder Kredit gewährte. Sobald sie mit den Zahlungen zu weit in Rückstand gerieten, schickte Momma Molly und Gideon zum Lebensmittelhändler oder Schlachter, weil Kinder eher Mitleid erregten. Obwohl der

Schlachter auch seine eigene Familie oft mit Abfällen ernährte, konnte er den hungrigen Augen der Kinder nicht widerstehen. »Diesem Kind geht es nicht gut«, stellte Momma fest. »Du hättest nicht so lange mit ihm im Park bleiben sollen. Man sollte dir den Hintern versohlen.«

»Er hat nichts, Momma, höchstens eine kleine Erkältung«, behauptete Molly, die Gideons klatschnasse Jacke aufknöpfte, um sie auf die Heizung zu legen. Momma ging zum Wasserboiler und riß ein Streichholz an. Mit einem Wumm und einem Zischen schossen die warmen Flammen empor. O Boy, ein heißes Bad, dachte Molly. Sie zog ihren Bruder aus, wickelte ihn in seinen dicken Wollschlafrock mit den Indianerzelten drauf, schloß den Vorhang des Alkovens und zog sich selbst ebenfalls um.

Während sie warteten, bis das Wasser heiß war, ging Momma an den Eisschrank und gab jedem von ihnen ein Stück Apfel. Momma kaufte beim Obststand immer übriggebliebenes Obst und bekam nicht selten für fünf oder zehn Cent sechs ganze Früchte. Gideon zitterte vor Kälte, während er aß. Dann hörten sie Nathans schwelfällige, vertraute Schritte die Treppe heraufkommen. Nathan war Gideons, aber nicht Mollys Daddy.

Die erinnerte sich nicht an ihren Vater.

Nathan kam herein und stellte grußlos seine ramponierte Aktentasche auf den Tisch. Er war klein, nur knapp ein Meter sechzig groß. Sein schmales, langes Gesicht war zu einer Grimasse der Verzweiflung erstarrt.

Gideon glitt von seinem Stuhl, stellte sich vor den Vater und starrte zu ihm empor, bis Nathan seine Gegenwart nicht mehr ignorieren konnte.

»Ich friere, Daddy«, klagte der Kleine.

Einen kurzen Augenblick lang schob Nathan die eigenen Sorgen beiseite, nahm den Sohn und hielt ihn auf seinem Schoß. Er rieb die Finger und Zehen des Jungen warm, schloß ihn fest

in seine Arme und wiegte ihn liebevoll vor und zurück.

Dabei sang Nathan ein jiddisches Wiegenlied. Das Kind war darin ein Vögelchen und sollte keine Angst haben, weil seine Eltern das Nest beschützten.

Gideon lächelte erleichtert, schmiegte wohlig den Kopf an die Brust seines Daddy und blieb still liegen. Dies sollte die einzige Erinnerung an Körperkontakt und Zärtlichkeit mit seinem Vater bleiben.

ZWEITER TEIL

SCHTETLJUD WEISSRUSSLAND

Wolkowysk, 1906

Sophie Zadok hielt einen Augenblick mit dem Teigkneten inne, säuberte sich die Hände an ihrer Schürze und setzte die Wiege in Bewegung, um ihr schreiendes Baby zu beruhigen. »Ein hübsches Ding bist du, kleiner Reuben«, sagte sie zärtlich und zwickte ihn in die Wange. Dann sang sie mit süßer Stimme ein Wiegenlied über ein Vogelelternpaar, das das Nest mit seinen Kindern behütet. Nun noch schnell die Windeln gewechselt, die Brust gegeben, und Klein-Reuben war wieder zufrieden. Es war eine gute Wiege, in der all ihre sieben Kinder gelegen hatten, vier Söhne und drei Töchter. Und Wunder über Wunder: Sie waren alle am Leben geblieben. Tagsüber stand die Wiege neben dem Herd, weil es dort warm war, und weil Sophie selbst dort den größten Teil ihrer wachen Stunden verbrachte. Nathan, der Älteste, gerade zehn geworden, blieb einen Moment an der Tür stehen und lauschte. Er hatte seine Momma dieses Lied für sechs Geschwister singen hören, doch daß sie es ihm gesungen hätte, daran erinnerte er sich nicht. Vielleicht war er zu jung, um sich daran zu erinnern. Höchstwahrscheinlich aber, sagte er sich, hat sie es für mich niemals gesungen. Nathan war ein kleingewachsenes, schwächliches Kind, häufig krank und von leider nur allzuoft mürrischem Wesen. Lachen schien er überhaupt nicht zu können.

Nicht, daß es für Juden besonders viel zu lachen gab. Aber es gab Erholung von dem ständigen Elend, ekstatische Ausbrüche reinster Freude. Nicht eine Woche verging ohne Hochzeit, bris oder Bar Mizwa. Es gab die Feiertage und auch den Sabbat, an denen man glücklich sein konnte. Nathan schien an diesem

Glück jedoch nicht teilhaben zu können.

Obwohl Jehuda, sein Vater, als Angehöriger der Geistlichkeit betrachtet wurde, war die Familie bei weitem nicht so fanatisch religiös wie die Ultra-Orthodoxen und Chassidim. Als Sophie sich damals vermählte, hatte sie sich strikt geweigert, ihren Kopf kahlscheren zu lassen und den traditionellen scheitel, die Perücke der verheirateten Frauen, zu tragen. Ihre Weigerung galt eine Zeitlang als ernstes Problem, das die Weisheit des Rabbiners und der Ältesten auf eine harte Probe stellte.

Wolkowysk war eine Kleinstadt, die zum Teil modernisiert und industrialisiert worden war. Aus diesem Grund waren ihre Bewohner ein bißchen fortschrittlicher eingestellt als üblich, und so rebellierten schon bald auch andere junge Mädchen gegen die eiserne Diktatur der tyrannischen Rabbiner.

Nathan war froh, daß seine Mutter den Sieg davongetragen hatte, denn sie hatte wunderschöne Haare, die sie zu einem dicken Knoten am Hinterkopf aufgesteckt trug. Wenn es ihnen besonders schlecht ging, schnitt sie sie ab, flocht sie zu einem sauberen Zopf und verkaufte sie dem Perückenmacher. Die Haare wuchsen zwar wieder nach, waren dann aber immer ein bißchen grauer. In Wolkowysk durften die jüngeren Jungen und Mädchen bei den Festen inzwischen sogar miteinander tanzen. Das war eine sehr fortschrittliche Neuerung. Nathan versuchte es ein paarmal, kam sich aber unbeholfen vor und schämte sich, weil die Mädchen ihn stets überragten. Er hatte Angst, sie zu berühren, denn er wußte, daß das zu Komplikationen führen konnte, und fragte sich, wieso die Jungen aus seiner Klasse eigentlich dauernd über die Mädchen redeten. Wußten sie denn nicht, daß die Heiratsvermittler ständig auf der Pirsch waren und die Kinder von klein auf beobachteten, um in ein paar Jahren möglicherweise eine gute schiddach zu stiften? Wenn es ihnen gelang, für Nathan eine solche Vereinbarung zu arrangieren, konnte es sein, daß er, genau wie seine Eltern, zu einem Leben in Armut und Angst verurteilt war. O nein, er würde es klüger

anstellen. Eines Tages würde er dem Schtetl entfliehen und reich werden. Dann würden alle Familienmitglieder zu ihm kommen und vor ihm buckeln müssen. Und obwohl sie ihn immer schlecht behandelt hatten, würde er sich ihnen gegenüber freundlich und großzügig erweisen. Eine wunderbare Rache, die er dann auch voll auskosten würde. Zu Momma würde er lieb, zum Vater aber eher streng sein. Und was seine drei Brüder betraf, so würden sie vor ihm kriechen müssen. Das war Nathans großer Traum. Die Schwestern würden voll Demut vor ihn treten und ihn um eine reiche Mitgift bitten, auf daß sie sich einen einflußreichen Ehemann angeln konnten. O ja, wie süß würde es sein, eine so große Macht auszuüben!

Nathan blieb an der Wiege stehen und kitzelte das Baby mit einem Finger am Bauch - eigentlich, um es zum Lachen zu bringen, aber er war zu grob, und Reuben schrie sein Unbehagen hinaus. Sophie gab Nathan einen Klaps auf die Hand und ermahnte ihn, sich lieber um seine Pflichten zu kümmern. Als er sich von der Wiege ab wandte, fragte er sich, wie viele Babys sie wohl noch kriegen würden.

Unter dem Gewicht des Jochs wankend, schleppte Nathan zwei Eimer Wasser von der Pumpe draußen herein, anschließend holte er Holz aus dem Schuppen und schürte das Feuer im Herd, der sowohl Wärme- und Kochstelle als auch Sklaventreiber des Hauses war. Heute war Fensterputztag. Wo waren seine Brüder Mordechai und Matthias? Wahrscheinlich draußen, wo sie sich mit Handball oder noch schlimmer - diesem gojim-Spiel Fußball vergnügten. Nathan beteiligte sich nicht gern an derartigen Spielen, denn er fürchtete sich davor, Knüffe und Püffe einstecken zu müssen. Dieser verdammte Mordechai wußte genau, wie er es anstellen mußte, sich vor seinen Pflichten zu drücken, und wenn seine Aufgaben nicht erledigt wurden, gab Poppa immer nur Nathan die Schuld, zuweilen von einer kräftigen Ohrfeige unterstrichen. Mordechai, ein Jahr jünger als Nathan, war der intelligente Schüler, Jehuda

Zadoks Augapfel. Sogar jetzt, da Nathan nach der Schule als Laufbursche für die Spar- und Darlehenskasse einen Rubel pro Woche verdiente, brauchte Mordechai nicht bei den erforderlichen Arbeiten zu Hause einzuspringen. Nathan stellte sich immer wieder vor, wie er Mordechai irgendwann einmal halb totprügeln würde, aber der Bruder war größer als er und äußerst bösartig. Wenn in einer Familie ein Sohn geboren wurde, gab es stets große Feste, aber Nathan fand es viel schöner, wenn er eine neue Schwester bekam: Den Mädchen wurde nicht soviel Aufmerksamkeit geschenkt, und sie lernten wenigstens arbeiten. Rifka, Sarah und sogar die kleine Ida hatten ständig alle Hände voll zu tun. Kaum konnten die Mädchen laufen, da fing Sophie schon an, sie auf ihre künftigen Arbeiten als Hausfrau vorzubereiten. Bevor die Mädchen geboren wurden, hatte Momma alles eigenhändig getan, hatte gebacken, gekocht und Kerzen gezogen; gefegt, gescheuert, gewaschen und gebügelt; gestopft, geflickt und geschneidert; Kinder geboren, gestillt und aufgezogen; den Gemüsegarten gepflegt und einen koscheren Haushalt geführt. Sophie war eine glänzende balabosta. Nur durch schier unglaubliche Manipulationen gelang es ihr, mit dem Geld auszukommen. Und das alles brachte sie ihren Töchtern frühzeitig und gründlich bei. Nathan freilich bevorzugte seine Schwestern aus einem ganz anderen Grund: Als Mann durfte er sie herumkommandieren.

Jehuda Zadok war der schohet von Wolkowysk, der rituelle Hühnerschächter, ein uralter Beruf, zuerst erwähnt im Deuteronomium der Bibel: Alle Hühner wurden kurz gesegnet und dann schnell, möglichst wenig schmerzhaft und durch eine Methode getötet, die garantierte, daß sie hundertprozentig koscher waren. Sein Handwerkszeug war ein fünfundzwanzig Zentimeter langes Messer mit stumpfer Spitze. Jehuda besaß davon ein halbes Dutzend aus allerfeinstem deutschem Stahl, die er zu perfekter Schärfe geschliffen hatte. Er verwahrte sie in handgearbeiteten Lederscheiden, die er mit anderen

Berufsutensilien zusammen in einer kleinen schwarzen Tasche mit sich herumtrug.

Als Nathan noch klein war, machte es ihm SPass, den Vater zu den Schlachthäusern hinter dem Geflügelmarkt zu begleiten und ihm bei der Arbeit zuzusehen. Die Hände das Vaters arbeiteten geschickt und schnell wie der Blitz. Er tötete das Huhn mit einem kurzen Schnitt quer durch den Hals, tauchte es in einen Kessel mit kochendem Wasser, sprach ein Gebet und hatte es innerhalb weniger Sekunden gerupft. Jehuda setzte seinen ganzen Stolz darein, niemals eine einzige Stoppelfeder an seinen Hühnern zurückzulassen. Die Rabbiner, die regelmäßig Kontrollen durchführten, um sich von seiner Fertigkeit zu überzeugen, fanden kein einziges unsachgemäß getötetes Tier.

Nathans anfängliche Faszination kühlte merklich ab, als ihm klar wurde, daß ihn der Vater darauf vorbereitete, in seine Fußstapfen zu treten. Er wollte nicht bis ans Ende seiner Tage Hühnern den Hals durchschneiden müssen, vor allem, da Mordechai vermutlich Rabbiner werden würde.

Außerdem rochen die blutverschmierten Hände wie auch die blutbespritzte Schürze des Vaters ewig nach Huhn. Selbst das allwöchentliche rituelle Bad in der mikwa vermochte diesen Geruch nicht vollständig zu tilgen. Für jedes Huhn bekam Jehuda ein paar Kopeken. An einem guten Tag summierten sie sich zu einigen Rubeln, was für den Lebensunterhalt der ganzen Familie allerdings kaum ausreichte. Also suchte er sich, um das Budget aufzubessern, eine Reihe zusätzlicher Verdienstmöglichkeiten, vor allem mit dem Schleifen von Messern und Scheren.

Aber es gab auch Vorteile. Da er sich einen Teil seines Verdienstes in Naturalien, sprich Hühnern, auszahlen lassen konnte, war gewöhnlich ausreichend zu essen da. Sophie verstand es, alle, aber auch alle Teile des Vogels zu nutzen - bis auf jene natürlich, die nicht koscher waren. Hühner, die sie nicht aßen, wurden auf dem Fischmarkt gegen Karpfen oder bei

nichtjüdischen Bauern gegen Gemüse und Milch eingetauscht. Selbst in den Zeiten der Dürre, in denen die Hälfte der Hühner am Hitzschlag eingingen, stand immer etwas zu essen auf dem Tisch.

Der Hauptvorteil seiner Stellung als schohet bestand in der Tatsache, daß es ein wenn auch nicht gerade erstrebenswerter, so doch sehr ehrenwerter Beruf war. Der Mittelpunkt des Lebens im schtetl war die Synagoge. Jehuda Zadok war im Talmud bewandert, und seine Arbeit sicherte ihm einen gewissen Respekt in der Gemeinde. In der Synagoge herrschte eine strenge soziale Ordnung. Das Gebäude selbst war so konstruiert, daß sich das Allerheiligste, die Bundeslade, in der Ostmauer befand, die nach Jerusalem ausgerichtet war. An der Ostmauer saßen, nach Rang, Prominenz und Respekt geordnet, der Rabbi, der Kantor und andere örtliche Würdenträger. Die letzten Plätze belegten der schohet und der schammes oder Küster.

Die Stadtbewohner saßen im Hauptteil der Synagoge mit dem Gesicht zur Ostmauer. Je dichter an der Bundeslade, desto höher der Status in der Gemeinde. Doch auch mit Reichtum ließ sich natürlich ein guter Platz erwerben. Hinter den vorderen Reihen saßen das gemeine Volk und die Armen, und ganz hinten, dicht an der Westmauer, die Bettler, die nicht Gesellschaftsfähigen und die zu Besuch weilenden Fremden. Den Frauen war ein kleiner, vergitterter Balkon vorbehalten.

Jehuda Zadok war weniger gewalttätig als die meisten anderen Familienoberhäupter. Im allgemeinen ließen die Väter ihre unausgesetzte Frustration an der Familie aus, die sie mit strenger Autorität regierten. Körperliche Züchtigung der Kinder war üblich, Verprügeln der Ehefrau nicht unüblich. Jehuda dagegen schlug seine Kinder nur selten, es sei denn, es brach, was manchmal vorkam, die Sinnlosigkeit des täglichen Existenzkampfes über ihn herein. Mit einer derben Ohrfeige oder einem kräftigen Zug am Ohrläppchen, gewöhnlich

Nathans, war er jedoch stets flink bei der Hand.

Eine Krise bahnte sich im Hause der Zadoks an, als Nathan und Mordechai in das Alter kamen, da ihre zukünftige Ausbildung geplant werden mußte. Bis dahin hatten die Söhne den cheder besucht, eine kleine, einklassige Schule im Gebäude der Synagoge. Unterrichtsfächer waren Jiddisch, Hebräisch und später der Talmud.

Der cheder war kaum mehr als eine bessere Zelle, der Lehrer häufig ein brutaler, ungebildeter Diktator. Sein Lohn war das Gefühl, Macht über ein paar kleine, zerlumpte, halbverhungerte Jungen zu haben. Die langen Unterrichtsstunden waren anstrengend, und der Rabbi oder Lehrer regierte mit einem Lederriemen. Als Lehrbücher dienten ein paar zerfetzte Bände, moderne Methoden und Fächer waren unbekannt. Nathan war ein durchschnittlicher Schüler gewesen, einer, der sich gerade eben so durchkämpfte. Mordechai zeigte sich überdurchschnittlich begabt und wurde daher bevorzugt behandelt. Im Alter von neun Jahren schon war er eine wahre Fundgrube an talmudischem und religiösem Wissen. Die nächste Stufe war normalerweise die jeschiwa, eine größere Schule, in der auch die vom Staat genehmigten säkularen Fächer Russisch und Mathematik gelehrt wurden.

Die jeschiwa stellte Jehuda Zadok vor ein schweres Problem: Sie kostete ein wöchentliches Schulgeld von einem Rubel und fünfzig Kopeken, darüber hinaus aber waren noch Ausgaben für Bücher und Lernmaterial erforderlich. Also nur etwas für Reiche. Es lief auf eine Wahl zwischen Nathan und Mordechai hinaus. Als Ältester hatte Nathan natürlich das Recht, vor seinem Bruder die jeschiwa zu besuchen, aber zwei Söhne auf einer weiterführenden Schule waren ein Luxus, den sich ein schohet nicht leisten konnte. Jehuda dachte schon lange daran, Nathan auf eine Gewerbeschule zu schicken, damit er zum Familienunterhalt beitragen konnte, bis er, wie der Vater, ebenfalls zum schohet ernannt wurde. Nun verfügte Nathan über

eine geheime Möglichkeit, die Gespräche der Eltern zu belauschen, denn da sein Bett an der Wand zu ihrem Schlafzimmer stand, konnte er, wenn er lange genug wach blieb, ein Glas an die Wand setzen und damit ihre Diskussionen mithören.

»Es wäre unfair, Nathan nicht auf die jeschiwa zu schicken«, gab die Mutter zu bedenken.

»Und Mordechai nicht hinzuschicken wäre ein Verbrechen.«

»Nun gut, Nathan ist kein Genie, aber er ist immer noch unser Ältester.«

»Bin ich vielleicht Baron Rothschild? Wir würden nicht nur den falschen Jungen zum Lernen schicken, Sophie, sondern auch noch den einen Rubel pro Woche verlieren, den Nathan für uns verdienen kann. Wir sind elastisch, aber auch das elastischste Gummiband reißt einmal. Da mich der Herrgott zur persönlichen Bestrafung auserwählt hat, ist es eine Tatsache, daß wir nicht zwei Söhne gleichzeitig zur jeschiwa schicken können. Und um zu wissen, welcher Sohn welcher ist, brauche ich keinen Rabbinerspruch.«

»Und Matthias? Und eines Tages dann Ruben?«

»Wenn die soweit sind, zur jeschiwa zu gehen, wird Nathan ein schohet mit vollem Gehalt sein.«

Wieder versuchte Sophie ihn auf die Ungerechtigkeit hinzuweisen, doch ihre Argumente waren so dünn wie die Wand. »Außerdem«, setzte Jehuda noch hinzu, »übersteigt es zuweilen meine Kräfte, zu diesem Jungen nett zu sein. Nathan ist bitter. Wenn er doch nur nicht ständig ein Gesicht machen würde, das mindestens so sauer ist wie Rhabarber!«

Nathan hatte alles gehört. Er krampfte die kleinen Fäuste in die Bettdecke und weinte in sein Kopfkissen. Denen werde ich's zeigen! Ausreißen werd' ich! Wenn ich in der Kaserne hausieren geh', kann ich zwei Rubel die Woche verdienen. Jehuda begann sich näher für seine Frau zu interessieren. Nathan hatte dem

Liebesleben seiner Eltern anfangs genauso fasziniert gelauscht, wie er den Vater beim Hühnerschächten beobachtet hatte. Im Laufe der Zeit jedoch kam ihm das ewige Gegrunze und Geschlabbere immer grotesker vor. Er hatte gehört, wie Momma sich mit anderen Frauen unterhielt. Sie mochte es im Grunde gar nicht; weil in ihr drin vom vielen Kinderkriegen alles wund war, tat es ihr jetzt furchtbar weh. Aber sie konnte sich ihrem Ehemann nicht verweigern. Nathan hielt sich die Ohren zu: Der Vater hörte sich an wie ein Tier.

Nathan war wie die meisten Kinder des festen Glaubens, daß seine Eltern, was das Geschehen in ihrer Umgebung betraf, entweder dumm oder naiv waren. Jehuda Zadok hatte es jedoch längst gelernt nachzudenken, während er seine koscheren Hühner herrichtete. Ihm war bekannt, daß gewisse Realitäten der Vergangenheit und Gegenwart zukünftige Realitäten bedingten. Anfang der 1880er Jahre, als Jehuda sechs Jahre alt war, flammten überall im jüdischen Siedlungsgebiet die Pogrome auf. Kiew, seine Heimatstadt, hatte eine besonders schlimme Geschichte von Judenverfolgungen zu verzeichnen. Tief in sein kindliches Gedächtnis hatte sich vor allem eine entsetzliche Nacht gebrannt, in der die Kosaken die Judenviertel überfielen und in hemmungslosem Judenhaß Köpfe einschlugen, Synagogen niederbrannten, plünderten und vergewaltigten. Und von Kirche und Zarenregierung wurde diese Raserei noch ermutigt und unterstützt. Jehuda versuchte in die Synagoge zu gelangen, um den Vater zu retten, der in das brennende Gebäude gelaufen war, weil er die heiligen Thorarollen bergen wollte. Der Kleine wurde von zwei betrunkenen Kosaken aufgehalten, die auf ihn einprügelten und ihn, als sie ihn für tot hielten, liegenließen.

Sein Körper war allmählich geheilt, seinem Gedächtnis jedoch war der Anblick, den der noch rauchende Leichnam seines Vaters bot, unauslöschlich eingeprägt.

Im siebten Jahrhundert, als in den arabischen Ländern der Islam an die Macht gelangte, konzentrierte sich der Hauptteil der jüdischen Bevölkerung Europas im Rheinland, wo die Juden ein recht unsicheres Dasein fristeten und ständig von päpstlich gesteuerten Plagen heimgesucht wurden.

Während der Kreuzzüge des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts wurden im Rheinland legionsstarke Pöbelhaufen mobilisiert, um bei der Rückeroberung des Heiligen Landes zu helfen. Rasende Mönche stachelten mit Unterstützung einer pervertierten Kirche die einfältige Landbevölkerung zu wahren Blutorgien gegen die Juden auf und marschierten sodann unter dem Banner Christi zu ihrer heiligen Mission, Jerusalem vor den anderen Heiden, den Moslems, zu retten.

Voller Verzweiflung flohen Hunderttausende von Juden ostwärts in die Feudalherrschaftsbereiche Polen und Rußland, wo noch die Leibeigenschaft üblich war. Die meisten kamen auf Einladung des Adels, der die Kenntnisse der Juden brauchte, um eine Mittelschicht von Kaufleuten, Handwerkern, Geldverleihern und Ärzten zu schaffen, lauter Bereiche, in denen sich die Juden hervortaten.

Über die Geschichte der Juden Osteuropas legte sich ein Leichentuch aus ewigem Grau. Als die Russen im Norden die von Süden her vorrückenden Moslemheere aufhielten, fiel die Herrschaft über ganz Rußland an die Zaren von Moskau, die mit der griechischorthodoxen Kirche verbündet waren. Den Juden wurde das zweifelhafte Angebot gemacht, zum Christentum überzutreten. Während des Mittelalters wurden Tausende von Juden auf dem Scheiterhaufen verbrannt, weil sie sich weigerten, diese Ehre zu akzeptieren. Die Bekehrungsversuche erwiesen sich im Laufe der Jahrhunderte als so wenig erfolgreich, daß Katharina I. Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine Reihe von Pogromen entfesselte, die in der Vertreibung von einer Million Juden aus Rußland nach Polen

gipfelten.

Unter einer Nachfolgerin auf dem Zarenthron, Katharina der Großen, begann eine Zeit der Kriege und Eroberungen, mit dem Ergebnis, daß Polen mehrmals geteilt wurde und Rußland dadurch die Juden erbte, die es zuvor vertrieben hatte. Zahlreiche Gesetze wurden erlassen, die den Juden verboten, bestimmte Handwerke auszuüben, Land zu besitzen sowie Moskau und St. Petersburg zu betreten, wo man befürchtete, sie könnten den christlichen Angehörigen ihres Berufsstandes Konkurrenz machen.

Das alles führte zur Entstehung einer riesigen Reservation, in der die Juden zu leben hatten und die sie nicht verlassen durften. Ihr Siedlungsgebiet umfaßte eine Million Quadratmeilen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, ein einziges, gigantisches Getto, in dem sie gefangen waren, ausgeschlossen vom russischen Leben und aufs schlichte Überleben reduziert.

Das war die Geburt des schtetl, einer Anzahl von Kleinstädten und Ortschaften, die den Juden offenstanden. Obwohl das Gesetz des Zaren allmächtig war, gewannen die schtetl-Ortschaften selbst eine gewisse Autonomie. Die Juden schufen sich ihre eigenen Sozial- und Gesundheitsprogramme wie auch religiösen Gerichte, pflegten die jiddische Sprache, betrieben eigene Schulen und Druckereien und hielten sich vor allem durch ein großartiges Karitativsystem am Leben.

Nachdem die Juden auf nur wenige elementare Gewerbe und Geschäftszweige beschränkt, von höherer Schulbildung ausgeschlossen, mit einem endlosen Strom Unterdrückungsgesetze konfrontiert und den brutalen Ausschreitungen der Pogrome ausgeliefert waren, bestand das Leben im schtetl aus einer einzigen, von der Geburt bis zum Tod währenden Kette von Entbehrungen. Einigen Juden gelang es zwar, durch die Maschen des Netzes zu schlüpfen und die Genehmigung zur Niederlassung in den Großstädten zu erhalten, aber das waren seltene Ausnahmen. Solche Genehmigungen

wurden nur einer Handvoll reicher, begabter oder besonders schlauer Juden erteilt, die der Zar für wertvoll hielt. Trotz der schäbigen Kleidung und der elenden Behausungen war das Leben im schtetl jedoch von einem wunderbaren, lebendigen Pulsschlag gekennzeichnet. Ein großer Teil des schtetl befand sich im festen Griff der tyrannischen Rabbiner und ihrer Kulte, davon abgesehen aber schwelte im verborgenen bereits ein Geist unermeßlicher Größe. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts ergriff ein neuer Rhythmus vom schtetl Besitz, und es versuchte sich immer wieder zu befreien.

Zündfunke wurden die Pogrome der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Da ihnen weder Liebe für ›Mütterchen‹ Rußland noch Treue zum Zaren eingeimpft worden war, verließen die Juden nach den letzten vorn Staat gebilligten Blutbädern in riesigen Scharen das Land.

Nachdem man ihn bei dem Pogrom von Kiew so grausam zusammengeschlagen hatte, dachte Jehuda Zadok des öfteren ernsthaft an Emigration. Samuel, sein älterer Bruder, war aus Rußland geflohen und hatte sich für die fragwürdige Alternative eines Lebens als Straßenhändler mit Schubkarren in Chicago entschieden. Samuel Zadok schob seinen Karren gut - geradewegs aus dem brodelnden Hexenkessel Chicago bis in ein kleines, mobiles Handelsgeschäft, mit dem er den Silberfunden in Colorado folgte. Daraus entstand eine kleine Gemischtwarenhandlung in der Grenzstadt Denver. Sein ältester Sohn war an einer Universität aufgenommen worden, um dort Medizin zu studieren, zwei weitere Söhne folgten ihm aufs College. Amerika! Amerika! Welch ein wunderbares Land! Selbst Samuels Tochter war für eine höhere Bildung vorgesehen. Man stelle sich vor!

Eine Zeitlang drängte Samuel Jehuda und seine anderen nächsten Verwandten, ebenfalls auszuwandern, aber Jehuda war ein Kind, das im Sumpf des schtetl steckte und nicht den

notwendigen Ehrgeiz oder Mut besaß, sich aus der Umklammerung dieses engen, qualvollen Lebens zu lösen. Denn was sollte ein schohet mit einer ständig wachsenden Familie in Amerika schon anfangen? Das schtetl bot ihm eine erbärmliche, gerade noch zu ertragende Existenz, aber es war ihm wenigstens vertraut. Amerika war ein wildes, erschreckendes Land. Hier in Wolkowysk konnte sich Jehuda immer über Wasser halten, und außerdem hatte er ja auch seinen Platz an der Ostmauer.

Sein Bruder Samuel ließ eine ganze Schar bedürftiger Verwandter in Rußland zurück, denen er sich so großzügig zeigte, wie er es vermochte. Oft genug war es die internationale Zahlungsanweisung, die Jehuda vor dem Untergang rettete. Jehuda akzeptierte sie, bat aber den Bruder niemals darum. Er hatte sich selbst gebettet. Dann verbreitete sich eine ganz neue Idee unter den Juden: die Rückgewinnung und Neubesiedelung Palästinas. Viele junge Leute entschieden sich für das Heilige Land und zogen im Geiste der Pioniere davon. Die Auswanderung nach Zion war gering im Vergleich zu der Flut, die sich nach Amerika ergoß, dafür aber von einer ganz außerordentlichen Begeisterung getragen.

Die Heimkehr nach Zion wurde von Theodor Herzl, einem Wiener Juden, auf einer Versammlung in Basel kodifiziert und besaß schon bald Unterorganisationen in jedem schtetl.

Im Jahre 1905, in dem Ruben geboren wurde, kam es zu einer weiteren Serie von Pogromen. Die allgemeine Unzufriedenheit, die sich über ganz Rußland verbreitet hatte, kehrte sich, wie es schon immer der Fall gewesen war, gegen die Juden. Im benachbarten Bialystok litten die Juden besonders grausam unter dem Militär.

Die sanften Brisen der Veränderung wuchsen zu Stürmen. Jehuda Zadok war klug genug, um zu erkennen, daß seine Söhne vermutlich auswandern wollten, und bereitete sich innerlich darauf vor, sie gehen zu lassen. Alle. Bis auf Mordechai.

Mordechai war Fleisch von seinem Fleisch, war die Seele seiner Seele. Ein junger Mann, ganz im Talmud versunken, ganz im Jiddischen versunken, vorbereitet nur auf das Leben im schtetl. Obwohl das schtetl in die Brüche ging, vermochten Juden wie er es nicht zu verlassen. Er war entschlossen, sein eigenes Leben zu bewahren und es in Mordechai fortzusetzen. Als Nathan dann rebellierte, war Jehuda bereit. Hier waren irreversible Kräfte der Geschichte am Werk, und Jehuda hatte pragmatisch entschieden, was festzuhalten und was loszulassen war.

Es war ein schöner Frühlingstag. Jehuda fühlte sich munter und wohl. Max Pinsker, Besitzer der Textilfabrik, hatte seinen ersten Sohn bekommen. Max gehörte zu den sechs wohlhabenden Gemeindemitgliedern und war einer der großen Wohltäter seiner Mitjuden. Unter anderem unterstützte er die jeschiwa, und niemand mißgönnte ihm seinen Platz an der Ostmauer. Er empfand eine gewisse Bitterkeit, als die Gewerkschaft seine Fabrik zu organisieren versuchte, und unterband den Versuch mit rigoroser Strenge. Denn schließlich wußte ja ein jeder, daß die Gewerkschafter wilde Radikale und Agitatoren waren, bis obenhin voll von anarchistischen Philosophien, die in Rußland ihren Ursprung hatten. Verdammt noch mal, sie taugten nichts! Darüber hinaus war Max zu seinen Arbeitern mehr oder weniger human. Eines von Jehudas Ämtern war das des mohel, des Beschneiders. Es war ein Ehrenamt, doch niemand versäumte es, dem mohel für seine Dienste einige Rubel zuzustecken. Und immer durfte er seiner Familie ein paar Stück Festtagskuchen mitbringen. Von einem so angesehenen Mann wie Max Pinsker war für die Beschneidung eine Gratifikation von zehn Rubel zu erwarten. Ein ganzer Wochenlohn. Nach einem kleinen Schluck Wein, den er bei der Feier zuviel getrunken hatte, fühlte Jehuda sich ein bißchen beschwipst und angeregt. Außerdem stand der Sabbat bevor,

und die Leute, denen er begegnete, verbeugten sich schon jetzt vor ihm und wünschten: »Cut schabbes, Reb Zadok.«

»Gut schabbes, gut schabbes.«

Mordechai schritt, seine Haltung imitierend, mit würdevoll auf dem Rücken verschränkten Händen an seiner Seite. Die Anrede ›Reb‹ war natürlich ebenfalls ein Ehrentitel, der Jehuda als Gelehrten auszeichnen sollte. Mordechai dagegen sollte ein echter Rabbiner werden, ein richtiger Reb.

Sophie nahm ihren Ehemann beiseite, als er die Hütte betrat, und zwar mit einer speziellen Dringlichkeit, die den Frühlingstag auf einmal trübte.

»Mordechai, du kümmerst dich um deine Geschwister und machst sie für die schul fertig«, ordnete sie an. »Jehuda, du kommst mit mir.«

Sie führte ihn über den Hof zum Holzschuppen. Nathan hatte sich in die hinterste Ecke verkrochen; an seiner Nase klebte getrocknetes Blut, sein Hemd war zerrissen, seine Wangen waren mit Blutergüssen bedeckt.

»Würde mir jemand freundlicherweise erklären, was hier vorgeht?«

»Er wollte weglaufen. Drei Rubel hat er aus meinem Nähkasten genommen. Als die Polizei ihn zurückbrachte, sah er so aus.«

»Steh auf, Nathan«, befahl der Vater strengen Tones. Ängstlich schniefend rappelte sich der Kleine in die Höhe. »Was ist passiert?«

»Gojim haben ihn auf der Straße erwischt. Und ihm das Geld weggenommen.«

»Du kleiner ganeff! « schrie Jehuda aufgebracht und hob die Hand zu einer kräftigen Ohrfeige, beschloß aber dann, daß sein Sohn nicht noch einen weiteren klop brauchte. »Und wie weit, hattest du dir gedacht, wärst du mit deinen drei Rubel

gekommen - nach China? Antworte!«

»Bialystok«, antwortete Nathan mit unsicherer Stimme. »Ich wollte die Aufnahmeprüfung fürs Gymnasium machen.«

»Gymnasium! Oho! Nicht erst jeschiwa, sondern gleich Gymnasium, eh? Große Rosinen hast du im Kopf! Auf den Straßen von Bialystok fließt das Blut, aber du hast den Kopf voll großartiger Ideen. Wenn mir Zwiebeln wachsen auf der flachen Hand - dann wirst du aufs Gymnasium gehn. Du läufst jetzt sofort ins Haus hinüber und bleibst in deinem Zimmer. Zur schul wirst du heute auch nicht mitkommen.«

Mühsam humpelte Nathan davon. Nicht mal nach seinen Verletzungen hatte sich der Vater erkundigt. Spät in der Nacht, als die Schmerzen erst so richtig einsetzten, drückte sich Nathan stöhnend dicht an die Wand, setzte das Glas an und belauschte die Eltern. »Dieser Junge ist wie ein Brett mit einem Loch«, sagte die Mutter. »Wir können von Glück sagen, daß es keine Beerdigung gibt.«

»Wir dürfen nicht auf die Wahrheit spucken«, sagte Jehuda. »Und was ist die Wahrheit?«

»Daß Mordechai derjenige ist, der die jeschiwa besuchen muß. Nathan dorthin zu schicken wäre Verschwendung. Ich weiß nicht, woher er diese verrückte Idee mit dem Gymnasium hat. Ich werde mit der Spar- und Darlehenskasse sprechen; vielleicht geben die ihm eine Ganztagsarbeit.«

»Wer hat denn jetzt verrückte Ideen? Er wird wieder davonlaufen.«

»Könntest du mir vielleicht verraten, wie wir seine hochfliegenden Pläne unterstützen sollen?«

Sophie war ihrem Ehemann, wie üblich, bereits um einige Längen voraus. »Wenn Nathan nach Bialystok geht, wird sein Bett hier bei uns frei; dann könnten wir einen auswärtigen jeschiwa-Schüler aufnehmen und seiner Familie zwei Rubel abverlangen, mit denen wir wiederum Nathans Unterkunft und

Verpflegung in Bialystok bezahlen. Was hätten wir also zu verlieren?«

»Und was ist mit dem einen Rubel pro Woche von Nathans Gehalt bei der Spar- und Darlehenskasse, den wir dadurch verlieren? Außerdem wird Mordechai zusätzliche Ausgaben an der jeschiwa haben.«

»Dann mußt du dich eben an deinen Bruder Sam wenden.«

»Unmöglich! Bei dem kann ich nicht schnorren. Sam ist nicht gesund und hat kein besonders gutes Geschäftsjahr hinter sich. Außerdem unterstützt er unsere Mutter und Gott weiß wie viele andere Verwandte.«

»Er wird dich nicht abweisen, Jehuda. Nicht, wenn es um die Schulbildung geht.«

»Mir wird das Herz schwer, wenn ich daran denke, daß ich ihn anbetteln muß.«

»Ich weiß, was Mordechai dir bedeutet«, sagte Sophie nach langem Schweigen, »aber Nathan wird früher oder später selbständig werden müssen. Möglicherweise sogar auswandern. Darum ist es unsere Pflicht, ihm die beste Schulbildung mitzugeben, die er kriegen kann. Wir werden es schaffen. Wir werden es schaffen.«

Bialystok, 1906

Kalonymus Wissotzky, der ›Teekönig von Rußland‹, gehörte zu jener kleinen Elite der Juden, die in Moskau leben durfte. Das Vermögen, das er als internationaler Kaufmann anhäufte, wurde fast so schnell für gute Zwecke ausgegeben, wie er es einnahm. Nach den Pogromen der 1880er Jahre wurde ihm klar, daß es eine Alternative zu dem Elend geben mußte, unter dem seine jüdischen Brüder in Rußland litten, und so half Wissotzky

zusammen mit Baron Rothschild und einer Anzahl weiterer jüdischer Philanthropen, die neue Bewegung zur Auswanderung nach Palästina zu gründen und zu finanzieren.

Als Wissotzky etwa zum Zeitpunkt der erneuten Pogrome von 1903 starb, geschah es in dem Bewußtsein, daß der Zionismus Fuß gefaßt und sich eine Tür geöffnet hatte, die aus Rußland hinausführte.

Er vermachte sein ganzes Vermögen einer Stiftung, die das Geld an zahllose Wohlfahrtseinrichtungen im ganzen schtetl verteilte. Eine davon war das Gymnasium in Bialystok, das seinen Namen trug und in das Nathan Zadok im Jahre 1906 eintrat. Eine Unterkunft fand Nathan im Hause von Esther Ginsburgh, der Witwe eines Lederarbeiters, im verarmten Channakes-Bezirk, die im Laufe der Zeit schon viele Schüler aus Wolkowysk beherbergt hatte. Mit ihrer Forderung von zwei Rubel und fünfzig Kopeken pro Woche lag sie weit unter den anderen, denn dafür bot sie nicht nur ein Bett und vier Mahlzeiten pro Woche, sondern wusch und flickte auch die Kleidung der Jungen.

Nathan stand jedoch vor einem neuen Problem: Hunger. So schlimm die Lage zu Hause auch gewesen sein mochte, es hatte immer irgendein Stück Huhn zu essen gegeben. Hier dagegen war das Luxus. Zum Glück gab es bestimmte ›Essenstage‹ für die ärmeren Schüler, eine zweifelhafte Auszeichnung, für die sich Nathan qualifizierte. Montags, mittwochs und am Sabbat versorgten wechselnde Familien die Schüler mit einer Abendmahlzeit. Zumeist gab es Linsen, Kohlgerichte, Kartoffeln und eine Speise auf Karpfenbasis, die Gefilte Fisch genannt wurde. Nur ganz selten fanden sich Spuren von Fleisch, und dann war es voller Sehnen und Flechsen. Am Sabbat erging es den Schülern ein bißchen besser, weil dieser Tag die frommen Regungen einiger bessergestellter Familien zutage förderte, aber der Hunger, der an Nathans Magen nagte, legte sich nie.

Im ersten Jahr, als Nathan noch keine Privilegien in Frau Ginsburghs Haus genoß, schlief er auf einer durchgelegenen Couch im Wohnzimmer, wo er die einzige, dünne Wolldecke durch Zeitungspapier ergänzen mußte, um nicht zu frieren.

Davon abgesehen war Bialystok jedoch für Nathan eine Offenbarung, eine Großstadt voller Kultur, durchzogen von den Strömungen und Gegenströmungen verschiedener Ideologien. Die kleineren Ortschaften des schtetl erstickten alle unter einer gleichförmigen Schicht mausgrauer Schäbigkeit. Was die eine von der anderen unterschied, war höchstens der Grad der Orthodoxie und die Macht, die eine der zahlreichen religiösen Sekten ausübte. In Bialystok war das alles ganz anders. An einem Punkt gelegen, an dem sich die Straßen zwischen Rußland, Polen und Preußen kreuzten, hatten die Juden sich dort auf Einladung des polnischen Adels niedergelassen und waren zu Lieferanten der vorrückenden, der zurückweichenden und der jeweiligen Besatzungstruppen geworden. Bialystok entwickelte sich zum Hauptzentrum der Textilindustrie. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts arbeiteten dort dreihundertundfünfzig Spinnereien, die fast alle in jüdischen Händen waren.

Das führte zu einer mächtigen Gewerkschaftsbewegung mit starken sozialistischen Tendenzen. Weitgehend aufgrund von Wissotzkys persönlichem Interesse an Bialystok faßten aber auch schon sehr früh nicht weniger mächtige zionistische Organisationen Fuß. Zählte man zu diesen verschiedenen Gruppen dann noch die traditionellen religiösen Sekten des schtetl, eine jiddische Presse, das jiddische Theater, Kapitalisten, Zaristen und eine Auswahl Intellektueller, Freidenker und Mystiker, bot Bialystok eine ungemein lebendige Mischung.

All diese verschiedenen Philosophien fanden ihren Weg ins Wissotzky-Gymnasium, das sich mit seinen Fächern Russisch, Polnisch und Deutsch sowie Mathematik und Naturwissenschaften als liberal und sehr modern erwies. Es gab

Kurse in kaufmännischen und gewerblichen Berufen. Zum erstenmal wurde Nathan mit der Geschichte anderer Völker als dem des schtetl konfrontiert und konnte einen ersten Blick auf die Außenwelt werfen. Nathan brach aus der Hölle des Talmud aus, in der er gefangen gewesen war, und wandte sich ganz selbstverständlich den Fremdsprachen zu. Innerhalb eines halben Jahres hatte er genügend Russischkenntnisse erworben, um sich die ganz neue Welt der russischen Literatur zu erschließen.

In den Büchern fand Nathan, der Einzelgänger, das Paradies der Einzelgänger. Die Bücher bevölkerten nicht nur seine Welt der Phantasie, sondern erwiesen sich auch als praktisches Werkzeug, mit dessen Hilfe er sich ins Gruppenleben einzuarbeiten vermochte. Die Tatsache, daß sich nicht viele Schüler so stark von der Literatur gefangennehmen ließen, verschaffte Nathan einen Sonderstatus, eine subtile Form des Snobismus und die Möglichkeit, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Also las er, las und las. Nathans Buchreporte wurden zu einer marktfähigen Ware, vor allem bei den Schülern, deren Eltern sich frisches Obst leisten konnten. Nathan selbst war nicht sehr gesucht, und seine persönliche Beliebtheit fast gleich Null. Er trieb keinen Sport, war nicht hinter den Mädchen her und nahm auch nicht an den Pennälerstreichen der Gymnasiasten teil. Statt dessen blieb er schüchtern und reagierte oft abweisend, wenn andere das Gespräch mit ihm suchten. Doch nun verfügte Nathan über etwas Nützliches. Das Lesen öffnete ihm zum erstenmal einen Weg in die Gesellschaft, verschaffte ihm die Möglichkeit, sich an jedem Gespräch zu beteiligen, das er auf sein Spezialgebiet umdirigieren konnte, und es allmählich sogar zu beherrschen. Daß es ihm gelang, regelrecht hofzuhalten, ließ ihn in den eigenen Augen wachsen, und er spielte diese Chance nach Kräften aus.

Wie Nathan entdeckte, vermochte er seine Einsamkeit zu erleichtern, indem er über die Bücher, die er las, Vorträge hielt

oder im Debattierclub diskutierte. Da nur wenige Schüler diese Bücher gelesen hatten und gar nichts über die Autoren wußten, beherrschte Nathan unwidersprochen die Szene.

»Wißt ihr?« fragte er immer wieder im Verlauf eines Gesprächs. Und da die Zuhörer natürlich nichts wußten, wirkte Nathan um so gebildeter. Dieser Eröffnungszug, mit dem er sie bewußt kleinmachte, funktionierte prächtig. Und führte zu der Aufforderung, sich den Gewerkschaftszionisten anzuschließen, die mit den Intellektuellen liebäugelten. Diese Gruppe verfügte über ein eigenes Verteidigungskomitee mit versteckten Lagern so gefährlicher Waffen wie Piken, Knüppeln und Benzinflaschen. Bei nächtlichen Zusammenkünften ließ Nathan sich gewöhnlich als Vortragsredner aufstellen. Und je öfter er sprach, desto leidenschaftlicher wurde er als Rhetoriker. Er konnte es kaum erwarten, nach Wolkowysk zurückzukehren und Mordechai sein gesamtes Wissen in den Rachen zu stopfen.

Als er - zu seiner Bar Mizwa - zum erstenmal nach Hause zurückkehrte, verwirrte er Jehuda mit seinem unausgegorenen Mischmasch von Philosophien. Für den Vater verkörperte der Sohn sämtliche Heimsuchungen, Verirrungen und säkularen Ketzereien der großen Stadt. Seine Ideen grenzten, soweit sie sich klar definieren ließen, an Gottlosigkeit. Der Junge trug ja nicht mal mehr einen Gebetsmantel!

Nathan fand, daß er über Wolkowysk hinausgewachsen war, diese alte schtetl-Kleinstadt, die auf ewig dazu verdammt war, in der Vergangenheit zu leben. Überdies gab es nun noch ein Mäulchen mehr zu stopfen, ein neues Baby: Schwester Fanny. Nathan ging wieder nach Bialystok und blieb dort zwei weitere Jahre. Sein Status in Frau Ginsburghs Schülerpension verbesserte sich, als es ihm gelang, einen Ferienjob als Angestellter in einem Lebensmittelgeschäft zu finden, das die nahe gelegene Kaserne belieferte. Zwar mußte Nathan grausame Scherze über sich ergehen lassen und wurde zuweilen auch von den Soldaten verprügelt, aber die Lebensmittel und das Geld,

das er verdiente, waren ein zu starker Anreiz, um auf diese Einnahmequelle zu verzichten. Also wurde er von der Wohnzimmercouch in ein gemeinsames Zimmer mit drei anderen Schülern befördert und erhielt an seinen ›Essenstagen‹ kräftigere Mahlzeiten.

Die Familie in Wolkowysk wurde indessen durch eine unerwartete Katastrophe beinahe zu einem Fall für die Wohlfahrt. Jehuda erlitt einen leichten Schlaganfall und würde auf unbestimmte Zeit arbeitsunfähig bleiben.

Und um das alles noch schlimmer zu machen, waren auch für Onkel Sam schwere Zeiten angebrochen. Die Tatsache, daß Amerika die Silberwährung aufgab, brachte die Montanindustrie von Colorado an den Rand des Zusammenbruchs. Sam führte stets hohe Kreditkonten in seinen Büchern, hauptsächlich von Bergleuten, und all diese Schulden waren nun nicht mehr eintreibbar. Jehuda und Sophie faßten den schweren Entschluß, so viele Kinder wie nur möglich bei Verwandten unterzubringen. Mordechai wurde natürlich als erster nach Wilna gebracht, wo er in der jeschiwa unterkam und volle Unterstützung erhielt.

An seinem fünfzehnten Geburtstag wurde Nathan ein Schreiben seiner Eltern zugestellt, die ihn dringend aufforderten, nach Hause zu kommen.

NATHAN

Wolkowysk und Kiew, 1911

Ich, Nathan Zadok, ältester Sohn, eilte ans Bett meines Vaters. Der Bart reichte ihm über die Bettdecke bis zum Magen, die Augen fielen ihm vor abgrundtiefer Lebensmüdigkeit ständig zu. Achselzuckend klärte er mich über die schweren Probleme der Familie auf. Und teilte mir voller Verzweiflung mit, daß ich das Gymnasium verlassen müsse.

Für zwei meiner Brüder und zwei meiner Schwestern waren Plätze gefunden worden. Doch was mein eigenes Schicksal betraf, so mußte ich zum Unterhalt der Familie beitragen. Hatten die Eltern eine Stellung für mich gefunden? Tante Sonja, eine Schwester meiner Mutter und in Mariupol mit einem wohlhabenden Kohlenhändler verheiratet, hatte sich erboten, mich aufzunehmen und mir Arbeit zu geben. Mariupol? Mariupol! Warum nicht gleich die Mongolei?

Ich verkroch mich in den Holzschuppen und weinte die ganze Nacht. Immer wieder dachte ich ans Davonlaufen, im Grunde aber blieb mir nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Wenigstens mein Vater schien ein schlechtes Gewissen zu haben. Während er mich auf die Reise ans Ende der Welt vorbereitete, zeigte er sich mir gegenüber freundlicher denn jemals zuvor. Der magische Name Mordechai kam dabei nicht vor - natürlich nicht! Ich verabschiedete mich von Ruben, Matthias, Rifka und Sarah, die in alle Himmelsrichtungen auseinandergingen, um bei der Mischpoke zu leben.

Bald darauf traf meine eigene Fahrkarte ein. Könnte man Sprichwörter auf dem Markt verkaufen, besäßen die Juden den

ganzen Reichtum Rußlands. Mein Vater gab mir eine große Weisheit mit auf den Weg.

»Wenn das Glück kommt, biete ihm einen Platz an.« Woraufhin meine Mutter ergänzte: »Wenn die Reichen die Armen dafür bezahlen könnten, daß die für sie sterben, würden die Armen gut verdienen.«

Mariupol, eine Hafenstadt am Asowschen Meer, lag über dreitausend Meilen entfernt. Mit dem Zug bedeutete das fünf Tage und Nächte sowie siebenmal Umsteigen. Meine Habseligkeiten Passten mühelos in einen Strohkoffer, der mit der Post vorausgeschickt wurde. Ich selbst nahm ein Paket getrockneter Lebensmittel mit, denn an den Bahnstationen gab es nicht immer etwas zu essen. In vielen Städten an dieser Strecke durften die Juden überdies den Bahnhofsbereich nicht verlassen. Ich hatte fünf Rubel, die mich nach Mariupol begleiteten, sowie die Erinnerung an das erste Mal, daß Momma meinetwegen Tränen vergoß. In den Zügen hielten stets Raufbolde und Soldaten nach Juden als leichter Beute Ausschau. Mein schäbiger Mantel würde mich sofort verraten, also kletterte ich in der dritten Klasse auf eine breite Plattform, rollte mich in der hintersten Ecke zusammen und hielt mir eine Zeitung vors Gesicht.

Es lief eigentlich gar nicht so schlecht - bis wir in den Bahnhof von Kiew einfuhren. Ich hatte acht Stunden Aufenthalt, bis der nächste Zug ging, der mich nach Poltava bringen sollte. Wie also acht Stunden Zeit totschlagen? Kiew duldete keine Juden auf seinem geheiligten Boden. Selbst jüdische Touristen auf der Durchreise mußten auf der Bahnstation bleiben, wo sie nur allzu leicht den Schlägern zum Opfer fielen.

Ich war sehr neugierig auf Kiew, die Heimatstadt meines Vaters. Es gab da einen Vorort namens Podol, in dem Juden geduldet waren. Und da mich die Rabauken in der Umgebung des Bahnhofs nervös machten, beschloß ich das Risiko einzugehen. Wenn ich es bis ins Podol-Viertel schaffte, konnte

ich mich bis zur Abfahrt des Zuges in der Synagoge aufhalten. Die Straßenbahn war ein reines Wunder! Eine erstaunliche Maschine, die fahren konnte, ohne von Pferden gezogen zu werden!

Für fünfzehn Kopeken aß ich in einem koscheren Restaurant. Alle Gespräche rings um mich her drehten sich um den Prozeß gegen Mendel Beiliss, der in Kiew geführt wurde. Sie fragen, wer Mendel Beiliss ist? Ich werd's Ihnen sagen. Er ist das jüdische Opfer einer Intrige; man beschuldigte ihn, für rituelle Zwecke ein nichtjüdisches Kind ermordet zu haben. Für die Juden war Kiew immer das Scheißhaus Rußlands. So schlecht die Dinge auch für uns stehen mochten, in Kiew standen sie noch schlechter. Mendel Beiliss war das Opfer einer Organisation von gojim-Schweinen, die sich die Schwarzen Hundert nannten.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir das Gerichtsgebäude anzusehen, in dem der Prozeß stattfand. Man beschrieb mir den Weg in die Innenstadt, riet mir jedoch, mich von dort fernzuhalten. Aber ich konnte mich einfach nicht beherrschen. In der Hoffnung, einen Blick auf Beiliss werfen zu können, damit ich eines Tages vielleicht einen Vortrag darüber halten konnte, näherte ich mich eilig der Menschenmenge, die vor dem Gebäude wartete. Plötzlich deuteten alle auf ein droschky, das soeben im Schutz der Polizeikordons vorfuhr.

Ein Priester stieg aus und ging auf das Gerichtsgebäude zu. »Pranaites!« schrien die Neugierigen. Der Name dieser Bestie war bei uns wohlbekannt. Pranaites, der Priester, der behauptete, Talmud-Experte zu sein, fungierte als Hauptzeuge für die Anklage. Seiner ›wissenschaftlich fundierten‹ Aussage nach besaß der Mord sämtliche Charakteristika eines Ritualmordes, wie ihn die Juden angeblich insgeheim ausübten. Obwohl es weithin bekannt war, daß Pranaites ein langes Vorstrafenregister hatte, jubelten ihm die feinen Leute von Kiew zu, als er das Gebäude betrat.

Zornerfüllt wandte ich mich ab - und stieß gegen den gewaltigsten Mann, den ich jemals gesehen hatte, einen Gendarm mit rotem Gesicht und betrunkenen Augen. Seine riesige Pranke umklammerte meine Schulter.

Von Angst erfüllt, riß ich mich los und rannte, den Schnapspolizisten sowie ein halbes Dutzend andere Verfolger auf den Fersen, quer über die Straße. Ich schoß geradewegs in eine Sackgasse und versuchte mit einem Riesensatz eine Mauer zu erklimmen. Zunächst wurde ich von Steinen getroffen, dann griffen Hände nach meinen Beinen, rissen mich herunter, und ich krachte zu Boden. Ich verkroch mich wie eine Schildkröte in mich selbst und ließ die Tritte, die mich an Rippen und Kopf trafen, hilflos über mich ergehen. Schließlich ergriff der Gendarm die Initiative. »He, Itzig! Zeig mir deinen Pass.«

»Bitte, Herr. Ich bin nur auf der Durchreise in Kiew. Ich wollte im Judenviertel etwas essen, aber da gab es nichts... Bitte, Herr, laßt mich gehen!«

Die Menschen, die sich um mich herum versammelt hatten, schrien durcheinander und bespuckten mich; sie drängten den Polizisten, mich ins Gefängnis zu stecken. Er legte mir Handschellen an und zerrte mich zu einem Polizeiwagen auf der Hauptstraße. Als wir davonfuhren, johlte die Menge.

Ich war so verängstigt, daß ich am ganzen Körper zitterte und kaum ein Wort herausbrachte. Auf dem Polizeirevier wurde ich von allen so schlecht behandelt, als hätten sie den größten Verbrecher der ganzen Ukraine geschnappt. Ich wurde fotografiert, man nahm mir die Fingerabdrücke ab, und dann wurde ich in eine Verwahrzelle gestoßen, in der es weder Bank noch Stuhl gab, sondern nur Platz zum Stehen. Das wird nach mehreren Stunden äußerst schmerzhaft.

Daß ich die Stadt betreten hatte, war idiotisch gewesen. Alle Juden, die außerhalb des erlaubten Gebiets erwischt wurden, verfrachtete man zur Strafe an ihren Geburtsort, wo man sie bis

zu ihrem Tod schmoren ließ. Ich war in einem Dorf namens Nowogrudok geboren, und dorthin verbannt zu werden war schlimmer als ein Todesurteil.

Das Revier, die Angst vor der Polizei, die Angst vor einer schrecklichen Strafe - das alles überfiel mich plötzlich wie ein Donnerschlag. Ich muß wohl ohnmächtig geworden sein, denn als ich erwachte, befand ich mich in einem anderen Raum. »Der Judenbengel ist aufgewacht.«

»Der Chef will ihn sehen.«

Also wurde ich in ein Büro geschleppt, das eindeutig einem hochrangigen Offizier gehörte, und mit je einem riesigen Wachtposten rechts und links von mir vor seinen Schreibtisch gesetzt. Der Chef sah nicht so aus, als hätte er seinen Posten aufgrund seiner großen Menschenfreundlichkeit erhalten. Sein Gesicht sprach von zuviel Wodka, und seine schweren Hände wirkten, als hätten sie zahlreiche Schmiergelder in Empfang genommen. »Herr«, flehte ich und wollte ihm meinen Fall noch einmal vortragen, aber ein Hieb seiner mächtigen Faust auf den Schreibtisch ließ mich verstummen. Er musterte mich, um festzustellen, welche Summe ich wohl als Lösegeld aufzubringen vermochte, doch was er sah, gefiel ihm nicht.

»Habt ihr in seinem Mantelfutter nachgesehen?« fragte er. »Ja. Nichts versteckt.«

»Mist. Kleiner Scheißkerl. Also gut, Judenbengel, kennst du hier in Kiew jemanden, der deine Strafe bezahlen kann?«

»Nein, Herr.«

»Dann sitzt du ganz schön in der Tinte. Bringt ihn weg.« Diese Nacht wurde die schlimmste, die ich jemals erlebt hatte. Ich wurde in eine große Gitterzelle geworfen, in der sich schon ein Dutzend Betrunkene befanden. Zum Niederlegen gab es nur den nassen Betonboden, eine Toilette war nicht vorhanden. Die Betrunkenen urinierten und erbrachen sich überall in der Zelle, in der es natürlich von Ungeziefer wimmelte.

Sobald es dunkel wurde, spürte ich die Hände eines sehr kräftigen Mannes an meinem Körper. Er griff mir zwischen die Beine und versuchte meine Geschlechtsteile zu befingern. Er hatte einen Geruch an sich, den ich niemals vergessen werde. Es gelang mir, mich schreiend auf die andere Seite der Zelle zu retten. »Mord! Vergewaltigung! Hilfe!«

Ein Wärter steckte den Perversen in einen anderen Käfig. Ich wäre fast vor Angst gestorben. Die dünne Pampe, die sie mit einer Schnitte Brot unter der Tür hindurchschoben, vermochte ich nicht runterzuwürgen.

Die ganze Nacht lang hockte ich zitternd in einem kleinen Winkel. An allem gab ich meinem Vater die Schuld. Warum mußte er mich so viele Tausende von Meilen weit fortschicken, während Mordechai heil und sicher in einer der besten jeschiwas von Rußland saß? Es war ungerecht. Es war immer ungerecht gewesen. Gott verzeih mir, aber in dieser Nacht hoffte ich tatsächlich, mein Vater werde an seinem Schlaganfall krepieren. Geschähe ihm recht. Aber er sollte erst sterben, nachdem sie ihm meinen Leichnam geschickt hatten.

Endlich, endlich kam der Morgen. »Judenbengel!« rief ein Wärter. Abermals wurde ich ins Büro des Chefs geführt. Dort saß ein sehr teuer gekleideter, jüdisch wirkender Herr mit einem Van-Dyck-Bart. Man gab mir meinen Pass zurück, und ich wurde der Obhut dieses Herrn mit Namen Lapidis anvertraut, der meine Strafe bezahlt hatte. Von seinem Kutscher erfuhr ich, daß Herr Lapidis ein reicher Kaufmann war, der aufgrund einer Sondergenehmigung in Kiew wohnen durfte. Der Chef machte ganz ausgezeichnete Geschäfte mit dem Einfangen umherirrender Juden, denn Herr Lapidis bezahlte jedesmal ihre Strafe. Dieser freundliche Mann hatte mich vor einem grausamen Schicksal bewahrt. Er fuhr mich zum Bahnhof und ermahnte mich, unter allen Umständen dort zu bleiben. Sie können sich darauf verlassen, daß mir der SPass an weiteren Abenteuern in Kiew gründlich vergangen war.

Mariupol, 1911

Ein Haus, wie es den Borokows in Mariupol gehörte, habe ich kein zweites Mal gesehen. Sieben Zimmer hatte es, wenn man sich das überhaupt vorstellen kann! Das Wohnzimmer und ein separates Eßzimmer waren vollgepackt mit Silber, Kristall und Figurinen. Die Möbel waren mit Samt bezogen, wie ihn eine reiche Braut tragen würde, und die Gardinen bestanden aus feiner Spitze. Wo man ging und stand, hatte man Teppiche unter den Füßen. Tante Sonja war eine hochgewachsene Frau, die sich jeden Tag anzog, als sei es Sabbat. An ihren Fingern steckten dicke Ringe, und niemals löste sich eine Haarsträhne aus ihrer Frisur. Sie war eine verkniffene, magere Frau, die zwar manchmal zu lächeln versuchte, doch wenn sie das tat, wirkte ihr Mund nur hämisch verzerrt, und wenn sie die Hand zum Tätscheln ausstreckte, sah man nur ihre langen, knochigen Finger mit den vielen Ringen. Sie führte das Haus, als wäre es ein Museum. Ich schwöre Ihnen, daß alle Bewohner auf Zehenspitzen gingen. Auch Onkel Boris hatte keinen einzigen abgetragenen Faden an seinen Jacken und Mänteln, von denen er eine Unmenge besaß. Um möglichst viel Zeit ohne Tante Sonja verbringen zu können, zog er sich häufig in seine private Bibliothek zurück, wo er las oder an den Geschäftsbüchern arbeitete. Die Mahlzeiten verliefen stumm. Ich muß allerdings sagen, daß das Essen trotz all dieser steifen Pracht ausgesprochen köstlich war. Tante Sonja hatte eine Frau, die nichts anderes tat, als für sie zu kochen, und Fleisch gab es drei-, ja manchmal sogar viermal die Woche.

»Vor allem, Nathan, mußt du lernen, anständig zu essen«, wurde mir mitgeteilt. Und für ein solches Essen konnte ich wohl eine kleine Folter in Kauf nehmen: das vornehme Zerschneiden von Fleisch, die Servietten, die Hände auf dem Schoß und

Suppe essen, ohne zu schlürfen. Außerdem sah ich dort zum erstenmal Apfelsinen.

Also war Mariupol ein Paradies? Mitnichten. Die Borokows hatten zwei Söhne, beide älter als ich, und beide Schüler des berühmten Herzliyya-Gymnasiums. Daher hatte ich nicht nur ein Schlafzimmer allein für mich, sondern auch einen Schrank voll Kleidung, aus der die Söhne herausgewachsen waren. Die Sachen, die ich bei meiner Ankunft trug, hatte Tante Sonja verbrannt, vor allem aber meinen Mantel.

Weil die Söhne von Onkel Boris in Erez Israel waren, fühlte er sich als selbsternannter Zionist und prahlte endlos mit den großen Opfern, die er für die Befreiung Palästinas brachte. Das dritte Kind war eine Tochter, Tilly, die ein Jahr jünger war als ich. Um ehrlich zu sein, Tilly war ein richtiges mischkait, ein häßliches Mädchen. Denn zum einen war sie fast doppelt so groß wie ich, und alles andere an ihr war noch schlimmer. Als ich erfuhr, daß ich einen Lohn von zwölf Rubeln die Woche bekommen sollte, hätte ich sofort Verdacht schöpfen müssen, denn niemand bezahlt eine so große Geldsumme für nichts und wieder nichts. Tante Sonja verkündete, sie werde acht Rubel pro Woche direkt an meine Familie schicken, die übrigen vier Rubel für Unterkunft und Verpflegung einbehalten. Irgendwie erschien mir das nicht ganz richtig, aber so war es nun mal, und ich mußte mich damit abfinden.

Für dieses großzügige Salär, von dem ich keine Kopeke erhielt, arbeitete ich zweiundsechzig Stunden die Woche. Wenn es noch etwas Dreckigeres gibt als das Schächten von Hühnern, dann ist es wohl der Kohlenhandel. Trotz meiner wachsenden Enttäuschung genoß ich das Bewußtsein, meine Familie am Leben zu erhalten, obwohl mir das nach einem langen Tag, an dem ich immer nur Kohle geschaufelt hatte, äußerst wenig Genugtuung verschaffte. Onkel Boris hatte ein Büro am Hafen. Jeden Tag versprach er mir, ich dürfe mich in das Büro und an einen schönen Schreibtischposten emporarbeiten, zunächst

müsse ich aber den Kohlenhandel von der Pike auf lernen.

Meine erste Stellung erforderte nur sehr wenig Intelligenz. Ich arbeitete auf dem Hof, wo die Kohle verpackt wurde, die für die Kleinverkäufe bestimmt war. Also schaufelte ich sie aus den Verschlägen in Rupfensäcke, nähte die Säcke zu und stapelte sie auf die Wagen. Anschließend wurde ich in die Auslieferung versetzt, wo die Arbeit ebenfalls keine Universitätsbildung erforderte. Später avancierte ich zum Kontrolleur. Jedesmal, wenn eine Schiffsladung Kohle im Hafen eintraf, mußte ich mich vergewissern, daß die korrekte Tonnage auf dem Kohlenhof angeliefert wurde, und das Umladen auf die Kohlenzüge überwachen. Nach zehn bis zwölf Stunden Arbeit und weiteren zwei Stunden, die für meine Säuberung draufgingen, war ich trotz der phantastischen Mahlzeiten häufig zu müde, um etwas zu essen. Der einzige freie Tag war der Sabbat, und da vermochte ich mich kaum aus dem Bett zu wälzen, um in die Synagoge zu gehen.

Mariupol bot jedoch noch andere Probleme für mich als die Borokows. Wir waren nur eine kleine Anzahl von Juden, die verstreut inmitten einer großen Menge Ukrainer lebten: der typische Nährboden für Katastrophen. Es gab kein richtiges Gemeindeleben für uns, aber wir wahrten immerhin den Schein. Es gab weder einen jüdischen Markt noch jüdische Schulen. Kulturelle Veranstaltungen wie etwa die Zionistenversammlung wurden von den Rabbinern nicht gern gesehen und deswegen heimlich abgehalten. Die Borokows ermahnten mich immer wieder, kein Jiddisch zu sprechen. Sie selbst sprachen ausschließlich Russisch, sogar in der Synagoge.

Die Juden von Mariupol hatten gelernt, wo ihr Platz war, hatten gelernt, den Mund zu halten. Selbst jetzt, da es in Rußland von einem Ende zum anderen vor Unzufriedenheit brodelte, taten die Borokows, als sei nichts geschehen. Aber wir mochten noch so bemüht sein, uns unsichtbar zu machen - die Ukrainer erinnerten uns mit schöner Regelmäßigkeit daran, daß

wir dreckige Juden waren. Für mich war es ein elendes Leben, ohne einen einzigen Freund, ganz zu schweigen von - ›Gott lasse sie alle tot umfallen‹ dem Kohlenhandel.

Nicht das kleinste meiner zahlreichen Probleme war Tilly. Die mir auf nicht eben diskrete Art klarmachte, daß sie nichts dagegen hatte, mit einem Cousin unter demselben Dach zu leben. Jeden Abend mußte ich mich eine ganze Stunde lang im Hof abschrubben, doch kaum hatte ich Hemd und Hose abgelegt, da tauchte wie auf ein Stichwort hin Tilly auf. Ein paarmal verbrühte ich mich sogar, weil ich zu hastig in die heiße Wanne sprang, damit sie mich bloß nicht nackt sah.

Auch wählte Tilly die merkwürdigsten Tages- und Nachtzeiten, um unter einem Vorwand zu mir ins Zimmer zu kommen. Ob ich vielleicht etwas brauche. Ob ich meine Wäsche zurückbekommen habe. Ob ich mal an ihrem neuen Parfüm riechen wolle, das von weit her aus Paris gekommen war. Sie machte regelrecht eine Kunst daraus, mich in Verlegenheit zu bringen. Ich wiederum versuchte freundlich zu sein und ihr mein reiches Wissen zuteil werden zu lassen, das ich durch eifriges Lesen von Büchern und in meiner Rolle als recht angesehener Vortragsredner in Bialystok erworben hatte. Aber sie kicherte immer nur. Keine sechs Wörter brachte sie heraus, ohne mit einem schrillen Gekicher zu enden. Und dennoch gab ich mir Mühe. In allen Fragen, die Mädchen betrafen, war ich trotz der Bildung, die ich mir auf dem Gymnasium angeeignet hatte, unwissend geblieben, und obwohl Tilly wirklich häßlich war, gab es gewisse Körperteile an ihr, die unter Umständen für mich interessant werden konnten. Immer wieder dachte ich daran, eines Tages kurzerhand wegzulaufen. Aber das war nicht so einfach. Ich war ein Gefangener in goldenen Handschellen. Trotz Tante Sonjas schönem Heim und dem guten Essen besaß ich keine Fahrkarte für die Eisenbahn, hatte kein Geld in der Tasche, und mein Pass lag bei Onkel Boris im Safe des Büros.

Das Schicksal griff ein.

Nach fast zwei Jahren, ich hatte den siebzehnten Geburtstag hinter mir, fing ich an zu husten. Wohl weil ich den halben Kohlenstaub von Südrußland eingeatmet hatte. Innerhalb einer Woche wurde der Husten so schlimm, daß ich nicht zur Arbeit gehen konnte. Nach einer weiteren Woche schleppte mich Tante Sonja endlich zum Arzt, der mir das Untersuchungsergebnis jedoch vorenthielt. Die Aussicht, meinen Eltern nicht mehr die acht Rubel pro Woche schicken zu können, weil sich ihr Sohn ins frühe Grab schuften mußte, bereitete den Borokows einiges Kopfzerbrechen. Beim Sabbatmahl wurde das Thema besprochen.

»Die Zeit ist reif, Nathan«, erklärte Onkel Boris großspurig. »Du wirst jetzt ins Büro umziehen und die Buchhaltung erlernen.« Tilly kicherte.

»Ehrlich gesagt«, entgegnete ich ihm, »finde ich den Kohlenhandel nicht ganz so lehrreich, wie ich es gehofft hatte.«

»Wenn du erst richtig drinnen bist, wirst du sehen, daß alles ganz anders ist«, versicherte er mir.

»Ich möchte, Gott behüte, nicht undankbar erscheinen, wo du doch so großzügig bist, aber es gibt noch andere Probleme«, sagte ich. »Was könntest du denn schon für Probleme haben?« erkundigte sich Tante Sonja indigniert. »Füttern wir dich etwa wie einen Hund? Ist dein Zimmer nicht blitzsauber? Kleiden wir dich in Lumpen?«

»O nein, es ist nur...«

»Was?«

»Ich habe überhaupt keine Freizeit, weder zum Lesen noch für andere Dinge. Die Bibliothek habe ich nicht mal betreten.«

»Aber dies ist eine Beförderung, Nathan! In einem Büro ist die Arbeitszeit automatisch kürzer.« Tilly kicherte.

»Ich fühle mich hier als Jude nicht besonders wohl«, platzte ich schließlich heraus.

»Und wer könnte das besser verstehen als ich?« gab Onkel Boris pathetisch zurück. »Du kannst nicht behaupten, dein Onkel Boris sei kein Jude. Mit Freuden habe ich Palästina meine Söhne geschenkt. Aber, Nathan, du wirst noch lernen, daß es gar nicht so schwer ist, hier in Ruhe und Frieden zu leben, weit entfernt von den Problemen des schtetl. Denn für jene von uns, die es verstehen, sich anzupassen, ist das Leben höchst komfortabel.« Ich widersprach nicht, wußte aber, daß ich mich auch nach einer Million Jahren in diesem ukrainischen Dschungel nicht wohl fühlen würde. »Ich habe keine Kopeke in der Tasche, die ich für mich ausgeben könnte«, krächzte ich verzweifelt. »Onkel Boris und ich haben darüber gesprochen und beschlossen, dir eine Gehaltserhöhung von zwei Rubel wöchentlich zu gewähren«, erklärte Tante Sonja. »Ein Rubel davon wird gespart, darauf bestehe ich. Der andere ist Taschengeld. Geh damit ins Kino, tu damit, was du willst, leiste dir ein bißchen Vergnügen!« Warum nur dieses ganz neue Verhalten mir gegenüber? Tat es ihnen leid, daß sie mich so mit der Arbeit geschunden hatten? War in der Nacht ein Engel gekommen und hatte ihnen unter Androhung von Strafe befohlen, gut zu Nathan zu sein? Im Augenblick vermochte ich nur festzustellen, daß es dem Charakter der Borokows überhaupt nicht entsprach.

Einige Abende später wurde mir jedoch glasklar, was sich da tat. Ich pinkelte gerade in den Nachttopf, der unter meinem Bett stand, als ich plötzlich dieses Kichern vernahm. Es klang gedämpft, war aber nicht zu überhören. In meiner Unschuld hatte ich nie einen Gedanken auf die Tatsache verschwendet, daß Tillys Zimmer durch eine Tür mit dem meinen verbunden war und daß es über der Tür ein Oberlicht gab. Es war zwar mit einem speziellen Papier beklebt, bei näherem Hinsehen jedoch entdeckte ich, daß ein Teil davon abgekratzt worden war und Tilly so, wenn sie auf einen Stuhl stieg, direkt in mein Zimmer hineinsehen konnte. Nur Gott allein wußte, wie viele Wochen, ja

Monate lang sie mich schon beim Topfsitzen beobachtet hatte. Wie dumm ich doch gewesen war!

Meine heißgeliebte Mutter Sophie und Tante Sonja hatten einen schiddach für mich arrangiert, und zwar - GOTT HELFE MIR! - mit Tilly Borokow. Ein Komplott über eine Entfernung von dreitausend Meilen hinweg. Ich brauchte unbedingt eine Bestätigung. Es gab da einen alten Arbeiter namens Gregor auf dem Hof, mit dem ich mich ein wenig angefreundet hatte. Kein schlechter Bursche für einen Ukrainer, auch wenn er mit dem allgemein verbreiteten Übel des Alkoholismus geschlagen war. Sobald ich drei Rubel gespart hatte, lud ich ihn eines Abends ins Wirtshaus ein. Schon nach dem ersten Glas kamen die Informationen.

»Soso. Boris Borokow hat dir also diesen Quatsch aufgetischt, daß er ein großer Zionist ist! Ha! Geflohen sind seine beiden Söhne nach Palästina, weil sie es hier im Haus ebensowenig aushalten konnten wie im Kohlenhandel. Jetzt hat er keinen Erben mehr außer Tilly, und ganz Mariupol ist nicht groß genug, um hier für die einen Mann zu finden. Du bist ein Gezeichneter, mein Junge!« Was war zu tun?

Ich legte mich wieder ins Bett und hustete, hustete, hustete. Ich hustete ihnen ins Gesicht. Ich hustete am Eßzimmertisch auf alle Teller. Ich spie und verfehlte den Spucknapf, so daß mein Schleim auf Tante Sonjas kostbarstem türkischem Teppich landete. Ich verschmierte Kohlenstaub im ganzen Wohnzimmer und hinterließ Schmutzspuren auf all ihrem Nippes. Ich verlegte die Dokumente einer Ladung Kohle, für die Onkel Boris daraufhin doppelten Zoll bezahlen mußte.

Gott muß mich husten gehört haben, denn der Krieg zwischen Rußland und Deutschland brach aus. Während der folgenden Monate ging der Kohlenhandel nur noch sehr schlecht. Ich blieb den ganzen Winter hindurch nutzlos für Onkel Boris, weil mein Husten bis in den Frühling hinein dauerte. Und alle hatten wir inzwischen nur noch den einen Wunsch: einander endlich,

endgültig loszuwerden.

Die Post funktionierte im Krieg nur schleppend, im März erhielt ich jedoch einen Brief mit der Nachricht, daß mich in Minsk eine Stellung im Juweliergeschäft eines anderen Onkels erwartete: Harry Zadok.

Minsk, 1915

Die Bahnfahrt von Mariupol nach Minsk, ebenfalls fast dreitausend Meilen, war ein einziger, grauenhafter Alptraum. Die Russen, vom Zaren abwärts, beschuldigten die Juden, sie in den Krieg getrieben zu haben. Die Logik daran ist mir nicht klar, aber an jeder Wand, vor allem auf den Bahnhöfen, prangten antisemitische Parolen: TÖTE EINEN JUDEN, UND DU RETTEST RUSSLAND. Vor dem Krieg war es für jeden Juden fast unmöglich, eine Bahnfahrt hinter sich zu bringen, ohne schlimme Erfahrungen zu machen. Nun war es jedoch ganz ausgeschlossen. Die Soldaten, die an die Front fuhren, machten Jagd auf die Juden, als seien sie Füchse. Von der Minute an, da ich Mariupol verließ, vermochte ich der Judenhetze, von den Parolen überall an den Wänden über die Zeitungen bis zu den Gerüchten in aller Munde, nicht mehr zu entrinnen.

In jedem Eisenbahnwaggon, den ich betrat, lauerten sie schon auf mich, der ich so leicht auszumachen und noch leichter zu hänseln war. Erst kamen die dreckigen Bemerkungen und die Herumschubserei. Dann mußte ich die Demütigung über mich ergehen lassen, daß sie mir die Hose herunterzogen, um nachzusehen, ob ich beschnitten war, und zum Schluß versetzten sie mir die unvermeidlichen Kopfnüsse oder verPassten mir eine Tracht Prügel. Sobald sich herausstellte, daß man tatsächlich ein Jude und somit den Launen der Russen hilflos ausgeliefert war, durfte man sich nicht mehr hinsetzen, nicht einmal auf den

Fußboden. Die Soldaten zwangen uns alle - Männer, Frauen und Kinder -, von einer Station bis zur nächsten zu stehen. Nach ein paar Stunden brachen die ersten zusammen. Ich selbst stand manchmal so viele Stunden aufrecht, daß ich den Zug vor Erschöpfung nur kriechend verlassen konnte. Proviant durfte man nur sehr vorsichtig zu sich nehmen. Mit dem Brot, zum Beispiel, das man nicht so schnell runterzuwürgen vermochte, versteckte man sich am besten auf der Latrine, wo man es langsam essen konnte. Kartoffeln oder Gurken verschlang man so schnell wie möglich.

Das Allerschlimmste jedoch passierte während des letzten Streckenabschnitts, als der Zug von einer Kompanie Kosaken gestürmt wurde, die von der Front kamen, wo sie von der deutschen Armee ganz furchtbar Prügel bezogen hatten. Mein Mantel wurde buchstäblich zerfetzt, weil sie nach verstecktem Geld suchten, und als sie keins fanden, wurde ich bewußtlos geschlagen. In diesem Zustand fand mich Onkel Harry auf der Bahnstation von Minsk. Über eine Woche lang lag ich mit angeknacksten Rippen und gebrochener Nase im Krankenhaus. Nur eine einzige Bahnfahrt mehr, und die Geschichte von Nathan Zadok hätte ein schlimmes Ende genommen.

Minsk bedeutete, Gott sei Dank, eine Wende zum Besseren. Onkel Harry war ein bemittelter Mann geworden. Er besaß einen kleinen Juweliergewerbebetrieb mit einem Einzelhandelsgeschäft in der eleganten Gubnartorsky-Straße. Und als der Krieg kam, begann sein Geschäft zu florieren. Minsk war Hauptbereitstellungsraum für die Truppen, auf den Straßen wimmelte es von Soldaten, und zahlreiche Offiziere hatten auch ihre Frauen dabei. Keiner von ihnen schien an die Front gehen zu wollen, ohne ein oder zwei Schmuckstücke zu kaufen. Onkel Harrys Laden war von morgens bis spätabends überfüllt.

Doch Harry Zadok blieb trotz seines neu erworbenen

Reichtums ein echter Mensch. Er und Tante Sarah blieben realistisch, ohne die überkandidelten Ideen der Borokows. Onkel Harry, anständig und großzügig, vor allem zu Waisenkindern, hatte einen Platz an der Ostmauer. Da wegen des Krieges Mangel an Arbeitskräften herrschte, konnte ich mich sofort nützlich machen und wurde im Handumdrehen regelrecht unentbehrlich.

Auch zu Hause in Wolkowysk wandte sich das Schicksal der Familie zum Besseren, als mein Vater seinen Beruf als schohet endlich wieder ausüben konnte. In diesen Kriegszeiten hatten seine Großhändler Lieferverträge mit dem Militär, so daß er rund um die Uhr Hühner schlachten mußte. Mein Vater war ein guter schohet, aber das schien ihm niemand zu danken, es sei denn die Tiere selbst. Die Hühner, die er schlachtete, waren natürlich nicht koscher, für die Russen aber doch gut genug.

HEUTE ABEND ERÖFFNUNGSVERSAMMLUNG DER REGIONALKONFERENZ DER ZIONISTISCHEN POALEORGANISATION RUSSLANDS. PROGRAMMREDNER NATHAN ZADOK, DER UNS BERICHTEN WIRD, WIE ER HEIMLICH DEN PROZESS GEGEN MENDEL BEILISS IN KIEW BEOBACHTETE. Der wagemutige Bericht eines jungen Poale-Zionisten, der unter anderem schildert, wie er heimlich den Schurken Pranaites interviewte.

Vielleicht übertrieb ich meine Rolle beim Beiliss-Prozeß ein wenig, aber die Leute kamen fast aus der ganzen Stadt, um mich zu hören, und außerdem wurden Delegierte aus dem gesamten östlichen Landesteil erwartet. War das wirklich eine so große Sünde? War es wirklich ein Verbrechen, wenn ich damit erreichte, daß ihr Stolz geweckt wurde?

Ich kann das Gefühl kaum beschreiben, das mich erfüllte, als ich nach donnerndem Applaus die Rednerbühne betrat. Tausende da unten, und hier oben nur ich, der kleine Nathan Zadok aus Wolkowysk, jüngster Delegierter der ganzen Versammlung. »Genossen! Kollegen! Zionisten! Bevor ich euch von dem Prozeß gegen Mendel Beiliss berichte, möchte ich

noch einen Punkt erwähnen, der alle Poale-Zionisten angeht. Derzeit müssen wir überall im Land zusehen, wie Lenins Agitatoren in einer einzigen, bedrohlichen Verschwörung eine Poale-Zion-Ortsgruppe nach der anderen infiltrieren, um die Führung an sich zu reißen oder die Struktur der einzigen Organisation zu zerstören, die Freiheit für die Juden bedeutet. Wenn ich von Arbeiterschaft, Sozialismus und Zionismus spreche, so behaupte ich, daß nur eine einzige Organisation unser Banner voranträgt: die Poale Zion! Lenin möchte euch einreden, daß tausend Jahre Terror gegen das jüdische Volk von einem Tag auf den anderen beendet sind. Lenin lügt! Lenin erzählt uns von einem Land, in dem Weißrussen, Ukrainer und Litauer den Lauf der Geschichte umkehren und uns mit offenen Armen umfangen werden, nachdem sie uns jahrhundertelang die Schädel eingeschlagen haben. Lenin lügt!« Jetzt skandierte die gesamte Versammlung wie auf ein Stichwort »Lenin lügt«. »Lenin behauptet, es werde Freiheit und Gleichheit für das jüdische Volk geben. Ich behaupte, daß das geschehen wird, wenn mir Zwiebeln wachsen auf der flachen Hand! Der einzige Weg für das jüdische Volk ist der Weg aus Rußland hinaus, um unserem Volk zu helfen bei der Rückgewinnung unserer Heimat - Erez Israel! Zion! Palästina!« Bei jedem dieser drei Namen beginnen die Menschen stets zu rasen, deshalb hatte ich mir vorgenommen, sie bei der Eröffnungsrede alle drei zu erwähnen. »Unsere Füße müssen dem Diktat unserer Seele folgen, wir müssen uns jetzt den Weg in unser Land der Verheißung freikämpfen, und wir müssen Siedlungen gründen, damit, sobald dieser Krieg beendet ist, Hunderttausende von Juden unserem - eurem und meinem - Beispiel folgen können.« Zu sagen, meine Rede sei begeistert aufgenommen worden, wäre viel zu bescheiden gewesen.

Ich muß gestehen, daß ich dem anderen Geschlecht gegenüber immer noch überaus schüchtern und unerfahren war. Jedesmal, wenn ich wie gelähmt in einem Wohnzimmer saß, wünschte ich

mir, über dieselbe Dynamik der Sprache zu verfügen wie damals am Rednerpult. Ich erhielt zahlreiche Einladungen zum Abendessen und muß zugeben, daß mir viele kokette Blicke zuflogen, obwohl die meisten Mädchen größer waren als ich.

In der Mädchenfrage erhielt ich nun allerdings eine großartige Chance. Onkel Harry besaß nämlich auch noch ein Kino in Minsk, in dem ich ständig freien Eintritt hatte.

So gut die Dinge in Minsk nun aber für mich standen, so wenig aussichtsreich war die Lage der russischen Armee. Gegen Ende 1915 zogen die Truppen sich unter schweren Verlusten zurück. Ein großer Teil Polens und des Baltikums war bereits von den Deutschen besetzt.

Daß die Verluste schwer waren, erkannten wir an der großen Anzahl blutiger Uniformen, die zu den verschiedenen Schneiderwerkstätten geschickt wurden, damit sie gesäubert, geflickt und wieder ausgegeben werden konnten.

Wie hoch die russischen Verlustzahlen jedoch waren, wurde mir mit einem fürchterlichen Schlag eines späten Samstagvormittags im Sommer klar. Auf der Titelseite des Minski Golos, der Tageszeitung, verkündete ein Sonderbefehl, daß sich alle Männer des Jahrgangs 1896 zum Militärdienst zu melden hätten. Mein Jahrgang! Ich hatte geglaubt, in Sicherheit zu sein, weil das Dienstalter für den Militärdienst normalerweise einundzwanzig war. Nun war ich mir mit Onkel Harry einig, daß ich doch lieber nach Wolkowysk zurückkehren sollte, um das Problem mit meinem Vater zu besprechen.

WEISSRUSSLAND

Wolkowysk - Bialystok, 1916-1919

So etwas wie einen Sturm zu den Waffen unter der Fahne von Mütterchen Rußland hatte es bei den Juden nie gegeben. Sie wurden in jungen Jahren zum Militärdienst gezwungen, viele jüdische Männer kamen zur Truppe nach Sibirien, und jahrelang hörte kein Mensch mehr etwas von ihnen. Sobald die Juden beim Militär waren, schien den Behörden jedes Mittel recht zu sein, sie zum Christentum zu bekehren.

Den Dienst in der russischen Armee zu umgehen galt bei den Juden des schtetl als äußerst verdienstvoll. Falsche Papiere gehörten zur Standardausrüstung, und in der jüdischen Gemeinde galt es als unanständig, aus dem illegalen Handel mit diesen Papieren Profit zu schlagen.

Sobald nun der neue Erlaß des Zaren über den Wehrdienst der Achtzehnjährigen veröffentlicht wurde, begab sich Jehuda Zadok stehenden Fußes ins nahe gelegene Städtchen Lida, wo ein guter Freund und Rabbiner ausgezeichnete Verbindungen für die Beschaffung von falschen Papieren besaß.

Eine der gebräuchlichen Methoden bestand darin, den Behörden den Tod eines jungen Mannes zu verschweigen, seine Papiere zu verwahren und sie einem anderen zu geben, der sie benötigte.

Und so gelang es Jehuda, sich die Papiere eines Siebzehnjährigen zu besorgen, der an Lungenentzündung gestorben war. Als Nathan aus Minsk heimkehrte, konfrontierte ihn der Vater mit seiner neuen Identität, der eines gewissen Pinkas Hirsch. Nathans Wiedersehen mit der Familie verlief in

einer recht freundlichen Atmosphäre. Von seinem Vater wurde er so liebevoll begrüßt, wie er es bisher noch niemals erlebt hatte. Was recht war, mußte recht bleiben: Der Junge hatte fleißig gearbeitet, um die Familie zu ernähren, und immer pünktlich Geld nach Hause geschickt. Deswegen schuldete man ihm Respekt. Nicht ganz soviel, wie man einem Gelehrten wie Mordechai erweisen würde, aber immerhin Respekt.

Seit der Genesung von seinem Schlaganfall hatte Jehuda Zadok auch seine Einstellung zu vielen Dingen verändert. Vor allem war er Anhänger der Zionistischen Bewegung geworden. Jehudas Neigungen galten eher den religiösen Elementen, aber er lehnte auch die sozialistische Arbeiterbewegung der Poale Zion nicht ab, für die sich vor allem die jüngeren Leute begeisterten. Die Wiedersehensfeier der Familie beschränkte sich auf eine einzige Mahlzeit, kaum Zeit genug, um sich gegenseitig alles zu erzählen, aber das kümmerte Nathan nicht weiter. Die Tatsache, daß seine älteren Schwestern aufgeblüht waren - nicht zu hinreißenden Schönheiten, aber auf eine schlichte, gesunde Art zu hübschen, anständigen Mädchen -, ignorierte er vollständig. Ebensowenig Interesse bewies er an den Fortschritten seiner jüngeren Brüder. Nur nebenbei erkundigte er sich nach der Gesundheit des Vaters, und Mordechai erwähnte er natürlich kein einziges Mal. Das Wichtigste für Nathan war, daß er sich nun, da er respektiert wurde, das Recht erkämpft hatte, bei Tisch hofzuhalten. Diese Chance nutzte er weidlich aus, indem er nonstop von seinen Leistungen als Poale-Führer in Minsk, seinen Fremdsprachenkenntnissen und einigen der erträglicheren Reiseerfahrungen erzählte. Nach einer flüchtigen Bemerkung über die ausgezeichnete Mahlzeit, die Sophie für das große Ereignis zusammengekratzt hatte, war das große Ereignis beendet.

Da Nathan sich in wenigen Tagen zum Militärdienst melden sollte, wurde eine dringende Besprechung im Haus des

Rabbiners angesetzt. Der zuständige Ortsgruppenleiter der Poale Zion und Hauptagitator der jungen Männer, die sich dem Militärdienst entziehen wollten, war Aram Hornstein. Geplant war, den Flüchtling per Bahn so weit wie nur möglich westwärts zu verfrachten.

Sobald er sich auf polnischem Hoheitsgebiet befand, war er vor den russischen Behörden sicher. Es war ein gefährliches Unternehmen, denn um nach Polen hinüberzukommen, mußte man die Kampflinien durchqueren. In den Dörfern des schtetl gab es eine Anzahl sicherer Häuser, die eine Untergrundroute bildeten. Das eigentliche Ziel war Warschau, wo die Poale sehr stark organisiert war. Hornstein schätzte, daß es am besten sei, Nathan noch in derselben Nacht aus Wolkowysk fortzubringen. Sobald er Bialystok erreicht hatte, wo der Verkehr nach Westen noch nicht eingestellt worden war, sollte er in einen Zug steigen.

Vor lauter Angst, von der Ortspolizei erwischt zu werden, verließ Nathan Wolkowysk, ohne der Mutter Lebwohl zu sagen. Am Morgen darauf kam er zu Fuß in Bialystok an und fand einen Zug nach Sjedlce, das zwar auf halbem Weg nach Warschau, aber auch sehr dicht an den Kampflinien lag. In Sjedlce sollte Nathan einen Angehörigen der Poale Zion namens Perchik aufsuchen, der ihn in das von den Deutschen besetzte Gebiet bringen würde. Die Szene auf dem Kopfbahnhof Bialystok war ein unvorstellbares Chaos. Nicht nur wimmelte es auf dem Bahnhof von Tausenden junger Männer im militärischen Dienstalter, sondern auch noch von Tausenden verängstigter Juden aus allen Schichten der Gesellschaft, die vor den Pogromen flohen, von denen das ganze Land heimgesucht wurde.

Dazu gehörten aber auch junge, nichtjüdische Männer, die sich vor dem Militärdienst drückten, sowie eine beträchtliche Anzahl russischer Deserteure. Keiner traute dem anderen. Da sich die russische Armee zum Glück auf dem Rückzug befand und die Zivilzüge nicht mehr so gründlich wie früher von

militärischen Kontrolleuren gefilzt werden konnten, wurden die Papiere kaum noch inspiziert.

Gegen Ende dieses Tages, an dem es nur schrittweise vorwärts ging, hielt der Zug auf einem Nebengleis. Da eine Weiterfahrt nach Westen offenbar viel zu gefährlich geworden war, wurde kurz darauf verkündet, daß die Reise hier zu Ende sei. Während die Passagiere hilflos umherirrten und nicht wußten, was sie nun anfangen sollten, begann sich das allgemeine Mißtrauen allmählich zu legen, weil man sich miteinander bekannt machte, um Angehörige der eigenen Organisation zu finden. »He«, rief jemand Nathan zu, »bist du nicht Nathan Zadok?« Nathan verneinte. »Du hast dich in der Person geirrt. Mein Name ist Pinkas Hirsch.«

Der junge Mann insistierte; er nahm Nathan beiseite und flüsterte ihm ins Ohr: »Ich hab' deine Rede bei der Regionalkonferenz der Poale in Minsk gehört. Ich bin Jossi Dubnow. Ich war Abgeordneter aus Kaunas in Litauen.«

Nathan musterte den hochgewachsenen, gutaussehenden jungen Mann. Er vermittelte den Eindruck, als sei es gut, ihn in einer solchen Situation neben sich zu haben. Nathan schüttelte Jossi die Hand. Gemeinsam fahndeten sie nach anderen Angehörigen der Poale und fanden Daniel und Avni Finkel aus Slonim. Zu viert entschieden sie, daß sie als Gruppe gerade groß genug seien, um schnell und unauffällig agieren zu können, und schlossen sich zusammen.

Obwohl sie den Zug in einiger Entfernung verlassen mußten, war Sjedlce noch immer ihr erstes Ziel, denn dort mußten sie Perchik aufsuchen, den Mann, der sie nach Polen hinüberbringen sollte.

Sie legten zusammen und bezahlten einen Bauern dafür, daß er sie auf seinem Wagen mitnahm. Sie schlichen bei Nacht durch den Wald, verhielten sich tagsüber vorsichtig, blieben in dichtbewohnten Gegenden in Deckung und legten an manchen

Tagen nur ein paar hundert Meter zurück. Es war ein qualvoller, hungriger und gefährlicher Marsch, bei dem der Überlebenstrieb jedoch eine sehr starke Motivation darstellte. In ihren Phantasievorstellungen erschien Warschau verlockend wie eine Art Nirwana - die Goldene Stadt.

Jossi Dubnow erwies sich als clever, erfindungsreich und stark. Innerhalb von fünf Tagen schafften sie es, sich durch äußerst vorsichtige Bewegungen bis an die Außenbezirke von Sjedlce heranzuarbeiten. Inzwischen hatte Jossi unbestritten den Oberbefehl übernommen, obwohl auch Nathan - durch seine Rede vor der Poale-Versammlung in Minsk - eine Sonderstellung einnahm. Als sie sich langsam an Sjedlce heranarbeiteten, vernahmen sie Artilleriefeuer. Sie suchten die Umgebung nach einer guten Deckung ab und stießen auf eine verlassene Ziegelei, in deren Umkreis mehrere tiefe Lehmkuhlen lagen. Jossi schätzte, daß sie sich hier recht gut verstecken konnten.

»Was meinst du?« fragte Avni. »Sollten wir uns nicht lieber nach Sjedlce reinschleichen und Perchik suchen?«

»Ich bin dagegen«, antwortete Jossi. »Wir können nicht einfach alle zusammen da auftauchen. Denn erstens wird man uns sofort als Fremde erkennen, und zweitens könnte es sein, daß in Sjedlce gekämpft wird.«

»Ja, und in einen Straßenkampf geraten wollen wir doch wirklich nicht«, stimmte ihm Daniel zu.

»Ich finde, wir sollten hierbleiben und uns versteckt halten wenigstens, bis die Schießerei aufhört«, sagte Nathan. »Einer allein hat eine bessere Chance als vier«, entschied Jossi. »Ich hab' in der Schule so was Ähnliches wie eine militärische Ausbildung gehabt. Also werde ich losgehn, und ihr bleibt hier.«

Die anderen waren einverstanden und fanden bald einen engen Feldbahntunnel, gerade groß genug, um Karren voll Lehm von den Kuhlen zu den Brennöfen zu ziehen. Der Tunnel

war tief, solide, und bot einen guten Schutz.

Jossi machte sich auf den Weg ins nahe gelegene Dorf Chodow, um sich dort zu informieren. Das mußte mit äußerster Vorsicht geschehen, denn alle Seiten - Deutsche, Polen und Russen - konnten sie ohne weiteres ausliefern. Jossis Hauptziel war es, festzustellen, ob es im Dorf eine Synagoge gab, und wenn ja, den Rabbi oder eine jüdische Familie zu finden. Als er sich von einem Hügelhang her der Ortschaft näherte, entdeckte er, daß eine große Zahl russischer Truppen am Liwiec-Fluß Stellung bezogen hatten. Sie waren damit beschäftigt, sich einzugraben, um die Deutschen am Überschreiten des Flusses zu hindern.

Als sich der Tag dem Ende zuneigte, hatte es Jossi gerade noch zur Ziegelei zurück geschafft. Schnell zeichnete er eine Karte in den Staub. »Die Deutschen sind sowohl nördlich als auch südlich der Stadt über den Fluß vorgedrungen und könnten auf einer Strecke von ungefähr vier Meilen jederzeit weitere Truppen übersetzen, sogar direkt hier bei uns.«

»Dann sollten wir uns lieber nach Norden wenden«, meinte Nathan.

»Nein«, widersprach Jossi. »Hier haben wir eine ausgezeichnete Deckung. Ich würde sagen, wir ziehen uns so weit wie möglich in den Tunnel zurück und warten ab.«

»Und wenn die Deutschen einen Spähtrupp reinschicken? Wenn die uns sehen, erschießen sie uns auf der Stelle oder nehmen uns gefangen«, protestierte Nathan. »Ich sage, wir warten ab«, wiederholte Jossi. Avni und Daniel stimmten für Jossi. Und kaum hatten sie es ausgesprochen, da hörten sie schon das Pfeifen einer Granate. Sekunden später schlug sie unmittelbar hinter ihnen ein.

»Nun aber los!« kommandierte Jossi. Eine weitere Aufforderung war nicht vonnöten, denn die Luft wurde plötzlich von einem regelrechten Artilleriesperrfeuer zerfetzt. Die Jungen

drückten sich im Tunnel eng aneinander, während die Einschläge oben immer mörderischer wurden.

Nathan würgte plötzlich vor Angst, weinte lautlos und rollte sich, beide Hände vor dem Gesicht, zu einem Ball zusammen. In der Finsternis spürte er die beruhigende Gegenwart von Jossi Dubnow. Nach drei Stunden schien der Beschuß über sie hinweg weiterzuwandern. Jossi kroch aus dem Tunnel hervor und kletterte die Kuhlenwand hinauf, um nachzusehen, was draußen los war. Am dunklen Himmel zogen die Streifen von Leuchtspurmunition zum Dorf hinüber. Jossi lauschte angestrengt. Vielleicht hörte er tatsächlich Männer brüllen, als gingen sie zum Angriff vor. Vielleicht war es aber auch eine Sinnestäuschung. Der Donner des Geschützfeuers spielte seinen Ohren Streiche. Im Verlauf der folgenden Stunden ließ der Lärm ein wenig nach und schien sich weiter zu entfernen. Jossi kroch in den Tunnel zurück und riskierte es, eine Kerze anzuzünden. Nathan und die Finkel-Brüder hockten mit glasigen Augen da und blieben die ganze Nacht mit dem Rücken an der kalten, tropfnassen Wand sitzen. Sie waren zu benommen von der Kanonade, um sprechen oder mehr als einen Schluck Wasser zu sich nehmen zu können.

Als das erste Tageslicht über einem Hügel hinter der Ziegelei heraufdämmerte, stieg Jossi abermals nach oben und rief sie dann zu sich herauf. Von den Hügeln und Tälern her wand sich lautlos eine dicke, tiefhängende, zähe Wolke über ein windstilles Feld, das mit Hunderten von Kratern, Spuren des heftigen Artilleriefeuers, übersät war, und es roch wie bei den Feuerwerken am Geburtstag des Zaren.

Flach auf dem Bauch lagen die vier in einem Loch und verhielten sich still, bis sie sicher sein konnten, daß niemand in der Nähe war.

»Leute, wir haben verteufeltes Glück gehabt«, erklärte Jossi und zeigte zum Fluß hinunter. »Die Deutschen müssen weiter nördlich rübergekommen sein. Sie sind ganz dicht an uns

vorbeimarschiert.«

»Seht mal, der Hügelkamm da drüben brennt«, sagte Avni. »Anscheinend haben sie ihren Angriff auf die Anhöhe konzentriert«, meinte Jossi. »Gestern hatten die Russen dort ihre Verteidigungsstellungen bezogen. Es wäre möglich, daß wir die Schlacht hinter uns haben.«

»Andererseits«, wandte Daniel Finkel ein, »könnte es sein, daß nur ein paar Vorausabteilungen der Deutschen vorrücken, der größte Teil der Einheit aber noch am anderen Flußufer wartet.«

»Die Frage ist, wer hält Sjedlce besetzt«, sagte Jossi. Unsicher sahen sie einander an. »Wir können nicht alle zusammen nach Sjedlce reingehn«, stellte Avni fest.

»Ihr drei bleibt hier. Ich werde versuchen, Perchik zu finden«, entschied Jossi. »Wenn ich bis morgen früh nicht zurück bin, müßt ihr euch auf eigene Faust nach Warschau durchschlagen.« Damit machte sich Jossi auf den Weg durch das Feld voll Granatlöchern und ließ seine verängstigten Freunde allein zurück.

In Sjedlce herrschte allgemeine Verunsicherung, denn die Einwohner wußten nicht, ob sie nun freundlich befreit oder brutal erobert worden waren. Die Polen haßten die Deutschen und Russen gleichermaßen, und dieses Gefühl wurde von beiden herzlichst erwidert.

Obwohl Jossi nicht unbedingt jüdisch aussah, war er immerhin fremd in der Stadt, sprach hauptsächlich Russisch und wurde daher tunlichst gemieden. Man hielt ihn für einen der russischen Nachzügler, die ihre Uniform weggeworfen, ihre Waffen verkauft und die Flucht ergriffen hatten. Durch aufmerksames Zuhören kam Jossi zu der Erkenntnis, daß die Hauptstreitmacht der Russen zusammengebrochen war und sich auf hastigem Rückzug befand. Sjedlce hatte offiziell kapituliert

und würde noch vor dem Ende des Tages von den Deutschen besetzt werden.

Am späten Vormittag wagten sich einige Leute auf die Straße und begannen, da alles friedlich schien, mit ihrem normalen Tagewerk. Andere folgten ihrem Beispiel. Vor allem mußten Küche und Keller wieder aufgefüllt werden. Aufgrund der langen Kampfhandlungen waren die Vorräte fast erschöpft, und man befürchtete, es werde jede Minute zu weiteren Gefechten kommen. Aufmerksam schlenderte Jossi auf dem jüdischen Markt umher, entschied sich schließlich für einen Händler mit Verkaufswagen und sprach ihn an.

»Und woher kommst du?« erkundigte sich der Händler. »Aus Kaunas.«

»So weit?«

»Ich bin vor dem Militärdienst davongelaufen. Wir mußten den Zug ohne Vorwarnung mitten auf der Strecke verlassen.«

»Ach, das geht jetzt täglich so mit den Zügen. Als hätten wir nicht schon genug Mäuler zu stopfen. Du suchst also die schul. Da gibt es eine Suppenküche. Der Rabbiner heißt Bitterman.«

»Ich suche keinen Rabbi«, gab Jossi gemessenen Tones zurück, und die beiden tauschten einen raschen Blick. »Entschuldige«, sagte der Händler. »Ich suche jemanden von der Poale Zion«, erklärte Jossi. »Ich kenne keine Zionisten«, entgegnete der Händler hastig und deutete mit einer Bewegung an, daß seine Hände sauber seien. »Trotzdem danke.« Jossi wandte sich ab.

»He, Junge! Komm zurück«, rief der Händler. Er musterte Jossi mehrmals von Kopf bis Fuß, dann stellte er ihm auf jiddisch ein paar Fragen, die nur ein Jude beantworten konnte. Zufriedengestellt schloß er seinen Verkaufswagen und wies Jossi an, ihm in einigem Abstand zu folgen.

Am Spätnachmittag kehrte Jossi Dubnow mit Perchik zur Ziegelei zurück. Der Mann war untersetzt, um die Fünfzig und

sah aus wie jemand, der sein Leben lang schwer gearbeitet hat. Er war ein aufrechter Zionist, der nur ein einziges Ziel im Auge hatte. »Hier könnt ihr nicht lange bleiben«, erklärte Perchik. »Bis morgen werden die Deutschen den ganzen Bezirk mit ihren Truppen besetzt haben. Sie werden Straßensperren aufstellen und die Wälder nach Nachzüglern und Deserteuren durchkämmen lassen.«

»Technisch gesehen«, wandte Nathan ein, »haben wir nichts getan, was die Deutschen uns anlasten könnten.«

»Vier Judenjungen mit gefälschten Papieren«, gab Perchik zurück. »Macht euch nicht lächerlich. Die brauchen keinen Grund, um mit euch zu machen, was sie wollen.«

»Und was werden sie mit uns machen?«

»Euch in ein Arbeitsbataillon stecken«, antwortete Perchik. »Manche überleben's, die meisten nicht.«

»Das war deutlich genug«, mußte Jossi Dubnow zugeben. »Es gibt nur eine Möglichkeit: Ihr müßt euch sofort so schnell wie möglich durch die deutschen Linien schleichen.«

»Gevalt«, murmelte Nathan.

Die Finkel-Brüder, von Natur aus Gefolgsleute, stimmten achselzuckend zu.

Jossi nickte ebenfalls, während Perchik eine primitive, handgezeichnete Landkarte ausbreitete und ihren Standort auf dem Ziegelhof markierte. »Südlich der Stadt gibt's eine Lücke in den deutschen Linien. Da kann ich euch durchschleusen, wenn wir sofort zum Fluß runtergehen. Der Rest des Weges nach Warschau ist eigentlich nur noch Routine.«

»Und wenn wir in Warschau sind?«

»Die Russen gegen die Deutschen und Polen in Warschau einzutauschen, ist kein gutes Geschäft, aber in Warschau gibt es wenigstens Tausende von unseren Leuten und zahllose Möglichkeiten.«

Jossi sah die Finkel-Brüder an, die zustimmend nickten. »Nathan?«

»Mit mir braucht ihr nicht zu rechnen«, antwortete der. Verständnislos starrten sie ihn an.

»Perchik«, wandte sich Nathan an den Älteren, »könntest du hier für mich für einige Tage ein Versteck finden? Irgendwas, wo ich vielleicht auch einen Kanten Brot kriege?«

»Soll das heißen, du kommst nicht mit?« fragte Jossi. »Sieh mal, wir versuchen doch alle nur, so gut wie möglich zu überleben. Sobald die Deutschen meine Heimatstadt Wolkowysk erobert haben, werde ich dorthin zurückkehren. Und in ein Arbeitsbataillon werden die mich bestimmt nicht stecken, darauf könnt ihr euch verlassen.«

»Was ist denn aber mit Palästina?« wollte Avni wissen. »Was soll sein mit Palästina?« gab Nathan zurück. »Meint ihr vielleicht, Gott verleiht euch mitten im Krieg Adlerschwingen, damit ihr nach Palästina fliegen könnt?«

»Das ist unglaublich!« rief Jossi empört.

»Was ist so unglaublich daran?« fragte Nathan. »Wir wollten doch nur vor dem Militärdienst in der russischen Armee fliehen. Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt für Palästina. Glaubt mir, es wird noch da sein, wenn wir schließlich dazu bereit sind.«

»Augenblick mal!« sagte Jossi. »Du, Nathan Zadok, warst meine Inspiration. Erinnerst du dich an die Poale-Zion-Versammlung in Minsk? Ich, Jossi Dubnow, saß ganz hinten im Saal und hörte dir zu. Lenin lügt, hast du gesagt. Und dann fingen die Leute an zu rufen, Lenin lügt. Der einzige Weg für das jüdische Volk ist der Weg aus Rußland hinaus, um unserem Volk zu helfen bei der Rückgewinnung unserer Heimat. Wir müssen uns jetzt einen Weg in unser Land der Verheißung freikämpfen, und wir müssen Siedlungen gründen, damit, sobald dieser Krieg beendet ist, Hunderttausende von Juden unserem - eurem und meinem - Beispiel folgen können.

Siehst du? Ich erinnere mich an jedes gottverdammte Wort, das du gesagt hast...«

»Hör zu, Jossi, Minsk war Minsk. In diesem Moment braucht meine Familie mich dringender als Erez Israel.«

»Du bist ein Feigling und ein Lügner«, stellte Jossi fest und schlug Nathan ins Gesicht.

Perchik trat dazwischen und schob Jossi beiseite. »Oh, ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie mutig er war, als er uns in Minsk vom Podium aus aufrief!«

»Halt den Mund, Jossi!« befahl Perchik. »Sonst werd' ich Hühnersuppe aus dir machen.«

»Bist du verärgert über mich, Perchik?« stieß Nathan hervor. »Was glaubst du wohl, warum ich mein Leben aufs Spiel setze und euch durch die Schlachtfelder führe? Du wirst niemals was anderes sein als ein schtetl-Jud. Du wirst immer ein kleines, erbärmliches Leben fuhren und jede billige Straßeneckenphilosophie nachplappern, und du verdienst es auch nicht besser.« Nathan wäre gern bereit gewesen, ihnen alles zu erklären, sie darauf hinzuweisen, daß seine Entscheidung der überwältigenden Liebe zu seiner Familie entsprang, aber es gab keinen mehr, dem er es hätte erklären können. Sie ließen ihn da einfach stehen, in der Lehmkuhle, knöcheltief im Wasser, mit seinem schäbigen, schlecht sitzenden Mantel, und waren gleich darauf in den nachhängenden Rauchwolken und den vom Fluß heraufziehenden Nebelschwaden verschwunden.

Ohne Jossi wurde es schwierig für Nathan. Er wurde von ständiger Angst geplagt, vermochte kaum eine Entscheidung zu treffen und verlor sehr viel Zeit. Irgendwie schaffte er es bis an den Stadtrand von Bialystok, bevor er in der Scheune eines Bauern vor Hunger und Erschöpfung zusammenbrach. Nathan war nicht sehr geschickt vorgegangen. Ein Bauer und sein Sohn

hatten beobachtet, wie er ihre Felder überquerte und sich auf ihrem Heuboden verkroch. Und kaum war er eingeschlafen, da wurde er von einem kräftigen Tritt gegen seine Schuhsohle wieder geweckt, und irgend jemand befahl ihm auf polnisch, aufzustehen. Nathan rappelte sich hoch und verzog schmerzlich das Gesicht, als er mit den Spitzen von zwei Heugabeln gegen die Wand gedrückt wurde.

»Russischer Deserteur«, sagte der Vater zu seinem Sohn. »Nein, ich bin Nathan Zadok. Ich bin Russe, aber ich bin kein Soldat. Ich fuhr mit dem Zug nach Westen, aber der hielt plötzlich mitten auf freier Strecke an. Ich versuche nur, nach Wolkowysk heimzukehren.«

Vater und Sohn hörten es voll Mißtrauen. »Darf ich nun bitte weitergehen?« erkundigte sich Nathan. Der Bauer riß die Augen auf, als sei ihm eine Idee gekommen. »Jud?«

»Zieh deine Hose runter!« befahl der Sohn. »Ich bin Jude«, gestand Nathan niedergeschlagen. Die Extrabelohnung witternd, die die Deutschen auf streunende Juden ausgesetzt hatten, fesselten ihn die beiden Bauern, warfen ihn auf einen Karren und fuhren mit ihm zu einer Kaserne, die die Deutschen auf dem Frachtbahnhof belegt hatten. Der Bauer erhielt eine Belohnung, die für eine Flasche Wodka ausreichte, und Nathan wurde von zwei Posten ins Büro des Kommandeurs geschleppt. »Russischer Streuner, Judenbengel«, meldete einer der Posten. »Den beiden Polen, die ihn gebracht haben, hat er gesagt, er heißt Nathan irgendwas, in seinen Papieren steht aber Pinkas Hirsch.«

»Also, wer bist du nun?« fragte ihn der Offizier. »Ich bin wirklich Nathan Zadok aus Wolkowysk und versuche nur, nach Hause zurückzukehren«, antwortete er auf deutsch. Der Offizier musterte Nathans kleine Gestalt. In einem Arbeitsbataillon würde er keine zwei Wochen überleben. Na und? Jeden Tag flohen Hunderte, Tausende von Juden durchs ganze Land, verstopften die Straßen, füllten die Züge. Der Deutsche

schüttelte den Kopf. Praktisch jeder war mit dem Schlachtmesser hinter diesen Juden her und versuchte ihnen den Schwanz abzuschneiden... Nathan zitterte, blieb aber stumm. Dem Deutschen gefiel Nathans Schweigen nicht. Warum bettelte dieser Judenbengel nicht wenigstens um sein Leben? Warum protestierte er nicht? Fiel es ihm etwa so leicht, den unvermeidlichen Tod zu akzeptieren? Als er zum Federhalter griff, um einen Befehl zu unterzeichnen, beugte sich der Posten über den Schreibtisch.

»Bitte um Verzeihung, Herr Oberst, aber Major Mühldorf hat Probleme bei der Organisation des Verschiebebahnhofs. Er braucht dringend jemand, der vom Deutschen ins Polnische und Russische übersetzen kann.«

»Wie gut ist dein Deutsch? Ich meine nicht Jiddisch, ich meine Deutsch!«

»Ich lese Schiller und Heine«, stieß Nathan durch seine ausgedörrten Lippen hervor. »Polnisch?«

»Ich habe den größten Teil meines Lebens an der Grenze verbracht. Ich spreche fließend Polnisch.«

Einen Moment lang trommelte der Deutsche mit den Fingern auf der Schreibtischplatte. »Bringen Sie den Itzig zu Major Mühldorf. Wenn der ihn brauchen kann - meinetwegen. Wenn nicht, bringen Sie ihn zum Transfer zurück.«

Major Rudolf Mühldorf, der Rangiermeister, war erst einige Tage zuvor eingetroffen. Er war ein weißhaariger, alter Zivileisenbahner, der zum Militärdienst gezwungen worden war. Sein dringendstes Problem bestand darin, den Rangierbahnhof sowie den Lokomotivschuppen funktionstüchtig zu machen, wobei dieses Problem durch die Tatsache, daß er dazu drei verschiedene Sprachen brauchte, noch weit komplizierter wurde. Nathan versicherte ihn seiner Nützlichkeit. Mühldorf liebte die Juden weder, noch haßte er sie. Er liebte die Eisenbahn, und ausschließlich die Eisenbahn.

Bialystok war zum Knotenpunkt des deutschen Vormarschs in Weißrußland, dem Baltikum und der Ukraine geworden. Truppen- und Artillerienachschub würde über den Bahnhof an die Fronten geleitet werden, und dabei stand Mühldorf sowohl vor dem Problem des Kriegschaos als auch vor dem eines veralteten Schienensystems. Er war entschlossen, in Bialystok für einen glatten, wenn auch nach deutschen Maßstäben nicht eben perfekten Ablauf des Bahnverkehrs zu sorgen.

Auf diese Weise verdiente sich Nathan einen Schlafplatz im Gebäude des Rangiermeisters, die Rationen eines deutschen Soldaten sowie eine Dienstmütze samt Armbinde als Zeichen dafür, daß er ein schutzwürdiger Arbeiter war.

Nathan dankte Gott dafür, daß er nicht zu den Hunderten zählte, die in verschlossenen Güterwagen zu den Arbeitsbataillonen gekarrt wurden, um Schienen und Brücken zu reparieren. Die Todesrate unter ihnen war fürchterlich.

Nathan verbrachte den größten Teil seiner Zeit am Schreibtisch, wo er Frachtlisten, Reparaturanweisungen, Ersatzteilanforderungen, Vorschriften und Fahrpläne übersetzte. Mehrmals am Tag mußte er durch Sprachschwierigkeiten verursachte Pannen beheben. Der Hauptvorteil seiner Position war, daß er seiner Familie helfen konnte.

Die Besetzung durch die Deutschen wurde mit unbarmherziger Mißachtung der Zivilisten durchgeführt. Da keiner der Fleisch- und Geflügelmärkte mehr abgehalten werden durfte, saß Jehuda Zadok wieder einmal ohne jede Möglichkeit da, den Lebensunterhalt für seine Familie zu verdienen. Alles, was im Land brauchbar war, wurde von den Deutschen beschlagnahmt, und die Bevölkerung konnte sehen, wo sie blieb.

Die verzweifelte Lage hinsichtlich der Lebensmittelversorgung wurde noch verschlimmert durch eine schwere Typhusepidemie. Da im Depot von Bialystok ständig Material eintraf, das an die Front weitergeleitet werden mußte,

entwickelte sich mit der Zeit ein blühender Schwarzhandel. Der Bahnbetrieb wurde zum größten Teil von deutschen Zivilisten geleitet, deren Patriotismus mühelos zu korrumpieren war.

Major Mühldorf war mit der Routine vertraut. Kleinere Diebstähle gehörten nun mal zur Romantik der Güterbahnhöfe. Nur manchmal, wenn eine Schwarzmarktbande zu gierig wurde, ließ er sie aufhängen oder erschießen, um den Übereifer abzukühlen. Nathan entwickelte sich zu einem unauffälligen ›ehrlichen Makler‹ zwischen Käufer und Verkäufer eines kleinen, vertretbaren Teils dieser Transaktionen. Es fiel ihm nicht schwer, sich mindestens einmal pro Woche mit einem Lebensmittelpaket für die Familie nach dem nur wenige Stunden entfernten Wolkowysk mitnehmen zu lassen.

Wolkowysk, 1920

Jehuda Zadok arbeitete wieder in seinem alten Beruf und schnitt den Hühnern die Hälse durch.

Seit Jahren hatte es ein Hin und Her verschiedenster Armeen gegeben - Rote, Weiße, Ukrainer, Litauer und Polen -, die sich gegenseitig die Schädel einschlugen, um sich ein Stück vom ehemaligen Reich des Zaren zu sichern. Und während sie sich gegenseitig abschlachteten, hatten sie alle einen gemeinsamen Feind: die Juden. Vor den Pogromen der Nachkriegs-, der Nachrevolutionszeit verblaßten sogar die schlimmsten jener, die ein halbes Jahrhundert zuvor stattgefunden hatten. »Als Jude«, erklärte Jehuda seiner Frau, »ist es dir anscheinend bestimmt, die Geschichte der ganzen Welt Tag für Tag immer wieder zu durchleiden.« Wenn Jehuda am Hauklotz stand, flüchtete er sich zwar oft in eine seine Qual lindernde religiöse Versenkung, doch die Zukunft seiner Familie ging ihm dabei nie aus dem Sinn. Das schlimmste waren der Sabbat und die Besuche auf

dem Friedhof: Ruben und Fanny, die beiden jüngsten Zadokkinder, waren einer der Typhusepidemien vor Ende des Krieges zum Opfer gefallen.

Der Friedhof lag in einem Hain kahler, silbriger Birken, deren knorrige Äste wie zu verzweifeltem Gebet verschränkte Finger gen Himmel wiesen. Während der Pogrome waren Grabsteine umgestürzt, Gräber beraubt worden. Die Entweihung nahm kein Ende. Jehuda pflegte am Friedhofseingang zu warten, damit Sophie eine Weile mit ihren beiden toten Kindern allein sein konnte. Sie hatte vor langem schon gelernt, ihr Leid zu unterdrücken, doch Fannys und Rubens Tod bereitete ihr stets von neuem Schmerz. Bis auf die beiden hatten alle den Krieg überlebt, doch nun standen sie vor der Aufgabe, die Familie aufzulösen und endgültig auseinanderzureißen. Für Jehuda und Sophie gab es keine Ortsveränderung. Palästina? Kam nicht in Frage. Palästina war etwas für junge Menschen. Die Heiratsvermittlerinnen horchten herum nach passenden Ehemännern für die Töchter Rifka, Sarah und Ida. Die drei waren nicht gerade hinreißende Schönheiten, und es war unwahrscheinlich, daß die Töchter eines schohet einen Märchenprinzen bekamen. Darüber hinaus war Rifka durch den Krieg für eine wirklich vorteilhafte Heirat zu alt geworden. Jehuda hoffte, daß sie vielleicht einen Tischler heiraten würden, einen Lederarbeiter und, falls Gott ihnen zulächelte, einen Schlachter, einen Kaufmann. Um die Töchter machte er sich keine allzu großen Sorgen. Bei seinen täglichen Gebeten flehte er nur, daß wenigstens eine von ihnen in Wolkowysk bleiben und Kinder bekommen werde, so daß der Schmerz in Sophies Augen vielleicht mit der Zeit erlosch.

Am stärksten beunruhigte ihn das Schicksal der Söhne. Die drei ältesten hatten sich alle von dem Ziel entfernt, das er für sie ins Auge gefaßt hatte. Jehuda brachte es nicht übers Herz, es laut auszusprechen, aber Mordechai war eine bittere Enttäuschung für ihn. Als er vor dem Abschluß der jeschiwa in

Wilna stand, hatte er sich längst von dem religiösen Leben gelöst, in das ihn der Vater so gewissenhaft geführt hatte. Es war nicht direkt eine Rebellion, nicht direkt eine Zurückweisung, aber doch der feste Entschluß, nicht das Rabbinat anzustreben. Statt dessen entschied sich Mordechai, Lehrer und möglicherweise Schriftsteller zu werden. Wilna war eine der zentralen Städte des schtetl, ein kleines Warschau, prall gefüllt mit jüdischer Tradition und Kultur. Mordechai erhielt eine Anstellung als Lehrer an einem weltlichen Gymnasium, schrieb für eine der örtlichen Zeitungen eine wöchentliche Kolumne und nahm darüber hinaus an den Aktivitäten der Gelehrten von Wilnas jüdischer Gemeinde teil.

Zu jener Zeit war es in Wilna für die Juden besonders schlimm. Die Stadt war durch einen Vertrag an Polen gefallen, was heftige Kämpfe zwischen Polen und Litauern zur Folge hatte. In deren Verlauf frönten beide Armeen ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Mord an den Juden, denen alle Parteien wie immer die Schuld an ihren Problemen in die Schuhe schoben.

Den endgültigen Beweis für Mordechais Unabhängigkeit brachte ein Brief, in dem es hieß, er interessiere sich für ein junges Mädchen, die Tochter einer wohlhabenden, doch nichtpraktizierenden Familie. Wie weit war es mit den Menschen gekommen, daß ein Vater nicht mehr die Heirat seiner Kinder arrangieren durfte? Jehuda stellte fest, daß sich die Zeiten geändert hatten. Nun gut, seine Bemühungen, aus Mordechai einen schtetl-Juden zu machen, würden vermutlich erfolglos bleiben. Aber was machte das schon, solange der Junge glücklich war! Wenn er sich eine Braut suchen wollte, würde die Sonne schon nicht vom Himmel fallen.

Aber das war nicht die einzige Überraschung für die Familie Zadok. Matthias, gerade eben erst siebzehn geworden, war ihnen allen immer ein Rätsel gewesen - still, empfindsam, ein Träumer. Aber auch körperlich war er ein anderer Zadok:

größer, kräftiger als die anderen, ruhig und zuverlässig. Bei Kriegsende, als Nathan es verschmähte, das Banner der Poale Zion zu ergreifen, die wieder überall im schtetl Ortsgruppen aufbaute, entpuppte sich Matthias zu jedermanns Erstaunen als Zionist der Familie. Er organisierte dreißig junge Leute aus Wolkowysk und übernahm die schwierige Aufgabe, Spenden zu sammeln, Visa zu besorgen und die bürokratischen Hindernisse für die Reise nach Palästina zu beseitigen. Es war jetzt Matthias, den man bat, bei den regionalen Versammlungen zu sprechen, und auch Matthias, der als Delegierter zum großen Kongreß nach Warschau geschickt wurde. Eines Tages, als Jehuda und Sophie vom Friedhof heimkehrten, wurden sie von Matthias erwartet. Der Junge fürchtete die Stunden nach den Besuchen an den Gräbern, doch was im Augenblick geschah, verlangte eine umgehende Entscheidung. »Gut schabbes, Poppa, Momma.«

»Gut schabbes, Matti. Ich dachte, du wärst über Nacht bei einer Versammlung in Slonim. Du bist doch nicht etwa am Sabbat mit dem Zug gefahren, oder?«

»Natürlich nicht. Ich bin gestern schon vor Sonnenuntergang zu Hause gewesen. Tut mir leid, daß ich gestern abend nicht zur schul gegangen bin, aber wir hatten eine dringende Besprechung bei Lufka zu Hause.«

»Dann erzähl mir, was du auf dem Herzen hast, bevor du platzt.«

»Ich werde uns ein Glas Tee machen«, erklärte Sophie. Das Feuer im Herd war fast ganz heruntergebrannt. Sie schürte es und holte ein kleines Scheit aus dem Holzkorb.

»He, Frau! Es ist noch Sabbat! Seit wann kochst du am Sabbat?«

»Ich brauche jetzt ein Glas Tee«, wiederholte sie. »Du kannst die ganze Woche für mein Seelenheil beten, aber ich werde jetzt auf der Stelle ein Glas Tee trinken.«

»Dann trinke ich eben auch ein Glas Tee«, lenkte Jehuda ein.

»Nu, Matti, was für welterschütternde Beschlüsse haben gestern abend eine Besprechung bei Lufka erfordert?«

»Der Bezirk erhielt eine Sonderbeihilfe des Barons von Epstein in Genf, damit wir ein weiteres Mitglied nach Palästina schicken können. Die anderen haben mich gewählt.«

»War Nathan auch auf der Versammlung?«

»Ja. Er nimmt nicht oft teil, aber gestern war er da.«

»Hat er ebenfalls für dich gestimmt?«

»Nein, Poppa. Er schrie uns an, die Entscheidung sei ungerecht, und rannte wütend hinaus. Als ich ihm nachlief und ihn einholte, hat er mich ganz furchtbar beschimpft. Ich schwöre dir, Poppa, ich hatte nicht die geringste Ahnung, daß Nathan überhaupt noch nach Palästina wollte.«

Jehuda Zadok gab ein Stöhnen von sich, das zu entwickeln die Juden tausend Jahre gebraucht hatten. Matthias beugte sich zum Fenster und berührte die Gardinen, die vom Alter und zu häufigem Waschen brüchig geworden waren.

»Es macht nichts«, behauptete Matti. »Nathan hat es verdient, als erster zu gehen. Was macht das schon, wenn ich ein bißchen länger warte? Ich werde sicher auch noch nach Erez Israel kommen.«

»Bist du sicher, daß du Nathan deinen Platz abtreten willst?«

»Ja, ich bin sicher.«

Jehuda tätschelte dem Sohn liebevoll die Schulter. »Ich habe die Genossen gebeten, heute abend noch einmal zusammenzukommen. Sie werden meinen Wunsch bestimmt respektieren und an meiner Stelle Nathan schicken.« Sophie warf einen Blick ins Schlafzimmer der Jungen. Nathans Bett war unberührt. »Möchte wissen, wo er ist«, sagte sie. »Im Holzschuppen«, antwortete Matthias.

»Im Holzschuppen!« wiederholte der Vater ironisch lachend. »Nathan ist im Holzschuppen!«

»Ich versuche noch mal, mit ihm zu reden«, erklärte Matthias. »Nein, nein, Matti, geh du nur spazieren mit deiner Freundin. Ich werde selber mit ihm reden.«

Als Matthias fort war, starrten Sophie und Jehuda auf ihre unberührten Teegläser. »Da siehst du, was passiert, wenn du am Sabbat kochst«, brachte Jehuda mühsam hervor.

»Ich für meinen Teil«, sagte Sophie, »ich bin froh, daß er geht, und wenn auch nur, damit er sich diesen Bolschewistendreck nicht mehr anhören kann. Immer öfter hört er denen zu.«

»Lenin hat angeordnet, daß es kein Siedlungsgebiet für die Juden mehr geben soll. Daß wir ungehindert durch ganz Rußland reisen dürfen, sogar nach Moskau. Wer weiß? Kann sein, die Zeiten ändern sich wirklich.«

»Jehuda, du bist meschugge! Glaubst du, man könnte tausend Jahre russischer Geschichte mit einem einzigen Federstreich auslöschen? Die Juden werden erst dann in Rußland gut leben können, wenn es in Sibirien aufhört zu schneien. Lenin mag ja die Ukrainer überzeugen können, daß sie Russen sind, aber die Juden wird er nie überzeugen.«

»Was willst du eigentlich, Frau?«

»Ich will, daß du Nathan zuredest, nach Palästina zu gehen, bevor er sich zu tief mit diesen Bolschewisten einläßt. Was der sich nur denkt? Daß sie ihm Blumen streuen, wenn er nach Moskau kommt? Die Russen sind die größten Lügner der Welt.«

»Nu, was zerbrichst du dir dann den Kopf, Sophie?«

»Was? Was? Sieh dich doch um, Jehuda! Überall. Alle reißen sich um die Ehre, unser Volk vernichten zu dürfen. Dieses Land wird schließlich ein einziger großer Friedhof werden. Je schneller die Kinder weggehen, desto besser.«

»Sophie, du verstehst überhaupt nichts.«

»Ich versteh', was ich versteh', und das versteh' ich sogar sehr

gut.«

»Du sprichst von Kühen, während ich von Pferden spreche. Unser Sohn Nathan, Sophie, weiß nicht, was er will. Hat es noch nie gewußt. Und wird es vermutlich niemals wissen. Wenn er nach Palästina geht - ich sage dir, er wird versagen. Und wenn er nach Amerika geht, wird er da ebenfalls versagen.« Verständnislos sah sie ihn an.

»Das Folgende sage ich mit einem schweren Stein auf dem Herzen«, fuhr Jehuda fort, »aber Nathan ist ein schtetl-Jud. Hier, in dieser Atmosphäre, weiß er zu überleben, aber stell ihn an einen anderen Platz, und er wird ins Unglück rennen. Manche Menschen sind dazu bestimmt, im schtetl geboren zu werden, zu leben und zu sterben. Wie du und ich.«

Sophie Zadoks Augen füllten sich mit Tränen. »Laß ihn nach Palästina gehen. Ich kann nicht weiterleben, wenn noch eins von meinen Kindern auf dem Friedhof von Wolkowysk liegt.«

NACH PALÄSTINA

Warschau, 1920

Der neugebildete Staat Polen war in seiner nationalen Politik aktiv und offen antisemitisch, und diese Politik wurde von der großen Mehrheit der Einwohner sowie der römisch-katholischen Kirche unterstützt. In Warschau gab es jedoch fast vierhunderttausend Juden, und allein diese Zahl schon schuf eine Illusion von Sicherheit.

In Warschau war das Judentum in den verschiedensten Formen lebendig. Es gab Dynastien schwarzbärtiger Chassidim in langen schwarzen Mänteln. Es gab Straßeneckenphilosophen jeglicher Couleur und fliegende Händler für jede Ware. Jeder philosophische Zweig des Zionismus hatte seine eigenen Publikationen, Sprecher, kulturellen Treffpunkte. Es gab Sozialisten, die sich jetzt mit den Kommunisten in den Haaren lagen. Es gab jiddische und hebräische Verlage und ein lebensprühendes Theater. Es gab eine aggressive Arbeiterbewegung, die Zehntausende von nichtorganisierten Arbeitern umwarb. Es gab einige wenige reiche Juden, vor allem aber gab es eine Bevölkerung, die am Rand des Existenzminimums lebte. Es gab sogar einige jüdische Gangster und Prostituierte. Zu ihrer jetzigen großen Zahl war die jüdische Bevölkerung Warschaus durch einen ständigen Zustrom von Flüchtlingen aus dem Umland des ehemaligen schtetl und Polens angeschwollen. Nach jedem neuen Pogrom trafen wieder Tausende ein. Nathan Zadok gefiel es in Warschau. Hier konnte er im Meer seiner eigenen, jiddischsprechenden Leute untertauchen. Über dreihundert Synagogen, vom Einzimmerbethaus bis zum riesigen Tlomotskie-Tempel,

nahmen einen ständigen Strom von Gläubigen auf; die Bühnen von vierzig Theatern hallten von unermüdlichen Deklamationen wider; ein Dutzend Zeitungen schrien ihren Protest hinaus, und einhundert Schulen platzten unter der Menge ihrer Schüler aus allen Nähten.

Das Zentrum der Poale Zion war ein altes Gebäude, eine ehemalige Lederfabrik in der Mila-Straße im allerärmsten Viertel der Stadt. Hier unterhielt die Poale Zion in einem höhlenartigen Hauptsaal einen dürftigen Notbetrieb, eine Gemeindeküche und einige kleine Nebenbüros. Der Zustrom junger Menschen, die die alija nach Palästina unternehmen wollten, überforderte ihre Möglichkeiten. Jene, die Freunde oder Verwandte in Warschau hatten oder genug Geld für ein Hotelzimmer besaßen, konnten von Glück sagen. Die meisten schliefen jedoch auf Tischen, Bänken und dem Fußboden und verschlangen die miesesten Mahlzeiten ihres Lebens. Nachdem eine Gruppe von dreihundert Personen zusammengekommen und durch die Verwaltung geschleust worden war, wurde ein Zug organisiert, der sie nach Bratislava an der tschechischen Grenze brachte. Sie sangen während der ganzen Fahrt. Selbst Nathan sang mit. Es war seine erste Eisenbahnfahrt ohne Angst. Dabei fiel Nathans Blick auch zum erstenmal auf Rosie Gittelmann. Unter den dreihundert Pionieren befanden sich nur vierzig Mädchen. Und da alle Jungen größer waren und besser aussahen als er, war Nathan fest davon überzeugt, daß es für ihn nicht die geringste Chance einer persönlichen Freundschaft mit einem Mädchen gab. Nach Rosie Gittelmann hätte sich bestimmt niemand umgedreht. Sie war zwar nicht gerade häßlich, aber irgendwie mehr als unscheinbar. Sie war mager und wirkte farblos. Wie kann ein solches Mädchen zu den Pionieren gehören, fragte sich Nathan. Anfangs tauschten Rosie und Nathan nur ein paar Blicke. Nathan wollte einfach nicht glauben, daß sie ihn wirklich den anderen vorzog. Mit ein paar schlauen, listigen Tricks schaffte er es schließlich, sich den Platz

neben ihr zu sichern.

Nathan verfügte über die Gabe, während der ersten paar Stunden einer Bekanntschaft jeden, aber auch jeden zu beeindrucken, und da Rosie nicht viel von Literatur verstand, war das nun seine große Chance. Sie war eindeutig beeindruckt.

Es überraschte ihn, als sie ihm erzählte, daß sie vor anderthalb Jahren in den Lungenkurort Zakopane in den Karpaten geschickt worden war. Da sie aber Jüdin war, bekam sie kein Zimmer in einem Sanatorium, sondern mußte sechs Monate lang in einer Pension wohnen.

Ihre streng orthodoxe Familie war überzeugt, bis an ihr Lebensende eine alte Jungfer auf dem Hals zu haben. Aber sie setzte sie erstens in Erstaunen, als sie ihre Krankheit überwand und gesund wurde, und zweitens, als sie, nachdem sie diese Schlacht gewonnen hatte, irgendwie auch die nötige Kraft aufbrachte, um sich einem tyrannischen Vater zu widersetzen und zu erklären, daß sie beabsichtige, die alija nach Palästina anzutreten.

Als der Zug Krakau hinter sich gelassen hatte und sich über die Pässe der Kleinen Karpaten schlängelte, hatten Nathan und Rosie die Kunst gelernt, sich aneinanderzuschmiegen und auch anders zu berühren und dabei vollkommen unschuldig zu tun.

Bratislava

Fast alle waren eingedöst, als plötzlich eine elektrisierende Erregung durch die Waggons lief: Sie hatten die polnische Grenze überquert! Jubelrufe mischten sich mit Abschiedsflüchen. Und dennoch mußten sie bei dem Gedanken an Mutter oder Bruder auch Trauer empfinden. Nathan jedenfalls wurde von einem schmerzlichen Stechen gequält, auf das er nicht gefaßt gewesen war.

Gott allein wußte, was vor ihnen lag. Vielleicht hätte er doch in Warschau bleiben sollen. Ganz gleich, wie sehr sich die Lage verschlechterte - Warschau bot immer eine gewisse Sicherheit. Hätte er Rosie früher kennengelernt, hätten sie vielleicht darüber reden und gemeinsam dort bleiben können. Vielleicht... Vielleicht...

Der Zug rollte durch die Tschechoslowakei, auch so ein Staat, der bei Kriegsende zusammengeschustert worden war, hier aus dem untergegangenen Reich Österreich-Ungarn. Gegen Morgen hielt der Zug an der Donau in Bratislava, einer Durchgangsstation zwischen drei Nationen und jetzt Hauptstadt der Slowakei. Die Pioniere stiegen aus, um die Glieder zu strecken, und schlenderten umher, bis ein neuer Zug kam, um sie über den Fluß zu befördern.

Die früh eintreffenden Bahnarbeiter waren erst halb wach, saßen bestimmt voll kochendem Zorn vor ihren Tassen mit dünnem Blümchenkaffee und regten sich voller Empörung über den nächsten ›Judenzug‹ auf.

»Dreckige Itzigs.« Diese und andere Bemerkungen wurden immer lauter und beleidigender. Die Pioniere, die man ermahnt hatte, sich keinen Ärger einzuhandeln, drängten sich zu einem dichten Kreis zusammen. Die Bahnarbeiter, die sich dadurch provoziert fühlten, begannen vereinzelt zu schieben und zu stoßen.

Unter den Pionieren gab es einige Dutzend stämmige junge Männer, die alles andere als Duckmäuser waren. Mischa Polokow, der sich seit Warschau zu einer Art Leitfigur hochgearbeitet hatte, entriß dem slawischen Rädelsführer den Spaten und hätte ihm fast damit den Kopf abgerissen.

In dem darauf folgenden Getümmel bezogen die Slawen, für sie ungewohnt, eine kräftige Tracht Prügel. Nathan dagegen drückte sich und tat so, als formiere er einen Verteidigungsring um die Mädchen. In seinem ganzen Leben hatte er noch nicht

gesehen, daß ein Jude auf einen goj einschlug, geschweige denn ihn niederboxte und sogar mit Füßen trat. Es tat gut, das zu sehen, war aber auch ziemlich beängstigend. Was würde geschehen, wenn man in der Stadt davon erfuhr und ein wütender Mob herbeistürzte, um sie zu massakrieren? Als die Truppen eintrafen, war er benommen vor Angst.

Die Pioniere wurden hastig auf eine Reihe von Autos verteilt, und die Soldaten bildeten einen schützenden Kordon, während die Wagen auf eine Zugfähre rollten, um die Donau zu überqueren. Nathan war in Gedanken versunken. Er hätte sich anders verhalten sollen bei der Schlägerei. Denn auf einmal war ihm sehr viel daran gelegen, Rosie Gittelmanns Respekt zu erringen.

Wien

Wien, einstmals Mekka für die Besten der Menschheit, wälzte sich keuchend im Kielwasser des Krieges. Die Stadt der Träume war mit Brettern vernagelt, der Hunger nagte an ihren Bewohnern. Die Pioniere wurden in einem öffentlichen Badehaus untergebracht und als Vorsichtsmaßnahme gegen eine Typhusepidemie entlaust. Ihre Kleider wurden in einem Kessel voll Karbol gekocht, aus dem sie zerknittert, verfärbt und übelriechend wieder zum Vorschein kamen.

Die Rationen bestanden - dreimal am Tag - aus einer Scheibe Brot und einer Schale mit einer zweifelhaft aussehenden dunklen Flüssigkeit, in der ein paar grüne Blätter schwammen. Am Ende des dritten Tages waren alle vom Hunger wie benebelt. Nathan brachte ein Opfer und verzichtete zu Rosies Gunsten auf einen größeren Teil seiner Ration.

Mischa Polokow, dessen Akkordeon seit der Abreise aus Warschau kaum eine Minute zum Schweigen gekommen war,

hatte sich, nachdem er sich bei der Schlägerei in Bratislava mit Ruhm bedeckt hatte, als unbestrittener Führer etabliert. Mischa stellte eine Gruppe zusammen, zu der seine Schwester Bertha und Nathan gehörten, und machte sich mit ihnen auf die Suche nach Lebensmitteln. In einer entlegenen Ecke des Praters stießen sie auf einen blühenden Schwarzmarkt, wo die Bauern die weniger vom Glück begünstigten Stadtleute um all ihre Besitztümer, von Schmuckstücken bis zu Antiquitäten, erleichterten. Bargeld war wertlos. Nachdem er mit seiner Gruppe die Situation analysiert hatte, stellte Mischa fest, daß ein Diebstahl mit schneller Flucht im Prater keine Chance hätte. Also konzentrierte er sich auf die verschiedenen Verkehrsadern, die aus der Stadt hinausführten. Denn nun hieß die Devise: Straßenraub.

Bürokratischer Amtsschimmel und Unfähigkeit der Eisenbahn zwangen die Pioniere, noch einen fünften Tag in Wien zu verweilen. Die Lage in der Badeanstalt war auf dem Tiefpunkt angekommen, als Mischa mit einem halben Dutzend seiner Helfer, darunter Bertha und Nathan, mit einem Karren auftauchte, auf dem ein Schwein lag, groß genug, um eine kleine Armee zu verköstigen. Darüber hinaus enthielt der Karren ein Fäßchen schwarzgebrannten Schnaps.

Auf die Fragen anderer Genossen hin gestand Mischa, einen regelrechten Hinterhalt gelegt zu haben. Der unglückselige Bauer wurde an einer einsamen Stelle der Landstraße überfallen, gefesselt, geknebelt, zu einer nahen Dorfkirche geschleppt, in den Turm hinaufgezogen und dort fünfzehn Meter über dem Boden ohne Hose hängen gelassen.

Nun ergab sich jedoch eine schwerwiegende ethische Frage: Kann man ein Schwein koscher machen? Schnell wurde ein Ad-hoc-Rabbinerrat gebildet, der über das Problem diskutierte. Nathan Zadok, schwindlig vor Hunger und fast besoffen von einem Glas Schnaps, brillierte in der Rolle des Advocatus diaboli so sehr, daß er die Genossen davon überzeugte, dies sei

nicht die Zeit, an überkommenen Ritualen festzuhalten.

»Gott wirkt seine Wunder oft im verborgenen und gibt uns Rätsel auf. Als wir dieses Schwein einfingen, war es eine Kuh, die sich vor unseren Augen verwandelte. Warum stellt uns der Herr auf die Probe? Um zu sehen, ob wir den Mut haben, nach Palästina zu gehen, was uns nicht gelingen wird, wenn wir diese Kuh hier nicht essen. Nachdem wir so weit gekommen sind, dürfen wir Gott nicht mehr enttäuschen.«

Je weiter die Genossen das Schnapsfaßchen leerten, desto logischer klangen Nathans Worte. Tatsache war, daß dieses Tier mit der Zeit immer mehr nach einer Kuh aussah.

Eine Abstimmung ergab, daß dieses Tier wahrhaftig eine getarnte Kuh sein mußte. Alle Pioniere erflehten insgeheim die Vergebung ihrer Eltern und Rabbiner. Das Tier wurde nach dem toten Zaren respektvoll Nikolaus getauft und geriet sodann mit Hilfe eines in den Annalen der Stadt Wien einmaligen Rituals zum einzigen Schwein, das jemals in einer öffentlichen Badeanstalt geschlachtet und gebraten wurde.

Mischas Akkordeon trat wieder in Aktion, und alle, die dazu noch in der Lage waren, begannen zu tanzen. Viele Pioniere jedoch, die weder an den Geschmack noch an die Vorstellung verbotener Speisen gewöhnt waren, zogen sich taktvoll auf die Toiletten zurück und erbrachen sich.

Auf dem Höhepunkt der Feier tauchten Funktionäre der Poale Zion auf, um ihnen mitzuteilen, man habe einen Zug nach Triest aufgetrieben, der sie sofort auf dem Bahnhof erwarte. »Nathan, du warst wunderbar heute abend«, behauptete Rosie Gittelmann kühn und ließ den Kopf an seine Schulter sinken. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und legte den Arm um sie. Nach einer Weile ließ sie sich so weit an ihm herabgleiten, daß ihr Kopf auf seinem Schoß lag, und während er ihr bis spät in die Nacht hinein die Haare streichelte, schlummerte sie ein.

Triest

Kaum verließ der Zug den Wiener Bahnhof, da fingen die Pioniere schon an zu singen. Die Szenerie draußen wurde immer imposanter. Der Zug wand sich bald durch süß duftende Bergwiesen und arbeitete sich inmitten der überwältigenden Fülle der Alpenlandschaft auf der gebirgigen Strecke bis nach Triest, ihrem Einschiffungshafen.

Während dieser zwanzigstündigen Bahnfahrt machte sich Nathan zunehmend Sorgen um Rosie. Sie war ohnehin schon ziemlich zart, schien jetzt aber sehr stark abzubauen. Sie fieberte und war leichenblaß.

»Mach dir keine Gedanken, Nathan. Das kommt vermutlich nur von dem ewigen Auf und Ab hier in den Bergen. Ich weiß noch, wie ich zum erstenmal mit meiner Lungenkrankheit nach Zakopane rauffuhr. Da ist mir auch ganz schwindlig geworden in dem hohen Gebirge. Es wird sich legen.«

Als sie durch Ljubljana kamen, hatte Nathan echte Angst. »Ich glaube, du solltest in Triest zum Arzt gehen.« Rosie blieb hart. »Nein! Und lauf du nur ja nicht zu den anderen und sag ihnen was davon! Jetzt, wo ich bis hierher gekommen bin, wird mich niemand daran hindern, an Bord unseres Schiffes zu gehen.«

»Aber Rosie, du siehst aus wie Kalk an der Wand.«

»Wenn du den anderen einen einzigen Ton verrätst, werde ich nie wieder ein Wort mit dir sprechen.«

Nathan versuchte seine Unruhe zu verbergen. Ein tapferes Mädchen, dachte er und erlaubte seinen Gedanken zum erstenmal im Leben, eine gewisse verbotene Richtung einzuschlagen. Mit einer solchen Frau an der Seite würde Palästina weit weniger einschüchternd auf ihn wirken. Vielleicht würde sie ihn ja, Wunder über Wunder, ebensosehr wollen und brauchen wie er sie. Gemeinsam konnten sie die vor ihnen

liegenden schweren Zeiten überstehen. Gleich darauf wies er sich jedoch zurecht: Solche aufgeblasenen Ideen waren verrückt, einfach verrückt!

Triest war ein recht unbeständiges Pflaster, von alters her ein Streitobjekt, das immer wieder einmal von der Hand des einen Siegers in die des anderen überging. Nach diesem Krieg war Triest zusammen mit einem Streifen Land an die siegreichen Italiener gefallen. Dadurch verlor der Hafen sein natürliches Hinterland Slowenien. Triest war das Lebensblut der Provinz, das jetzt aber nur sehr träge pulste.

Wirtschaftliche Ängste zogen stets leere politische Versprechungen nach sich. Der Zug der Pioniere lief in eine Stadt ein, in der sich wieder einmal altvertraute Unruhen austobten. Der lange Arm der bolschewistischen Revolution hatte nun auch den Balkan erreicht. Alle Mauern waren mit kommunistischen Parolen vollgeschmiert, im Kielwasser ständiger Demonstrationen bedeckten Flugblätter die Straßen wie frischgefallener Schnee. Schiffsbesatzungen, die mit den Kommunisten sympathisierten, inszenierten lähmende Streiks. Und überall war dieses Chaos von herausfordernder Prahlerei begleitet. Trotzdem waren die Zionisten gut organisiert und die Bedingungen hier allgemein besser. Die Stadt war zum Haupteinschiffungshafen für etwa vierzigtausend russische und polnische Juden des dritten ›Aufbruchs‹ nach Palästina geworden. Auch Mischa und Bertha Polokow sowie einigen anderen Genossen fiel Rosies schlechter Zustand auf. Sie aber wehrte ihre Fürsorge ab und schien sich nach einigen Tagen in Triest und ein bißchen anständigem Essen allmählich wieder zu erholen. Nach einer Woche lief die Padua, ein italienischer Frachter, in den Hafen ein, um die Pioniere nach Palästina zu bringen. Sie wurden auf dem offenen Oberdeck untergebracht. Ihre Rationen bestanden aus Trockenproviant, und eine Möglichkeit, sich etwas zu kochen, gab es nicht. Als Toiletten dienten provisorische Verschläge, die sich direkt zum Meer

hinab öffneten. Ihre Betten waren dünne Matten unter dem weiten, blauen Himmel.

Kapitän Gionelli und seine Crew waren sehr freundlich. Auf Mischa Polokows Bitte lieh ihnen der Kapitän alles, was an entbehrlicher Leinwand an Bord zu finden war, damit sie sich eine Art Zeltstadt bauen und vor den Elementen schützen konnten. Das Schiff war alles andere als ein Luxusdampfer, doch nichts konnte die glühende Begeisterung der Pioniere dämpfen, als die Padua schließlich ablegte und sich die Adria hinab auf den Weg machte. Obwohl sie nie das Land aus den Augen verloren, waren sie von dem Gefühl erfüllt, daß die Verbindung mit dem schtetl und dem ständigen Judenhaß endgültig zerschnitten war. Die Pioniere bildeten kleine Gruppen, lernten, diskutierten, sangen und tanzten. Nathan genoß es von Herzen, von einem Zuhörerkreis zum anderen gehen und Vorträge über alles halten zu können, was sich die Freunde anhören wollten.

Am dritten Tag auf See wurde die Padua von den jahreszeitlich bedingten Meltemi-Winden aus dem Norden gebeutelt und kämpfte sich mühsam gegen einen heftigen Sturm durch die Straße von Otranto. Alle Aktivitäten ruhten, während die Pioniere sich, von Seekrankheit geplagt, eng aneinanderdrängten. Schließlich trat eine willkommene Flaute ein, und während sie gemächlich an der griechischen Küste entlangdampften, bot ihnen der Himmel das herrliche Schauspiel fallender Sternschnuppenschwärme. Die große Diskussion zwischen Schiffsmannschaft und Passagieren drehte sich um die Vorteile des Kommunismus gegenüber jenen des Zionismus. Der Preis für die Mitgliedschaft in Lenins Kommunistischer Internationale sei der Verzicht auf alle Volksgruppen, wurde gesagt.

»Das ist unmöglich«, behauptete Nathan. »Ein Jude ist ein Jude, und ein Italiener ein Italiener. Man kann nicht eine ganze Volksgruppe einfach eliminieren, ohne die Kultur selbst zu

zerstören. Lenin ist verrückt!«

Und so ging es weiter, während der Kampf um die Weltanschauung der Europäer jetzt zwischen dem Sozialismus und dem neuen russischen Kommunismus tobte. Diese Diskussionen waren kaum von Interesse für die Liebespaare, die sich von den anderen entfernten. Der verständnisvolle Kapitän Gionelli gestattete ihnen, zusammen in den Rettungsbooten zu schlafen.

»Ich bin zu einer wichtigen Einsicht gekommen«, sagte Rosie eines Abends zu Nathan. »Ich habe erkannt, daß man auch ein treuer Zionist sein kann, wenn man nicht hingeht und das Land zurückgewinnt. Wir brauchen nicht nur Landwirtschaft, wir brauchen auch Städte, Fabriken und Krankenhäuser.«

»Ja, aber alles, was man uns gelehrt hat, konzentriert sich auf das Land«, entgegnete Nathan.

»Ich muß gestehen, daß es mir schwerfallen würde, in einem Kibbuz zu leben«, erklärte sie. »Ich werde mich um eine Arbeit in Jerusalem bemühen.«

»Ich kann dir da nur zustimmen«, antwortete er. »Aber ich selbst sollte, glaube ich, doch aufs Land gehen.«

»Was hast du gegen Jerusalem?«

»Nach allem, was ich gehört habe, wimmelt es da von Chassidim. Das wäre genauso, als wären wir in ein anderes schtetl umgezogen.«

»Dann eben Tel Aviv. Was ist damit? Dort leben schon zehntausend Juden.«

Auf einmal wurde Nathan klar, daß Rosies Vorschlag haargenau seinen eigenen geheimsten Gedanken entsprach. »Tel Aviv ist eine gute Idee. Man sollte darüber nachdenken.«

»Entschuldige meine Kühnheit, Nathan, aber zwei Menschen gemeinsam würden an einem so fremden Ort vielleicht besser durchkommen als einer allein.«

Nathan errötete und musterte sie fragend. Sittsam schlug sie die Augen nieder.

»Niemand behauptet, daß man in einer Großstadt nicht auch ein guter Zionist sein kann«, entschied er dann. »Sollen wir also ein bißchen eingehender darüber sprechen?«

Als sie nickte, klopfte ihm plötzlich das Herz bis in den Hals. Sie beugte sich zu ihm hinüber und drückte ihm einen leichten Kuß auf die Wange, er aber wich zögernd vor ihr zurück. »Es ist schon gut, Nathan. Alle Genossen wissen, daß ich dich sehr schätze. Bitte, verzeih mir meine Schamlosigkeit, aber Kapitän Gionelli sagte, wir könnten das letzte Rettungsboot nehmen.« Diese Nacht war die wunderbarste von allen Nächten in Nathans Leben. Sie kuschelten sich eng, aber doch voller Respekt aneinander und hielten sich umfangen, bis der Tag anbrach. Während die Padua bei Kreta durchs Mittelmeer dampfte, legte sich der Meltemi ganz, nun aber servierte ihnen das Meer einen weiteren Schrecken aus seiner endlosen Zauberkiste. Ein glühendheißer Wind von den binnenländischen Wüsten Arabiens, der Chamsin, fegte bis aufs Meer hinaus und glättete es wie einen Spiegel. Die Luft war wie in einem Backofen. Die Leinwandzelte boten keine Erleichterung mehr, weil die Temperatur bis auf über fünfundvierzig Grad Celsius emporschnellte. Die Crew bespritzte die Pioniere regelmäßig mit Salzwasser, nach ein paar Minuten aber war auch von dieser Erfrischung nichts mehr zu spüren. Ihre Lieder verwandelten sich in leise, gesummte Klagegesänge. Das Stahldeck wurde so heiß, daß man es nicht mehr betreten konnte. Es dauerte zwei qualvolle Tage, bis sie die Insel Zypern erreichten. Die schwächsten unter den Pionieren brachen unter der Hitze sehr schnell zusammen. Ein Arzt kam an Bord, um alle zu untersuchen, und drängte darauf, daß zwei Mädchen und ein junger Mann mit Sonnenstich ins Krankenhaus gebracht wurden. Rosie hielt sich während der Untersuchungen versteckt. In Famagusta hatten die Pioniere, während die Padua eine

Ladung Winterkartoffeln an Bord nahm, endlich Gelegenheit, sich mit Süßwasser zu erfrischen, mit einer Dusche, einem Tag im Schatten und einer anständigen Mahlzeit. Frohgemut kehrten sie auf die Padua zurück, denn sie wußten, daß Jaffa höchstens noch zwei Tagesreisen entfernt war.

Unterwegs jedoch schlug wieder die Gluthölle des Chamsin zu. Gegen Abend wurde Rosie vor Hitze ohnmächtig, und Nathan vermochte sie nicht mehr zu decken. Weinend suchte er Mischa auf. Kapitän Gionelli richtete ihr unmittelbar neben seiner eigenen Kajüte eine Koje her und bat Jaffa, als nach und nach ein halbes Dutzend Pioniere krank wurden, über Funk, man möge einen ärztlichen Notdienst abrufbereit halten.

Nathan wusch Rosie ununterbrochen das Gesicht und den schweißüberströmten Körper, um sie ein wenig abzukühlen, doch sie bekam schon bald heftiges Fieber, gefolgt von Schüttelfrost, und lag während der ganzen letzten Strecke der Reise im Delirium. Die zerschlagenen Teilnehmer der dritten alija standen an der Reling der Padua aufgereiht und weinten ohne Scheu, als sich die winzigen Punkte am Horizont zu einem flachen Küstenstreifen vereinigten. Auf einer Hügelkuppe waren weiße Gebäude auszumachen, und bald wies auch ein Minarett gen Himmel. Während sie langsam auf Jaffa zuglitten, wurde die Freude über den Anblick Zions von der Sorge um sieben erkrankte Genossen beeinträchtigt. Vor allem um Rosie hatten sie alle Angst.

Aber es lag auch eine unverkennbare Atmosphäre der Feindseligkeit in der reglosen Luft, die man von See aus bereits wahrnehmen konnte. Die Hitze, die Trostlosigkeit, die Monotonie und Lethargie entsprachen so gar nicht ihren lebenslangen Visionen von Palästina. Als es in Sicht kam, tauchte vor ihren Augen ein erschöpftes, uraltes Land auf, das unter einer grausamen Sonne kochte und faulte. Das betroffene Schweigen wurde vom Lärm der Ankerkette unterbrochen, die rasselnd in der Tiefe des Meeres verschwand. Der Hafen, soweit

vorhanden, bestand aus wenig mehr als einer Art Mole und einigen Lagerhallen.

Als erstes Boot kam die Barkasse der Hafenmeisterei heraus, um sie zu begrüßen; an Bord befanden sich ein Ärzteteam sowie, da es so Vorschrift war, auch ein Beamter der britischen Regierung. Nach einer kurzen Untersuchung der Sonnenstichopfer wurde auf Ausschiffungsformalitäten verzichtet, um sie so schnell wie möglich an Land zu schaffen.

Kapitän Gionelli und Mischa nahmen den britischen Major beiseite und baten ihn, Nathan und Rosie zusammen an Land gehen zu lassen. Der Engländer wollte erst nicht so recht, nickte dann aber doch zustimmend.

Sie wurden nach Neve Shalom gebracht, einem Viertel von Jaffa, das die zionistische Siedlungsbehörde den Arabern abgekauft hatte. Das Krankenhaus war eine große, alte Arabervilla, erst jüngst von der Hadassah erworben, einer Organisation amerikanischer Jüdinnen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, sich um die ärztliche Versorgung der Juden in Palästina zu kümmern. Das Krankenhaus verfügte über zehn Betten sowie zwei amerikanische Ärzte und fünf Krankenschwestern. Einer nach dem anderen kamen die Pioniere wieder zu sich, nur

Rosie Gittelmanns Zustand blieb kritisch. Am zweiten Abend erwachte sie lange genug, um Nathan zu erkennen.

»Wir haben's geschafft, Rosie«, sagte Nathan. »Wir sind hier, in Erez Israel!«

Rosie vermochte noch ganz leicht zu lächeln und starb.

PALÄSTINA

1920-1921

Es war nicht das Land, in dem Milch und Honig flossen. In Wirklichkeit war Palästina ein erschöpftes und vernachlässigtes Land, von der Sonne ausgedörrt und von Sümpfen überschwemmt. Arabische Feudalherren wehrten sich gegen jeden Fortschritt, den die frisch eingetroffenen Juden eventuell mitbrachten, und zogen es statt dessen vor, ihr eigenes lethargisches, fatalistisches Volk weiterhin auszusaugen. Die arabische Bevölkerung bekämpfte nicht nur die Juden, sondern lebte in ständigen, endlosen Auseinandersetzungen, in denen sich unter Einsatz uralter Terrorpraktiken ein Stamm gegen den anderen stellte. Die Engländer, die jetzt aufgrund eines internationalen Mandats dort herrschten, zeigten offen ihre Sympathie für die Araber und ließen deren Räuberbanden ungestraft jüdische Gemeinden überfallen. Der Mufti von Jerusalem, ein fanatischer Moslem-Geistlicher, schürte den Haß der Araber noch, so daß es im ganzen Land immer wieder zu Aufständen kam.

Die älteren jüdischen Siedler hatten viel von ihrer schtetl-Mentalität nach Palästina mitgebracht. Sie besaßen riesige Privatbauernhöfe, Weingärten und Fabriken, die sie mit billigen arabischen Arbeitskräften betrieben. Obwohl sich viele von ihnen als Zionisten verstanden, wollten sie unbedingt verhindern, daß dieses System durch die Flut der jüdischen Einwanderer unterlaufen wurde. Es war eine Zeit des Übergangs und der Unordnung. Obwohl überall gebaut wurde und neue Autostraßen sowie andere öffentliche Projekte reichlich Arbeitsplätze boten, waren die Arbeitsbedingungen grausam und

die Löhne extrem niedrig. Eine jüdische Landagentur kaufte so schnell, wie sie die abwesenden arabischen Grundbesitzer erreichen konnte, immer mehr Bodenfläche hinzu, aber die Warteliste der Einwanderer, die darauf brannten, neue Siedlungen zu gründen, war jetzt schon endlos. Auf Nathan wirkte das alles wie eine Wiederholung der Schrecken des schtetl. Was er hier vorfand, war eine kleine, verarmte jüdische Gemeinde, unfähig, den Zustrom neuer, junger Idealisten zu verkraften.

Mit der Zeit etablierten sich zwar sowohl der Arbeiterbund als auch die Jüdische Verteidigungstruppe, und es bestand Hoffnung, weitere große Teile ungenutzten Geländes zu erwerben, aber die allgemeinen Zukunftsaussichten waren recht trostlos. Was Nathan Zadok sah, waren Juden, die sich einigelten, um sich verteidigen zu können, Straßen und Wege, die bei Nacht unpassierbar waren, und eine unerträgliche Hitze bei Tag. Der Haß der Polen, Kosaken, Russen und Ukrainer, dem die Juden in Rußland ausgesetzt gewesen waren, wurde hier in reichem Maße durch den Haß der Araber ersetzt. Es gab weder Land, auf dem man sich niederlassen konnte, noch eine andere Möglichkeit, sich einen Lebensunterhalt zu verdienen.

»Ich hab' eine Stellung als Wachmann, Nathan«, berichtete Mischa einen Monat nach ihrer Ankunft. »Bertha kommt als Köchin mit. Für dich gibt es auch eine freie Stelle.«

»Und was sollst du da bewachen?«

»Einen jüdischen Orangenhain während der Pflück- und Pack-Saison. Gegen Diebstähle der Araber, die auf den Feldern arbeiten, und gegen Raubüberfälle von außen.«

»Was versteh' ich schon von Waffen, Mischa? Aber wenn ich da Orangen pflücken darf, werde ich gern mitkommen.«

»Die Pflücker sind alle Araber.«

»Keine jüdischen Pflücker auf einer jüdischen Farm?«

»Letztes Jahr waren es Juden, aber der Arbeiterbund wollte sie organisieren.«

Nathan schüttelte den Kopf. »Sind wir dafür nach Palästina gekommen: um uns von Juden ausbeuten zu lassen?«

»Wir sind doch erst einen Monat hier, Nathan. Die Lage wird sich bestimmt bald bessern. Wir wußten schließlich, daß es zunächst ziemlich schwer sein würde.«

»Auf deine zionistischen Vorträge kann ich verzichten«, gab Nathan zurück. »Palästina ist voll von jüdischen Ausbeutern, arabischen Ausbeutern und britischen Reaktionären. Von denen sich keiner um uns schert. Sie saugen uns das Blut aus, um sich selber die Taschen zu füllen.«

»Nun hör du aber auf mit deinen bolschewistischen Vorträgen!« fuhr Mischa auf.

»Und selbst wenn es bald eine Gewerkschaft gibt - bedeutet das etwa, daß wir automatisch in Liebe zu den Arabern entbrennen werden?«

»Wir können nicht umkehren, Nathan. Polen, Weißrußland und die Ukraine sind mit jüdischem Blut getränkt. Die Pogrome sind schlimmer als 1880, schlimmer als 1905.«

»Nein, wir können wirklich nicht umkehren. Nimm du nur den Posten als Wachmann an, Mischa.«

»Und du?«

»Ich hab' hier irgendwo Verwandte. Bei denen werd' ich ein bißchen schnorren und abwarten, was passiert.« Nathan hatte die Adresse seiner Vettern, der Brüder Borokow aus

Mariupol, die vor dem Krieg mit der zweiten alija nach Palästina gekommen waren. Cousin Sidney war Lehrer am hochgeschätzten Herzliyya-Gymnasium in Jaffa, auf das einige der bessergestellten Juden des schtetl ihre Kinder schickten. Und wie alles in Palästina kämpfte auch das Gymnasium um finanzielle Unterstützung. Sidney Borokow war ein recht

anständiger Kerl, mit einem ganzen Stall voll Kindern, einem winzigen Gehalt und absolut keiner Autorität. Nathan war nicht qualifiziert für die Arbeit an einem Institut wie diesem, das schon jetzt bei weitem überbesetzt war mit unterbezahlten Gelehrten und Intellektuellen. Nachdem er sich Nathans Bericht von seiner traurigen Liebe zu Rosie Gittelmann eine Woche lang immer wieder angehört hatte, ging Sidney mit ihm zu Bruder Morris.

Morris Borokow gehörte zu der geringen Zahl jüdischer Geschäftsleute, die Erfolg hatten. Er bewohnte eine Villa in der deutschen Kolonie am Stadtrand von Tel Aviv, in der die obere Mittelschicht lebte. Die kühle Atmosphäre, die zwischen Sidney und Morris herrschte, lag sofort auch zwischen Morris und Nathan. Morris' Hauptgeschäftszweig war der Import von Kohle. Gevalt! dachte Nathan. Genau wie Mariupol, nur schlimmer. Da die Tatsache, daß sie Cousins ersten Grades waren, gewisse Verpflichtungen mit sich brachte, verschaffte Morris Nathan einen Platz im Arbeiterquartier bei den Arabern. Gleichzeitig beklagte er sich ihm gegenüber ständig darüber, wie furchtbar schlecht die Geschäfte gingen.

Morris besaß sämtliche unangenehmen Charakterzüge seines Vaters und war bekannt dafür, daß er seine Arbeiter rücksichtslos ausbeutete. Nach ein paar ungemütlichen Tagen faßte Nathan einen Entschluß. Und Cousin Morris bezahlte ihm nur allzugern die Fahrkarte nach Jerusalem, ja, legte sogar noch ein paar Pfund darauf.

Als sich der Zug durch die tiefen Abgründe und Täler der Berge von Judäa wand und Nathan immer mehr vom Odem Jerusalems und seiner mystischen Kräfte erfüllt wurde, erwachten seine Lebensgeister allmählich wieder.

Jerusalem! Goldenes Jerusalem! Warum habe ich so lange gebraucht, dorthin zu kommen, fragte er sich. In dieser Stadt wurde viel Jiddisch gesprochen, und er würde mit Sicherheit Arbeit finden.

Doch seine Vorfreude wurde sehr schnell gedämpft. Jerusalem, eine Stadt aus blendenden Steinen und Staub, bestand aus einer Reihe kahler, von bösartigen Winden gefegter Hügel. Es hatte sich noch immer nicht davon erholt, daß es im Krieg ein Drittel seiner Bevölkerung durch Hunger und Seuchen verloren hatte. Es war eine unendlich arme Stadt, einsam und abgelegen, ein Ort nur für Menschen mit stärkstem Glauben.

Das goldene Jerusalem hatte durch zu viele Plünderungen im Laufe von zu vielen Jahrhunderten den Glanz verloren, und seine Wiederauferstehung lag noch weit in der Zukunft. Im jüdischen Viertel der Altstadt fand Nathan einen Schlafplatz in einer Herberge. In dieser von mittelalterlichen Mauern umgebenen Quadratmeile fand man die unglaublichste Mischung religiöser Gärstoffe der ganzen Welt. Bis zur Klagemauer war es nicht weit, aber der Weg war nur sicher, wenn man ihn in einer relativ großen Gruppe zurücklegte. Innerhalb der ummauerten Stadt hausten die Ärmsten der Armen, die von der Hand in den Mund lebten. Ströme von chassidischen und ultraorthodoxen Männern schlurften in ihren strengen, langen schwarzen Mänteln über das Steinpflaster zur Mauer und wieder zurück und verneigten sich dabei in ständigem Gebet so heftig, daß ihre Schläfenlocken unter den breitrandigen schwarzen Hüten nur so flogen. Weitgehend von jüdischen Hilfsorganisationen auf der ganzen Welt unterstützt, verbrachten sie ihr Leben mit Studien und Gebeten.

Es war ein enger, von Mißtrauen erfüllter Lebensraum, wo man mit größter Vorsicht, ständig die feindseligen Blicke dunkler Augen im Nacken, durch die verschmutzten Straßen ging. Außerhalb der Mauern hatten sich Cliquen gebildet: Scharen von Juden aus den verschiedenen Ländern, aus Buchara, dem Jemen, Marokko, Syrien, Polen, alle in ihrem eigenen Festungsviertel. Nathan fand keinen Trost auf seinen Wanderungen. Hier kann man wahrhaftig nur existieren, wenn man sich ganz und gar in falschen religiösen Verheißungen

verlieren will, dachte er. Im günstigsten Fall war es ein Ort, den man zum Sterben aufsucht. Eindeutig gab es hier keine Arbeit für ihn. Die religiösen Gruppen schotteten sich nach außen dicht ab, die Lehrerposten an ihren Schulen waren mit eigenen Leuten besetzt, ihre Lebensbedingungen mehr als elend.

Nach vierzehn Tagen voller Enttäuschungen trat er bedrückt den Rückzug an.

In den folgenden Monaten arbeitete er als einfacher Handlanger in Eisenbahn- und Straßenbaukolonnen, schleppte Sand, der für den Beton zum Bau öffentlicher Gebäude gebraucht wurde, tünchte Häuser mit Weinkellern, verlegte Wasserrohre und zertrümmerte mit dem Vorschlaghammer Steine. Die Arbeiter waren unterernährt und unterbezahlt, und ständig drohte Ärger mit dem Arbeiterbund.

Sieben Monate nach ihrer alija ins Erez Israel entdeckte Mischa Nathan beim Ausheben von Gräbern in der Nähe von Hadera. Wie Mischa erzählte, hatte sich seine Schwester Bertha in einen Kibbuznik verliebt und war zu ihm in die Siedlung gezogen. Und Wunder über Wunder: Auch für Mischa und Nathan gab es in diesem Kibbuz Platz.

»Du kommst keine Minute zu früh mit der frohen Botschaft, Mischa. Wohin geht's denn?«

»Nordgaliläa. Ein Kibbuz namens Hermon.«

»Hermon!« rief Nathan erstaunt. »Mein Gott, Mischa, das ist doch nur wenige Kilometer vom Tel-Hay-Massaker entfernt.« Er spielte auf einen Kampf zwischen Juden und Arabern an, der erst vor kurzem stattgefunden hatte. »Ich glaube, wir sollten lieber warten, bis irgendwo neues Land erschlossen wird. Hermon ist wie die Fänge des Tigers.«

»Vielleicht sollten wir auf den Messias warten«, gab Mischa zurück. »Ich habe all diesen Mist hier satt. In Hermon können wir wenigstens Zionisten sein und tun, wozu wir hergekommen sind.« Vor Nathans Zelt lag ein endloser Graben, der

ausgehoben werden mußte. »Na gut, einverstanden«, sagte er schließlich. »Ich werde mit dir nach Hermon gehen.«

Die Zionistische Siedlungsverwaltung versorgte Nathan und Mischa mit je einer Bettrolle sowie einem Rucksack voll Rationen und dem Allernötigsten. Dann zogen sie nordwärts von Kibbuz zu Kibbuz. Was Nathan und Mischa sahen, waren vor allem neue Siedlungen, die im Yizreel-Tal entstanden. Die Pioniere kämpften mit jahrhundertealtem Sumpfland, das aufgrund der Vernachlässigung durch die Araber entstanden war. Die Siedler lebten von schmaler Kost unter primitivsten Bedingungen. Einige der älteren Kibbuzim hatten jedoch erstaunliche Fortschritte gemacht und bildeten mit ihrem Grün einen starken Kontrast zu dem kahlen Braun der übrigen Landschaft.

Am nördlichen Ende des Sees Genezareth stießen sie auf einen Kibbuz namens Degania, wo üppige Dattelpalmen und Bananenhaine wuchsen. Diese Siedlung, unterhalb der Meereshöhe gelegen, war wie ein natürliches Treibhaus, die ›Mutter‹ aller palästinensischen Kibbuzim, die schon im zwölften Jahr prächtig gedieh. Sie war ein richtiger Garten Eden, eine Siedlung, wie sie sich die Pioniere daheim im schtetl erträumt hatten, und endlich eine der bisher so wenigen greifbaren Früchte des Zionismus.

Da das Gebiet nördlich von Degania noch ein sehr wildes und sehr gefährliches Land war, wurde ein Konvoi zusammengestellt, der Mischa und Nathan sowie eine Ladung Versorgungsgüter bis in die letzte Siedlung, den Kibbuz Hermon, begleiten sollte. Am Hula-See und einem bedrohlichen Sumpf vorbei, erreichten sie schließlich mit Kibbuz Hermon das Ende ihrer langen Reise.

Mount Hermon, ein kleiner, aber imposanter Berg von gut

zweitausendachthundert Meter Höhe, erstreckte sich mit seinen Ausläufern bis zu einem Punkt, an dem drei Länder zusammenstießen: Palästina, der Libanon und Syrien. Die Vorberge des Mount Hermon beherbergten verschiedene arme Dörfer schiitischer Moslems und Drusen, die ihre Häuser zum Schutz tief in das unwegsame Terrain hineingebaut hatten. Nach der Jahrhundertwende hatten die Juden eine berittene Elitetruppe namens Schomer oder Wächter aufgestellt, die alle entlegenen Siedlungen schützte. Zu Pferde durchstreiften sie das Land, sprachen Arabisch und kleideten sich wie Beduinen. Ihr geschicktes Vorgehen gegen marodierende Räuberbanden war legendär. Eine Schomer-Gruppe gründete in Tel Hay und Kefar Giladi zionistische Siedlungen, doch da diese vorgeschobenen Kibbuzim furchtbar unter Überfallen durch Araber zu leiden hatten, waren die Schomer nach schweren Verlusten gezwungen gewesen, sie wieder aufzugeben.

Ein paar Meilen hinter Tel Hay und Kefar Giladi lag Kibbuz Hermon, der bisher alle Angriffe erfolgreich abgewehrt hatte, obwohl er die abgelegenste jüdische Siedlung von ganz Palästina war. An seiner Peripherie lag Baniyas, eine herrliche Grotte und Oase, wo sich die Bergbäche zu einem der Quellflüsse des Jordan vereinigten. Früher einmal Heimat des biblischen Stammes Dan, war es jetzt Niemandsland. Die Ruinen von Dan, Beniyas und einer antiken Burgfestung, die sich gegen die Römer behauptet hatte, waren vom Kibbuz aus alle zu Fuß zu erreichen.

Obwohl die Entfernung vom See Genezareth bis zu den Ausläufern des Mount Hermon nur knapp fünfzehn Meilen betrug, war das Klima auf dieser Strecke drastischen Veränderungen unterworfen, von subtropischer feuchter Hitze unterhalb der Meereshöhe bis zu gemäßigten Temperaturen in den Bergen mit kühlen Nächten und Schneefall im Winter.

Vom Leiter des Kibbuz Hermon hatte Nathan bereits gehört. Er war so eine Art Heidenfigur namens Ami Dan, der während

des Weltkriegs gekommen war, anschließend für kurze Zeit als Wächter gearbeitet hatte, um dann, 1917, mit zehn Männern und zwei Frauen den Kibbuz zu gründen. Nur dank Ami Dans persönlichem Einsatz hatte der Kibbuz Hermon auch dann noch überlebt, als man Tel Hay und Kefar Giladi aufgeben mußte.

Seinen Ruf hatte sich Ami Dan offenbar erworben, als er einmal unmittelbar vor der Ernte mit einer Schomer-Truppe in den Libanon vordrang und das gesamte arabische Marjiun-Tal niederbrannte, anschließend aber noch einmal zurückkehrte und mit den ortsansässigen Muchtars und Anführern Friedensverhandlungen führte. Seine Lektion kam an und wurde verstanden: Die militärischen Angriffe auf den Kibbuz Hermon hörten auf, die Schüsse der Heckenschützen sowie die Überfalle durch Gruppen marodierender Beduinen jedoch gingen weiter. Aus diesem Grund blieben, obwohl es in Hermon relativ sicher war, sämtliche Sicherheitsmaßnahmen aufrechterhalten.

Die Mitgliederzahl des Kibbuz Hermon war inzwischen auf sechzig gestiegen, darunter etwa ein Drittel Frauen, zu denen Bertha Polokow gehörte. Ihr größter Stolz war ein Kinderhaus, in dem schon ein halbes Dutzend Babys zur Welt gekommen waren. Da der Boden aus porösem Kalkstein bestand, waren die Anbaumöglichkeiten trotz des Wasserreichtums begrenzt. In dieser Höhe und dem kühlen Klima gediehen Äpfel- und andere Obstbäume sowie jahrhundertealte Olivenhaine.

Der Konvoi hielt vor einem äußeren, mit Wachtürmen besetzten Palisadenwall. Anschließend betraten sie ein dicht bebautes Dorfzentrum aus einheimischem schwarzem Basaltgestein, zu dem eine Männer- und eine Frauenbaracke gehörten, ein Haus mit Privaträumen für Ehepaare, das Kinderhaus, Wirtschafts- und Bürogebäude sowie ein Allzweckbau, der als Freizeitraum, Speisesaal, Bibliothek und Klinik diente.

»Mischa! Nathan!« rief Bertha Polokow erfreut und lief ihnen entgegen, um sie herzlich willkommen zu heißen. Andere

Kibbuz-Mitglieder umringten den Konvoi, um die Neuankömmlinge zu begrüßen und sie mit Fragen zu bombardieren. Plötzlich, wie auf Kommando, öffnete sich dann eine Gasse in der Menge, und Ami Dan, der Kibbuz-Leiter, kam auf sie zu. Er war kein sehr großer Mann, sein struppiger Bart aber verlieh ihm eine Aura der Macht, und sein Verhalten verriet unübersehbar den erfahrenen Führer.

Ami Dan umarmte Mischa. »Willkommen in Hermon, Genosse.« Dann wandte er sich Nathan zu, der ihn lange anstarrte, bis es ihm auf einmal dämmerte. »Jossi Dubnow?« fragte er zögernd.

»Ganz recht. Früher hieß ich Jossi Dubnow. Dich habe ich zuletzt in Polen gesehen, in einer verlassenen Ziegelei bei Sjedlce. Darüber werden wir uns später unterhalten.«

Ami Dan drehte sich zu den anderen um. »Also, Genossen, eure Fragen müssen vorerst noch warten. Nach dem Essen werden wir eine Versammlung abhalten und unsere Informationen über die Geschehnisse in der Außenwelt auf den neuesten Stand bringen.« Als man sie dann innerhalb der Palisade herumführte und Nathan auf einmal verwundert entdeckte, daß weder Strom- noch Telefon- oder Telegrafenleitungen in den Kibbuz hineinführten, vermochte er Mischas Begeisterung nicht mehr zu teilen.

Das Kibbuz-Büro war ein spartanisch eingerichteter Raum am Ende der Männerbaracke. Als Nathan eintrat, saß Ami Dan an einem Funkgerät und notierte die Punkte und Striche einer hereinkommenden Meldung. Nachdem die Sendung beendet war, nahm er den Kopfhörer ab und winkte Nathan zu einem Stuhl. »Als Bertha Polokow deinen Namen nannte, war ich aufrichtig überrascht«, begann Ami Dan. »Ich hätte schwören können, daß du niemals nach Palästina kommst.«

Nathan Zadok hatte im Laufe der Jahre die Fähigkeit entwickelt, vergangene Vorkommnisse zu vergessen oder

unangenehme Zwischenfälle in einen entfernten Winkel seiner Erinnerung zu verbannen. Daher ging Ami Dans einleitende Bemerkung an seinen Ohren vorbei, ohne eine Saite in ihm zum Klingen zu bringen. »Bertha versicherte mir, daß du dich geändert hast und für den Kibbuz von Nutzen sein wirst. Wie ich hörte, hast du deinen Tribut hier in Palästina bereits gezahlt. Na schön, ich bin bereit, zu vergessen, was zwischen uns vorgefallen ist.« Nathan reagierte nicht. »Würdest du bitte so freundlich sein, mir zu erklären, was diese Ami-Dan-Masche heißen soll?« entgegnete er.

»Das ist mein hebräischer Name«, erklärte Ami Dan. »Jossi Dubnow ist im schtetl zurückgeblieben. Die meisten von uns haben hier einen neuen Namen angenommen.«

»Die Sache mit den Namensänderungen ist mir bekannt«, sagte Nathan.

»Vielleicht möchtest du auch einen hebräischen Namen annehmen. «

»Niemals!« fuhr Nathan auf. »Das würde mein Vater niemals verstehen. Hast du vielleicht was gegen Zadok? Zadok war eine unserer angesehensten jüdischen Dynastien.«

»Ich habe nichts gegen den Namen Nathan Zadok«, versicherte ihm Ami Dan.

»Ein jüdischer Name, ein echter, alter jüdischer Name.« Lächelnd wechselte Ami Dan das Thema. »Wie Mischa und Bertha mir berichteten, habt ihr drei eine schwere Zeit hinter euch.«

»Leicht untertrieben.«

»Hier wird es für euch zwar auch nicht ganz leicht werden, aber ich kann dir versprechen, den Spaten in den eigenen Boden zu stoßen ist etwas ganz anderes, als für eine britische Straße Steine zu brechen. Wir haben einen ungeheuer guten Start in die Zukunft geschafft. In fünf Jahren wird es hier so aussehen wie in Degania.« Ami Dan zeichnete ein optimistisches Bild. Die Syrer

in den Dörfern der Vorgebirge hatten es nicht geschafft, sie zu vertreiben. Das Marodieren, ein Lebenszweck der Beduinen, war nahezu vollkommen eingedämmt worden. Bald würden jüdische Siedler nach Tel Hay und Kefar Giladi zurückkehren können, so daß man wieder Nachbarn bekam.

Das Leben im Kibbuz? Einfach und hart, doch niemand mußte hungrig vom Tisch aufstehen. Obwohl die Arbeitszeit relativ lang war, verging kein Abend ohne Gesang und Tanz, Diskussionen und Geschichtenerzählen. Vor allem aber waren all ihre Mühen durch die sechs Säuglinge im Kinderhaus belohnt worden, und drei weitere waren schon unterwegs.

Nathans Gedanken wanderten zu Onkel Harrys Kino in Minsk zurück. Er dachte daran, wie sehr ihm die amerikanischen Cowboy-Filme gefallen hatten, die Planwagen, die Indianerüberfälle, die Entbehrungen. Zu jener Zeit hätte er nicht im Traum daran gedacht, das Vordringen der Amerikaner über die Prärie mit dem Zionismus zu vergleichen, nun aber schien ihm eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen Kansas und Nordgaliläa zu bestehen, nur daß der Boden von Kansas fruchtbarer war. Alles übrige - die ständige Gefahr, die Isolierung und die Feinde - war dasselbe, obwohl hier keine US-Kavallerie zu Hilfe kam, wenn man sie brauchte. »Ich hätte gern einen Job im Büro«, erklärte Nathan. »Darin hab' ich die größte Erfahrung.«

»Nein, so funktioniert das nicht bei uns«, gab Ami Dan gelassen zurück. »Wenn du dich nicht auf ein besonderes Handwerk verstehst wie Tischler oder Schmied, mußt du genauso wie wir alle bei den verschiedenen Aufgaben rotieren. Auf diese Weise lernt jeder von uns jede einzelne Arbeit im Kibbuz kennen. Wenn du nach einem Jahr zum Vollmitglied gewählt wirst, kannst du eine Halbdauerstellung beantragen.«

Der ganze Rest bot das typische Bild spartanischen Lebens, das sich fast ausschließlich in der Gemeinschaft abspielte. Kleidung, Freizeit, ein paar Pfund Taschengeld im Jahr,

ärztliche Betreuung - alles Notwendige kam aus dem Gemeinschaftspool. Und sämtliche Entscheidungen wurden im kollektiv getroffen.

Nathans erster Einsatz führte ihn als Hilfskraft in die Stallungen, in denen eine kleine Kuhherde sowie die Arbeitspferde und Mulis untergebracht waren. Es war die allereinfachste Arbeit, leider aber recht unangenehm. Nathan verglich sie mit dem Kohlenhof in Mariupol, wobei der Mist als Objekt seines Abscheus die Stelle der Kohle einnahm. Stallmist war, wie er bald lernte, ein wertvoller Dünger für Obstplantagen.

Alle anderen Arbeiten waren leicht. Geschirr flicken und ähnliche Lederarbeiten, wie er sie von seinem Vater gelernt hatte, Heu in die Boxen bringen, für den Hufschmied den Blasebalg ziehen und Mauern tünchen verlangten keine höhere Schulbildung. Genausowenig wie der Dienst auf den Wachtürmen, der eine allnächtliche Pflichtübung war. Die Zukunft wirkte wenig verlockend. Nathan begriff die Mentalität des Genossen Bernard nicht, dem die Aufsicht über die Stallungen oblag. Den ganzen Tag lang sang er und pries die Vorteile des Zionismus. Wie es schien, war für den Genossen Bernard allein schon der Geruch von Stallmist eine geistige Erbauung. Nachdem er Kühe melken gelernt hatte, war Nathan der Meinung, er könne nunmehr den Antrag stellen, auf einen dankbareren Posten aufzurücken, denn die Kühe zeigten sich höchst unkooperativ. Ihr liebster Zeitvertreib schien es zu sein, immer wieder den Milcheimer umzustoßen. Da Nathan den Anweisungen des Genossen Bernard nicht richtig zuhörte, brauchte er eine ganze Woche, bis er merkte, daß die Kühe erwarteten, von der rechten statt von der linken Seite gemolken zu werden. Ständig wurde Nathan von ihnen getreten, er bekam einen Melkerarm und scheuerte sich die Handflächen wund.

Genosse Bernard dagegen liebte die Kühe, und diese Viecher

liebten ihn. Wenn Genosse Bernard morgens in der eisigen Kälte den Kopf an eine Kuh lehnte, um von ihrer Wärme zu profitieren, reagierte das Tier sofort, und Nathan merkte, daß sich die beiden unterhielten. Es stimmte tatsächlich: Genosse Bernard diskutierte mit seinen Kühen!

Trotzig rackerte sich Nathan mit geschwollenen Händen ab, mit umgestoßenen Eimern und wundgetretenen Schienbeinen. Die Milchproduktion sank so tief, daß die Kinder Mangel litten. Schließlich bat Genosse Bernard, Nathan anderswo einzusetzen.

Jeden Morgen um fünf Uhr, wenn der Kibbuz so richtig zum Leben erwachte, fragte sich Nathan, ob er wirklich den Rest seines Lebens auf diese Weise verbringen wollte.

Nathan entdeckte einiges, was ihn schockierte. Seit seiner Ankunft in Palästina hatte er sich mit der Tatsache abgefunden, daß die Frauen sich nicht an die traditionellen Regeln des Anstandes hielten. Über kurze Ärmel und fehlende Kopftücher konnte man wegen der Art der Arbeit ja noch hinwegsehen, obwohl seine Mutter selbst bei der größten Hitze stets lange Ärmel getragen hatte. Seit seiner Ankunft in Palästina hatte er jedoch des öfteren erlebt, daß viele Frauen ihre Beine entblößten, kurze Hosen trugen, die sie bis ganz oben hochkrempelten. Niemals zuvor hatte er gesehen, daß sich eine Frau in aller Öffentlichkeit bis ganz oben entblößte. Im Kibbuz Hermon kleideten sie sich alle, verheiratete und ledige, durch die Bank anstößig.

Dieser Mangel an Anstand, ein Affront gegen das jüdische Leben, griff auch auf andere Dinge des täglichen Lebens im Kibbuz über. Nathan hatte Probleme mit den Duschen. In Wolkowysk hatte es keine Duschen gegeben. Am Ende des Tages hatte ihn eine Wanne auf dem Hof erwartet, deren Wasser auf eine angenehme Temperatur erwärmt worden war. Hier dagegen waren die Duschen eiskalt, und zwar besonders um

fünf Uhr früh.

Die Duschen für Männer und Frauen waren nur durch eine dünne Wand getrennt, die zum Teil sogar offen war. Wenn man also ein Auge riskieren wollte - kein Problem.

Am schlimmsten aber war für ihn, daß dieser dauernde Zustand der Nacktheit niemanden zu stören schien. Schließlich waren sie hier doch alle im schtetl geboren, traditionell gläubige Juden, die man vor derartigen Entblößungen gewarnt hatte. Allmählich fragte er sich ernstlich, inwieweit sich der Zionismus selbst möglicherweise korrumpierend auswirkte.

Außerdem, fragte sich Nathan, was für eine jüdische Siedlung ist das denn hier - ohne eine richtige Synagoge? Und insgeheim züchtete der Kibbuz sogar Schweine! Darüber hinaus war allseits bekannt, daß die Mädchen, wenn sie auf den arabischen Markt in den Dörfern gingen, Kibbuz-Produkte gegen Kamelfleisch eintauschten, ebenfalls eine verbotene Speise.

Im Kibbuz gab es übrigens ein Gebäude, von dem niemand sprach. Mischa, der ein Jahr militärische Ausbildung mitgemacht hatte, kam geradewegs dorthin. Als Mischa ihm beiläufig mitteilte, daß dort Gewehre und Bomben hergestellt wurden, wäre Nathan vor Schreck fast erstickt. Ständig kamen und gingen Gruppen von jungen Leuten aus den weiter südlich liegenden Siedlungen. Wie er erfuhr, gehörten sie zu der neu aufgestellten jüdischen Verteidigungsgruppe, der Haganah, und Kibbuz Hermon war ihr Ausbildungslager. Die Enttäuschungen häuften sich.

Als er Malka, einem sehr molligen Mädchen, das ebenfalls die Shorts bis ganz oben hochgekrempelt trug, zur Ausbildung am Gewehr zugeteilt wurde, errötete Nathan. Er hatte noch nie ein Gewehr in den Händen gehalten, und allein der Gedanke daran überstieg sein Vorstellungsvermögen. Gewehre waren was für gojim. Seine Hände schwitzten, sobald er eine Waffe berührte.

Drei Tage lang zeigte ihm Malka, wie man ein Gewehr auseinandernimmt, reinigt, wieder zusammensetzt und ungeladen abdrückt. Zum Abschluß der Ausbildung ließ sie ihn zehn Schuß mit der Munition abgeben, die im Kibbuz hergestellt wurde. Während er auf die Zielscheibe anlegte, stand Malka mit ihren stämmigen nackten Beinen direkt neben ihm, so daß er völlig verwirrt war und alle Anweisungen vergaß. Er zerrte am Abzug, statt ihn behutsam durchzuziehen, und außerdem vergaß er, den Daumen unten zu halten. Als Ergebnis wurde ihm der Gewehrkolben so hart gegen die Schulter gerammt, daß er Sterne sah, und zugleich fuhr ihm der eigene Daumen schmerzhaft ins Auge. Das Ziel hatte er nicht getroffen.

Die allwöchentliche Kibbuz-Versammlung fand jeweils mittwochs nach dem Abendessen statt.

»Gibt es irgend etwas Neues?« erkundigte sich Ami Dan. Nathan sprang auf.

»Ich habe da einen Punkt, den ich der Versammlung gern unterbreiten würde«, verkündete er.

»Es ist nicht üblich, daß ein Genosse teilnimmt, solange er nicht Vollmitglied des Kibbuz ist, aber ich werde eine Ausnahme machen. Was hast du auf dem Herzen, Nathan?«

Nathan wanderte auf und ab, starrte, um seine Gedanken zu sammeln, wie ein selbstgerechter Rabbi vor sich hin und wedelte dann mit dem Zeigefinger vor ihnen herum. »Ich überlege mir, Genossen... Was ist denn die große megilla an dem Namen Hermon? Warum soll man einem Berg, der fast ganz den Arabern gehört, die Ehre zuteil werden lassen, einen Kibbuz nach ihm zu benennen?«

Die meisten Kibbuzniks hielten ungläubig den Atem an. »Der Berg hat eine große biblische Bedeutung«, erläuterte ihm Ami Dan. »Und außerdem ist er zufällig der Platz, an dem unser Kibbuz liegt.«

Doch Nathan fuhr fort, ohne Ami Dan zu beachten. »Was ist er denn? Ein heiliger Berg? Hat Gott vielleicht irgendwelche besonderen Segenssprüche vom Berg Hermon herab verkündet?«

»Sprich Hebräisch!« verlangte Ami Dan gereizt. »Das ist Kibbuz-Vorschrift.«

Nathan setzte seine Tirade gegen den Mount Hermon jedoch auf jiddisch fort.

»Würdest du bitte zur Sache kommen, Genosse Zadok!«

»Ich empfinde - und bin überzeugt, daß mir die Genossen darin beistimmen - aus tiefstem Herzen, daß ein Kibbuz zum ehrenden Gedenken statt dessen weit besser nach einem wirklich existierenden Menschen benannt werden sollte. Ich denke da an einen Märtyrer des Zionismus und schlage vor, den Kibbuz zum Andenken an eine Frau, die ihr Leben gegeben hat, um Erez Israel zu erreichen, in Kefar Gittelmann umzubenennen...«

»Das ist unzulässig, Genosse Zadok.«

»Gibt es einen großartigeren Namen und eine schlichtere Geste als Kefar Gittelmann?« fuhr Nathan fort.

»Das ist unzulässig!«

Im Verlauf der Rotation wurde Nathan auf einem Dutzend verschiedener Posten eingesetzt, die er alle sehr wenig erfolgreich ausfüllte. Ami Dan sah schließlich ein, daß es nur noch eine Frage der Zeit sein konnte, bis Nathan den Kibbuz verließ - freiwillig oder unfreiwillig. Die Mitglieder wurden allmählich ungeduldig mit ihm, selbst Bertha und Mischa. Nathan war einfach kein Gemeinschaftsmensch. Manche Leute waren nicht für das Leben im Kibbuz geboren, doch noch nie hatte sich ein Kandidat weniger geneigt gezeigt, Belehrung oder Kritik zu akzeptieren, als Nathan. Ami Dan beschloß, die Entwicklung zu beschleunigen, indem er Nathan auf den gefährlichsten Posten im Kibbuz stellte, das heißt, ihn zu einem Monat Außenwache einteilte. Die Männer bildeten

Zweierteams, verließen die Palisade nach Sonnenuntergang, schliefen auf freiem Feld und gingen entlang der Kibbuz-Grenze Wachstreife gegen beduinische Räuber.

Ami Dan beging einen schweren Fehler. In der vierten Nacht rührte sich etwas in der Nähe von Nathans Posten. Sein Partner, ein junger Mann namens Levi, ging nachsehen. Ganz allein und völlig verängstigt, vergaß Nathan die Parole und so ungefähr alles andere und schoß auf Levi, als dieser zurückkehrte. Zum Glück war es mit Nathans Treffsicherheit nicht weit her, und der erschrockene Levi kam mit dem Leben davon.

»Gibt es irgend etwas Neues?« erkundigte sich Ami Dan. Nathan sprang auf.

»Ich habe da einen Punkt, den ich der Versammlung gern unterbreiten würde«, verkündete er.

»Das ist unzulässig«, fuhr Ami Dan auf, und sein Ressentiment bewirkte Echos im ganzen Raum.

»Ich bin sicher, wenn die Genossen hier hören, was ich ihnen vorzuschlagen habe, werden sie es durchaus zulässig finden.«

»Nun gut, Genosse Zadok, aber mach's kurz.«

»Heute habe ich wieder einmal die Bibliothek besucht. Das tue ich häufig, denn ich lese mehrere Sprachen und bin literarisch vorgebildet. Zu meinem Schrecken mußte ich feststellen, daß es dort Bücher auf englisch, hebräisch, deutsch und französisch gibt, aber keinen einzigen Band auf jiddisch. Ich allein kann die vorherrschende Mentalität in Palästina natürlich nicht verändern, in der es da heißt, die Sprache Erez Israels müsse Hebräisch sein - eine Sprache, die, wie ihr alle wißt, allein für das Gebet reserviert bleiben sollte. Darum nehme ich hin, was ich nicht ändern kann. Aber es ist wirklich eine Schande und fast kriminell, daß das Jiddische vollkommen außer acht gelassen wird. Außerdem prophezeie ich euch, daß die jüdische Gemeinde in Palästina letzten Endes doch zum

Jiddischen zurückkehren wird, weil das Hebräische als moderne Sprache unbrauchbar ist.«

Ami Dan versuchte die Kibbuzniks zu beruhigen. »Du liegst völlig falsch, Zadok!« gab er ärgerlich zurück. »Wir sind nicht nach Palästina gekommen, um das schtetl hierher zu transportieren, sondern um ein neues Land aufzubauen. In Spanien geborene Juden können kein Jiddisch. In Amerika geborene Juden können kein Jiddisch, genausowenig wie die Juden aus den moslemischen Ländern, in denen die Hälfte der gesamten jüdischen Bevölkerung der Welt lebt. Jiddisch ist nicht die Sprache aller Juden. Es ist die Sprache des schtetl und des Gettos!«

Nathan ignorierte den Applaus nach Ami Dans Entgegnung. »Ich möchte folgendes vorschlagen«, fuhr Nathan fort. »Jeder von uns sollte nach Hause schreiben und jiddische Bücher an unsere Bibliothek schicken lassen. Ich persönlich werde die Aufgabe übernehmen, den Kibbuz-Kindern Jiddisch beizubringen, denn sie sollten niemals vergessen, daß sie Juden sind.«

»Was machen wir nur mit Nathan?« wandte sich ein frustrierter Ami Dan an Mischa und Bertha.

»Ich weiß, ich hab' einen furchtbaren Fehler gemacht, als ich mich für ihn verbürgte«, antwortete Bertha, »aber ich möchte ihm trotzdem die Demütigung ersparen, daß er durch Abstimmung aus dem Kibbuz entfernt wird.«

Mischa fingerte auf seinem Akkordeon herum. »Bei Nacht sitzt er allein herum und liest. Niemals schließt er sich uns an. Kein einziges Mal hab' ich erlebt, daß er mit uns tanzt oder singt.«

»Ich habe euch nicht erzählt, wie wir uns in Polen kennengelernt haben«, sagte Ami Dan. »Das hätte ich vielleicht tun sollen. Jedenfalls ist dieser Kibbuz nichts für ihn. Hier treibt

er uns noch in den Wahnsinn.«

»Ich würde ja mit ihm sprechen«, erbot sich Mischa, »aber er scheint einfach kein Organ fürs Zuhören zu haben.«

»Also, was machen wir mit ihm?« wiederholte Bertha Ami Dans verzweifelte Frage.

»Ich habe da eine Idee«, sagte Ami Dan. »Es ist zwar so'n bißchen was wie ein schmutziger Trick, aber es könnte klappen. Der Landfonds hat uns zweitausend Dunam neues Land am Hula-See zugeteilt.«

»Aber das ist nichts als Sumpf«, wandte Mischa ein. »Eben deswegen«, antwortete Ami Dan.

Der Plan, das Land am Hula-See urbar zu machen, war ein gemeinsames Projekt mit Tel Hay und Kefar Giladi. Aus dem Fernen Osten war ein Experte nach Palästina geschickt worden, der feststellen sollte, ob es möglich war, Teiche für die Zucht von Süßwasserfischen anzulegen. Dabei ging es um die heikle Aufgabe, das Gleichgewicht in der Natur umzuverteilen.

Zunächst mußte ein Teil des Sumpfes trockengelegt werden: eine körperliche Schwerarbeit, die an Schmutz, Schweiß und Gefahr ihresgleichen suchte. Zum Team des Kibbuz Hermon gehörten sechs Freiwillige - und Nathan.

Insgesamt nahmen zwanzig Männer und vier Frauen aus den drei Siedlungen den Sumpf in Angriff. Sie verfügten über zuwenig Maschinen, dafür jedoch über um so mehr Pioniergeist. Bis zur Taille im Schlamm stehend, hackten sie mit ihren Macheten auf die Papyrusstengel ein, die sich hoch über ihren Köpfen wiegten, und gruben in Handarbeit ein Labyrinth von Kanälen, damit das Wasser abfließen konnte. Jede schleimige Kreatur und jedes bissige Insekt von Palästina schien im Hula-Sumpf Verwandte zu haben. Im Laufe der Jahre hatten die meisten Pioniere eine gewisse Immunität gegen Malaria entwickelt, von der die neueren Mitglieder beim ersten Anfall

schwer geschlagen wurden. Nathan hielt drei Wochen im Sumpf aus und war kurz davor, alles aufzugeben, als ihm ein unfreundlicher Moskito die Entscheidung abnahm. Sein Fieber stieg so hoch, daß er delirierte. Und als es nicht sinken wollte, wurde beschlossen, ihn in das kleine Hadassah-Krankenhaus von Tiberias zu verlegen.

Tagelang wurde er von Schüttelfrost und Fieber gequält. Die Chininbehandlung steigerte seine Halluzinationen und bewirkte, daß ihm ununterbrochen der Kopf dröhnte. Als die Malaria endlich nachließ, war Nathan so schwach, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Am sechsten Morgen schlug er die Augen auf und sah Mischa und Bertha an seinem Bett sitzen. Mischa reichte ihm einen Brief von seinem Vater. Nathan legte ihn beiseite, um ihn später zu lesen.

»Ich habe einen Entschluß gefaßt«, erklärte Nathan mit schwacher Stimme. »Ich werde den Kibbuz Hermon verlassen. Nein, nein, nein, versucht bloß nicht, mir das wieder auszureden!« Irgendwie gelang es Bertha und Mischa, Bestürzung vorzutäuschen.

Als sie fort waren, richtete sich Nathan auf und öffnete den Brief des Vaters.

Mein Sohn, Nathan, ... es war schön, Deinen letzten Brief zu erhalten und aus erster Hand zu erfahren, wie erfolgreich Du in Palästina bist, vor allem nach der furchtbaren Tragödie mit Rosie Gittelmann. Ich habe Dir großartige Nachrichten mitzuteilen, in wenigen Monaten wird nämlich Dein Bruder Matthias die alija machen. Welch eine Freude für einen Vater! Zwei Söhne in Erez Israel!... all meine Erwartungen übersteigend, haben die Ehevermittlerinnen ganz ausgezeichnete Heiratsarrangements für Ida und Sarah gemacht, was wieder einmal beweist, daß Charme mehr wert ist als Schönheit. Ida wird bald Modele, den Bäcker, heiraten, an den Du Dich sicher erinnern wirst. Er ist zwar ein bißchen älter als sie und gewiß kein griechischer Gott, aber er verdient recht gut, und aus

seltsamen Verbindungen können auch schöne Kinder entstehen. Und Sarah wird kurz darauf mit Manny Dinkle in die chuppa gehen, einem Fuhrmann, der regelmäßig arbeitet.

... die größte Überraschung aber ist Rifka, von der wir annahmen, daß sie über das Heiratsalter hinaus ist. Und wen kriegt sie? Keinen Geringeren als den allseits geachteten verwitweten Rabbi Silberstein.

... Dein Bruder Mordechai ist zu einem der bedeutendsten Intellektuellen von Wilna geworden, und seine Frau erwartet ihr zweites Kind. Wir beten darum, daß es diesmal ein Junge wird.... und was uns selbst angeht - was soll ich sagen? Ein junger Baum beugt sich, ein alter Baum bricht. Wir knarren schon sehr, aber solange die Kinder uns soviel Freude machen, halten wir aus.

Mein Sohn, mein Sohn, ich schließe nicht gern mit schlechten Nachrichten, aber die Pogrome der Polen sind schlimmer als alles, wovon sich der Zar je hätte träumen lassen, schlimmer als 1880. Es heißt, daß bisher einhunderttausend Juden umgebracht worden sind. Wir hier in Wolkowysk sind relativ sicher, aber wer weiß.

In der Ukraine, heißt es, ist es sogar noch schlimmer als in Polen. Über hundert einzelne Pogrome hat es gegeben. Dies ist nicht so wie bei den Kosaken, die durchs Dorf reiten und wieder verschwinden. Dies ist organisiert. Ganze Dörfer werden niedergebrannt. Sie töten sogar mit der Hand, um Munition zu sparen, und keine Folter wird ausgelassen...

Nathan schleppte sich ins Büro von Frau Cohen in der Zionistischen Siedlungsverwaltung, nahm die Mütze vom Kopf, stellte seinen Rucksack ab und setzte sich vor ihren Schreibtisch. »Bist du ganz sicher, daß du das willst?« erkundigte sie sich. »Ja.«

Frau Cohen, eine stattliche, mütterliche Frau, schüttelte

bekümmert den Kopf. »Mein Mann und ich sind mit der zweiten alija nach Palästina gekommen. Ich weiß, es ist schwer zu glauben, aber die Situation war damals viel schwieriger als heute.«

»Ich brauche keine Standpauke von dir«, sagte Nathan. »Ich habe das Recht dazu«, gab Frau Cohen zurück. »Ich habe im Krieg eine Tochter zu Grabe getragen. Sie ist verhungert. Mein Mann wurde von den Türken gefoltert, weil er für die Engländer spioniert haben sollte. Er war verkrüppelt und starb an seinen Verletzungen.«

»Und mit diesen gräßlichen Erinnerungen kannst du in Palästina weiterleben?« fragte Nathan fassungslos.

»Wie könnte ich hier nicht weiterleben? Soll ich meinem Mann und meiner Tochter sagen, es war alles umsonst? Ich sehe, wie sich die Dinge von gestern auf heute und von heute auf morgen verändern. Gib uns ein oder zwei Jahre, Nathan. Der Arbeiterbund wird es erreichen, daß sich die Bedingungen verbessern. Die Haganah hat die arabischen Greueltaten gestoppt. Und vor allem: Der Antrag, das gesamte Yizreel-Tal zu kaufen, ist durch! Wir werden sofort mindestens ein Dutzend neue Siedlungen anlegen können. Ich könnte dich einer davon zuteilen.«

Nathan schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Aber wo willst du hin? Die Pogrome in Rußland und Polen sind schlimmer als alles, was Europa seit dem Mittelalter erlebt hat.«

»Nach Amerika.«

»Na schön. Hast du Verwandte in Amerika, die dir die Überfahrt bezahlen und für dich bürgen?«

»Ja.«

Sie nahm ein paar Formulare von ihrem Schreibtisch und schob sie ihm zu. Nathan begann leise zu weinen.

»Schon gut«, versuchte sie ihn zu beschwichtigen. »Du bist nicht der einzige, der Palästina verläßt.«

»Der Zionismus hat mich enttäuscht«, schluchzte er.

DRITTER TEIL

AMERIKA! AMERIKA!

GIDEON

Mitla Pass 30. Oktober 1956

D-Day plus eins

Schwer zu sagen, wann mein ekstatischer Höhenflug in entsetzte Erkenntnis überging. Eben noch summte ich vergnügt in meinem morphiumbedingten Nebel vor mich hin, als das beruhigende ssss sich plötzlich in ein feindseliges ßßßß verwandelte, lauter und lauter wurde und dann in ein schrilles, ohrenzerreißendes Kreischen umschlug.

Im selben Moment, als ich mühsam die Augen öffnete, spritzten rings um mich her bösartige Fontänen aus Erde und Steinen empor wie kleine Geysire, und messerscharfe, winzige Steinsplitter regneten auf mich herab wie Hornissenstiche. Maschinengewehrfeuer! Ich nahm noch ganz kurz Schlomo wahr, der sich sofort über mich warf und mich mit seinem Körper deckte. »Keine Bewegung!« schrie er mich an.

Kaum hatte Schlomo mich zu Boden gedrückt, da verstummten die MG-Salven schon wieder, und das Kreischen verklang schnell in der Ferne. Wir wurden von Tiefflieger-Jets angegriffen. Schlomo rollte von mir herunter. »Alles in Ordnung?« erkundigte er sich. »Verdammt noch mal, wo sind wir hier?« Und dann fiel es mir wieder ein: der Lydda Airport... Val und meine Töchter, die Israel mit den Flying Boxcars verließen... der Strand... Natascha... Grover Vandover... der quälend lange Flug der Dakotas zum Sinai… der Fallschirmabsprung... Der Fallschirmabsprung! Himmel! Hatte ich mich nicht bei der Landung verletzt?

Das Kreisen kehrte zurück... lauter... lauter... lauter! Diesmal zuckte die Erde unter den Einschlägen der Geschosse, als die

ägyptischen MIGs mit heulenden Turbinen fast greifbar dicht über uns hinwegdonnerten - mit einem Geräusch, das mir beinah den Schädel zerriß. Widerliche Schweine! Schlomo warf sich abermals über mich.

»Runter von mir, du blöder Affe!« schrie ich ihn an und hob gerade noch rechtzeitig den Kopf, um die Rauchfahnen von zwei davonjagenden Jets zu erkennen. Ich stützte mich auf die Ellbogen hoch und sah zu, wie unsere Wachtposten erfolglos hinter ihnen herfeuerten.

»Sani! Sani!«

Wenige Meter von uns entfernt war ein Fallschirmjäger getroffen worden. Er sah fürchterlich aus, sein Oberkörper war blutüberströmt.

»Liegenbleiben!« befahl mir Schlomo. »Sie kommen zurück.« Ich beobachtete, wie die MIGs, zwei winzige Punkte, am Horizont auftauchten, eine weite Kurve flogen und dann immer größer wurden, während sie die Nasen für einen weiteren Tiefflug senkten.

Auf einmal jedoch zogen die Ägypter wieder hoch und stiegen in den Himmel hinauf. Schlomo beobachtete sie durch den Feldstecher.

»Yahoo, Gideon!« schrie er. »Yahoo! Yahoo! Unsere Jungens sind ihnen auf den Fersen!«

Zwei weitere Punkte jagten den beiden MIGs nach, die ihr Heil in der Flucht über den Kanal suchten. Jubelrufe ertönten ringsum, dann kam ein einhellig erleichterter Seufzer. Die Aufmerksamkeit wandte sich dem Verwundeten zu.

Im Laufe der Nacht, während ich bewußtlos war, hatte man die Verwundeten von dem viel zu exponierten Lager in ein kleines Wadi geschafft, das uns einen gewissen Schutz bieten konnte. Zwar gab es nirgends eine erwähnenswerte Deckung, aber es ist erstaunlich, wie unsichtbar man sich auch in der kleinsten Vertiefung machen kann.

Der Rest des Löwen-Bataillons war in Gewaltmärschen zum Eingang des Mitla Pass vorgerückt und hatte sich dort auf günstig erhöhtem Terrain eingegraben, um zu verhindern, daß die Ägypter ausbrechen und ihre Truppen im Sinai verstärken konnten. Ebenfalls im Laufe der Nacht waren per Fallschirm Nachschub, Artillerie und Jeeps abgeworfen worden. Von den zwölf Jeeps waren fast alle stark beschädigt. Eine ganze Anzahl Reifen platzte beim Aufprall, andere Fahrzeuge schlugen mit dem Motor voran auf den Boden. In tiefer Dunkelheit, um kein Feuer aus dem Pass auf sich zu ziehen, wrackten die Männer sechs von den beschädigten Jeeps ab, um die restlichen sechs mit den Ersatzteilen funktionstüchtig zu machen.

Dr. Schwartz stellte den Verwundeten ruhig und brachte die Blutung unter Kontrolle. Zu diesem Zeitpunkt etwa erinnerte ich mich an meine eigenen Schmerzen, die mit dem Nachlassen der Morphiumwirkung allmählich wieder unerträglich wurden. »Laß mich dieses Scheißding mal ausprobieren«, verlangte ich. Sehr behutsam zog mich Schlomo auf die Füße und hielt meine Hand fest, damit ich mich auf ihn stützen konnte. Durch die zerrissene Hose musterte ich meine Hüfte. Sie sah aus wie eine verfaulte Banane und war noch immer zur Größe eines Basketballs angeschwollen. Vorsichtig begann ich das Bein zu belasten, wagte einen einzigen Schritt und fiel sofort in Schlomos Arme. Langsam versuchte ich mich von ihm zu lösen. Ich konnte mich zwar auf den Beinen halten, mein Gleichgewicht aber fand ich kaum. Humpelnd legte ich einige windschiefe Schritte zurück und wirkte dabei vermutlich wie der Glöckner von Notre-Dame. Na ja, ich konnte mich wenigstens schlecht und recht selbständig bewegen. »Na, wie sieht's aus?« erkundigte sich Schlomo. »Scheiße.«

Ein paar weitere Schritte noch, jeder ein bißchen sicherer als der andere, aber es tat höllisch weh. Ich sank zu Boden. »Meine Teilnahme am Hundert-Meter-Lauf wirst du wohl absagen müssen«, stellte ich fest.

»Was willst du denn, ist doch gar nicht so schlecht«, entgegnete Schlomo. »Wie Dr. Schwartz sagt, wirst du dich in drei bis vier Tagen wieder ganz anständig bewegen können. Also mach langsam. «

»Gibt's irgendwo was zu essen?«

Während Schlomo eine Dose unserer Ration öffnete, genehmigte ich mir ein paar Schluck Wasser, um mir den Staub und den unangenehmen Geschmack aus dem Mund zu spülen. »Trink nur tüchtig«, forderte mich Schlomo auf. »Die Ägypter haben uns beim Monument einen vollen Tanklaster mit Wasser hinterlassen.«

Ich schluckte gierig. Wasser in der Wüste! Gott, war das ein herrliches Gefühl! Die Rationen allerdings bekamen mir nicht. »Wie, zum Teufel, schaffen es diese Hundesöhne in euren Küchen nur, etwas zu fabrizieren, das so grauenvoll schmeckt? Himmelherrgott, das ist ja schlimmer als die C-Rations beim Marine Corps, und was Schlimmeres als die C-Rations beim Marine Corps kann's gar nicht geben.«

»Koscher«, erläuterte mir Schlomo. »Wir müssen das Zeug koscher herstellen.«

»Und genau die haben die israelische Armee vermutlich so angriffslustig gemacht, diese beschissenen Rationen, wie?«

Schlomo beschwichtigte mich mit einer Orange aus seinem Tornister: War man mit Schlomo unterwegs, brauchte man niemals Hunger zu leiden. Eine Staubwolke, die in der Ferne vom Wüstenboden aufstieg, meldete die Ankunft des Konvois der sechs funktionsfähigen Jeeps. Zuerst wurde der verwundete Para aufgeladen und weggebracht. Dann kletterten wir anderen ›gehfähigen Verwundeten‹ auf die übrigen Jeeps, die uns in zwanzig Minuten zum Hauptquartier des Bataillons auf halber Höhe eines Hügels zwischen dem Parker Monument und dem Mitla Pass bringen sollten. Die Hektik nahm zu, während die Paras auf den hartgebrannten oder steinigen Boden einhackten,

um sich noch vor Einbruch der Dunkelheit einzugraben. Vier rückstoßfreie Geschütze und zwei schwere Mörser, die während der Nacht abgeworfen worden waren, wurden in Stellung gebracht und auf den Pass ausgerichtet. Von Major Ben Ashers Gefechtsstand aus bis zum vorgeschobenen Beobachtungsposten wurde eine Telefonleitung gezogen. Auf einem flachen Geländestreifen weiter unten legten die Männer Segeltuchplanen aus, um eine Landebahn zu markieren. Nur Minuten, nachdem die Planen befestigt waren, glitt wie ein Spielzeug eine kleine Piper Cub heran und kam tuckernd zum Stehen. Während der Verwundete mit einem Sanitäter an Bord verstaut wurde, überreichte der Pilot dem Major einen Stoß Meldungen. Schlomo und ich, die wir bei den Besprechungen der Offiziere anwesend sein durften, traten an die Peripherie des Kreises und hörten zu.

Der Rest der Para-Brigade, der mehr als einhundertfünfzig Meilen Wüstenpiste mitten durch den Sinai zu bewältigen hatte, um zu uns zu stoßen, war offenbar auf heftigen Widerstand der befestigten ägyptischen Stellungen gestoßen. Und auch die Wüste selbst fügte den Fahrzeugen und Panzerwagen Schäden zu. Der Kommandeur der Para-Brigade 202 war eine schon beinah legendäre Figur, ein gewisser Colonel Zecharia. Und so hatten wir wenigstens einen Gedanken, mit dem wir uns vorläufig trösten konnten: Wenn überhaupt eine Möglichkeit für einen Durchbruch bestand, dann würde er Colonel Zecharia gelingen. Doch da der Tag gerade erst begonnen hatte, lagen noch lange, mit Nervosität und möglicherweise Kämpfen erfüllte Stunden vor uns. Ungefähr vierzig Minuten, nachdem die Piper Cub wieder gestartet war, landete eine zweite, und die beiden Paras mit den gebrochenen Beinen wurden an Bord gehievt. Der Pilot brachte die beunruhigende Nachricht, daß auf der Straße, die vom Kanal herüberführte, eine ägyptische Marschkolonne in das etwa sechzehn Meilen entfernte andere Ende des Mitla Pass einrückte. Ben Asher gab den

übriggebliebenen gehfähigen Verwundeten den Befehl, sich zu versammeln, und beriet sich mit Dr. Schwartz. Nach Beendigung ihres Gesprächs kam der Major direkt zu mir. »Du wirst mit der nächsten Maschine zurückfliegen, Zadok«, erklärte er mir energisch, die Hände in die Hüften gestützt. Warum nur müssen diese verflixten Offiziere ihre Befehle immer mit den Händen in den Hüften erteilen?

»Das kannst du mir nicht antun, nachdem ich schon so weit gekommen bin!« protestierte ich.

»Du wirst entweder freiwillig gehen, oder ich werde dich fesseln lassen.«

»He, Major, mein alter Freund! Ich bin um die halbe Welt gereist, um hierherzukommen. Ich muß ganz einfach hierbleiben.« Er warf einen Blick auf meine Hüfte, schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen.

Instinktiv hielt ich ihn fest und zog durch meine Unverschämtheit zahlreiche neugierige Blicke auf mich. Alle glotzten, als Ben Asher meine Hände betont langsam von seinem Körper entfernte. Er schien drauf und dran, mich unter Arrest stellen zu lassen. »Die Verwundeten werden evakuiert«, entschied er. Dabei fuhr er fort, mich anzustarren, und dieser Blick wirkte wahrhaftig mehr als einschüchternd. Der Major war ein Betonklotz von einem Mann, der mich mit einem einzigen Rückhandschlag erledigen konnte. Ich bekam einen trockenen Mund und wußte, daß er sich schon vorstellte, wie ich erbleichend in Ohnmacht fiel. Er bückte sich, hob einen Stein auf, drehte sich um und warf. Der Stein flog über dreißig Meter weit.

»Wenn du nicht verwundet bist, dürfte es dir nicht schwerfallen, den Stein zu holen und innerhalb von einer Minute hierher zurückzubringen«, sagte er und begann sofort, auf seiner Uhr die Zeit zu stoppen.

»Eine Verwundung und eine Verletzung sind nicht dasselbe«,

wandte ich flehend ein. »Das weiß jeder.«

»Du hast zehn Sekunden verschwendet«, stellte er fest. »Aber... verdammt noch mal, ich muß einfach hierbleiben!« Ich weiß nicht, was in mich gefahren war, ich wußte nur, daß ich etwas Drastisches tun mußte, und zwar sofort. Aus irgendeinem seltsamen Grund konnte ich schon von klein auf kopfstehen. Bei den Marines machte es mir großen SPass, andere Soldaten zu einem Kopfstandwettbewerb zu überreden, besonders wenn wir einen halben Kasten Bier geleert hatten. Ebensogut hätte ich ihn zum Armdrücken auffordern können, hätte der Umfang seiner Arme mir nicht den Mut genommen.

Also stellte ich mich auf den Kopf. O Gott, ich hatte das Gefühl, als würde mir das verdammte Bein abfallen! Aber ich war fest entschlossen, komme was wolle, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Mein kleines Kunststückchen verblüffte Ben Asher, das erkannte ich sogar von unten. Die Grizzlybär-Arme sanken von den Hüften, er starrte mich offenen Mundes an. Plötzlich brachen einige Paras in Jubelrufe aus. Der Major musterte jeden einzelnen von ihnen mit finster drohendem Blick. Ich verharrte in meiner lächerlichen Position, obwohl jeder Quadratzentimeter meines Körpers zu schmerzen begann. Ben Asher wollte wohl abwarten, wie lange ich es aushalten würde.

Das war inzwischen kein Spielchen mehr. Ich spürte, wie meine Halsadern schwollen und mir am ganzen Körper der Schweiß ausbrach. Mir wurde schwindelig, und fast wäre ich ohnmächtig geworden.

»Du bist ein richtiger Nervtöter, Zadok«, erklärte er. »Na schön, du dämlicher Mistkerl, komm endlich runter von deiner Birne. Du kannst bleiben.«

Als Schlomo mir aufhalf, brachen die Männer in Jubel aus. Ben Asher fuhr herum und fauchte sie so wütend an, daß sie abrupt den Mund hielten; dann gestattete er sich den Anflug eines winzigen Grinsens.

Wir wurden vom Krieg in Gestalt eines halben Dutzends Mörsergranaten aufgescheucht, die dicht neben uns einschlugen. O Gott, wenn ich etwas aus tiefstem Herzen hasse, dann Mörser. Die sind schon da, bevor man auch nur die geringste Chance hat zu reagieren, und wenn sie detonieren, fegen sie einen so brutal weg, daß man vollkommen groggy und halbtot liegenbleibt. Ben Asher war schon am Feldtelefon, um unserem vorgeschobenen Posten Befehle durchzugeben, und kurz darauf erwiderten unsere eigenen Mörser und rückstoßfreien Geschütze das Feuer. Der ägyptische Granathagel verstummte. Ben Asher schickte einen Stoßtrupp voraus, der die Ägypter aus ihren Stellungen aufstöbern sollte.

Zum Glück handelte es sich um einen typisch ägyptischen Stippangriff. Kaffeehaussoldaten. Ohne jede Gegenwehr gaben sie ihre Stellung auf und flohen in den Pass hinein. Das bedeutete allerdings nicht, daß sie im Schutz der Dunkelheit nicht den Versuch machen würden, sich wieder herauszuschleichen und uns eine gestörte Nachtruhe zu bescheren.

Nachdem der Stoßtrupp die Stellung gesichert hatte, beschloß Ben Asher, sie mit mehr Mannschaften zu besetzen und als eigenen vorgeschobenen Posten zu benutzen. Eine Gruppe mit schweren MGs und Gewehren bezog Stellung und grub sich ein. Und so rückten wir entgegen unserem Befehl allmählich doch in den Pass hinein vor.

Der Major war wegen der hereinbrechenden Nacht besorgt. Der Pass war gut vierzehn Meilen lang. Die Ägypter konnten auf der anderen Seite des Mitla Pass, außerhalb unserer Reichweite, mit Schlauchbooten über den Kanal setzen und Gott weiß wie viele Truppen in den Pass schicken.

Durch meinen Feldstecher sah ich zu, wie die Telefonleitung bis zum neuen Beobachtungsposten weitergezogen wurde. Der Mitla Pass begann seine seltsame Faszination auszuüben. Das Kriegerblut verlangte: »Geht hin und erobert dieses verdammte

Ding.« Doch der Verstand riet zur Vorsicht. Dort drinnen lauerte mit Sicherheit eine tödliche Falle.

»Gott helfe uns, wenn wir je da hinein vordringen und ihn erobern müssen«, sagte Schlomo. Ich stimmte ihm zu.

Es war erst neun Uhr morgens. In der Ferne hörten wir Geräusche. Wessen Flugzeuge waren das? Waren es die Israelis, die den ägyptischen Konvoi hinter dem Pass angriffen? Oder waren es die Ägypter, die in Massen aufstiegen, um uns von der anderen Seite des Kanals her zu provozieren? Vielleicht, ganz vielleicht waren es ja auch die Engländer und Franzosen, die herüberkamen, um die ägyptischen Fliegerhorste zu neutralisieren. Schlomo und ich zogen uns in unseren Unterstand zurück. »Tolle Show, die du da abgezogen hast«, sagte er. »Dieser Ben Asher hat mich wirklich gefressen.«

»Nein, er liebt dich. Der hat immer so seine Probleme mit dem Lächeln.«

Ein plötzlicher scharfer Schmerz überfiel mich mit kleinen Krämpfen. Ich schnürte meinen Stiefel auf. Das ganze Bein wurde allmählich lila... und blau... und hellgelb... bis zur Fußsohle hinab.

Nachdem ich mein Scharmützel mit dem Major gewonnen hatte, konnte ich jetzt unmöglich aufgeben, aber ich fragte mich, wie ich es bei diesen Schmerzen aushalten sollte.

»Meinst du, du könntest Dr. Schwartz überreden, noch einmal nach mir zu sehen? Ich brauche möglicherweise noch eine Spritze. Nur eine ganz kleine, winzige.«

Der Doc kam und untersuchte mich. »Hmmm. Schön dick und schwammig geworden«, stellte er fest. »Übrigens, das war eine großartige Vorstellung, die du Major Ben Asher gegeben hast«, fuhr er dann fort. »Mach so was noch einmal, und du hast eine prächtige Chance für einen Schock.« Die Untersuchung war schmerzhaft.

»Mit diesem Bein darfst du auf keinen Fall auftreten«,

entschied der Doc.

»Wie wär's mit einer von diesen wunderbaren Morphiumspritzen?«

»Du solltest sie nicht zu sehr genießen«, warnte er mich. Zum erstenmal in meinem ganzen Leben war ich tatsächlich froh, daß mir ein Arzt eine Nadel in den Hintern stach. »Danke, Doc«, sagte ich herzlich.

Und auf ging's! Ich lehnte mich zurück, überschattete meine Augen und beobachtete interessiert, wie die grausame Wüstensonne höher stieg und heißer wurde. Unser Schatten war minimal... der Wasservorrat ausreichend. Ich verschaffte mir ein paar nasse Lappen für den Nacken.

... Los doch, Baby, erlöse mich von den Schmerzen, bring den Sinai zum Glühen... die fernen Horizonte sind erfüllt vom Geräusch der Flugzeuge... ihre... unsere... wer weiß?... Also jedenfalls, ich hab' meine Mom zum Abschied geküßt und bin nach dem Urlaub wieder an die Küste zurück... Mir wird schon nichts passieren, Mom... Bist du nicht stolz auf deinen Marine?... Ach Mom... Ich wünschte, ich könnte es dir erzählen... Du brauchst dir keine Gedanken zu machen über das Telegramm vom Marine Corps... Ich bin wirklich nicht so schwer verwundet, nur ein kleines Schrapnell in der Schulter... Das kommt ehrlich wieder in Ordnung... Ich wünschte, ich könnte dir erzählen, daß wir jetzt in Sicherheit sind, in Neuseeland... Weißt du, Mom, es schmerzt so sehr, wenn ich daran denke, wie ich die Tür aufgemacht und dich mit diesem Kerl da im Bett gesehen hab'... Und nicht wußte, wer, zum Teufel, das bloß war.

... Mom sah mich im Kommodenspiegel, schrie auf, zog schnell ein Handtuch über sich, ohrfeigte mich und schlug mir die Tür vor der Nase zu... Später sagte sie dann, es täte ihr leid... aber... ich hatte doch gemerkt... weißt du... Es tut weh, wenn man ein neunjähriger kleiner Junge ist...

... Irgendwie empfinde ich immer den Wunsch, Frauen verächtlich zu machen... als wären sie eine Seuche. Ich bin hinter ihnen her, versuche sie zu erobern, und dann lass' ich sie fallen... aber immer auf nette Art... gentlemanlike...

... He, Mann!... Die alte Hüfte fühlt sich gar nicht mehr so schlimm an... Junge!... Schweben, schweben... huiiii...

Vor der Schlacht, geliebte Mutter, Denk ich sehnsuchtsvoll an Dich...

VON IRLAND NACH AMERIKA

Queenstown, Port of Cork, Irland, 1887

Der amerikanische Generalkonsul wartete mit versiegelten Kuverts am Kai, während die USS Quinnebaug festmachte. Er wurde an Bord gepfiffen und vom Skipper des Dampfers, Captain Percy Holifield, schneidig begrüßt. Nach dem Austausch einiger liebenswürdiger Floskeln und einer Verabredung zum Dinner an Land zog Captain Holifield sich in seine Kabine zurück und öffnete die Kuverts eins nach dem anderen.

Der Inhalt des ersten bewirkte, daß sein Gesicht sich zu einem breiten, zufriedenen Grinsen verzog. Es war die längst erwartete Beförderung zum Commodore und die Versetzung auf einen neuen Posten, den er sich schon seit Jahren wünschte. Er genehmigte sich ein Glas Portwein, stellte sich vor den Spiegel und prostete sich, nachdem er sich lange bewundernd betrachtet hatte, fröhlich zu: »Auf Commodore Percy Poindexter Holifield, den nächsten Direktor der United States Naval Academy.« Beschwingt setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch und studierte die restlichen Mitteilungen. Nach einem Zwischenstop von einer Woche für erforderliche Reparaturarbeiten in Cork sollte die Quinnebaug mit langsamer Geschwindigkeit nach Portsmouth, England, weiterfahren. Dort sollte sie sich als Vertreter Amerikas bei den Feierlichkeiten zum Goldenen Jubiläum der Queen Victoria einer internationalen Flottille von Wasserfahrzeugen anschließen. Später sollte er von seinem Posten abgelöst werden, unverzüglich in die Vereinigten Staaten zurückkehren und sich zur Academy begeben.

Die Quinnebaug, eine Tausendneunhundert-Tonnen-Korvette mit Segeln und Schrauben sowie einer Besatzung von

zweihundert Mann einschließlich Offizieren, gehörte zu einer Abteilung von zwei Schiffen, die die europäische Basis darstellte. Seit drei Jahren segelte Percy Holifield mit seinem Schiff Runde um Runde endlose Anlaufhäfen an, um ›Flagge zu zeigen‹. Seine Route hatte ihn bis zu so außergewöhnlichen Häfen geführt wie Samos, Zante, Villefranche und Latakia, und dann auf die heiße Tour an der afrikanischen Westküste entlang nach Orten wie Monrovia, Junk River und Libreville. Ein Karrierefriedhof, von dem er soeben erlöst worden war.

Er setzte seine Unterschrift unter eine Genehmigung für Landgang. Die irischen Mitglieder seiner Crew, und das war beinah die Hälfte der Männer, sollten fünf Tage Urlaub bekommen, während die anderen sich mit drei Tagen an Land begnügen mußten. Holifield kontrollierte die Liste all dessen, was erforderlich war, um sein Schiff aufzumöbeln und sicherzustellen, daß es voll Stolz Amerika repräsentieren konnte, dann schrieb er detaillierte Reparatur- und Wartungsbefehle aus.

Er trat an seine Seemannskiste und holte aus ihren Tiefen einen Ballen blaues Marinetuch, mehrere Rollen Goldlitze und einige Päckchen Knöpfe hervor. Aus diesen Zutaten wollte er sich eine neue Commodore-Uniform schneidern lassen. Es würde eine endlose Kette geselliger Zusammenkünfte mit den Kapitänen der verschiedenen europäischen Seestreitkräfte geben. Und obwohl die Amerikaner während des Bürgerkriegs auf dem Gebiet der Seekriegsführung Riesenfortschritte gemacht hatten, blickten die Europäer noch immer mit Geringschätzung auf die Yankees herab, vor allem auf deren spartanische Uniformen. Na schön, er würde schon dafür sorgen, daß sie an ihren Epauletten erstickten!

Nachdem er für die Korvette wie auch die Crew alles geregelt hatte, bestellte er sich eine Kutsche und machte sich mit seinem Tuchballen, den Goldlitzen sowie mehreren Fotos von Commodore-Uniformen auf den Weg nach Cork. Die Kutsche hielt vor dem Haus von Callaghan and O'Brien, dem feinsten

Herrenmodengeschäft der Stadt an der Grand Parade, Corks eleganter Einkaufsstraße. Mr. Callaghan höchstselbst überbrachte ihm die niederschmetternde Nachricht. »Tut mir aufrichtig leid, Exzellenz, aber es ist uns absolut unmöglich, einen so komplizierten Auftrag in weniger als einem Monat auszuführen, da wir schon jetzt erheblich im Rückstand sind.«

»Es ist Ihnen doch wohl klar, daß es hier um die Flottille der Königin geht.«

Callaghan legte den Kopf schief, biß sich auf die Lippe und stieß einen mitfühlenden Seufzer aus. »Ach wissen Sie, Sir, wenn Sie Engländer wären, würd' ich Ihnen ja jetzt eine Menge Lügen auftischen, dem Skipper eines amerikanischen Schiffes, wie Sie einer sind, würde ich das jedoch niemals antun. Ich habe viele Verwandte in Amerika, Sir, daher werde ich aufrichtig mit Ihnen sein.«

»Aber Herrgott, Mann, sehen Sie sich doch diese Lumpen an, in denen ich rumlaufe! Die sind mir an der afrikanischen Westküste am Körper verrottet.«

»Ein Jammer, Sir, wirklich ein Jammer. Entschuldigen Sie mich eine Sekunde«, sagte Callaghan und redete ernsthaft mit seinem Partner. Dann kehrte er zu dem verzweifelten Commodore zurück. »Es besteht da eine Möglichkeit, nur eine winzige Chance, verstehen Sie? In Queenstown, wo Ihr Schiff liegt, gibt es einen jüdischen Schneider, der sich auf Marine-Uniformen spezialisiert hat. Einfache Matrosen, hauptsächlich, aber es sollte einen Versuch wert sein.« Damit schrieb er den Namen und die Adresse eines gewissen Moses Balaban auf einen Zettel.

Der Commodore fuhr nach Queenstown zurück und hielt am Kai, nur wenige Häuserblocks von dort entfernt, wo die Quinnebaug festgemacht hatte. Als Holifield aus der Kutsche stieg, stand er vor einem winzigen Schaufenster mit der unauffälligen Aufschrift M. BALABAN - SCHNEIDER. Seine

Enttäuschung war groß, denn die Jalousien waren herabgelassen. Energisch rüttelte er am Riegel der Ladentür, dann hämmerte er an ein Fenster. »Heda! Jemand zu Hause?«

»Kann ich Ihnen helfen, Herr Admiral?« ertönte eine Stimme hinter ihm.

Als er sich umwandte, fiel sein Blick auf eine unangenehme Person, deren Atem nach Rum stank, einen Mann jenes verkommenen Typs, wie er sich in jedem Hafen der Welt herumtreibt. »Wissen Sie, wo der Besitzer wohnt?«

»Versuchen Sie's mal am Hintereingang, Euer Gnaden.« Abermals hämmerte und rief Percy Holifield. »Das, äh, wird Ihnen vermutlich nicht viel helfen, Sir. Heute ist Sabbat für den alten Moses, deswegen wird er nicht vor Sonnenuntergang rauskommen. Ganz anständiger Kerl. Hebräer, wissen Sie.«

Der Commodore schäumte; dann gab er dem Mann eine Twopence-Münze, für die sich dieser wortreich bedankte. Holifield zog seine Taschenuhr heraus. Zwei Stunden noch bis Sonnenuntergang. Nach einem weiteren Versuch mit Hämmern und Rufen holte er tief Luft, verschränkte die Hände auf dem Rücken und ging, mit einem Auge die Sonne beobachtend, vor dem Geschäft auf und ab. Als sich endlich die Dämmerung über den Hafen senkte, klopfte er wieder, diesmal jedoch höflich. Gleich darauf wurde die Tür einen Spaltbreit geöffnet, und da stand Moses Balaban, ein schmächtiger Jude, ungefähr Ende Zwanzig, mit strähnigem Spitzbart, einem schwarzen, runden Käppchen auf dem Kopf und einem breiten Schal um die Schultern. So wie er aussah, hätte er gut den Shylock aus dem Kaufmann von Venedig spielen können. »Warum schlagen Sie hier soviel Krach?« wollte er wissen, zu Holifields Verwunderung mit unverkennbar irischem Akzent. »Sie haben meinen Sabbat entweiht.«

Der Commodore, der es nicht gewohnt war, zurechtgewiesen zu werden, knirschte zwar mit den Zähnen und murmelte einen

Fluch, bezwang aber seinen Stolz, denn er brauchte diesen Burschendringend. »Ich bitte um Verzeihung, aber ich suche verzweifelt einen Schneider. Sind Sie Mr. Balaban?«

Der Jude musterte ihn von Kopf bis Fuß, dann öffnete er ihm die Tür. »Treten Sie ein«, forderte er ihn kurz angebunden auf. Drinnen herrschte eine erschreckende Unordnung, eine Tatsache, die auf einen Marineoffizier, der ein blitzsauberes Schiff befehligte, abstoßend wirken mußte. Stoffballen lagen kreuz und quer durcheinander, auf den Schneiderpuppen hingen halbfertige Uniformen, angefertigt für Matrosen auf See, die sie erst nach ihrer Heimkehr abholen konnten. Die Luft war stickig und schlecht, und im Hinterzimmer hörte der Commodore die plärrenden Stimmen von zwei kleinen Kindern.

»Haltet den Mund, ihr da hinten«, rief Moses drohend, »sonst kriegt ihr was hinter die Löffel!« Er wandte sich an Holifield. »Und was ist, wenn ich fragen darf, so wichtig, daß Sie mich beim Beten stören müssen?«

»Mein Schiff, Sir, hat Befehl erhalten, nach England zu fahren, um an einer Feier zu Ehren Ihrer Majestät, der Queen Victoria, teilzunehmen. Nach monatelangen Seereisen sind meine Uniformen fadenscheinig geworden. Draußen in der Kutsche habe ich Tuch und alle anderen Zutaten, die Sie benötigen werden, sowie einige Fotografien der neuen Uniform. Ich bin bereit, Ihnen eine hübsche Prämie für den Auftrag zu zahlen. Natürlich ist mir klar, daß diese Uniform komplizierter anzufertigen sein wird als...« Mit erhobener Hand brachte Moses ihn zum Schweigen. »Ich bin Rumäne. Haben Sie mal gesehen, wieviel Lametta die Uniform eines rumänischen Admirals aufweist? Sie sind Amerikaner?«

»Allerdings, Sir.«

Nachdenklich blickte der Schneider durch die Tür auf den Hafenkai hinaus. »Von hier aus habe ich Tausende von Schiffen voll Iren und Irinnen nach Amerika auslaufen sehen. Dies ist ein

Hafen der Tränen, des Elends«, sagte er, als halte er Selbstgespräche. »Ihr Name?«

»Verzeihen Sie bitte. Ich bin Percy Holifield, soeben vom Captain zum Commodore befördert. Mein Schiff soll hier repariert werden. «

»Wann werden Sie nach England auslaufen?« Holifield schloß beide Augen und schickte ein Stoßgebet gen Himmel. »Nächsten Freitag.«

Langsam schritt Moses Balaban um den Commodore herum und musterte dessen Statur. Es würde schwierig sein, diese Figur zu verbessern. Der Mann war gedrungen und hatte sowohl einen Bauch als auch ein Hohlkreuz - eine Kombination, deren Kaschierung in so kurzer Zeit eine echte Herausforderung darstellte. Percy Holifields Augen tränten vor intensivem, stummem Flehen. »Sie haben sich nicht gut in Form gehalten«, stellte der kleine Jude fest.

Den Commodore durchfuhr es schmerzlich, aber er hielt den Mund.

Abermals schritt Moses Balaban um ihn herum, dann hob er auf einmal beide Hände. »Also gut, es ist zu schaffen.«

»Oh, danke, Sir, vielen Dank!« brach es aus Holifield heraus, der dem Schneider herzlich die Hand schüttelte. »Und ich möchte noch einmal betonen: Ihre Mühe wird reichlich belohnt werden.« Den Erguß des Commodores ignorierend, holte Moses das Maßband heraus. »Wir müssen aber sofort beginnen.«

In der darauffolgenden Woche verbrachten der Commodore und der rumänisch-irisch-jüdische Schneider notgedrungen zahlreiche Stunden miteinander, und so entwickelte sich eine gewisse Freundschaft zwischen ihnen. Balabans Söhne waren bezaubernd, etwa im selben Alter wie Holifields eigene. Doch Moses selbst war ein schwieriger Mensch, äußerte sich immer nur sehr kurz und legte ein höchst arrogantes Verhalten an den

Tag. Wenn Holifield den Laden betrat, sah er Moses unweigerlich mit gekreuzten Beinen auf einem Kissen mitten auf dem Zuschneidetisch sitzen und gewissenhaft mit eigener Hand sticheln. Begrüßt wurde er von dem Schneider mit einem angedeuteten Nicken. Wie der Commodore mit der Zeit erfuhr, war Moses im rumänischen Schwarzmeerhafen Constanta geboren, wo sein Vater und Großvater sich ihren Lebensunterhalt mühselig mit einer Spezialschneiderei für Marineuniformen verdienten. Der größte Teil der Aufträge bestand aus Reparaturen für einfache Matrosen, aber es gab gelegentlich auch Anfertigungen von Monturen für Offiziere niedrigeren Ranges. Die Kapitäne und Admiräle allerdings ließen sich ihre Dienstkleidung in Bukarest oder Paris anmessen. Die Balabans waren eine typische Großfamilie mit zwölf Kindern, acht Jungen und vier Mädchen. Nur der älteste Sohn konnte das Familiengeschäft übernehmen. Die anderen mußten zusehen, daß sie auswanderten. Drei männliche Balabans gingen nach England und Schottland, wo Schneider dringend gebraucht wurden. Einer von ihnen, Herman Balaban, ein überzeugter Junggeselle, heuerte auf einem britischen Transatlantik-Passagierschiff als Schiffsschneider an. Nach ein paar stürmischen Überfahrten kam er jedoch zu der Erkenntnis, daß dieses Leben auf See wohl doch nicht so recht sein Fall war, also schlich er sich in Queenstown von Bord, wo er schließlich im Hafen ein Schneidergeschäft eröffnete. »Und Ihre anderen drei Brüder, Moses?«

»In Savannah, Georgia. Die haben das Schneiderhandwerk endgültig aufgegeben, und das war gut so.«

Daß er von klein auf als unangenehmer, ja sogar bösartiger Mensch verschrien war - davon verriet er dem Commodore natürlich nichts. Seine Familie in Constanta wollte ebensowenig mit ihm zu tun haben wie seine Brüder in Schottland und Savannah. Es lief darauf hinaus, daß Bruder Herman, der sich in der fernen Kolonie Irland abrackerte, Moses schließlich als

Mitarbeiter aufnahm. Als Moses 1875 in Irland eintraf, war er fünfzehn, und es dauerte kaum fünf Jahre, bis er nach Hermans Tod bei einer Choleraepidemie den Laden ganz allein übernahm. Die jüdische Gemeinde in Irland bestand aus ein paar hundert Familien, die hauptsächlich in Dublin und Belfast angesiedelt waren, aber auch in Cork hatten sich einige niedergelassen. Im allgemeinen konnten die Juden dort in Frieden leben, nur waren sie schrecklich isoliert. In Cork gab es eine Synagoge und einen koscheren Schlachter, von einem traditionellen Gemeindeleben aber war keine Rede: keine hebräische Schule, keine jiddische Zeitung, keine Diskussionsgruppen, keine Theaterclubs, keine rituellen Bäder.

Das schien Moses jedoch nicht zu stören; er war ein Einzelgänger. An den Feiertagen oder bei besonderen Gelegenheiten besuchte er zwar die Synagoge in Cork, alles in allem bildete sein kleiner Laden in Queenstown jedoch seine persönliche Insel der Orthodoxie. Moses war ein mürrischer, geiziger Mann ohne Freunde, der kaum etwas anderes zu kennen schien als nähen, beten und mit einem alten Rentner Dame spielen. Einige Jahre, nachdem er das Geschäft übernommen hatte, schloß er einen Heiratsvertrag mit der Tochter eines armen Tischlers aus Belfast, die ihm zwei Söhne gebar: Saul und Lazar. Sie selber starb bei der Geburt des dritten Kindes, das ihr bald darauf nachfolgte. Als Witwer machte Moses genauso weiter wie zuvor; seine Söhne versorgte er mit Hilfe einer alten irischen Kinderfrau in der kleinen Wohnung hinter der Werkstatt.

Moses hatte die Fühler nach einem Ehevertrag mit einer zweiten Frau ausgestreckt, mußte jedoch feststellen, daß ihm in der jüdischen Gemeinde Irlands alle Türen verschlossen blieben, weil er in dem verdienten Ruf stand, ein hundsgemeiner Geizkragen zu sein. Es war bekannt, daß Moses in unerwartete Wutanfälle ausbrechen konnte, bei denen es oft genug Schläge für Frau und Kinder hagelte. Nachdem es in Irland kein

jüdisches Mädchen für ihn gab, wäre die einzige Möglichkeit für ihn gewesen, sich durch einen kostspieligen Vertrag mit einem Heiratsvermittler ein Mädchen aus der alten Heimat kommen zu lassen. Aber wer würde schon nach Irland kommen, nach Cork? Höchstens eine drittklassige, häßliche alte Jungfer, die in Rumänien keinen Ehemann fand. Von Zeit zu Zeit liebäugelte Moses mit Amerika, aber dann zögerte er doch immer wieder. Und seine Brüder in Savannah, die Moses und seine Tobsuchtsanfalle von klein auf kannten, waren nicht sehr scharf darauf, ihn zu sich zu holen.

Überdies lebte Moses in Cork am Hafen und wußte von zu vielen Amerikareisen, bei denen Emigranten im Auftrag skrupelloser Agenten auf Todesschiffen zusammengepfercht worden waren. Es gab furchterregende Geschichten von Seuchen und Todesfällen auf See, fast so schlimm wie die Transporte während der Zeit des Sklavenhandels und der Hungersnot. Hinzu kam, daß im gelobten Land selbst noch weitere Entbehrungen warteten. Wie Moses wußte, landeten die meisten Juden in New York, wo auf der Lower East Side ein riesiges Höllenloch von Getto entstanden war, in dem es schon jetzt von Schneidern wimmelte.

Also fuhr er fort zu nähen, zu beten, die Pennies zu sparen und seine Söhne anzuschreien, ohne auch nur ein Jota von der hohen Meinung abzuweichen, die er von sich und seiner Frömmigkeit hatte.

Am späten Freitag nachmittag schnallte sich Commodore Percy Poindexter Holifield den reich geschmückten Gürtel um, an dem ein blitzender Säbel hing, während Moses ihm den Dreispitz auf den Kopf drückte.

Dann baute er sich, überwältigt von seiner blendenden Erscheinung und von Bewunderung für sich selbst erfüllt, vor dem dreiteiligen Spiegel auf. Moses Balaban hatte ein Wunder

vollbracht! Und es sogar geschafft, dieses Meisterwerk drei Stunden vor dem Beginn des jüdischen Sabbat fertigzustellen. Er wandte sich um und schüttelte dem kleinen Schneider herzlich die Hand. »Wie kann ich Ihnen jemals danken, Moses?« Moses reagierte mit seiner spärlichen Version eines Lächelns. Im Hinterzimmer kreischten die Kinder.

»Dann wollen wir mal die Rechnung begleichen.« Holifield streckte ihm einen Beutel voll Goldmünzen entgegen. »Ich glaube, Sie werden feststellen, daß es sich um einen recht großzügigen Betrag handelt.«

Zu seiner größten Überraschung sah er jedoch, daß Moses abwehrend die Hände hob. »Sie schulden mir nichts«, erklärte er.

»Aber hören Sie, alter Junge, das kann nicht Ihr Ernst sein!«

»Der Talmud verlangt von uns einmal im Leben eine großmütige Geste. Sie kamen zufällig im richtigen Augenblick.« Moses, der in seinem Leben nur selten aufrichtig Buße getan hatte, wollte ganz sichergehen.

»Aber... aber...« stammelte der Commodore. »Nun gehen Sie schon! Spielen Sie den Dandy für die alte Queen, daß es ihr die Sprache verschlägt.«

Unmittelbar vor Sonnenuntergang glitt die USS Quinnebaug aus ihrem Dock. Moses Balaban winkte, seine beiden Söhne neben sich, dem Skipper nach, und dieser grüßte tief bewegt zurück. Bei den darauf folgenden vierzehntägigen Festlichkeiten in England entledigte sich der frischgebackene Commodore Percy Poindexter Holifield der Aufgabe, im Kreis der elegantesten Admiräle Europas sein Land zu vertreten, mit großem Erfolg. Nach Amerika zurückgekehrt, trat er seinen neuen Posten bei der Naval Academy von Annapolis an, vergaß aber weder den kleinen jüdischen Schneider noch die Tatsache, daß er noch immer in dessen Schuld stand.

Seine neue Stellung brachte viele gesellschaftliche Pflichten

mit sich - Partys, Dinners, Reisen nach Washington und so weiter-, die eine weit höhere Qualität der Kleidung erforderten als jene eines Offiziers im Seedienst. Als Direktor genoß er eine Reihe von Privilegien, darunter das Recht, einen Zivilisten zum Schneidermeister zu ernennen, doch leider besaßen seine neuen Uniformen bei weitem nicht das Flair von Moses Balabans Produkt. Einige Monate später erhielt Moses ein Schreiben des Commodore.

Mein lieber Freund Moses, nie habe ich die große Freundlichkeit vergessen, die Sie mir erwiesen haben, als ich Sie brauchte. Außerdem besitzt mein gegenwärtiger Schneidermeister, der die Offiziersuniformen anfertigt, bei weitem nicht Ihre Klasse.

Sollten Sie eine Einwanderung nach Amerika in Erwägung ziehen, betrachten Sie dieses Schreiben bitte als Angebot der Position eines Schneidermeisters der Naval Academy. Sie wird Ihnen ein bescheidenes, aber sicheres Auskommen garantieren, eine gute Wohnung und andere Vorteile. Wie ich hörte, gibt es in Baltimore, nur eine kurze Bahnfahrt von hier entfernt, eine große, blühende jüdische Gemeinde.

Sollten Sie geneigt sein, diese Reise zu unternehmen, brauchen Sie nur mit diesem Schreiben zum amerikanischen Konsul von Cork zu gehen, den ich angewiesen habe, für Sie und Ihre Söhne auf dem nächsten Schiff, das Baltimore direkt anläuft, eine angenehme Passage zu buchen.

Ich hoffe, Sie werden mein Angebot wohlwollend erwägen und mir gestatten, der Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, die ich Ihnen gegenüber all diese Monate lang empfunden habe. Mit Freuden und voll Hoffnung erwarte ich ein Transatlantikkabel mit der Mitteilung, daß Sie en route sind. Mit freundlichen Grüßen P. P. Holifield, Commodore, USN Direktor

U. S. Naval Academy Annapolis, Maryland

Annapolis, 1888

Wie versprochen, erlebte Moses Balaban mit seinen Söhnen Lazar und Saul eine angenehme Überfahrt. Der Wechsel von dem ständigen schlechten Wetter, der bitteren Armut und der ewigen Sorge in Cork zu dem blitzblanken, kleinen Juwel Annapolis brachte einen Lichtstrahl in Moses Balabans Leben.

Die Navy und ihre Institutionen erholten sich allmählich von ihrem langen Niedergang nach dem Ende des Bürgerkriegs. Die Academy selbst war zu einer Art Waisenkind geworden, dem es ständig an Geldzuwendungen und Direktiven fehlte. Der Übergang vom Segel zum Dampf, von primitiven, mit Eisen verkleideten zu stählernen Schlachtschiffen, von den alten Seebären zu erstklassig ausgebildeten Ingenieuren und Kanonieren brachte der Navy zahlreiche Veränderungen. Unter der Leitung eines legendären Admirals erfuhr das Schicksal der Academy eine dramatische Wendung, denn er entwickelte sie zu einer erstklassigen Universität. Die Stadt Annapolis schmiegte sich unweit der Mündung des Severn in die mächtige Chesapeake Bay reizvoll an die Ufer des Flusses. Sie war eine Ortschaft mit zahlreichen vorrevolutionären Gebäuden, voll malerischem Charme, ein idyllischer Anblick, wenn Land in Sicht kam, und ein angenehmer Platz zum Leben. Moses Balaban fand ein kleines Häuschen, nur wenige Minuten zu Fuß vom Campus entfernt, und engagierte eine Negermammy, die für ihn Söhne und Haushalt versorgte. O ja, sein Leben hatte sich zum Besseren gewendet, das spiegelte sich sogar in seinem Verhalten. Er war der Hausjude, ein Kuriosum, aber er stand unter dem Schutz des Commodore. Also wurde Moses nicht wie eine geheimnisvolle Bedrohung behandelt, sondern als Mann mit direkter Blutsverwandtschaft zur Bibel, dem aus diesem Grund Respekt entgegengebracht werden mußte. Er genoß

diesen neuen Status, kleidete sich flott in einen seiner drei feinen Anzüge, schwang sein Stöckchen und zog, wenn er flanierte und gleichermaßen mit Fähnrich, Offizier oder Zivilisten plauderte, höflich und tief den Derbyhut.

Es gab ein paar Dutzend jüdische Familien in Annapolis, zumeist Kaufleute, doch sie gehörten der reformierten Religionsrichtung an und waren weit eher Amerikaner als Juden. Mit denen wollte er nichts zu schaffen haben. In Irland hatte er wenig Neigung zu freundschaftlichem Verkehr mit den Nachbarn gezeigt, und das blieb auch in Annapolis so, nur daß hier alles viel besser war. Das einzige Bethaus war zwar eine winzige Kapelle für die jüdischen Fähnriche auf dem Campus, von denen es selten mehr als einen oder zwei in einer Klasse gab. Aber auch das störte Moses nicht besonders; er war es gewöhnt, allein zu beten. Fünfzehn Monate nach seiner Ernennung und sechs Monate nach Moses' Ankunft erlag Commodore Percy Poindexter Holifield nach einer heftigen Auseinandersetzung mit den Bürokraten friedlich und im Schlaf einem Herzanfall.

Als der neue Direktor auf dem Plan erschien, betete Moses, wie er noch niemals zuvor gebetet hatte. Doch er wurde nicht erhört. Konteradmiral Adam Harper hatte nicht sehr viel übrig für Juden. Aber er war ein vernünftiger Mensch und offerierte Balaban ein zunächst recht akzeptabel erscheinendes Arrangement. Zu den neu eingeführten Veränderungen gehörte unter anderem die Fertigungsmethode der Uniformen, vor allem die der Fähnriche. Bisher waren sie maßgeschneidert worden, doch nun holte sich Harper einen neumodischen Schneider, der die Kleidungstücke mit den Methoden der Massenproduktion am Fließband herstellte. Darüber ärgerte sich Moses Balaban, denn von nun an sollte er Hosen und Jacken nur noch in bestimmten Größen anfertigen und überdies Regierungsangestellter mit festem, jedoch recht magerem Gehalt werden. Nach einigen Monaten entschloß er sich zur

Kündigung.

Aber nicht ohne gründliche Planung.

In Irland war Moses über zehn Jahre lang ein Ausbund an Sparsamkeit gewesen und hatte eine kleine, aber recht anständige Geldsumme auf die hohe Kante legen können. Also machte er sich mit der Eisenbahn auf die eine Stunde und zwölf Minuten dauernde Fahrt nach Baltimore, wo die jüdische Bevölkerung nach Zehntausenden zählte, drehte die Runde durch verschiedene Agenturen und zog überall Erkundigungen ein.

Innerhalb weniger Wochen erfuhr er von einem Schneidergeschäft, das in Havre de Grace zu verkaufen war, einer Kleinstadt im Nordosten von Baltimore. Er fuhr hin und nahm es in Augenschein.

Havre de Grace, 1889-1901

Havre de Grace lag, genau wie Annapolis, an einem Fluß, der in die Chesapeake Bay mündete. Im Gegensatz zum Severn war der Susquehanna jedoch ein breiter Strom, der bis tief nach Pennsylvania hineinreichte und zum Teil schiffbar war. Die Stadt besaß sowohl Bahn- als auch Fährverbindungen. Es gab eine blühende Konservenindustrie zur Verarbeitung der Farmprodukte von der Ostküste, eine Pferderennbahn, einen Kanal, auf dem Lastkähne Kohle und Holz transportierten, sowie eine große Fischerei- und Austernfangflotte.

Das zum Verkauf stehende Geschäft bestand aus einem geräumigen Laden, fast dreimal so groß wie der in Queenstown. Es lag günstig in der St. John's Street am Fluß, und über dem Laden befand sich eine Privatwohnung. Mit Hilfe eines jüdischen Anwalts aus Baltimore machte er den Handel perfekt. Eintausendzweihundert Dollar in bar kosteten ihn Haus,

Inventar und der gute Wille des Vorbesitzers. BALABANS HERRENSCHNEIDEREI stand auf dem Schaufenster. Und so nahm Moses sein einsames, fast klösterliches Leben wieder auf, ein Ahasver unter den Nichtjuden. Daß es in Havre de Grace kein jüdisches Gemeindeleben gab, störte ihn nicht im geringsten. Schließlich war Baltimore nur eine kurze Bahnfahrt entfernt, und da war an den Festtagen mehr los als in Constanta und Cork zusammen.

Moses Balaban hatte sich längst dazu erzogen, nicht zu hören, was er nicht hören wollte, nicht zu sehen, was er nicht sehen wollte. Um seine Söhne zu guten Juden heranzuziehen, stopfte er sie jeden Abend mehrere Stunden lang mit Lektionen in Hebräisch und aus dem Talmud voll, hatte jedoch keinen einzigen Blick für die Außenwelt, in der sie lebten. Saul, sieben, und Lazar, acht, gehörten zu den fünf jüdischen Kindern von Havre de Grace, die im schulpflichtigen Alter waren. Zum erstenmal in ihrem Leben hörten sie die Wörter kike und sheeny - in etwa Itzig und Schmierjud - und lernten ihre Bedeutung kennen. In der Isolierung, in der sie lebten, mußten sie entweder kämpfen oder untergehen.

Ihre blutigen Nasen, blaugeschlagenen Augen, Beulen und Blutergüsse kümmerten Moses nicht; er sorgte sich ausschließlich um ihre zerrissene Kleidung, für die er automatisch Ohrfeigen austeilte, ohne sich ihre Erklärungen anzuhören. So wuchsen sie zu harten Burschen heran und wurden von den nichtjüdischen Kindern bis zu einem gewissen Grad akzeptiert; die Lehrer dagegen suchten sich fast immer sie zur Bestrafung heraus. Sie wurden so oft mit dem Lineal auf die Fingerknöchel geschlagen, daß ihre Hände ständig geschwollen waren. Da sie in diesem Zustand labilen Gleichgewichts leben mußten, bekamen Saul und Lazar schmerzhaft zu spüren, daß sie anders waren als die anderen, und wurden allmählich verschlagen und wild.

Moses nähte, betete und rammte den Söhnen den Talmud

zwischen die Zähne. Wann immer es die Lage erforderte - normalerweise einmal die Woche -, entspannte er sich, genau wie in Irland, bei einer Prostituierten. Hier war es eine Schwarze, die mit ihren sechs Kindern in einer Hütte auf einer kleinen Farm am Stadtrand hauste. Während die Jungen sehr schnell heranwuchsen und täglich unbezähmbarer wurden, erkannte Moses, daß eine drastische Veränderung angezeigt war. Er brauchte eine Ehefrau, die das Haus versorgte, die kochte, sich um seine Söhne kümmerte und ihm bei Nacht zu Willen war.

An jedem Freitag schloß er am frühen Morgen sein Geschäft, fuhr mit dem Zug nach Baltimore und tat sich in jenen Kreisen um, die sich mit Ehevermittlungen befaßten.

So fiel sein Blick eines Freitagabends auf Hannah Diamond, als diese nach dem Gottesdienst vom Frauenbalkon der Synagoge herabkam. Und zum erstenmal in seinem Leben glomm der Funke der Liebe in seiner finsteren Seele auf.

Hannah Diamond saß vor dem Toilettenspiegel des Umkleideraums hinten in ihrem Laden. Ihre Miene war nachdenklich, fast bedrückt. Um ein wenig Farbe in ihr Gesicht zu zaubern, kniff sie sich kräftig in die Wangen.

Hannah wurde schon bald neunzehn und war aus freien Stücken ledig geblieben. Verdammt noch mal, dies war Amerika! Obwohl sie keine Aussteuer in die Ehe mitbrachte, hatte es ihr nie an passenden Bewerbern gefehlt. Und da ihre beiden Eltern tot waren, konnte sie tun und lassen, was immer sie wollte. Amerika war es, das ihr diese Wahl, diese Freiheit, geschenkt hatte. Gewiß, es war schwer, sich eine relative Unabhängigkeit zu bewahren. Rings um sie her wurden überall Ehen geschlossen, und die Leute zeigten allmählich mit dem Finger auf sie. Jedesmal, wenn sie in ihrem Entschluß wankend wurde und dicht davor war, ja zu sagen, machte sie einen

Rückzieher und dachte an ihre verstorbene Mutter sowie an das lebendige Beispiel ihrer älteren Schwester Sonja. Sie rief sich all ihre logischen Einwände ins Gedächtnis zurück - in Wahrheit aber fühlte sie sich in Gegenwart von Männern ganz einfach unbehaglich. Sie war entschlossen, auf gar keinen Fall das elende Leben in Kauf zu nehmen, zu dem Mutter und Schwester verurteilt waren. Und Momma hatte ihr schon damals, in der alten Heimat, stets eingeschärft, daß alle Männer, besonders aber ihr eigener Vater, nur auf der Welt waren, um den Frauen Schmerz zuzufügen. Und Schmerz hatte er Momma wahrhaftig zugefügt. An jedem einzelnen Tag ihrer Ehe, vor allem, wenn er seine Tobsuchtsanfälle kriegte und Momma windelweich prügelte. Völlig zu Recht gab Hannah dem Vater die Schuld sowohl am frühen Tod ihrer Mutter als auch an ihrer eigenen Abneigung gegen die Männer.

Mendel, ihr Bruder, hatte sich den Daumen abhacken wollen, um nicht in der russischen Armee dienen zu müssen, hatte die Sache aber vermasselt. Mendel wurde abgeholt und später nach Sibirien geschickt, wo er fünfundzwanzig Jahre militärischen Strafdienst ableisten mußte. Es war nichts Neues, daß man von den zum Strafdienst im Fernen Osten gezwungenen Juden kaum jemals wieder etwas hörte. Mendel wählte den Weg des geringsten Widerstands, ließ sich taufen und heiratete eine Frau asiatischer Herkunft. Als es zu den Pogromen von 1881 kam, waren Momma und Poppa schon tot. Völlig auf sich allein gestellt, machten sich die Diamond-Schwestern mit Hunderttausenden anderer Juden zusammen auf die Flucht. Die meisten landeten auf der armseligen Lower East Side von Manhattan, einem mauerlosen Getto von zwei Quadratmeilen Ausdehnung und das dichtbewohnteste Viertel der ganzen Welt; ein Ort der Armut und des Elends mit Mietskasernen voll Küchenschaben und Ratten, eine Brutstätte für Tbc, ein Jagdgrund für Ausbeuter, die ganze Scharen billiger Arbeitskräfte suchten, Glutofen im Sommer, Eiskeller im

Winter.

Zwei Jahre später sammelte eine Gruppe von Cousins und Cousinen, Tanten und Onkeln genügend Geld, um die Mädchen nach Baltimore zu holen. Wo man wenigstens saubere Luft atmen und sich ein bißchen von der fauligen Atmosphäre New Yorks erholen konnte.

Mit dreihundert Dollar, die sie sich bei der Hebrew Free Loan Society borgten, eröffneten sie mitten im armen jüdischen Viertel von Baltimore, in der Lombard Street, den Diamond Sisters Wedding Gown and Wig Shop, einen Laden für Brautkleider und -schleier.

Da die Schwestern hervorragende Arbeit leisteten, hatten sie zwar immer viel zu tun, erzielten aber nur sehr wenig Gewinn. Jedes Kleid wurde aus Kunstseide, Samt oder Seidenstoff gearbeitet und reich mit Straß, Similisteinen und winzigen Perlen bestickt. Den Kopfputz zierten ebenfalls Perlen und Straß, der Schleier bestand aus kostbarer Spitze. Für die Braut war es in jedem Fall ein Kleid, das man nur einmal im Leben trug, ein Kleid, für das die Familie auch noch den letzten Penny opferte. Aber die Anfertigung eines solchen Prachtstücks erforderte endlose Stunden mühseliger Handarbeit.

Immerhin, es war ein Einkommen, und da die Diamond-Schwestern überaus fleißig waren, ging es ihnen relativ gut - bis Jacob Rubenstein die Szene betrat. Jake war Handelsvertreter, ein äußerst gutaussehender Mann, ein Blender. Nachdem er Sonja geschwängert hatte, folgte eine hastig geschlossene Ehe, aus der drei weitere Kinder hervorgingen, und inzwischen war schon ein fünftes unterwegs. Jake entpuppte sich als Blindgänger, sowohl als Ehemann wie auch als Ernährer. Daß er sich mit anderen Weibern, ja sogar mit Prostituierten herumtrieb, war eine Tatsache, die Sonja bewußt war, über die sie aber kein Wort verlor.

Jake? Jake war ein Träumer, ein echter Handlungsreisender.

Ganz gleich, welche Ware er verhökerte, er schaffte es nicht, den Lebensunterhalt für die Familie zu verdienen, und in der bedrückenden Enge eines Ladens als Verkäufer zu arbeiten, dafür war er sich zu gut. Jede Woche versuchte er mit einer anderen Masche möglichst schnell zu Reichtum zu kommen, und jede Woche endete dieser Versuch mit einem Reinfall.

Die Waren, die er auf seiner Verkaufstour an den Mann zu bringen suchte, wurden von den Kunden mit zehn Cent pro Dollar in der Woche abgezahlt. Und seine Kunden waren äußerst geschickt darin, am Sonntag, dem traditionellen Tag fürs Kassieren, ganz einfach nicht zu Hause zu sein. Wenn Jake sich am Sonntagabend die Bücher vornahm, um die Konten auf den letzten Stand zu bringen, blieb gewöhnlich gerade genug übrig, um seinen letzten Warenposten zu bezahlen. Und wenn er tatsächlich mal ein paar Dollar mehr übrigbehielt, verlor er sie meist beim Pinokelspiel.

Er konnte die Finger nicht aus Sonjas Ladenkasse lassen und stürzte die Schwestern in ein finanzielles Loch, aus dem sie sich nie wieder herauszuarbeiten vermochten. Die Familie versuchte ständig auf Sonja einzuwirken. Warum gab sie sich nur mit einem so nichtsnutzigen Kerl ab?

Aber Sonja hielt zu ihm, denn trotz seiner vielen schlechten Gewohnheiten brachte er sie immer wieder zum Lachen. Mit seinen Vertreterwitzen und auch mit seinen Küssen. Auf seine Weise versuchte er ein guter Daddy zu sein. Er war sehr liebevoll, und die Kinder waren noch zu jung, um die furchtbare Wahrheit zu erkennen.

Wenigstens aber erhob Jake niemals die Hand gegen Sonja oder die Kinder, und manchmal machte er sogar beim Kartenspiel einen kräftigen Reibach. Wenn das geschah, oi, oi, oi, gingen ihm jedesmal die Pferde durch. Er überschüttete Sonja mit Schmuck, einem Pelz, einem mit ausgestopften Vögeln verzierten Hut. Stets aber legte Sonja ein paar Geschenke beiseite, die sie notfalls beim Pfandleiher versetzen

konnte, wenn es darum ging, einen Lieferanten zu bezahlen oder Essen auf den Tisch zu bringen.

Warum bin ich nach Amerika gekommen? fragte sich Hannah. Um einen Mann zu nehmen wie meinen Vater? Meinen Bruder? Wie Jake Rubenstein? Es gab eine Menge Juden in Baltimore, die von Amerika begeistert waren. Einige, wie etwa ihre eigenen Cousins, hatten sich ein sehr schönes Leben geschaffen. Doch welche Chance hatte ein lediges, achtzehnjähriges Mädchen? Weniger als gar keine. Hannah näherte sich allmählich den Jahren, da sie für eine wirklich vorteilhafte Partie zu alt war. Welche Alternative blieb ihr? Das Leben einer alten Jungfer, und das war, gesellschaftlich gesehen, überhaupt kein Leben.

Außerdem sehnte sie sich danach, Kinder zu bekommen und die balabosta einer jüdischen Familie zu werden. Wenn sie nur keinen Mann nehmen müßte, um dieses Ziel zu erreichen! Ja? Nein? Kein Märchenprinz kam, in den sie sich Hals über Kopf verlieben konnte, und doch stellte sie sich, wenn sie zu einer bris ging, jedesmal vor, der kleine Junge sei ihr eigener. Sonja kam ins Hinterzimmer, wo ihre Schwester saß und grübelte, nahm eine Bürste und strählte Hannahs rabenschwarzes Haar, das ihr bis zur Taille reichte. Hannah lehnte sich zurück und legte den Kopf an Sonjas Bauch, der sich im sechsten Monat wölbte. »Was soll ich Moses Balaban sagen?« fragte Sonja. Hannah zuckte mit den Achseln.

»Er geht vorsichtig mit seinem Geld um«, fuhr ihre Schwester fort. »Das ist auch nicht zu verachten.«

»Aber Havre de Grace? Das wäre genauso wie bei unserem Bruder Mendel, den sie nach Sibirien verfrachtet haben.«

»Unsinn! Es ist nur eine Stunde von Baltimore entfernt.«

»Genausogut könnte es tausend Meilen entfernt sein. Wir wären die einzige orthodoxe Familie dort. Es ist ein Exil.«

»Ach ja? Wir leben hier in Amerika. Du brauchst dich nicht mit einer Million Juden zu umgeben. Hier gibt es keine Kosaken, die uns die Fenster einschlagen. Hier wird dich niemand vergewaltigen.«

Hannah schob Sonja von sich und stand auf. Ihre Stimme verriet Unruhe. »Ich habe Angst«, sagte sie. »Vor Havre de Grace?«

»Jawohl, vor Havre de Grace... und...«

»Moses Balaban?«

»Ich habe Angst vor jedem Mann. Das weißt du. Außerdem ist er fast doppelt so alt wie ich.«

»Das könnte durchaus von Vorteil sein. Bei einem jungen Mann in deinem Alter hättest du sicher zores zu erwarten, wirkliche Kämpfe. Außerdem - was weiß ein junger Mann denn schon von Frauen? Gar nichts. Auf die Dauer könnte ein reiferer Mann mit Erfahrung einfühlsamer sein, verständnisvoller.«

»Moses kann charmant sein, aber ich glaube, das ist nur eine Maske, die er am Sabbat aufsetzt, um gottesfürchtig zu wirken. Er ist schlau, aber ich sehe da ein paar Dinge an ihm, die mich beunruhigen.« Unwillkürlich schüttelte sie sich ein wenig. »Und seine beiden Söhne - wie wilde Tiere sehen die aus.«

»Das hab' ich alles schon ein dutzendmal von dir gehört, Hannele.« Eine lange, unbehagliche Pause entstand, bis die Ladentür die Ankunft einer Kundin zur Anprobe meldete. »Komme sofort!« rief Sonja laut. »Moses wird jetzt jeden Moment hier sein. Er hat mich gebeten, ihm deine Antwort zu überbringen. Was soll ich ihm sagen?«

Ein Brautkleid, wie Hannah es trug, sollte man in Baltimore für den ganzen Rest des Jahrhunderts nicht wieder sehen. Am Hochzeitstag, Ende 1894, schob sie ihre Befürchtungen beiseite und schloß sich der freudigen Stimmung der anderen an. Moses'

Brüder kamen mit einem ganzen Haufen von Nichten und Neffen aus Savannah, während Hannahs Mischpoke sogar aus Cleveland angereist war. Die großzügig ausgerichtete Feier wurde von Onkel Hyman finanziert, der auf dem besten Wege war, sich als Inhaber eines Drugstore ein bescheidenes Vermögen zu erarbeiten. Die traditionelle Zeremonie fand in der Synagoge an der Lloyd Street statt, einer der ältesten von ganz Amerika. Anschließend folgte dann in der China Hall ein fröhlicher Empfang mit Musik und Tanz, höchstpersönlich von Mr. Sheinbloom, dem Besitzer, arrangiert. Die China Hall war ein angesehener Bankettsaal, in dem sie - und zum Teufel mit den Kosten - bis in die tiefe Nacht hinein feierten.

Da es nicht die passende Zeit des Monats war, verbrachten Hannah und Moses die Hochzeitsnacht in verschiedenen Häusern: höchstwahrscheinlich der einzige Trumpf, den eine Braut ausspielen konnte. Sie empfand es als eine Art Strafaufschub, eine Atempause vor dem erschreckenden Augenblick der Wahrheit.

Hannah war noch nie in Havre de Grace gewesen, und so hatte sie von dem Haus in der St. John's Street bisher auch nur Fotografien gesehen. Die beiden Söhne hatte sie allerdings schon in Baltimore kennengelernt. Die Größe des Hauses sowie die elegante Kleidung, die Moses trug, schienen ihr ein sorgenfreies Leben zu garantieren. Doch ihre Hoffnungen wurden sehr schnell enttäuscht. Als sie die Eingangstür öffnete, stand sie in der Behausung eines geizigen Witwers. Alles wirkte falsch, lieblos, unordentlich, schmutzig. Die Küche hinter dem Ladenraum war heruntergekommen, mit knarrenden, zerbrochenen Stühlen und einem Tisch, den ein abgeblättertes, schmieriges Wachstuch bedeckte. Töpfe und Pfannen waren mit Essensresten verkrustet, und die wenigen, nicht zusammenpassenden Geschirrstücke waren angeschlagen und uralt. Oben in den Wohnräumen fand sie verdreckte, zerrissene Bettdecken, Kopfkissen und Handtücher sowie fleckenübersäte,

durchgelegene Matratzen. Vor den Fenstern hingen durchlöcherte Vorhänge, Gardinen gab es nicht. Unter den dicken Staub- und Schmutzschichten konnte man Farbe höchstens erahnen. Und über allem lag ein feuchter, modriger Geruch.

Eine gründliche Überholung war angezeigt. Wäsche, Federbetten, Geschirr und ähnliches waren normalerweise Dinge, die eine Braut als Teil der Aussteuer mit in die Ehe brachte. Hannah aber hatte keine Aussteuer.

Ich werde eine ausführliche Liste aufstellen, nahm sie sich vor, und das Haus blitzblank putzen. Ich werde eine koschere Küche fuhren, mit Milch und Fleisch, neuem Besteck und Geschirr. Dies ist mein erstes eigenes Heim, da wird mir keine Mühe zuviel werden. Trotz ihrer anfänglichen Enttäuschung weigerte sich Hannah, vorschnell zu verzweifeln. Arbeit war ihr wirklich kein Fremdwort. Und man mußte auch die Schokoladenseite betrachten: Dieses Haus bot viel mehr Möglichkeiten als eine Mietskasernenwohnung auf der Lower East Side.

Sie war auch klug genug gewesen, sich mit den beiden Jungen, Saul und Lazar, anzufreunden. Jedesmal, wenn sie nach Baltimore kamen, hielt sie jede Menge Gebäck für sie bereit. Nun wollte sie die beiden bitten, mit anzufassen und das Haus in Ordnung zu bringen. Dadurch würden sie sich wichtig vorkommen. Zur Belohnung würde sie für sie etwas backen und sie dann Löffel und Schüssel blanklecken lassen. Und ihre Kleider würde sie sorgfaltig herrichten.

Aber die Hausarbeit mußte noch einige Tage warten. Vorerst stand ihr die Realität der Hochzeitsnacht bevor. Während der Brautwerbung war niemals ein Wort über Sex gefallen. Hannah war mit festen Vorstellungen über die Rolle der Frau und ihre Pflichten aufgewachsen und hatte die schreckliche Tragödie ihrer Mutter sowie die Angst, von der Sex stets begleitet war, niemals vergessen. Es war verrückt, doch Sonjas Ehe brachte ihr

einen winzigen Hoffnungsschimmer, denn obwohl Jake wahrhaftig ein trauriges Beispiel für einen Ehemann war, fanden sie doch gemeinsam Freude am Geschlechtsverkehr. Das hatte Sonja ihr immer wieder versichert.

Da Moses von seiner ersten Frau her schon Erfahrung hatte, brauchten sie sich nicht wie zwei verängstigte Kinder zu benehmen und ungeschickt aneinander herumzufummeln. Moses würde diese heikle Situation bestimmt gut bewältigen, das spürte sie. Und wenn das zutraf, konnten sie zu einer gewissen Freundlichkeit, ja möglicherweise sogar zu einem gewissen Glück gelangen. Sie konnte es jetzt nicht länger hinausschieben; die Zeit war gekommen, und bald würde der Schleier des Geheimnisses gelüftet werden.

Als Hannah ihn erwartete, lastete die schäbige Umgebung des nur von einer Petroleumlampe beleuchteten Zimmers auf ihr. Sie rutschte tiefer unter die Decke und wurde sogleich von eiskaltem Entsetzen geschüttelt. Immer näher schienen die Wände auf sie einzudringen, und als sie die Stufen der Hintertreppe unter seinen Schritten knarren hörte, wäre sie vor Verzweiflung am liebsten davongelaufen, um sich zu verstecken.

»O Gott, Hannah«, stöhnte sie, »mach dich nicht lächerlich.« Und unterdrückte den dringenden Wunsch, sich in den tiefen Schrank zu verkriechen. Die Tür ging auf.

Moses, der vom Außenklosett kam, trug ein knöchellanges Nachthemd. Er äußerte kaum ein Wort, nahm seine Yarmulke ab, schraubte die Lampe herunter, bis es ganz dunkel war, schlurfte durchs Zimmer, sank stöhnend in die verwahrloste Matratze und griff nach ihr.

Es war schmerzhaft, rücksichtslos, blutig und gnädigerweise kurz. Unmittelbar darauf kehrte er ihr den Rücken zu und schnarchte, ohne ihr ersticktes Schluchzen zu hören. All ihre Ängste hatten sich nun endgültig in Hannahs Seele verankert,

sich bewahrheitet wie eine entsetzliche Prophezeiung.

Tagelang bewegte sich Hannah, geschockt von den allnächtlichen Attacken, nur noch wie in Trance. Es gab keinen Ort, an dem sie Trost oder Erholung suchen, keinen Menschen, dem sie sich anvertrauen konnte. Um die drohenden Depressionen abzuwehren, nahm sie Zuflucht zu ihrer Lebenskraft und redete sich ein, es gebe im Leben schließlich noch andere Dinge. Sie konnte einen anständigen Haushalt führen. Sie würde Saul und Lazar lieben lernen. Vielleicht bekam sie ja auch eigene Kinder. Doch wenn sie die Zukunft realistisch betrachtete, lagen viele Jahre vor ihr, in denen sie sein ekelhaftes Verhalten erdulden mußte, vielleicht sogar ihr Leben lang.

»Ich habe eine Liste von den Dingen aufgestellt, die wir brauchen«, erklärte ihm Hannah nach den ersten bitteren vierzehn Tagen. »Wenn ich zum Einkaufen nach Baltimore fahre, können wir eine Menge Geld sparen.«

Als Moses die Liste sah, wurde er leichenblaß und tobte vor Wut. Das Weib verlangte doch tatsächlich Küchengeräte, Wäsche, Handtücher, Besteck, Vorhangstoff, Kleidung für die Jungens und Matratzen!

»Willst du das Schloß von Dublin einrichten?«

»Dieses Haus ist völlig verkommen. Ich versuche nur, dir und deinen Söhnen ein gemütliches Heim zu gestalten.«

»Gevalt! Und was soll das da?« Das Blatt Papier zitterte in seiner Hand. »Anzüge für Saul und Lazar?«

»Die beiden sehen so schäbig aus, als wären sie bettelarme Waisenkinder. Wenn du kein Geld für sie ausgeben willst, könntest du ihnen wenigstens Knickerbocker nähen. Und wenn du mir Wolle kaufst, kann ich ihnen Pullover stricken.«

»Was ist denn das hier? Und das? Und das? Schneebesen, Polstermaterial, ein Wetzstahl, Matratzenpolster, Fenstervorhänge. Das ist ja Wahnsinn!«

»Ich werde nicht in diesem Dreck wohnen und deine Söhne in Lumpen rumlaufen lassen! Und außerdem solltest du einen Schwarzen zum Malen und Tapezieren einstellen.«

»O ja, natürlich!« rief er ironisch. »Wenn du mir eine Aussteuer mitgebracht hättest, wie es sich für eine anständige Frau gehört!«

»Mit deinem Dreck hier hat meine Aussteuer überhaupt nichts zu tun. Außerdem will ich koscher kochen und in einem Bett schlafen, das keine Löcher in der Matratze hat.«

Abermals studierte er aufgebracht die Liste, dann begann er auf einmal zu krächzen. Hannah besaß die Unverschämtheit, von ihm Ausgaben in Höhe von über einhundert Dollar zu verlangen! Und das war bei einer wie ihr mit Sicherheit erst der Anfang. »So viel Geld habe ich nicht«, schwindelte er. »Und ich weiß wirklich nicht, woher du diese hochherrschaftlichen Ideen nimmst. Vielleicht solltest du deinen Onkel Hyman um ein bißchen Geld bitten. Der hat ein Vermögen für den Empfang in der China Hall hingeblättert, und was haben wir dafür vorzuweisen?«

So ging es weiter. Es war ein Krieg, in dem Moses' Geiz gegen Hannahs Entschlossenheit kämpfte. Innerhalb weniger Monate waren die Fronten festgelegt. Fast unter Tränen rückte er einige Dollar heraus.

Hannah begann wieder für Fremde zu nähen und machte Reklame für ihre Brautkleider, doch Havre de Grace war eben nicht Baltimore, und so kamen die Dimes und Quarters nur zähneknirschend. Dank ihrer geschickten Wirtschaftsführung und Sparsamkeit hatte das Haus am Jahresende ein ganz neues Gesicht bekommen, und Saul wie auch Lazar sahen bei weitem nicht mehr so abgerissen aus. Nur an dem, was im Schlafzimmer geschah, änderte sich nichts. Jedesmal wälzte er sich nach ein paar schnellen, brutalen, animalischen Stößen von ihr herunter, kehrte ihr den Rücken zu und begann zu schnarchen. Aber

wenigstens, sagte sie sich, zieht er die Agonie nicht unnötig in die Länge.

Saul und Lazar liebten ihre Stiefmutter, wie sie noch niemals zuvor einen Menschen geliebt hatten. Obwohl Hannah nur zehn Jahre älter war als Lazar, war sie das Licht ihres Lebens, ihre Erlösung von der Einsamkeit und der Angst, ignoriert und geschlagen zu werden, von einem Leben in ständiger Qual. Hannah, das hieß weicher, warmer Busen und Umarmungen und Küsse und zärtliche Kniffe in die Wangen... und Lachen. Hannah, das hieß Plätzchen und große Teller voll Suppe und Matzeklößchen und saubere Hemden und geschnittene Haare und Gedichte lernen und Eiskremdrehen und Butter und der Duft von frisch gebackenem Brot und ein Engel, wenn sie am Sabbat die Kerzen anzündete. Und wenn Moses einen seiner Wutanfälle bekam, stellte sie sich zwischen die Jungen und den Vater, um sie vor ihm zu beschützen. »Momma, darf ich dich Momma nennen?« fragte Lazar. Hannah strahlte. Lazar veränderte sich, akzeptierte ihre Zuneigung, tat gewisse Dinge, um ihr eine Freude zu machen und damit sie stolz auf ihn war. Sie war die erste Liebe seines Lebens.

Saul blieb zwar eher wild und ungebärdig, doch auch in sein Leben brachte sie Licht. Langsam, schwerfällig begann er auf sie zu reagieren, öffnete sich aber nur jeweils einen winzigen Spalt mehr. Sie war im dritten Schwangerschaftsmonat, als Moses sich in den schlimmsten all seiner Ausbrüche hineinsteigerte. Hannah hatte ein bißchen Geld ausgegeben, um eine Ausstattung für das Ungeborene anzulegen. Tobend verlangte er von ihr zu wissen, warum sie die Babysachen nicht selber nähte.

»Nur mit der Ruhe, Moses«, gab sie zurück. »Uns stehen noch mehr Ausgaben bevor. Wir brauchen eine Wiege, einen Kinderwagen, Windeln, Fläschchen...«

»Dann leihst du dir das Zeug eben von Sonja! Die hat doch alles. Ich bin nicht aus Gold.«

»Nein, du bist aus Dreck«, schleuderte sie ihm in breitem Jiddisch ins Gesicht. Mit einem Schlag auf den Mund brachte er sie zum Schweigen. Am folgenden Morgen war sie verschwunden. Gut, daß sie weg ist, dachte Moses, als er ihren Zettel las. Es dauerte jedoch nicht lange, da begann er sie zu vermissen. So vieles hatte sich verändert, seit sie in seinem Haus lebte. So viele gute Dinge. Vielleicht... ganz vielleicht... habe ich ihr ja ein bißchen unrecht getan, dachte er sich. Vielleicht... ganz vielleicht... werde ich mich mit einigen ihrer verrückten Ideen abfinden müssen. Natürlich würde er ihr niemals sagen, daß er sein Geld unter den Fußbodendielen des Ladens versteckt hatte.

Das Haus verlor sein blitzblankes Aussehen sehr schnell und wirkte bald schon wieder schäbig. Und schlimmer noch: Die Schwarze war eine gräßliche Köchin, und die Jungen verlangten Tag und Nacht nach Hannah.

Nach einem Monat, als sie noch immer nicht zurückgekrochen kam, gab Moses nach. Er schluckte seinen Stolz, zügelte sein Temperament und fuhr nach Baltimore, um sie mit dem Hut in der Hand zurückzuholen.

Hannah stellte ihm eine Reihe von Bedingungen, die alles abdeckten, von ausreichendem Haushaltsgeld bis zur Beschränkung ihrer ehelichen Pflichten auf einmal pro Woche, ausschließlich am Sabbat. Und sie verlangte von ihm das ausdrückliche Versprechen, niemals wieder die Jungen zu schlagen.

Nachdem sich Moses widerwillig ihren Wünschen gefügt hatte, erklärte sie sich einverstanden, auf eine Probezeit nach Havre de Grace zurückzukehren.

Fünf Monate später fuhr sie abermals nach Baltimore, um ihr Kind zur Welt zu bringen. Es war ein Mädchen, das sie nach ihrer Mutter Leah nannte, und als Sonja sie zu trösten versuchte, weinte sie bitterlich.

»Moses wartet draußen«, sagte Sonja. »Ich hasse ihn!« schluchzte Hannah. »Ich hasse ihn!«

Moses und Hannah bekamen drei Töchter: Leah, Fanny und Pearl, die in den ersten Tagen des neuen Jahrhunderts geboren wurde. Hannah hatte mehrere Fehlgeburten sowie drei schwere Schwangerschaften und Geburten hinter sich. Der Arzt hatte sie davor gewarnt, weitere Kinder zur Welt zu bringen, doch da sie Saul und Lazar als ihre eigenen Söhne betrachtete, war sie zufrieden. Das Haus war von Leben erfüllt, und sie war Mutter, Hausfrau, Beschützerin.

Moses begnügte sich mit der Rolle des Stargastes im eigenen Haus, eines halb von der Welt zurückgezogenen Fremden. Als er nach einer Weile aufhörte, Saul und Lazar in Hebräisch und dem Talmud zu unterrichten, reduzierte er den Kontakt mit der Familie dadurch noch weiter. Die beiden gingen bei ihm in die Schneiderlehre und halfen auch sonst mit im Geschäft, fegten aus, halfen der Schwarzen beim Saubermachen, bügelten sogar ein wenig und übernahmen die Auslieferung. Solange Hannah da war, erfüllten sie ihre Aufgaben ohne allzu heftigen Protest.

Moses hatte seinen großen Auftritt jeweils beim Essen, wenn er meckerte, schimpfte und aus dem Talmud predigte. Aber Hannah war die balabosta, Herrin des Hauses und der Familie. Als die Jahre vergingen und die Jungen heranwuchsen, wurde es immer offensichtlicher, daß sie in die Welt hinaus strebten. Sie schmiedeten große Pläne und erwogen sogar, auszureißen. Wieder war es Hannah, die Verständnis für sie zeigte, ihr Vertrauen erwarb und die Kinder zusammenhielt. Einzig aus Liebe zu ihr blieb der Familienkreis intakt.

Moses war es zufrieden, stumpf und dumpf durchs Leben zu gehen, mit gekreuzten Beinen auf seinem Schneidertisch zu sitzen, zu nähen und zu beten. Er sonnte sich im Bewußtsein seiner Frömmigkeit und war, wie immer, der gute Jude, vor

allem am Sabbat. Vom äußeren Erscheinungsbild her war Havre de Grace eine angenehme, ruhige, hübsche Südstaaten-Kleinstadt. Für Kinder gab es Badeteiche und weite Wiesen, Kanalkähne, auf die man springen, riesige, knorrige Eichen, auf die man klettern, Hunde, mit denen man herumtoben konnte, Wettbewerbe im Froschhüpfen, Wassermelonen, soviel man wollte, und die herrliche, von sanften Winden gefächelte Südstaaten-Trägheit. Aber die Balaban-Söhne hatten keine idyllische Kindheit, denn für die einzige jüdisch-orthodoxe Familie von Havre de Grace war das Leben immer nur häßlich. Die anderen drei jüdischen Familien waren voll assimiliert und bekannten sich weder offen zu ihrer Religion, noch praktizierten sie sie.

Im Haus der Balabans wurde Jiddisch gesprochen, und die Nachbarn fanden die Schneiderfamilie fremdländisch, sonderbar und sogar einschüchternd. Man behandelte die Balabans mit Mißtrauen. Klatschgeschichten über seltsame Rituale wurden, so lächerlich sie auch klingen mochten, in der Stadt weitgehend geglaubt. Und außerhalb der Klassenzimmer verhielten sich die anderen Kinder so grausam, wie Kinder nun eben mal sind.

Saul wuchs zum Verteidiger der Familie heran. Er war ein harter, rücksichtsloser Kämpfer. Das Leben wäre unerträglich gewesen, hätte er es nicht immer wieder geschafft, seine Geschwister zu rächen. Nachdem Saul den Stadtrowdy auseinandergenommen hatte, hieß die Parole, sich nur nicht in einen Streit mit den Judenbengeln oder ihren Schwestern einzulassen. Aber Saul konnte nicht die ganze Stadt verprügeln, vor allem, da die Erwachsenen die Judenhetze mit bösen ›Itzig‹-Witzen fortsetzten. Moses hatte seinen Kindern zwar verboten, mit den gojim und schiksen zu spielen, aber sie hatten natürlich alle insgeheim ihre nichtjüdischen Freunde; nur durften sie die niemals nach Hause mitbringen.

Obwohl Moses laut darüber schimpfte, spielten die Jungen solch gottlose Spiele wie Baseball, Basketball und Football und

waren sogar recht gut darin. Dadurch öffneten sie sich eine schmale Gasse in die ›andere‹ Welt. Zumeist aber lebten die Balaban-Kinder isoliert und klammerten sich aneinander.

Die Atmosphäre im Balaban-Haus war unvermeidlicherweise von der Lieblosigkeit zwischen Hannah und Moses und zwischen Moses und seinen Kindern geprägt. Besonders schwer war es für die Töchter, die mit einem tief eingewurzelten Haß auf ihren Vater heranwuchsen. Der Sabbat war ein schlimmer Tag, der die Mädchen zornig und traurig machte, denn sie wußten, daß es an diesem Tag Hannahs Pflicht war, mit dem Vater ins Bett zu gehen. Solange sie denken konnten, mußten sie hinterher mit ansehen, wie ihre Mutter Schmerzen litt, sich mit verzerrtem Gesicht den Rücken hielt. Obwohl Hannah nur selten darüber sprach, wußten sie genau Bescheid und haßten, was ihr angetan wurde. »Hütet euch vor den Jungens«, warnte Hannah. »Die bringen euch doch nur Leid.« Das Vermächtnis war einer neuen Generation weitergereicht worden. Mit jedem Jahr wurden Hannahs Schmerzen schlimmer, mit jedem Jahr entfremdeten sich die Töchter dem Vater mehr. Die Aussicht, einmal erwachsene Frauen zu werden, war für sie mit äußerster Furcht verbunden.

Das geteilte Haus begann zu verfallen. Und Baltimore mit seiner großen jüdischen Gemeinde und vielen liebevollen Verwandten wurde in ihrer Vorstellung zu einem Märchenort, einem Nirwana, wo das ewige Leiden endete.

Der Gedanke an einen Umzug war stets gegenwärtig, und kaum ein Monat verging, ohne daß Hannah das Thema anschnitt. »Worin besteht denn deiner Meinung nach die große Ehre, in Havre de Grace zu leben?« wollte Hannah von Moses wissen. »Hast du, mit deinem Kopf, vielleicht eine Ahnung, was das Leben in Baltimore kosten würde?«

»Du bist meschugge, Moses Balaban. Hier kannst du doch nichts verdienen! Wenn ich nicht mindestens zweimal im Jahr bei Onkel Hyman schnorren würde, hätten wir dieses elende

Geschäft vor Jahren schon schließen müssen.«

»Wie soll man einer Frau Finanzen erklären? Sieh dir diese Küche an. Du backst für drei Armeen. Glaubst du, ich wüßte nicht, daß die Kinder genug Kuchen für eine ganze Bäckerei an ihre gojim-Freunde verschenken, die sie sich hinter meinem Rücken angeschafft haben?«

»Was hat das mit Baltimore zu tun? In Baltimore kann ich wenigstens wieder elegante Kleider schneidern. Glaube mir, es würde uns viel besser gehen. Und in Baltimore...«

»Hör auf, Frau! Du verwechselst Baltimore mit Jerusalem.«

»Ich verwechsle Baltimore mit Baltimore. Hier haben deine Söhne keinen einzigen jüdischen Freund. Keinen. Hier haben sie keine schul, wo sie beten können. Hier können sie keinen Tag lang leben, ohne sich schmutzige Schimpfworte anhören zu müssen.«

»Ein Jud kann überall leben, solange er sich an die Gesetze hält. So steht es im Talmud.«

»Und steht auch im Talmud, wie die Mädchen in Havre de Grace Ehemänner finden sollen? In ein paar Jahren sind sie heiratsfähig. Glaubst du vielleicht, daß Ehemänner plötzlich aus dem Susquehanna steigen?«

»Wird sich finden, wird sich finden. Sei unbesorgt, wenn es soweit ist, werden wir gute schiddachs für sie abschließen.«

»Wie denn? Wir sind in Amerika. Hier kann man keine Ehen vermitteln wie damals in der alten Heimat. Sie müssen dort leben, wo sie jüdische Jungens kennenlernen.«

Derartige Diskussionen endeten immer damit, daß Moses die Tür zu seiner Werkstatt zuschlug und sich einschloß. Dort, in seinem Allerheiligsten, betete er und erflehte Vergebung für die Dummheit seiner Frau.

Nachdem es zehn Jahre lang so gegangen war, plante Hannah insgeheim, ihn mit den drei Mädchen zu verlassen. Indem sie

überall sparte und knapste - worin sie inzwischen ein Genie geworden war - und Änderungsaufträge annahm, an denen sie bis tief in die Nacht hinein stichelte, gelang es ihr, ein bißchen Geld auf die Seite zu legen. Die Lage wurde dringender, je älter die Mädchen wurden. Insgeheim wußte Hannah genau, wovor sich Moses am meisten fürchtete: Der miese Geizkragen zitterte aus Angst davor, daß er jeder seiner Töchter eine Mitgift geben mußte. Hannah hatte ihr Versteck in einer Truhe, in der sie ein paar Kleider verwahrte, die sie für die Aussteuer der Mädchen genäht hatte. Moses, der nie verriet, wieviel er verdiente, hatte das seine unter den Bodenbrettern hinter dem Tresen in seinem Laden. Während der Hundstage wurde der Sabbat fast unerträglich. An einem Sabbat im August stieg dampfende, feuchte Hitze aus dem Fluß auf, das Laub der Bäume hing schlaff herab, das Gras wurde braun, und man hörte die Maisfelder vor Durst knistern. Man lag im Schaukelstuhl, fächelte sich schwüle Luft zu und steckte den Kopf unter die Wasserpumpe. Das Haus des Moses Balaban war fest verschlossen, ließ keinen Hauch von der verbrauchten, modrigen Luft hinaus. Die Vorhänge wurden zugezogen... Es herrschte ein trübes, graues Licht... Moses betete.

Im Haus regte sich etwas. Jeder Schritt endete mit einem langen, seufzenden Knarren der Bodendielen und Treppenstufen. Hannah stöhnte voll Qual nach der langen Nacht der Ehepflichten. Die Kinder waren eingeschlossen. Sie durften weder nähen noch kochen, zu ihrem Vergnügen lesen oder laut spielen. Höchstens ein geflüstertes Damespiel. Schlaffheit und Schweiß. O Gott, wo bleibt dein erlösender Sonnenuntergang?

Steif vom langen Stillsitzen, kam Moses aus dem Laden und schlurfte durchs Haus, ein strenger Zuchtmeister, mit der einen Hand das offene Gebetbuch vor sich haltend, die andere auf dem Rücken. Durch die Küche, die Hintertreppe hinauf, durch jedes Schlafzimmer, aus dem Augenwinkel kontrollierend, ob sich ein jeder an seinem Platz befand. Dann kehrte er in die Küche

zurück, wo Hannah träge saß und sich Luft zufächelte. »Wo ist Saul?« wollte er von ihr wissen.

»Vielleicht hat er seine Ketten gesprengt und ist geflohen. Woher soll ich das wissen?«

»Er ist nicht da!«

Seine Stimme lockte die anderen Kinder in die Küche herunter; von Furcht erfüllt, traten sie ein. »Wo ist er? Lazar, du deckst ihn!« Lazar schüttelte den Kopf.

»Ich dulde nicht, daß unter meinem Dach der Sabbat entheiligt wird!« Er holte seinen Spazierstock vom Garderobenhaken und hob ihn drohend wie einen Rohrstock. »Ich werde Saul die Lektion seines Lebens erteilen!«

Hannah erhob sich langsam von ihrem Stuhl und wischte sich den Schweiß von Gesicht und Hals. »Du, Moses Balaban, entweihst den Sabbat an jedem einzelnen Tag deines Lebens durch deine widerliche, gemeine Art. Mit keinem Finger wirst du den Jungen anrühren!«

»Momma, bitte!« flehte Lazar. »Mit keinem Finger«, wiederholte sie.

Vor Schreck über diese Unverschämtheit riß Moses die Augen weit auf. Er machte eine drohende Geste gegen sie, aber die Mädchen bildeten eine schützende Mauer vor ihr. Dann trat Lazar zwischen den Vater und die Frauen. Moses schüttelte den Stock vor seinem Gesicht. Lazar riß ihm den Stock aus der Hand und schleuderte ihn in eine Ecke.

»Geh wieder beten!« sagte Hannah. »Du siehst aus wie ein tollwütiger Hund. Und außerdem ist dies der letzte Sabbat, an dem du uns einschließt wie Tiere im Käfig. Es steht nirgendwo geschrieben, daß wir keinen Spaziergang machen und die Kinder nicht im Fluß baden dürfen.«

Moses griff sich an die Brust, sank geschwächt auf einen Stuhl und starrte mit wildem Blick vor sich hin. Der Schweiß

troff ihm aus dem Bart und durchnäßte seinen schwarzen Sabbatrock. Ein Hämmern an der Ladentür unterbrach die Szene. »Sag ihnen, sie sollen verschwinden«, knurrte Moses. »Heute ist Sabbat.«

Das Hämmern wollte nicht aufhören, bis Leah zur Küche hinauslief. Gleich darauf war sie wieder da und stieß zusammenhanglose Worte hervor. Als Hannah die Besucher sah, wußte sie sofort, was los war. Der Bürgermeister, der Polizeichef und ein paar weitere Männer standen vor ihnen und nahmen die Mützen ab. »Saul!« schrie sie auf. »Es war ein Unfall, Mrs. Balaban.«

Die ganze Wahrheit kam nie ans Licht, man konnte sie höchstens argwöhnen. Ein paar Jungen hatten ein Baseballteam zusammengestellt und waren auf einen Güterzug gesprungen, um zur Ostküste rüberzufahren, wo sie ein Spiel auf die Beine zu stellen hofften. Saul, von jeher ein Draufgänger, kletterte auf das Dach des Waggons. Die Jungen behaupteten, er sei gefallen. Die Familie aber war fest davon überzeugt, daß er gestoßen worden war. Er fiel zwischen zwei Waggons und wurde über anderthalb Kilometer weit über die Bahngleise geschleift, bis sich sein Körper von den Rädern löste. Hannah Balabans Haare wurden über Nacht weiß. Wenige Tage später verließ sie mit ihren Töchtern Havre de Grace. Von Moses' Versteck hatte sie schon seit Jahren gewußt; als sie davonging, nahm sie all seine Ersparnisse mit.

Moses tobte wie ein Rasender, als er den Verlust bemerkte, und ging wütend auf Lazar los. Doch Lazar war zu groß und zu stark für ihn. Kurz darauf ging Lazar ebenfalls nach Baltimore, um mit seiner Stiefmutter und seinen Schwestern zusammenzuleben. Moses blieb allein zurück. Diesmal hatte er einen neuen Gefährten: einen gräßlichen Alptraum von Tod und Verstümmelung, der ihn für den Rest seines Lebens nicht mehr loslassen sollte.

BALTIMORE

1902-1913

»Also solltet ihr lieber eurem Glücksstern danken. Besser hier Hunger leiden als in Havre de Grace am Königstisch sitzen«, pflegte Hannah zu sagen. »Und wir sollten auch dankbar sein, daß wir nicht in der Lower East Side von New York leben müssen. Grausige Geschichten hört man davon. Kinder, Kinder, wir können von Glück sagen, daß wir am Leben sind.« Baltimore, das war ›gerade noch‹. Gerade noch erträglicher Hunger, gerade noch verwendbare Schuhsohlen. Alles immer nur ›gerade noch‹. Hannahs Schwester Sonja und ihr unmöglicher Ehemann Jake Rubenstein hatten ununterbrochen zu kämpfen. Sonjas Brautausstattungsgeschäft war den Bach runtergegangen, unter Wasser gedrückt von Jakes ewigen Spielschulden. Onkel Hyman, der einzige Erfolgreiche der Familie, besaß einen großen Drugstore in der Fayette Street, in der Nähe der Hauptpost im Zentrum von Baltimore. Hyman gab den Verwandten in Baltimore, damit sie sich über Wasser halten konnten, er gab den Verwandten in der alten Heimat, gab den Verwandten in Palästina, gab der Synagoge. Niemals hörte er auf zu geben, der Gute. Onkel Hyman nahm Lazar als Apothekerlehrling auf und bezahlte ihm den Besuch von Abendkursen am Maryland College of Pharmacy. Hymans Fürsorge rettete viele vor dem Ertrinken.

Von Moses Balaban kam zuweilen monatelang nicht mal ein Penny Beihilfe. An jedem Feiertag erschien er in Baltimore, aufgeputzt wie der Prince of Wales, und beehrte seine Familie mit einem Besuch. Ein- oder zweimal im Jahr schenkte er jeder seiner Töchter einen nagelneuen Silberdollar. Davon abgesehen

jedoch: keine Ehefrau, keine Unterstützung.

Hannah mußte mehr als nur fleißig sein. Bei Tage verkaufte sie an den Haustüren Damenunterwäsche: Korsetts, Büstenhalter und Leibchen. Gelegentlich wurde ihr auch mal ein Brautkleid in Auftrag gegeben, fast immer, wie es schien, gerade rechtzeitig, um sie vor einer Katastrophe zu retten oder um ihr die Demütigung zu ersparen, Onkel Hyman um Geld bitten zu müssen. Die drei Mädchen führten den Haushalt. Und des Abends halfen sie ihrer Momma beim Nähen, damit diese mehr Änderungsaufträge annehmen konnte. Hannahs Fuß blieb stets bis tief in die Nacht auf dem Trittbrett der Nähmaschine. Ihre Töchter, inzwischen acht, zehn und zwölf Jahre alt, wurden allmählich äußerst geschickt im Zuschneiden und sogar im Besticken von Kleidern. Sie schafften es - gerade eben.

Nach fünf Jahren in Baltimore konnte Hannah ein winziges Geschäft in der Bay Street aufmachen, eingezwängt zwischen dem Delikatessenladen und einem Haus, von dem man höchstens flüsternd sprach. Angesichts des ständigen Kommens und Gehens von Männern, vor allem am Zahltag, war es ein offenes Geheimnis, was in ›diesem Haus‹ vorging.

Nach einem Jahr Lehre, Studium und Paukerei erhielt Lazar die Zulassung als Apotheker, und das Leben wurde ein bißchen leichter. Sie vermochten in eine relativ anständige Wohnung im ersten Stock über einer Bäckerei umzuziehen, wo sie wenigstens den köstlichen Duft schnuppern konnten, der zu ihnen heraufwehte. Der Bäcker, einer der zahlreichen Männer, die Hannahs verlockendem Charme erlagen, ließ ihr immer die erste Wahl an der Theke für altbackenes Brot und Gebäck.

Lazar war ein recht netter Bursche geworden, er sah nicht schlecht aus und war immer schnell mit einem Lächeln und einem Scherz bei der Hand. Eines Tages, behauptete Hyman, werde er einen eigenen Drugstore besitzen. Auch als Mann hatte Lazar seine Selbstlosigkeit nicht verloren. Zum Dank für Hannahs Liebe und Schutz, die er als Kind genossen hatte, lebte

er jetzt ausschließlich für sie und seine Schwestern.

Man hätte erwarten können, daß Hannah und die Mädchen ihm für dieses Opfer besondere Hochachtung entgegenbrachten. Als er seine Zulassung bekam, verdiente er genügend Geld, um ohne weiteres die Freuden des Junggesellenlebens genießen zu können. Doch Lazar blieb weiter in diesem Hexenkessel widerborstiger Weiber wohnen. Er wurde einfach als selbstverständlich hingenommen, so etwas wie eine Halbperson innerhalb ihrer vier Wände. Lazar war Lazar... ein netter Bursche... ein praktizierender Jude... ein wirklich annehmbarer Ernährer. Die Erinnerung an den toten Saul dagegen wuchs mit der Zeit über jedes realistische Maß hinaus. Sie vergaßen, wie wild Saul gewesen war, wie verantwortungslos, wie schwierig, und daß er seinen Tod höchstwahrscheinlich selbst verschuldet hatte. In der Erinnerung der Frauen war Saul der Verteidiger der Familie und damit praktisch ein Heiliger. Wie einem irischen Patrioten wurden Saul Taten zugeschrieben, die er niemals vollbracht, Lieder, die er niemals gesungen hatte. Die Jahrzeit seines Todes wurde nicht weniger feierlich begangen als Jom Kippur. Und so lebte Lazar im Schatten seines verehrten, dahingegangenen Bruders. Gewiß, Lazar wurde gut versorgt. Er saß am Kopf des Eßtisches, seine Kleidung war stets sauber und ordentlich geflickt. Er bewohnte ein eigenes Zimmer, er hatte Vortritt im Bad und durfte als erster die Zeitung lesen. Aber wenn Leah, Fanny oder Pearl seine Hemdbrust stärkten, seine Unterwäsche wuschen, wenn sein Rasierbecher um Platz zwischen ihren Kosmetika kämpfen mußte oder er nach Pimentöl roch - ein leichter Anflug von Ressentiment war stets zu spüren. Denn er war ja schließlich ein Mann. Ein lebender Mann...

Zu alldem gab es einen merkwürdigen Kontrapunkt. Wenn Lazar eine Freundin nach Hause mitbrachte oder sich mehr als nur beiläufig für ein Mädchen interessierte, stellten ihn Mutter und Schwestern plötzlich auf ein Piedestal. Kein Mädchen war

gut genug für ›ihren‹ Lazar. Freundinnen wurden eindeutig schlecht behandelt. Man ließ sie spüren, daß man sie für Flittchen hielt. Das einzige Mal, da eine öffentliche Verlobung - mit Zelda Meyers, der Tochter des Schlachters - kurz bevorstand, wurde Hannah von einer geheimnisvollen Krankheit befallen. Ohnmachtsanfälle, stechende Schmerzen und Schlaflosigkeit führten zu einer endlosen Reihe von Beschwerden, die auf wunderbare Weise verschwanden, als Lazar und Zelda sich wieder trennten. Nach einiger Zeit hörte Lazar ganz auf, Freundinnen mitzubringen. Im Alter von Mitte Zwanzig schien er auf ein Leben als Junggeselle zuzusteuern. »Keine Sorge, Lazar«, pflegte Hannah zu sagen. »Wenn du das Mädchen wirklich magst, hast du meinen Segen - geh. Und mach dir keine Sorgen um uns, wir werden's schon schaffen. Vielleicht solltest du aber erst ein paar Erkundigungen über ihren Gesundheitszustand einziehen. Es gibt da Geschichten - reiner Klatsch, vermute ich - aus der Zeit, als sie noch jünger war... Im Grunde... na ja, wer weiß denn schon genau, wie alt sie wirklich ist... So ein gewisses Leiden, weißt du... Ich möchte lieber nicht davon sprechen. Aber sei vorsichtig. Du weißt schon, was ich meine. Du bist Apotheker. Du weißt, was die kleine Schublade neben der Kasse enthält. Sei bitte vorsichtig.«

Also trieb sich Lazar mit den anderen Junggesellen herum, ein kleines Kartenspiel, ein Kinobesuch, viel Gerede über Mädchen, und lauter typischer Männerkram. Lazars einzige Leidenschaft blieb Basketball, worin er als Kind schon ein Genie gewesen war.

Er war der Starabwehrspieler im Team der Council of Young Men's Hebrew and Kindred Associations, den hochgeachteten CYMAKS, bei denen er seine überschüssige Energie abreagierte.

Die Lage der drei Balaban-Schwestern ähnelte sich verblüffend, aber es gab gewisse Unterschiede. Hannah und ihre Töchter schufen sich eine gemütliche, kleine Insel inmitten der

lärmenden Umgebung des armen jüdischen Baltimore, eines Gettos, dessen Mittelpunkt zwei uralte Synagogen in der Lloyd Street bildeten. Leah war nicht nur die älteste, sondern auch die intelligenteste und hübscheste. Mit fünfzehn war sie größer als ihre Mutter, verführerisch drall, und hatte eine Lockenmähne, die ihr bis zur Taille reichte. Sie war die erste, die sich aufmachte, um sich der Welt der jungen Männer zu stellen. Mit ihren riesigen braunen Augen verstand sie Signale auszusenden, die die Herzen der Empfänger Bocksprünge machen ließen.

Leah war eitel und leidenschaftlich. Sie genoß ihre Flirts und wurde ungeheuer versiert im Umgang mit Charme, Herausforderung und Manipulation. Ihr Fundament für ein Leben als Frau stand allerdings auf tönernen Füßen. Ständig schien sie die Stimme ihrer Mutter im Ohr zu haben: Das Frauenleben ist mit Fußangeln und Fallgruben gespickt. Sieh dich vor!

Leahs und später auch Fannys und Pearls Verehrer waren allesamt armer Leute Kinder mit einer ungewissen Zukunft. Nach den ersten Küssen und Umarmungen spürten die jungen Männer, daß diese Balaban-Schwestern irgendwie etwas Abschreckendes an sich hatten, und hielten sich fern.

In der kleinen Wohnung über der Bäckerei herrschte stets munteres Leben. Die Küche diente zugleich als Wohnzimmer, und Fanny spielte gerade gut genug Klavier, um den jeweiligen Gefühlen Ausdruck verleihen zu können, auch wenn das Instrument entsetzlich verstimmt war. Die Lieder sprachen von Dämmerung und blauer Stunde, von blonden Mädchen und Männern an fliegenden Trapezen, von Vögeln im goldenen Käfig. Der Küchentisch brach beinah unter dem köstlichen Gebäck, und immer wieder gab es lebhafte Diskussionen über die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter in der Bekleidungsbranche, den Sozialismus oder die neuesten Nachrichten aus der alten Heimat. Hinter dieser Fröhlichkeit entdeckte jeder sensible Mann jedoch bald, daß Hannah und ihre

Töchter einen tiefen, verborgenen Zorn auf ihren Vater mit sich herumtrugen, der niemals erwähnt wurde und dessen Foto auch nicht auf dem Kaminsims stand. Von einer Verachtung der Männer war zwar niemals offen die Rede, sie wäre auch nie eingestanden worden, doch viele junge Männer spürten sie und kamen darum kein zweites Mal.

1914

Als Leah von der Arbeit nach Hause kam, erhob sich Hannah von der Nähmaschine und schenkte, wie sie es täglich tat, aus dem stets dampfenden Kessel auf dem Herd zwei Gläser Tee ein. Es war 1914, und in Europa herrschte wieder Krieg: ein Weltkrieg diesmal, von Rußland bis zum Atlantischen Ozean, von Afrika bis zur Ostsee hinauf.

Leah war inzwischen neunzehn und in einem kleinen Schönheitssalon des Viertels angestellt. Sie war ein Mensch, der ständig klagte, ständig unter irgendeinem ausgefallenen, unerklärlichen Kummer zu leiden schien. Den ganzen Tag auf den Füßen zu sein war ein Fluch. Während die Mutter ihr die Stiefeletten aufhakte und ihre Füße massierte, meinte sie seufzend, sie hätte lieber zur Sekretärinnenschule gehen sollen. »Wo sind Fanny und Pearl?«

»Mit ein paar Jungens ausgegangen, in die Penny Arcade. Wo sonst?«

Einige Minuten später erschien Lazar, drückte Mutter und Schwester pflichtschuldigst einen Kuß auf die Wange, überreichte Hannah seine Lohntüte und zog sich mit einer Zeitung ins Bad zurück. Die Frauen tranken Tee. Leah erkannte sofort, daß ihre Mutter den unverwechselbaren schiddach-Ausdruck aufgesetzt hatte, und das war nun wahrhaftig ein Thema, das Leah von ganzem Herzen haßte. Seufzend wartete

sie auf die gräßliche Nachricht. »Man ist an mich herangetreten«, begann Hannah. »Wegen eines Heiratsvertrags.«

»Kein Heiratsvertrag, Momma«, gab Leah sofort energisch zurück. »Du hast mir selbst tausendmal gesagt, daß wir hier in Amerika sind und unsere Entscheidungen selber treffen.«

»Ich weiß, Liebling, aber dieser Vertrag hat einige ganz besondere Aspekte.«

»Der Sohn des Oberbürgermeisters oder ein reicher Deutscher aus dem Millionärsviertel uptown?« spöttelte Leah. »Ich will ja nur, daß meinen Töchtern so eine Katastrophe, wie ich sie erleben mußte, erspart bleibt.«

»Und wer ist der Glückliche?«

»Bitte, hör deiner Momma nur eine einzige Minute zu! Ich bin von ganzem Herzen bemüht, dir den Weg in ein sorgenfreies Leben zu ebnen. Erstens einmal will ich nicht, daß du hungern und jeden Penny zehnmal umdrehen mußt, also wünsche ich mir für dich einen relativ begüterten Mann, der dir ein hübsches Heim bieten kann. Und einen Mann, der - Gott behüte - nicht so ein stinkiger Geizkragen ist wie dein Vater.« Als die Mutter Moses erwähnte, spie sie auf den Fußboden. »Mitgift ist etwas, das der Vergangenheit angehört. Hier in Amerika hat man nicht nur die freie Wahl, sondern es gibt darüber hinaus mehr heiratsfähige Männer als Frauen. Hier ist der Mann sogar bereit, einen hübschen Penny für eine passende Frau zu bezahlen.«

»Das dachtest du auch, als du Poppa geheiratet hast.«

»Glaube mir, Leah, niemals, nicht eine einzige Minute lang, würde ich einen Mann für dich in Erwägung ziehen, der nicht sanft und freundlich wäre... Glaubst du, ich würde mit einem so abscheulichen Menschen wie Moses Balaban über eine schiddach sprechen?« Heftig spuckte sie abermals aus.

»Und nicht nur sanftmütig und freundlich«, fuhr Hannah fort, »sondern ein Mann, der nicht darauf aus ist, die Welt zu erobern. Diese Sozialisten, diese Kommunisten, diese

Straßeneckenagitatoren - ich sage dir, die gehen nach Hause und lassen ihre Frauen und Kinder leiden. Nein, was eine Frau braucht, ist letzten Endes ein netter, ruhiger, nachgiebiger Mensch, den man ohne Mühe am Zügel fuhren kann.«

»Und wenn ich nun einen mit etwas mehr Willenskraft vorziehe?« gab Leah zurück.

»Je größer die Willenskraft, desto größer die Probleme, das kannst du mir glauben.«

»Dann willst du also, daß ich einen nebbich heirate.«

»Einen freundlichen, netten Mann, der dich ernähren kann. Ist das vielleicht so schlimm?«

Das Wasser auf dem Holzofen fing an zu kochen. Hannah goß den Inhalt des Kessels in eine Schüssel und gab noch etwas kaltes Wasser dazu, um die richtige Temperatur zu erreichen. Sie stellte die Schüssel auf den Boden und schüttete Epsomer Bittersalz hinein. Leah tauchte ihre Füße ins Naß und seufzte wohlig auf. »Was ist bloß los mit den jüdischen Männern, Momma? Wie kommt es, daß unsere Rasse so viele knickrige Familienschinder produziert?«

»Woher das kommt? Nu, das werd' ich dir erzählen. Seit zweitausend Jahren haben die jüdischen Männer immer nur Demütigungen und Niederlagen hinnehmen müssen. Sie mußten Pogrome und Massaker über sich ergehen lassen und hilflos zusehen, ohne ihre Familie verteidigen zu können. Und auch, wenn es ausnahmsweise mal kein Pogrom gab, hörten die gojim nie auf, sie anzuspucken, keine Sekunde. In der alten Heimat war es für einen Juden unmöglich, sich den Lebensunterhalt auf normale Art und Weise zu verdienen. Was sie bekamen, war der Dreck, den die gojim nicht wollten. Und wie wirkt sich das auf einen Mann aus, auf sein männliches Selbstgefühl? Es macht ihn kaputt. Also verkriecht sich der Jude in seine Religion. Er hat keine Möglichkeit, sich zu wehren, also betet er und rechtfertigt seine Feigheit mit weisen Sprüchen aus dem Talmud. Und wenn

die Welt über seinem Kopf zusammenbricht - auf wen kann er einprügeln? Wie kann er seine Frustration abreagieren? Nur an seiner Familie. Wenn du kein Heimatland hast, für das du kämpfen kannst, gibt es auch keine Helden, denen du nacheifern könntest. Alles, was dir bleibt, sind Männer, die Frauen verprügeln.«

Seufzend hing Hannah einen Moment den Gedanken an ihre Weisheiten nach. »Bei allen unterjochten, geschlagenen, eroberten Völkern verhalten sich die Männer so zu ihren Frauen und Kindern. Sieh dir doch nur die Schwarzen an, wie die Tiere sind die zu ihren Frauen. Und die Iren zeugen zehn Kinder, um sich anschließend aus dem Staub zu machen und kurzerhand das Land zu verlassen.«

»Wir sind hier in Amerika, Momma.«

»Es dauert aber einige Zeit - eine Generation, eine weitere -, um die Fesseln und die Mentalität der Gettos und der Pogrome abzulegen. Es dauert einige Zeit, selbst in Amerika, bis jüdische Männer sich wie vollwertige, richtige Männer fühlen können. Mittlerweile, Leah, mein Kind, mußt du bei der Wahl deines Ehemanns überaus vorsichtig sein. Und genau deswegen hat der Vorschlag, der mir gemacht wurde, seine Meriten.«

»Wer ist es, Momma?«

»Komm, ich reib' dir die Füße trocken.« Hannah versuchte auszuweichen. »Nu?« fragte Leah nach einer Weile.

»Ein entfernter Verwandter. Du hast ihn schon oft gesehen, fast immer an den Feiertagen, wenn sie nach Baltimore kommen, um in die schul zu gehen. Beim letzten Rosh Hashona hat er sogar auf deinem Platz gesessen. Erinnerst du dich?«

»Nein. Ich weiß nicht, warum du so um den heißen Brei rumreden mußt. Hast du dich deswegen letzte Woche wie ein Spion mit Geheimauftrag aus der Stadt gestohlen? Um die Lage zu sondieren?«

»Ja«, mußte Hannah zugeben. »Na also, dann sag's mir doch

endlich!«

»Der einzige Sohn meines Cousins zweiten Grades... der übrigens eine riesige Gemischtwarenhandlung in Salisbury besitzt...«

»Meinst du etwa Richard Schneider?«

»Hör mir eine Minute zu, Leah - bitte!«

»Richard Schneider, o mein Gott!«

»Morris Schneider hat nur ein einziges Kind: Richard, seinen Sohn. Im nächsten Jahr wird Richard fünfundzwanzig, und Morris ist kein gesunder Mann. Er wünscht sich so sehr, daß sein einziger Sohn Frau und Kinder bekommt und endlich das Geschäft übernimmt. Uneingeschränkt übernimmt, mit allem Drum und Dran, hundertprozentig. Richard wird ein wohlhabender Mann.« Leah stand auf, rutschte in der Schüssel aus und suchte an der Tischkante Halt, während das Wasser in alle Richtungen spritzte. »Oi, weh is mir! Der pickelige Richard! Ein blasses Nichts. So attraktiv wie eine Pestbeule vor dem Aufplatzen.«

»Das war vor einem Jahr. Glaub mir, ich hab ihn mir angesehn: Er ist größer geworden, und viel umgänglicher. Und seine Haut ist jetzt ganz glatt. Er hat immer was für dich übrig gehabt, Leah. Und ist ein wirklich sanftmütiger Mann. Wie einen Hund könntest du ihn dir dressieren. Und das eine sage ich dir: Das Haus der Familie ist eine richtige Villa...«

»Aber Salisbury liegt an der Ostküste, Momma, da ist es noch viel schlimmer als in Havre de Grace.«

»Du glaubst ja nicht, wie groß das Grundstück der Schneiders ist. So groß wie die Innenstadt von Baltimore. Und das Silber, und die Teppiche! Und ein Automobil, einen Ford Modell T, kannst du dir das vorstellen? Wer hat denn schon jemals so was gehört?« Leah hielt sich die Ohren zu.

»Also, was willst du nun eigentlich?« rief Hannah empört.

»Von der Wiege bis zur Bahre arbeiten wir uns die Finger wund - und wofür? Willst du etwa einen Schneider? So einen windigen Straßeneckenagitator? Dein Onkel Morris ist ein großzügiger Mann.« Leah schlug die Hände vors Gesicht und weinte, während sie vorsichtig aus der Schüssel stieg, damit Hannah ihr die Füße abtrocknen konnte. Sie weinte auch noch, als sie am Tisch saß, während Hannah aufgebracht die Krümel um den Kuchenteller herum wegfegte und die Teetassen abräumte. »Tut mir leid, daß ich davon gesprochen habe«, sagte sie. »Wir sind hier in Amerika. Niemand wird dich zwingen.«

Damit warf sich Hannah auf einen Stuhl und starrte die Tapete an. »Ich sollte am Sabbat mit dir nach Salisbury fahren«, sagte sie dann leise. »Ich werd' ihnen mitteilen, daß wir nicht interessiert sind.« An Mommas steinerner Miene sah Leah, daß das noch lange nicht alles war, daß noch weit mehr dahintersteckte. Beide saßen schweigend da. Die Uhr auf dem Kaminsims schlug sechs. Stöhnend bewegte sich Hannah durchs Zimmer, wischte Staub weg, wo keiner war.

»Was gibt es noch, was du mir nicht erzählst, Momma?«

»Was könnte es geben?«

»Vielleicht etwas im Zusammenhang mit Morris Schneiders Großzügigkeit?«

Hannah legte den Flederwisch hin und seufzte - nicht einmal, sondern viermal. »Morris hat mir eine Abfindung angeboten. Eintausend Dollar.« Wie betäubt ging Leah zum Fenster hinüber, packte die Spitzengardinen und starrte auf die Verkaufskarren und den Verkehr an der Kreuzung unten hinab. Frauen standen Schlange vor der Bäckerei, um zur Theke mit dem altbackenen Brot zu gelangen. Eintausend Dollar! Das war mehr als ein Vermögen, das war überwältigend, unendlich viel Geld! Damit konnte sich Momma das beste Brautausstattungsgeschäft von ganz Baltimore einrichten. Und dort würde sie Kundschaft aus dem vornehmen Uptown

bekommen, all die vielen deutschen Juden. Ihre Armut wäre endgültig vorbei. Als Leah aufblickte, sah sie, daß Lazar an der Badezimmertür stand und sie neugierig anstarrte.

Es war knapp, aber mit einer letzten, übermächtigen Anstrengung schaffte es Richard Schneider, Leah über die Schwelle des Brautgemachs zu tragen. Morris und Erma, seine Eltern, applaudierten dem Sohn für diese Leistung, während zwei Pagen sich über den Berg von Gepäckstücken im Flur hermachten. »Diese fünf Koffer kommen in unsere Suite, weiter hinten«, wies Erma sie an.

Der stellvertretende Direktor, ein diensteifrig katzbuckelnder Österreicher, öffnete die mit Bleiband beschwerten Samtvorhänge, um den Blick auf den Ozean vorzuzeigen, und wartete auf die Ohs und Ahs, die auch sogleich von Richard und seinen Eltern kamen. Dann wieselte der Österreicher durch die Suite und machte sie auf die zahllosen Annehmlichkeiten aufmerksam. Die Pagen wurden mit je fünfundzwanzig Cent belohnt, der Österreicher mit einem Silberdollar, woraufhin er sich dienernd rückwärts hinausbegab, die Tür hinter sich schloß und sie zu viert allein zurückließ.

»Nun, Kinder«, stellte Erma fest, »bis zum Dinner werdet ihr uns wohl nicht mehr brauchen. Treffen wir uns um Punkt acht Uhr im Speisesaal?« Richard warf Leah einen nervösen Blick zu, während seine Mutter auf Antwort wartete. »Acht Uhr geht in Ordnung, Mutter«, sagte er schließlich.

Schweigen. Schreckliches, steinernes Schweigen. »Ich glaub', ich krieg' wieder meine Migräne«, erklärte Leah. Erma erstarrte. »Wir wollten euch wirklich nicht stören«, entschuldigte sie sich. »Für uns ist Elberon fast wie ein zweites Zuhause, nicht wahr, Morris? Ich komme schon seit meiner Kindheit her.«

»Vielleicht möchten die Kinder gern allein sein«, wagte Morris sie zu ermahnen.

»Allein? Aber natürlich!« gab Erma einlenkend zurück. »Also, wir sehen uns dann morgen«, sagte Leah. »Nach dem Frühstück«, setzte sie noch hinzu und öffnete die Tür, um die Eltern hinauszubegleiten. »Vielleicht treffen wir uns auf der Strandpromenade. «

Als sie fort waren, setzte Richard an, um Leah zurechtzuweisen, ließ es dann aber lieber. Seine Frau war bereits in dem ans Schlafzimmer angrenzenden Ankleideraum verschwunden und begann die vier neuen Krokodillederreisetaschen zu öffnen, die ihre elegante, neue Garderobe enthielten: ein Teil des ausgehandelten Heiratsvertrags.

Leah hatte die Vorhänge zugezogen, die sie vor ihrem Mann verbargen, und verbrachte die folgende Stunde damit, vor dem dreiteiligen Garderobenspiegel ein Kleid nach dem anderen anzuprobieren.

Sie setzte sich an den Toilettentisch, beugte sich nah an den Spiegel vor und berührte ihre weichen Wangen mit den Fingerspitzen. Sie blickte sich tief in die großen, klaren braunen Augen, strich sich voll sinnlichem Genuß übers Haar und zog mit den Fingernägeln die Form ihrer Ohren nach. Mit dem Zerstäuber sprühte sie sich Parfüm aufs Handgelenk, schnupperte daran und verteilte dann etwas auf ihrem Ausschnitt. Leah war völlig versunken in ihre eigene Schönheit. Ätherisch!

Mehr als schön! Leah warf sich eine Kußhand zu, kreuzte die Arme über dem Busen und berührte, unter dem Gefühl des eigenen Körpers erschauernd, ihre nackten Schultern. »Gott, bist du hinreißend!« hauchte sie ihrem Spiegelbild entgegen. Ein Licht von draußen unterbrach Leah in ihren narzißtischen Betrachtungen. Richard kam herein und trat hinter sie. Er wollte etwas sagen, brachte aber keinen Ton heraus. Urplötzlich warf er beide Arme um sie und versuchte sie ungeschickt, stürmisch zu küssen, fand ihre Wange jedoch abgewandt. »Leah«, krächzte

er heiser.

»Bitte, Richard, du erstickst mich«, wehrte sie ab. »Alles zu seiner Zeit.«

Nach der gleichen verlegenen Pause, wie er sie sein Leben lang immer wieder durchlitten hatte, wich Richard zurück, murmelte leise, er brauche ein bißchen frische Luft, und verließ das Hotel. Er überquerte die hölzerne Promenade, stieg die Treppe zum Strand hinab, zog sich die Schuhe aus, krempelte seine Hosenbeine hoch und setzte sich dicht am Wasser in den Sand, um die kreischend in den Wellen spielenden Badegäste zu beobachten. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick zu seiner Hotelsuite empor: Die Vorhänge blieben geschlossen.

Zur Teestunde setzte sich Richard allein an einen Tisch im Garten. Das Hotelorchester spielte ein Medley von Victor Herbert, dem König des Broadway. Als er seine Eltern kommen sah, ergriff er die Flucht und wanderte ziellos die Strandpromenade auf und ab, bis der Abend dämmerte.

Er kehrte in den leeren Salon zurück und schlich auf Zehenspitzen ins Schlafzimmer, wo Leah bei abgeschirmtem Licht auf der Chaiselongue schlief. Ihre Schönheit ließ Richards Herz schneller klopfen.

Bald wird sich ihr Unbehagen gelegt haben, dachte er. Sie wird Mutter lieben lernen. Mutter wird ihr guten Geschmack und Etikette beibringen. Mutter ist viel gereist, vor allem in Europa. Sie stammt aus einer alten, vornehmen deutschen Familie. Der Familienwohnsitz liegt in der Nähe des Central Park in New York. Eine Stadtvilla. Warte nur, Leah, bis du die siehst! Als Richards Mutter mit seinem Vater durchbrannte, gab es ein paar Jahre lang Krach. Es war diese verdammte Geschichte mit den deutschen Juden, die hochnäsig auf die russischen herabsahen. Aber als sie schwanger war, gab die Familie schließlich nach und richtete Morris ein Handelsunternehmen in Salisbury ein. Anfangs hielten sie es für

ein Exil, doch als er Erfolg hatte, ließ die Familie ihn Zentimeter um Zentimeter an sich heran. In Elberon wimmelte es von reichen deutschen Juden, es war ihre Antwort auf Newport. O Leah, wie bin ich doch glücklich dran! Wir werden ihnen beweisen, daß unsere Ehe genauso gut wird wie die ihre. Leah rührte sich auf der Chaiselongue. »Leah«, sagte Richard leise. Langsam öffnete sie die Augen.

»Ich werde das Abendessen bestellen«, erklärte er. »Die ersten Gänge müßten etwa in einer halben Stunde kommen.«

Schüchtern zog er sich in den Salon zurück, läutete nach dem Butler und bestellte ein erlesenes Diner. Mutter hatte ihm beigebracht, wie man das machte: Es war ein äußerst kultivierter Vorgang, den er genoß. Er liebte es, für seine Mutter ein Diner zu bestellen.

Als er ins Schlafzimmer zurückkehrte, war Leah mit einem sehr durchsichtigen Unterrock bekleidet und versteckte sich mit einer Schamhaftigkeit, die einer Vorkriegsschönheit angestanden hätte, hinter der Steppdecke.

»Wir sind verheiratet, Leah«, ermahnte er sie.

»Aber natürlich sind wir das, Richard. Ich muß mich nur erst daran gewöhnen, daß...« Sie hielt inne. »Warum gehst du nicht in die Badewanne, bis das Essen kommt?«

»Na schön.«

Der Tisch war in einem von sanftem Kerzenlicht erhellten runden Erker gedeckt, von dem aus man in den Garten blickte. Der Butler hob einen Silberdeckel nach dem anderen und beschrieb zu Richards höchstem Entzücken jedes einzelne Gericht auf französisch, eine köstliche Litanei von Gaumenfreuden.

»Wenn dies ein jüdischer Badeort ist, sollte er wenigstens Jiddisch sprechen«, beschwerte sich Leah. »Was der redet, kann doch kein normaler Mensch verstehen.«

»Hier«, sagte Richard und bestrich einen Cracker mit einer schwarzen Masse.

»Was ist das?« wollte Leah wissen.

»Kaviar. Wir sollten einen winzigen Schluck trockenen Sherry dazu trinken. Eigentlich würde ich ja geeisten Wodka vorziehen«, wandte er sich an den Butler.

»Kaviar. Davon habe ich schon gehört.« Mißtrauisch biß Leah ein Stückchen ab. Sie zog eine Grimasse. »Großer Gott, ist das salzig! Woraus ist das gemacht?«

»Das sind Fischeier. Vom Stör. Aus Persien importiert.«

»Stör? Den kennen wir«, sagte Leah. »Wenn wir keinen Karpfen kriegten, hat Momma für gefilte fisch auch manchmal Stör genommen. Störeier? Naja, über den Geschmack mancher Leute ließe sich streiten.«

Richard grinste zaghaft. Er reichte ihr ein fingerhutgroßes Glas Sherry und prostete ihr zu: »Auf uns.« Sie trank einen Schluck und setzte es sofort wieder ab.

»Ich bin sehr sensibel. Von zuviel Alkohol wird mir schwindlig. Ach, sieh mal - Lox und Leber!«

»Nun, die Leber ist eigentlich, na ja, eine Pâté. Eine ganz besondere Mischung, die man als Pâté de foie gras aux truffes bezeichnet... Gänseleber mit sehr seltenen Pilzen... und, äh, der Lox ist feinster Lachs... aus Schottland...» »Oh, mei, mei, mei, wie hoititoiti!«

Je länger Richard von seiner Mutter sprach, desto fester biß Leah die Zähne zusammen. Erfolgreich sind sie, na schön, aber nicht erfolgreich genug, um ihrem kostbaren Sohn eine erstklassige deutsche Jüdin als Ehefrau zu verschaffen. Wer will schon nach Salisbury an der Ostküste ziehen? Höchstens ein armes jiddisches Mädchen aus den Slums. Deswegen haben sie sich mit mir begnügt. Seht ihn euch doch an!

Kurz darauf zeigte ihnen der Butler zwei kalte, gefüllte

Hummer und entkorkte den Champagner. »Also, was ist denn nun das schon wieder?«

»Na ja... das ist... das ist Hummer... äh...«

»Ein Schalentier!«

»Ja... aber...«

»He, was für ein Jude bist du eigentlich, Richard Schneider? Das ist treife, verbotene Speise. Momma würde tot umfallen, wenn sie das sähe.«

»Tut mir leid, Leah, aber wir essen nicht koscher. Das ist in Salisbury unmöglich.«

»Aber das ist noch nicht alles. Ihr betet in Synagogen, wo es Orgeln gibt und einen gemischten Chor, und die Männer sitzen mit den Frauen zusammen und bedecken nicht mal ihren Kopf. Und ihr nennt euch Juden? Für Momma war es in Havre de Grace auch unmöglich, koscher zu kochen, aber niemals haben wir den Dreck aus der Bucht gegessen. Habt ihr denn eine Ahnung, wovon sich diese Viecher ernähren? Sie fressen Abwässer und menschliche... du weißt schon, was. Das ist sehr, sehr gefährlich. Oi, nicht mal ansehen kann ich die! Ich werd' mit Erma besprechen müssen, wie wir gemeinsam die Küche benutzen können.« Richard war aufgesprungen und zerrte an der Klingelschnur für den Butler, als stünde das Zimmer in Flammen. Nach diesem katastrophalen Essen, das noch viel furchtbarer wurde, als Leah Leber und Zwiebeln bestellte und es keine gab, machte sie es sich auf einem Sofa bequem und wendete mit enervierender Langsamkeit die Seiten von Jack Londons letztem Roman John Barleycorn um. Richard krauste die Stirn, als sie sich eine Zigarette anzündete, schwieg aber und beschloß, Leah dieses Problem mit seiner Mutter allein ausfechten zu lassen.

Über das Buch hinweg musterte sie ihren gründlich verwirrten Ehemann. »Jack London«, sagte sie, »steht für Sozialismus und die Arbeiterklasse. Wie viele Leute arbeiten für deinen Vater?«

»Das Warenhaus eingeschlossen... und dann verkaufen wir landwirtschaftlichen Bedarf, und außerdem haben wir ein paar Obstplantagen, die verpachtet sind... dazu noch die reisenden Händler und Vertreter... Ich würde sagen, ungefähr fünfzig.«

»Und das Wort ›Gewerkschaft‹ ist bei euch vermutlich auch ein Schimpfwort.«

»Darüber denken wir an der Ostküste nicht allzuviel nach.«

»Gelinde gesagt. So wie die an der Ostküste die Schwarzen behandeln, wissen sie vermutlich nicht mal, daß der Bürgerkrieg beendet ist.«

»Meinst du nicht, wir sollten schlafen gehen, Leah? Du weißt schon... schlafen?«

»Du kannst ja schlafen, Richard. Für mich ist dieses Buch viel zu spannend.«

Lange nach Mitternacht lag Richard Schneider immer noch wach. Nachdem sich Leah an Jack London satt gelesen hatte, hörte er sie umherwandern, und das beschleunigte seinen Atem. Er wartete und wartete, aber sie kam nicht zu Bett. Als Richard die Nachttischlampe anknipste, entdeckte er, daß Leah auf der Chaiselongue lag und schlief. Er nahm all seinen Mut zusammen, warf die Steppdecke ab und fiel neben ihr auf die Knie. »Leah«, rief er verzweifelt. »Leah!«

Sie bewegte sich, aber kaum wahrnehmbar. »Richard. Du hast mich geweckt. Ich habe gerade so schön geschlafen. Man darf Menschen, die fest schlafen, nicht einfach wecken, indem man sie anschreit.«

»Ich will dich!« krächzte er und strich ihr ungeschickt übers Haar. »Ach, du mein lieber Richard, es tut mir ja so leid, aber ich habe meine Periode. Ich habe furchtbare Krämpfe, und mein Rücken schmerzt auch ganz schrecklich. Aber Richard, dein Gesicht ist ja ganz naß von Schweiß! Du solltest mich nicht so ansehen. Wie ein Wahnsinniger siehst du aus!«

In der fünften Nacht war Richard durch den Mangel an Schlaf total erschöpft. Erma machte mehrmals Bemerkungen über das schlechte Aussehen ihres Sohnes, aber Morris glaubte schon zu wissen, was da los war.

»Sie sind in den Flitterwochen«, erklärte er seiner Frau. »Ein bißchen zuviel Vögelei, meine Gute.«

»Aber Morris! Nicht dieses gräßliche Wort!«

»Liebe«, korrigierte er sich gehorsam.

Richard verbrachte eine schweigsame Mahlzeit mit seinen Eltern. Leah fühlte sich mal wieder nicht wohl. Nach dem Essen stürmte Richard in seine Suite hinauf, trat zornig ein und knallte die Schlafzimmertür hinter sich zu. »Jetzt kann ich's nicht mehr aushalten!« brüllte er. »Du bist so ungestüm.«

»Ich verlange mein Recht als Ehemann!«

»Aber Richard, es geht mir noch nicht gut.«

»Tut es doch! Ich hab's kontrolliert.«

»Du hast - was?«

»Ich hab' den Mülleimer im Bad kontrolliert.«

»O mein Gott, wie ekelhaft!«

»Also, wer von uns beiden ist denn hier ekelhaft?« Leah begann leise zu weinen. »Du mußt das verstehen, Richard. Ich bin sehr sensibel.«

»Das ist mir klar. Aber... aber schließlich sind wir verheiratet... Bitte nicht weinen, Leah! Bitte nicht!«

Als es im Schlafzimmer dunkel wurde, schlüpfte Leah unter der Decke hervor. Sie war fest entschlossen, diese Erfahrung jetzt hinter sich zu bringen, und zwar nicht nur unversehrt, sondern auch als die Stärkere. Leah legte ihr Nachthemd ab und wartete.

Richard tastete nach ihr, und als er tatsächlich ihr Fleisch

berührte, verlor er endgültig die Beherrschung. »O mein Gott«, wiederholte er immer wieder, als seine Hände ihre Brüste und Hinterbacken entdeckten, »o mein Gott!«

Leah zog es in die Länge. Sie wartete... wartete... ermunterte ihn ein bißchen... und wehrte ihn wieder ab. Allmählich drehte er vollkommen durch. Dann hielt er jedoch so unvermittelt inne, wie er begonnen hatte, und brach in Tränen aus.

»Aber Richard«, sagte sie vorwurfsvoll, »du hast die ganzen Laken beschmutzt. O Gott, ist das widerlich... widerlich... Schande, Schande, Schande!« Sie warf die Decke zurück, lief ins Bad, schlug die Tür zu und verriegelte sie.

Von Qual erfüllt, wälzte sich Richard zur Seite und packte die Laken; er zitterte vor lauter Zorn und Demütigung.

Von nun an gab es während der Flitterwochen allnächtlich eine Variation desselben Themas: erfolgloser Versuch. Leah richtete es jedesmal so ein, daß er außerhalb ihres Körpers ejakulierte und anschließend kapitulierte, ohne den Akt tatsächlich vollzogen zu haben.

Nach jedem vernichtenden Mißerfolg ihres Mannes war Leah von Triumph erfüllt. Er war erleichtert, als die Flitterwochen allmählich zu Ende gingen und er in die vertraute Umgebung der Firma in Salisbury zurückkehren konnte.

Schließlich gab er jeden Versuch, sie zu lieben, endgültig auf und sank, von Müdigkeit und Drogen benommen, schnell und dankbar in tiefen Schlaf. Leah bereitete es große Genugtuung zu beobachten, wie er im Schlaf um sich schlug, ohne etwas zu treffen - wie er sich wieder einmal zur Tat unfähig erwies. Ein so überwältigendes Gefühl der Erfüllung hatte Leah noch niemals erlebt. Die Annullierung erfolgte sechs Monate später. Den größten Teil dieser Zeit hatte Leah bei ihrer Mutter in Baltimore verbracht. Hannah verstand, Hannah tröstete, Hannah hatte von Anfang an recht gehabt mit ihrer Meinung über die

Männer. Um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden und zu verhindern, daß Leahs Vorwurf, Richard sei impotent, publik wurde, verzichteten die Schneiders in Anbetracht des ›Schadens‹, den Leahs zarte Psyche erlitten hatte, auf die Rückzahlung der Vertragssumme. Nachdem die Annullierungsdokumente unterzeichnet waren, ergriff Erma energisch Besitz von der Garderobe samt den vier Reisetaschen, und Leah kehrte genauso arm in die Wohnung ihrer Mutter zurück, wie sie sie verlassen hatte.

1917-1918

Leah kontrollierte gerade den Briefkasten im Vestibül, als sie die Schreie von oben hörte. Unverkennbar die Stimme ihrer Mutter. »Gevalt! Weh is mir! Gott im Himmel!« schrie Hannah in hemmungsloser Verzweiflung. »Erbarmen!«

Leah hastete die Treppe hinauf, und als sie die Tür aufstieß, sah sie die Mutter auf dem Sofa liegen, während Fanny und Pearl ihr mit kalten Kompressen die Stirn kühlten. »Momma!« rief Leah bestürzt. »Was ist passiert?«

»Mein Herz! Mein Herz!« schluchzte Hannah, zwischen Jiddisch und Englisch hin und her wechselnd. »Würde mir vielleicht jemand sagen, was hier los ist?«

»Dieser nichtsnutzige schmock von Bruder!« Fanny deutete auf Lazar, der sich mit Onkel Hyman in die Ecke neben dem Klavier drückte.

»Er hat sich freiwillig zur Navy gemeldet!« erklärte Pearl. »Ein dreißigjähriger Mann mit schlechten Augen und schwachem Rücken? Wofür brauchen sie denn den - etwa für die Krüppelbrigade?« fragte Hannah, die sich jetzt aufrichtete. »Du willst also zu deinem Bruder Saul unter die Erde, eh?« Als sie den Namen des Verstorbenen ausgesprochen hatte, brach

Hannah abermals in lautes Klagen aus.

»Schande!« schloß sich Leah dem Chor der Klageweiber an. »Schande! Schande! Schande!«

»Momma«, versuchte Lazar ein Wort einzuwerfen, »ich hab' einen ganz besonderen Beruf, der dringend gebraucht wird. Ich geh' ja nicht zur Infanterie.«

»Gebraucht?« heulte Leah. »Die große amerikanische Navy braucht dich also dringender als deine Mutter und deine Schwestern? Nu, dann wirst du eben ein großer Held und überläßt uns alle hier dem Hungertod.«

»Gevalt«, jammerte Hannah.

»Kein Mensch unter diesem Dach wird verhungern«, fuhr Onkel Hyman erbost dazwischen und klopfte Lazar voll Stolz auf die Schulter.

»Aber er ist fast blind«, begehrte Hannah auf. »Ich werde meinen Teil zur Kriegsleistung beitragen, indem ich dir Lazars Gehalt weiterzahle, Hannele. Und wenn ich auch nur einen einzigen Gehaltsscheck vergesse, ist mein Name nicht Hyman Diamond.«

Nachdem das Protestgeschrei sich allmählich ein bißchen gelegt hatte, fuhr Onkel Hyman fort: »Und außerdem hast du mein Ehrenwort, daß ich diesem Jungen, wenn er aus dem Krieg in die Heimat zurückkehrt, einen eigenen Drugstore einrichten werde.«

»Und wenn er nun nicht wiederkommt? Oder wenn er in einem Korb ankommt, ohne Arme und ohne Beine?«

»Oder ohne Augen?«

»Oder mit einer Schützengrabenneurose?«

»Jetzt reicht's mir aber, verdammt noch mal!« fuhr Lazar sie in einem so energischen Ton an, wie sie ihn noch nie von ihm gehört hatten. Dann ging er zu Hannah und legte ihr schwer die Hand auf die Schulter. »Ich gehe, Momma«, sagte er leise. »Das

ist alles.«

Zum erstenmal war die jüdische Bevölkerung in Amerika groß genug, um einem nationalen Ruf zu den Waffen zu folgen, und zum erstenmal seit biblischer Zeit hatten die Juden ein Land, das sie lieben konnten. Sie alle wurden vom Kriegsfieber gepackt. Die anfängliche Hysterie der Balaban-Frauen verwandelte sich flugs, wie durch ein Wunder, in ein Gefühl heißer Vaterlandsliebe. Im Schaufenster wurde, zum Zeichen, daß ein Sohn aus diesem Haus Kriegsdienst leistete, ein kleines Fähnchen mit einem blauen Stern aufgehängt.

Lazars Foto bekam einen Ehrenplatz mitten auf dem Kaminsims, gleich neben dem Bild seines Bruders Saul. Endlich durfte sich Lazar nun im Gefühl sowohl der Befreiung als auch der Heroisierung sonnen und wurde prompt zum Gegenstand endloser Prahlereien, zum Stolz der Schwestern und der Adoptivmutter. Da Lazar einen gefragten Beruf ausübte, wurde er auf der Stelle in den Rang eines Sanitätsobermaats erhoben und sogleich einer hastig aufgestellten Sanitätsabteilung zugeteilt, die aus einigen hundert Ärzten, Chirurgen, Sanitätsmaaten und Lazarettgehilfen der Marine bestand und einen Sanitätsdienst für das Marine Corps organisieren sollte, das nur aus einer kleinen Vorkriegstruppe von bisher weniger als zehntausend Mann bestand. Eine Brigade, zusammengestellt aus dem Fifth und Sixth Marine Regiment, wurde mit der Vorhut des amerikanischen Expeditionscorps eiligst nach Frankreich verschifft. Die Marines waren die Soldaten der Zukunft, dazu bestimmt, ihre geringe Zahl in einigen der blutigsten und wichtigsten Schlachten des Krieges mit Mut und Tapferkeit aufzuwiegen.

In dem Moment, da er den überfüllten Truppentransporter Henderson betrat, genoß Lazar Balaban zum erstenmal in seinem Leben ein Gefühl von Freiheit. Endlich war er frei von seinem verhaßten Vater, frei von der nichtjüdischen Bigotterie,

die seinen Bruder umgebracht hatte, frei von den Balaban-Weibern. Für die meisten Kameraden war der Krieg die Erfüllung knabenhafter Träume von atemberaubenden Abenteuern, der Stoff, aus dem die spannenden Geschichten bestehen. Kräftige, apfelwangige junge Männer, verschont von den Jahrzehnten der Kriege, unter denen die Europäer gelitten hatten, waren frisch von den Farmen und aus den Städten eines weitgehend ländlichen und unverbildeten Landes zu den Fahnen geeilt.

Frankreich! Mein Gott, Frankreich! Das bedeutete Frauen... Weiberfleisch... Liebe auf französisch, was immer das heißen mochte. Allnächtlich lauschten sie den Männerrunden, bei denen endloses Garn über die alten Marines gesponnen wurde, die bei der Shanghai-Truppe und dem Jangtse-Kommando gewesen waren. Für das junge, naive Amerika, das noch nie an einem großen internationalen Konflikt beteiligt gewesen war, bedeutete dies das Ende der Unschuld.

Mitte 1917 landete das Sixth Regiment in St. Nazaire. Die Boys waren so aufgekratzt, daß sie die grauenvolle Realität, die sie erwartete, nicht erkannten.

Als die zum Scheitern verurteilte Ehe von Leah und Richard Schneider begann, benutzte Hannah das Vertragsgeld, um einen langfristigen Mietvertrag für ein Gebäude mit Ladenfront zur Fayette Street abzuschließen. Denn nicht nur war dort die Lage günstiger fürs Geschäft, sondern das Haus bot ihnen auch Wohnräume, die für die Familie etwas vollkommen Neues waren. Zum erstenmal hatten Hannah und Leah jede ein eigenes Schlafzimmer und - sieh an, so etwas gab es tatsächlich - einen separaten Wohnraum, sogar mit echtem Mohairsofa.

Die Balaban-Frauen faßten Schritt mit dem allgemeinen Bemühen um Kriegsleistung. Arbeitsplätze in der Bekleidungsindustrie, einstmals verschrien wegen der

unverhohlenen Ausbeutung und den katastrophalen Arbeitsbedingungen, waren auf einmal attraktiv geworden und wurden ziemlich anständig bezahlt. Ein ehemals berüchtigter Ausbeutungsbetrieb, die Ginzburg Brothers, erhielt einen lukrativen Vertrag über die Lieferung von Army-Uniformen. Die Manufaktur lag ganz in der Nähe der Camden Station der B&O Railroad, also nur einen Katzensprung vom Hause der Balabans entfernt, und als Näherinnen erhielten Leah und Fanny praktisch den doppelten Friedenslohn.

Da Pearl, die Jüngste, eine fabelhafte Stelle als Schweißerin auf einer Werft am Sparrows Point fand, konnten sie es sich nunmehr leisten, eine Schwarze als Ganztagshaushälterin zu beschäftigen. In der Balaban-Kasse begann es zu klingeln - ebenfalls eine ganz neue, wunderbare Erfahrung.

In der Umgebung von Baltimore gab es zahlreiche militärische Einrichtungen, darunter Camp Meade, ein großes Bereitstellungszentrum für Übersee. Die jüdischen Soldaten und Matrosen, die Landurlaub hatten und häufig die beiden Synagogen in der Lloyd Street sowie eine nahe gelegene Militärkantine aufsuchten, wurden von der Gemeinde sehr herzlich aufgenommen und betreut. Auch die Balaban-Schwestern kamen dabei nicht zu kurz. In dieser Kriegszeit, und angesichts der großen Zahl jüdischer Boys in Uniform, wurde der Zorn der Balabans auf das männliche Geschlecht vorerst einmal ad acta gelegt. In der Kantine und der Young Men's Hebrew Association, wo es an jedem Abend Tanz gab, hatten die Schwestern freie Auswahl. Das Balaban-Haus an der Fayette Street stand den Boys Tag und Nacht offen, und damit sie nur ja nicht die Heimat vergaßen, brachen die Tische unter der Last jüdischer Speisen beinah zusammen. Obwohl einige Lebensmittel inzwischen sehr knapp waren, gelang es Hannah, der altmodischen balabosta, immer wieder, aus dem, was sie auf dem großen Markt in der Lexington Street zu ergattern vermochte, irgend etwas Köstliches zu zaubern, und ihr

Gebackenes sandte den Besuchern mit seinem Duft von weitem schon einen Willkommensgruß entgegen.

An jedem Dienstag verschloß sie die Ladentür früher als sonst und machte sich bis nach Mitternacht ans Backen. Nur um am frühen Mittwochmorgen schon im Hauptpostamt zu stehen, wo sie mehr als ein Dutzend Päckchen nach Übersee schickte. Über fünfzig von ›ihren‹ Boys erhielten mindestens ein Päckchen pro Monat. Ihre Dankesbriefe wurden immer wieder laut vorgelesen, und ihre Fotos bedeckten fast eine ganze Wand.

Zwar wurden Fannys Darbietungen auf dem Klavier nicht hörbar geläufiger, doch eine gewisse Verbesserung sollten die allabendlichen Singfeste letztlich schon bringen. Es war eine bittersüße Zeit. Sie kamen hierher, die jüdischen Boys, sogar aus so weit entfernten Staaten wie Texas und Alabama, und zogen mit einer schönen Erinnerung an Baltimore in den Krieg.

Aufgrund ihrer Erfahrungen mit Richard Schneider ging Leah inzwischen viel zielbewußter vor, wenn sie den Köder für einen Mann auslegte. Und doch begannen alle Beziehungen, die sich anbahnten, nach kurzer Zeit schon ein und dasselbe Schema anzunehmen. Die bewußte Herausforderung, der nette Flirt - den Leah als Huldigung an ihre Schönheit verstand -, eine Wende zum Ernsteren, und schließlich die Katastrophe: Auseinandersetzungen, Verwirrung und ein hastig errichtetes Bollwerk gegen weitere Avancen. Und letzten Endes stellte sich immer wieder heraus, daß Momma recht hatte mit ihrer Einschätzung der Männer. Während des Krieges war das Haus der Balabans eine Domäne der Unteroffiziere und Mannschaften. Die jüdischen Offiziere gehörten den vornehmen deutschen Juden. Klasse zog Klasse an. Deswegen wurde Lieutenant Joseph Kramer aus Joplin, Missouri, auch sofort zur Zielscheibe, als er die B'nai-Israel-Synagoge betrat. Daß Fanny ihn zuerst entdeckte, spielte keine Rolle. Leah, mit ihrer gewitzten Erfahrung und der herausfordernden Vamp-Attitüde, schnappte ihn ihr direkt vor der Nase weg. Fanny vergab ihrer

Schwester das jahrelang nicht, ihr anfänglicher Schmerz aber milderte sich beträchtlich, als sie sich ebenfalls in einen Soldaten verliebte.

Leah fand, daß Alan Singer ohnehin besser zu Fanny Passte. Al war ein netter Junge aus Cleveland. Bevor er eingezogen wurde, hatte er für seinen Vater gearbeitet, einen kleinen Subunternehmer und Anstreicher. Das war für Fanny, die nicht unbedingt ein Ausbund an Schönheit war, sondern eher schlicht, langweilig und albern, bei weitem mehr als nur gut genug. Al Passte genau zu Fannys primitivem Niveau. Auf jeden Fall brachten sie einander immer wieder zum Lachen. Leah hatte ein reines Gewissen. Joe Kramer dagegen, ja, also der war ein völlig anderes Kaliber. Joe mit seinen Goldlitzen war nicht nur Offizier und Gentleman, sondern Angehöriger der Kavallerie - eine Kombination glanzvoller Attribute, der Leah noch niemals begegnet war. Ein Klassemann! Sein Vater und sein Onkel waren die beiden Partner der Anwaltskanzlei Krämer and Kramer. Joe absolvierte gerade sein letztes Semester an der juristischen Fakultät der University of Missouri. Die Army gestattete ihm, das Staatsexamen abzulegen, damit er nach seiner Heimkehr sogleich den Anwaltsberuf ausüben konnte.

Joe war ein Draufgänger, der sich nicht so leicht abweisen ließ. Angesichts all dieser verlockenden Aussichten gelangte Leah zu der Erkenntnis, daß sie, wenn sie ihn sich angeln wollte, diesmal Konzessionen machen mußte.

It's a long way to Tipperary, It's a long way to go...

Die Fähre Emma Giles legte von der Pier in Tolchester Beach an der Ostküste ab und tuckerte mit ihren müden, aber glücklichen Passagieren quer über die Bucht zurück. Es war ein wunderbarer Tagesausflug gewesen, der an Pier 15 bei der Light Street begonnen hatte, und die Stimmung auf der Rückfahrt war

besinnlich.

Ein Gesangstrio älterer Damen in Pseudouniformen, die sich »Die Doughgirls« nannten, beendete sein Medley patriotischer Lieder mit angedeutetem Marschtritt und militärischem Gruß.

Die Lichter wurden gedämpft, die Band spielte sentimentalere Musik, und die Soldaten glitten mit ihren Mädchen Wange an Wange über die Tanzfläche. Sobald sich der Abstand von Hüfte zu Hüfte verringerte, lösten sich die Paare aus der Menge und gingen Hand in Hand hinaus, um unter dem Sternenhimmel ein bißchen zu schmusen.

Al Singer und Fanny Balaban tanzten Auge in Auge, während sie im Rhythmus der Musik langsam ihren Kaugummi malmten.

»Al«, sagte Fanny, »es war ein wunderschöner Tag, der schönste in meinem ganzen Leben.«

»Yeah, für mich auch«, bestätigte Al. »He, laß uns rausgehn! Ich will mit dir über was Wichtiges reden.«

Auf dem Deck über ihnen hing Lieutenant Joe Kramer an der Reling und blickte einer Sternschnuppe nach. Joe konnte zuweilen melancholisch sein, das hatte Leah schon festgestellt.

»Du hast noch keine zwei Worte gesprochen, Joe«, sagte sie.

»Äh... was?«

»Stimmt was nicht?«

»Nein, nichts.«

»Na, komm schon - raus damit!«

»Sieht aus, als würden wir bald auslaufen.«

»Oh!« Die gefürchteten Worte. »Wie bald?«

»In vierzehn Tagen vielleicht.«

Leah trat dicht an ihn heran, schmiegte sich an ihn und rieb ihre Wange an der seinen. Dann wurde ein langer, inniger Kuß daraus. »Ich bin traurig, daß du fortmußt«, erklärte sie. »Seit ich dich kenne, ist alles ganz anders geworden in meinem Leben!«

»Ich will raus«, gab er zurück. »Die meisten von uns wollen raus. Ich muß an diesem Krieg teilnehmen. Mag sein, daß das für eine Frau schwer zu verstehen ist.«

»Ich will aber nicht, daß es zwischen uns aus ist.«

»Ich auch nicht.«

»Du machst mich glücklich, Joe.«

»Leah, wir kennen einander jetzt schon eine ganze Weile. Es gibt da was...« Er zögerte. »Ja?«

»Na schön. Folgendes. Rundheraus. Ich hab' für heute nacht ein Zimmer im Belvedere Hotel genommen. Ich werde dich nicht zwingen, mitzukommen. Ich will nur ein schlichtes Ja oder Nein.« Unwillkürlich fuhr Leahs Hand ans Herz. Instinktiv wollte sie zunächst Schüchternheit vortäuschen und dann auf erregte Ablehnung schalten. Aber Joe Kramer war kein Richard Schneider, er war auch keiner ihrer letzten Beaus. »Ich liebe dich, Leah.«

Jetzt gab es keine Ausweichmanöver mehr, die sie einleiten konnte, das wußte sie. Jetzt gab es entweder die Chance, sich diesen Joe zu angeln, indem sie ihre Affäre im Bett besiegelten, oder die Gewißheit, ihn durch eine Weigerung zu verlieren. Eine weitere Alternative gab es nicht. Keine Spielchen. Der durchdringende Blick seiner melancholischen Augen wich nicht von ihr. Leah kuschelte sich in seine Arme. »Ich komme mit«, erklärte sie. Als sie sich küßten, hörte Leah das unverkennbare, unbeholfene Geräusch von Fannys Füßen auf der Leiter zum unteren Deck.

»Leah!« rief Fanny, ergriff ihre Hand und zerrte sie davon, während Al Singer schüchtern auf Joe zuging.

»Leah, sieh doch!« Fanny streckte ihren Ringfinger aus. Der Stein war so klein, daß er kaum zu erkennen war.

»Al hat mich einfach gefragt, und ich hab' ja gesagt. Wir sind offiziell verlobt! Er will, daß wir sofort heiraten, bevor er nach

Übersee gehen muß.«

Leah umarmte ihre Schwester, in ihrem Kopf aber wirbelten ganz andere Gedanken.

»Dann kannst du ja mit ihm ins Bett gehen, ohne dich schämen zu müssen«, sagte Leah abwesend.

»Das tun wir doch schon längst, Leah.«

Leah starrte sie ungläubig an. »Aber warum hast du mir nichts davon gesagt? Schämst du dich denn nicht? Seit wann macht ihr das? Und wo?«

Fanny zuckte mit den Achseln.

»Weiß Momma davon?«

»Was macht das schon? Bald ist er mein Ehemann.«

Leah blickte die Reling entlang zu Joe hinüber, der Al die Hand schüttelte, und sah ein, daß sie in dieser Nacht keinen von ihren kleinen Tricks anwenden durfte, wenn sie wollte, daß Joe Kramer zu ihr zurückkehrte. Sie mußte es durchstehen. Und mehr noch: Sie mußte ihn so überwältigend lieben, daß sie, und sie allein, in den kommenden Monaten seine Gedanken beherrschte.

Es gab eine Doppelhochzeit in der B'nai-Israel-Synagoge, finanziert vom lieben Onkel Hyman, dem stolzen Patrioten - vor allem, seit sein Sohn Gilbert als wehruntauglich abgelehnt worden war. Nach weniger als einem Monat dampften Private Al Singer und Lieutenant Joe Kramer an Bord eines Truppentransporters von Baltimore aus nach Frankreich. Und hinterließen zwei junge Frauen in den ersten Wochen der Schwangerschaft.

Molly Kramer und Edith Singer wurden im Abstand von wenigen Tagen im Sinai Hospital in der Monument Street geboren.

Hannah Balaban hatte mystische Vorahnungen. Schöne Zeiten konnten nicht endlos währen. Wie hätte man wohl auch so viel Glück ertragen können?

Hannah war sich ziemlich sicher, daß Al Singer und Joe Kramer ihren Töchtern kein so elendes Leben bereiten würden wie dieser putz Moses Balaban ihr selbst, und das war gut. Hannah hatte einikeles, zwei wunderschöne, gesunde Enkel, und dazu noch beide Mädchen, und das war ebenfalls gut. Ihre finanzielle Lage war nie besser gewesen, und inzwischen stand fest, daß der Krieg von den Alliierten gewonnen wurde. Aber kein Mensch konnte ständig auf so einer Wolke leben. Die schweren Zeiten würden zurückkehren, das stand fest. Und wenn es soweit war, wollte sie darauf vorbereitet sein. Tatsächlich kamen, genau wie sie es vorausgeahnt hatte, die schlechten Nachrichten bald zuhauf.

Amerikas anfänglichem Kriegsfieber war durch die Verlustlisten ein kräftiger Dämpfer aufgesetzt worden. Die erschütterte Öffentlichkeit mußte erkennen, daß ein Krieg nicht nur ein einziges, großes, vergnügliches Abenteuer ist. Als der erste von Hannahs adoptierten Soldaten fiel, bekam sie Depressionen, die bis zum Ende des Krieges anhalten sollten, denn es gab weitere Gefallene und zahlreiche Verwundete. Nein, er war tatsächlich kein Scherz, dieser Krieg.

Die zweite Tragödie erlebten sie, als der heißgeliebte Onkel Hyman, ihr lebenslanger Wohltäter, das Zeitliche segnete, obwohl er sich erst auf dem Höhepunkt seines Lebens befand, ein junger Mann in den Sechzigern, ein gottesfürchtiger Mann, der allen Geld, Kredit und Liebe gegeben hatte. Die Firma wurde nunmehr von Gilbert, Hymans einzigem Sohn, übernommen. Würde Gilbert ebenso großzügig und liebevoll sein wie sein Vater? Möglicherweise ja, vermutlich nein. Zum Glück hatte Hyman in seinem Testament keinen von ihnen vergessen, vor allem aber nicht sein Versprechen, Lazar nach seiner Rückkehr aus Frankreich einen eigenen Drugstore zu

verschaffen. Hauptsache, es kam kein Rechtsverdreher von Anwalt und nahm ihnen alles wieder weg. Die Trauer um Hyman war vollkommen aufrichtig. Sein Foto wanderte zu den Bildern von Saul und Lazar auf dem Kaminsims.

Nicht ganz so traurig waren die Nachrichten aus Havre de Grace. Moses hatte, wie er behauptete, all seine Ersparnisse verloren, und zwar an zwei glattzüngige Gauner mit einem betrügerischen, falschen Kriegsanleihen-Trick für Leute, die schnell reich werden wollten. Als Moses erfuhr, was aus seinem Geld geworden war, bekam er einen Schlaganfall. Um seine Schulden zu bezahlen, war er gezwungen, seinen gesamten Besitz zu liquidieren. Halb gelähmt und arbeitsunfähig, flehte er Hannah an, ihn aufzunehmen, nachdem seine Brüder in Savannah dies abgelehnt hatten. Absolut unfähig, auch nur eine streunende Katze von ihrer Schwelle zu weisen, erbarmte sich Hannah ihres Mannes. Die Richtlinien, die sie aufstellte, waren hart. Moses durfte in einem kleinen Erker an ihrem Schlafzimmer in einem separaten Bett schlafen. Er hatte keine Entscheidungsgewalt in Familienangelegenheiten, und es gab keinen Sex, überhaupt keinen! Sollte er so weit gesunden, daß er wieder arbeitsfähig war, würde man neu über das Problem verhandeln müssen.

Durch den Schlaganfall war Moses noch mehr gealtert. Überdies hatte seine selbstgewählte Einsamkeit als geiziger Einsiedler ihren Tribut gefordert. Moses bemühte sich jetzt täglich um perfektes Verhalten, und das machte ihn für Hannah beinah erträglich. Vielleicht, dachte sie, hat er durch die Nähe des Todes erkannt, wie gemein er damals gewesen ist. Was immer aber der Grund sein mochte, er war kein wichtiger Faktor mehr in ihrem Leben. Er konnte im Talmud lesen, bis er blind wurde, solange er sie nur nicht behelligte.

Dann bewahrheiteten sich Hannahs schlimmste Ahnungen. Kurz nachdem Moses seinen Erker bezogen hatte, traf das gefürchtete Telegramm des Kriegsministeriums ein: Lazar war

verwundet, in der Schlacht bei Château-Thierry offenbar von einem Schrapnell getroffen. Zwei Wochen lang wagte Hannah kaum zu atmen, bis endlich ein Brief aus einem Lazarett in Frankreich kam. Zwar hatte Lazar ihn nicht persönlich geschrieben, weil er an Armen und Oberkörper verwundet war, doch er ließ ihnen versichern, daß er wieder vollkommen gesunden werde, und als seine Briefe regelmäßiger und noch dazu in seiner eigenen Handschrift eintrafen, wurden Hannahs Schmerz und Kummer ein wenig leichter. Nach mehreren Monaten, in deren Verlauf Lazar sich gut zu erholen schien, kam jedoch ein echter Schocker von einem Brief. Lazar hatte eine Französin geheiratet! Die auch noch eine schickse war! Und überdies handelte es sich um eine Witwe mit einem kleinen Sohn. Das Trauma dieser Nachricht wurde ein bißchen gemildert, da Lazar Hannah versicherte, daß seine Frau Simone keine ernsthafte Protestantin sei und sich gern in der Kunst unterweisen lassen werde, wie man koscher koche und einen jüdischen Haushalt führe.

»Wirklich, Hannah, davon geht die Welt nicht unter«, beschwichtigte Moses sie. »Lazar läßt sich nicht zum Narren halten. Ich werde Simone und ihren Sohn Pierre lieben lernen. Gott wird mir sicher Weisheit verleihen.«

Fanny und Leah ließen ihre Kinder zu Hause, wenn sie zur Arbeit in die Fabrik der Ginzburg Brothers gingen, und das war für Hannah der Himmel auf Erden. Die kleine Edith und Leahs Molly waren zwei ausgesprochene Goldschätze. Dieser Trost, den die kleinen Mädchen ihrer Großmutter brachten!

Aber noch eine andere Befürchtung quälte Hannah: Leah ging sehr häufig aus und blieb zuweilen die ganze Nacht hindurch fort. Ihre Ausrede, sie sei bei einer Freundin, war bald schon nicht mehr so recht glaubhaft. Hannah versuchte zwar, möglichst nicht darüber nachzudenken, konnte sich aber des Gefühls nicht erwehren, daß ihre Tochter Joe Kramer betrog. Hannah stellte keine Fragen. Leah gab freiwillig keine

Auskünfte. Aber Leah sang in letzter Zeit oft vor sich hin, blickte sogar noch länger als sonst in den Spiegel und verbrachte dafür, daß sie sich nur mit einer Freundin traf, viel zuviel Zeit mit ihren Verschönerungsarbeiten im Badezimmer. Joe Kramer hatte ihr anscheinend zu großen Bettfreuden verholfen - zu groß, möglicherweise, für Leahs mangelnden Sinn für Treue. Was würde wohl noch alles passieren? Hannah brauchte nicht lange auf eine Antwort zu warten.

Pearl war inzwischen zur jungen Dame herangewachsen, für Hannah aber noch immer ihr Baby. Sie war ein scheinele, eine Hübsche. Merkwürdigerweise hörte Pearl auf einmal auf, an den gemeinsamen Abenden mit den Soldaten im Haus der Balabans teilzunehmen. Klatsch und Gerüchte blieben nicht aus: Mommas Baby war nicht einmal, sondern mehrmals in Begleitung eines jungen Matrosen gesehen worden. Die beiden trafen sich anscheinend in einer der Verkaufsbuden auf dem Markt in der Lexington Street - ausgerechnet! Hannah erfuhr sogar den Namen der Familie, der dieser Marktstand gehörte: die Abruzzi Brothers.

Hannah beschloß, zunächst insgeheim eigene Nachforschungen zu betreiben. Nicht etwa, daß sie hinter Pearl herspionieren wollte, aber als Mutter hatte man schließlich das Recht, ins Bild gesetzt zu werden. Pearl war noch ein Kind und äußerst zart, genau wie alle ihre Töchter. Also, warum nicht Erkundigungen einziehen? Schließlich ging sie dort ohnehin zweimal die Woche einkaufen. Der große Markt in der Lexington Street war eine jahrhundertealte Institution, wo Amerika wirklich sein Füllhorn ausschüttete: Hunderte von Ständen in schnurgeraden Reihen quollen über von Lebensmitteln aller Art… Produkte der fetten Erde in den Gemüsegärtnereien von Maryland... Ernten aus der Chesapeake Bay... ein Konglomerat ethnischer Geschmacksrichtungen und Düfte, so bunt, daß es einem die Sinne verwirrte. Händler schlugen unaufmerksame Kunden übers Ohr, falkenäugige

Hausfrauen schacherten und feilschten. Ein Stand um den anderen bot Backwaren von einem Dutzend Nationen feil. Fisch, Gemüse, Obst, Nüsse, Kaffee, Käse, Fleisch und Süßigkeiten... Eine Abteilung mit Schweinsfüßen, Innereien und Katzenwels für die Farbigen. Abwiegen, mischen, trimmen, schneiden, in die Zeitung von gestern wickeln, woll'n Sie mal probieren, Lady?... Schmeckt's? Rund um die Peripherie des Marktes zog sich ein Ring von Straßenhändlerkarren, an denen Kämme, Spiegel, Knöpfe, Schleifen und Kleidungsstücke feilgeboten wurden, von Zeitungsjungen, die Kriegsschlagzeilen hinausschrien, und Straßenrednern, die ihre fast aussichtslosen Philosophien anpriesen.

Hannah blieb vor dem Stand der Abruzzi Brothers stehen, holte tief Luft und erschrak vor dem beleidigenden Geruch nach Krebsen, Muscheln, Austern, Garnelen und anderen verbotenen Speisen neben den eisgefüllten Kisten mit sechzig verschiedenen frischen und geräucherten Fischarten.

Sie beobachtete die Italiener in ihren fischverschmierten Gummischürzen und den hohen Stiefeln, wie sie die Fische abwogen, köpften, ausnahmen und von den flachen Karren mit den riesigen Rädern in die Eiskisten warfen. Bei der Arbeit sangen sie, als wären sie von Enrico Caruso persönlich gesalbt.

Das jüdische Viertel grenzte unmittelbar ans italienische, dessen Mittelpunkt, die katholische St.-Leo-Kirche an der Kreuzung von Exeter und Stiles Street, nur einen Häuserblock entfernt war. Italiener? Gar nicht mal so schlecht, dachte Hannah, wenn man das allgemeine Bild betrachtete. Auf jeden Fall brauchte man als Frau keine Angst zu haben oder sich fehl am Platz zu fühlen, wenn man durch deren Viertel spazierte. Die waren wahrhaftig nicht wie diese irischen Strolche und Rowdys, die den Juden immer das Leben schwermachten.

Die Iren tranken, stritten ständig und kriegten ganze Horden von Kindern, um die sie sich kaum kümmerten. Die Italiener dagegen liebten es, gut zu essen, gut zu trinken und Kinder zu

zeugen, die sie dann regelrecht anbeteten. Leah und Fanny tauschten zwar gelegentlich böse Worte mit den Italienerinnen, die in der Fabrik arbeiteten, doch alles in allem lebten sie ganz gut nebeneinander, und zuweilen war es sogar möglich, sich mit ihnen anzufreunden. Die Italiener hielten, genau wie die Juden, große Stücke auf die Familie als geheiligte Institution.

»He, Lady, möchten Sie die frischen Garnelen probieren?« fragte Angelo Abruzzi, ein alter Fischer.

Hannah verzog das Gesicht und wandte sich ab. »Nur über meine Leiche werden Sie erleben, daß ich treife esse.«

»Sind Sie Jüdin, Lady? Vergessen Sie die Schalentiere. Ich habe Blaufische, Schwertfische, Haie, ich habe Stinte und Süßwasserbarsche« - um den göttlichen Geschmack anzudeuten, küßte er seine Fingerspitzen -, »ich habe Seebarsche, Schnappbarsche und Borstenzähner. Ich habe Räucherheringe, Pökelheringe, Salzheringe...«

Wenn der alte Kauz nicht seine Waren anpries oder Opernarien sang, machte er den Damen schöne Augen. Nu, dachte Hannah, ein kleiner Flirt mit einem Italiener ist besser als überhaupt kein Flirt. Zweimal die Woche besuchte sie den Stand der Abruzzi Brothers, und binnen kurzem tauschten sie sogar freundliche Scherzworte. Der alte Angelo und sein Bruder Tony hatten zusammen sieben Söhne. Sechs davon arbeiteten auf den beiden Fischerbooten der Familie in der Bucht, während er und sein Bruder den Stand bewirtschafteten. Angelo hatte sich bereits zur Ruhe gesetzt, als der Krieg ausbrach, doch als seine Söhne nach und nach zum Militär gingen, kehrte er auf den Markt zurück.

Hannah öffnete das Medaillon, das sie um den Hals trug. Angelo, der die unmittelbare Umgebung dieses Medaillons durchaus wahrnahm, trocknete sich die Hände ab und setzte die Brille auf. »Mein Sohn Lazar.«

»He, lassen Sie mal sehen! Ein Marine! Also, das ist schon

was!«

»Er ist bei Château-Thierry verwundet worden.«

»Ich bete für ihn.«

»Aber er ist inzwischen schon wieder gesund. Und hat eine Krankenschwester geheiratet. Eine Französin.«

»Aber das ist ja großartig! Diese Französinnen, wissen Sie« - Fingerspitzen an die Lippen -, »die sind wie köstlicher vino.« Angelo erwiderte den Vertrauensbeweis und zeigte Hannah das Foto eines Matrosen. »Das da ist mein bambino, Dominick.« Und in verschwörerischem Flüsterton, als hätten sich die Agenten des deutschen Kaisers unter den Bergen von Fischen versteckt und hörten mit: »Er ist U-Boot-Fahrer. Sein Boot liegt im Trockendock. Er kommt sogar her und hilft seinem Papa hier am Stand.« Aha! Das ist also der Sünder, der sich mit meiner Pearl herumtreibt! »Dieser Bengel, so viele Sorgen macht er seinem Papa. Das Fischerboot ist gut genug für meine anderen Söhne, für Tonys Söhne, aber nicht für Dominick. Er war gerade Polizist geworden, als der Krieg ausbrach.«

Abruzzi sonnte sich in seiner Kenntnis von den U-Booten und erklärte ihr, daß die Vereinigten Staaten vier U-Boote als Aufklärer zur europäischen Küste geschickt hatten, nämlich L-1, L-2, L-3 und L-4. Anfang des Jahres war die L-5 vom Stapel gelaufen und auf der Marine-Schiffswerft von Newport News in Dienst gestellt worden. Zu ihrer Crew gehörte Dominick Abruzzi. Die L-5 war zwar ebenfalls nach Europa ausgelaufen, hatte aber schon nach zwei Tagen auf See einen Schaden bekommen und war wieder umgekehrt. Die Trockendocks von Newport News am anderen Ende der Bucht waren ständig mit Schiffen belegt. Die L-5 war zur Reparatur und Überholung auf die Werft von Sparrows Point geschleppt und die Besatzung vorübergehend zum Dienst in Baltimore abkommandiert worden.

Dort hatte Dominick Pearl kennengelernt, eine Schweißerin,

die an seinem U-Boot arbeitete. Jeden Abend stahl sich Dominick unter dem Namen Charlie Goldberg in die Kantine der jüdischen Soldaten, um sich dort mit ihr zu treffen. Und die Natur begann ihren Lauf zu nehmen.

Pearl zog die Schuhe aus, damit ihre Schritte nicht zu hören waren, drehte vorsichtig den Haustürschlüssel um und drückte die Tür dann ebenso behutsam wieder ins Schloß. Um auch das leiseste Knarren zu vermeiden, setzte sie, während sie die Treppe hinaufstieg, die Füße ganz an den Außenkanten der Stufen auf. Hannah saß in Pearls Schlafzimmer im Schaukelstuhl und strickte. »Momma! Hast du mich erschreckt! Wieso bist du so spät noch auf?«

»Dasselbe könnte ich dich wohl fragen.«

»Ach, weißt du...«

»Warum trägst du deine Schuhe in der Hand, Pearl? Sind sie zu schwer für deine Füße?«

»Ich wollte die Kinder nicht aufwecken.«

»Das ist sehr rücksichtsvoll.«

»Was ist los, Momma?«

»Das solltest du lieber mir erzählen.«

»Ich hab' keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Du bist die ganze Woche lang keine einzige Nacht zu Hause gewesen.«

»Ich war... in der Kantine. Da vergißt man einfach, wieviel Uhr es ist. Weil alle so lustig sind und so.«

»Ich bin deine Mutter, Pearl. Du solltest mich nicht belügen.«

»Momma, wovon redest du?«

»Von einem gewissen Mr. Dominick Abruzzi.«

»Ach!«

»Momma weiß alles, scheinele. Du bringst dich wirklich in

eine ziemlich heikle Situation. Es wäre besser, wenn du diesen Jungen nicht wiedersehen würdest. Ich möchte, daß du mir das in die Hand versprichst.«

»Nein, Momma, das tu' ich nicht... Das kann ich nicht.«

Als Hannah die Miene ihrer Tochter sah, wurde ihr sofort alles klar.

»Hast du mit ihm... Hast du, o du mein Gott... Hast du etwa?«

»Wir sind verheiratet!« schluchzte Pearl und schlug die Hände vors Gesicht.

»Verheiratet? Verheiratet? Weiß das sein Vater?«

»Nein. Das weiß keiner.«

»Aber du bist noch ein Kind!«

»Ich hab' ein falsches Alter angegeben.«

»Und wer hat euch getraut? Ich muß es wissen!«

»Ein Priester. Heimlich.«

»Ein Priester? Ein katholischer Priester? Oi, laß mich nachdenken. Dein Cousin Gilbert kennt einen Anwalt. Wir könnten die Ehe annullieren lassen.«

»Nein, Momma. Ich krieg' ein Baby.«

»Gevalt!«

Ein so schwerwiegendes Vergehen konnte nicht einfach vergessen werden. Es gab einen tränenreichen Hinauswurf, und Pearl zog zwei Blocks weiter in das riesige, dreistöckige Haus der Abruzzis in der Albemarle Street. Das bis unters Dach von Familienmitgliedern wimmelte. Und als wären nicht schon genug Kinder im Haus, verwöhnten sie Pearl, als sei sie die Jungfrau Maria, die mit dem Jesuskind schwanger war.

Es ging Pearl großartig, und binnen kurzem wurde sie genauso rundlich wie ihre Schwiegermutter und Schwägerinnen. Die Italiener konnten, wie sie feststellte, überaus liebevoll sein,

wenn sie sich nicht gerade stritten, aber selbst ihre Streitigkeiten waren zum größten Teil Theater. Niemals hätte Pearl gedacht, daß Menschen so viel Wein, Essen und Musik konsumieren könnten. Auf dem Kurbelgrammophon wurden Tag und Nacht Caruso-Platten und Opern gespielt.

Als Moses, von seinem Schlaganfall genesen, von den Ereignissen erfuhr, brach er sein Schweigen. Und verfluchte seine Tochter mit den Worten: »Dieses Mädchen wird keines natürlichen Todes sterben!«

Gut, dachte Hannah, geschieht ihm recht. Seht ihn euch an, dieser momser ist tatsächlich glücklich! Jetzt hat er endlich eine Katastrophe, in die er sich verbeißen kann. Dieser Mistkerl genießt die Tragödie, als sei sie ein Freudenfest!

Hannah erwartete, daß Pearl auf Knien zu ihr zurückgekrochen kam, aber das tat sie nicht. Nach einigen Monaten nahm Hannah eine versteckte, indirekte Verbindung mit den Abruzzis auf. Sie bat befreundete Nachbarinnen, ›ganz zufällig‹ am Stand der Abruzzi Brothers vorbeizugehen und unschuldige, beiläufige Fragen zu stellen. Dem alten Angelo, der ahnte, was da vor sich ging, sagte sein Herz, daß Hannah eine großartige Person war, und daß es nur eine Frage der Zeit sein konnte, bis sie sich mit den Tatsachen abfand.

Hannah gab nach, als sie erfuhr, daß Pearls Fruchtwasser drei Wochen zu früh abgegangen war. Kopfüber stürzte sie sich in die befremdliche Welt des Mercy Hospital mit all seinen Kreuzen und finsteren Nonnen und Kerzen und Kapellen und Kniefallen und Gott weiß was sonst noch, um ihrer Tochter beizustehen. Dort traf sie zum erstenmal Dominick, ihren italienischen Schwiegersohn, der mit Angelo und einem halben Dutzend Abruzzi-Frauen nervös im Korridor auf und ab ging.

Für so ein Kind wie Anna Maria Abruzzi vermochte nur ein Untier keine Absolution zu erteilen. Was für ein Baby! Von der Sekunde ihrer Geburt an war sie eine hinreißende Schönheit, die

kleine Anna Maria mit ihren riesigen, tiefdunklen Augen und dem runden Gesichtchen, das jetzt schon von winzigen schwarzen Locken umrahmt war. Welche Großmutter hätte da widerstehen können? Und letzten Endes mußte man zugeben, daß Dominick wirklich keine so ungeheure Katastrophe war, wie sie zunächst geglaubt hatte. Ein richtiger Herzensbrecher, genau wie sein Vater. Dominick schien bis über beide Ohren in Pearl verliebt zu sein, und in Friedenszeiten war ein Polizist wahrhaftig nicht zu verachten. Nach einer hitzigen Diskussion zwischen Dominick und seinem Vater wurde entschieden, daß das Kind mit Rücksicht auf Hannah nicht unbedingt in St. Leo getauft zu werden brauchte. Das weckte Hannahs Liebe zu Dom. Verdammt noch mal, dachte sich Dom, in ein paar Jahren ist mein Alter bestimmt drüber weg. Schließlich sind wir keine Sizilianer, bei denen eine Familienfehde bis in alle Ewigkeit fortgeführt wird.

1919

Es war zu Ende drüben! Die Boys kamen nach Hause. Nach dem ersten Jubel mitsamt den Siegesparaden kamen die Menschen zu einem etwas nachdenklicheren Urteil über den Preis für Glanz und Gloria. Ein klüger gewordenes Amerika zog sich in den Kokon der Isolation zurück und schwor, sich nie wieder in eine europäische Affäre hineinziehen zu lassen. Von nun an sollten die ihre Kriege selber ausfechten.

Al Singer holte seine junge Frau und Tochter ab und zog sich mit ihnen nach Cleveland zurück.

Joe Kramer hatte Giftgas abgekriegt und sollte in seinem ganzen Leben keinen einzigen schmerzfreien Atemzug mehr tun. Auch er zog mit Leah und Molly westwärts nach Joplin, Missouri. Nun hatte es Hannah Balaban also mit einer neuen

französischen Schwiegertochter namens Simone und deren Söhnchen Pierre zu tun, sowie mit Dom und Anna Maria Abruzzi. Sie seufzte, zuckte mit den Achseln und sagte: »Kinder, das ist Amerika.«

Was machte die Familie nur für ein Aufsehens von den heimkehrenden Soldaten! Gilbert Diamond hegte einen tief eingewurzelten Groll auf die Kriegsteilnehmer. Als ob es seine Schuld gewesen wäre, daß man ihn für dienstuntauglich erklärt hatte. Aber vielleicht wäre die Familie ja jetzt ganz glücklich, wenn er unter dem Davidstern tot auf einem französischen Friedhof läge. Gilbert war frustriert, und an wem konnte man das besser auslassen als an einem echten, beglaubigten Kriegshelden, der bei den United States Marines gedient hatte? Gilbert mochte Lazar nicht, hatte ihn auch schon vor dem Krieg nicht gemocht, als beide im Drugstore seines Vaters arbeiteten. Lazar war eine Verkaufskanone, immer mit einem flotten Spruch und einem Lächeln für die alten Damen bei der Hand. Hansdampf in allen Gassen, stets hilfsbereit, nur um bei Gilberts Vater Eindruck zu schinden.

Und nun kam Lazar mit einer glitzernden Kordel an der linken Schulter zurück, einer Auszeichnung, von der französischen Regierung für besondere Tapferkeit der Marine Brigade verliehen, und jeder behandelte ihn, als wäre er der leibhaftige Messias. Simone, Lazars Frau, zog übrigens nicht weniger Aufmerksamkeit auf sich als ihr Ehemann. Sie traf mit einem Sonderschiff für französische Kriegsbräute ein. Ihr Foto und ihre Geschichte erschienen auf dem Titelblatt der farbigen Sonntagsbeilage der Baltimore Sun. Im Vergleich dazu war Minnie, Gilberts Ehefrau, ein echter schmatte, ein Putzlumpen. Lazar war also alles geworden, was Gilbert immer sein wollte, aber nicht war und niemals sein konnte. Aus diesem Grund machte es Gilbert gemeinsam mit einem Winkeladvokaten seinem Cousin so schwer wie nur möglich, die ihm in Hymans

Testament vermachten viertausend Dollar zu kassieren. Und Lazar unterzeichnete in aller Unschuld im Vertrauen auf Gilberts Anständigkeit ein halbes Dutzend Dokumente, die dafür sorgten, daß er Gilbert auf Jahre hinaus verschuldet sein würde.

»Wenn dein Vater Hyman, Gott hab' ihn selig, das noch erlebt hätte - er würde sich im Grab umdrehen«, erklärte Hannah. »Geschäft ist Geschäft«, gab Gilbert zurück. »Hab' ich's dir nicht gesagt, Lazar?« jammerte Hannah später händeringend. »Eine Küchenschabe ist Gilbert Diamond, mit seinen Plattfüßen, den Bifokal-Augen und dem schlaffen Händedruck! Nicht mal in die Armee des Zaren wäre der aufgenommen worden.«

Lazar fand einen zum Verkauf stehenden Drugstore in guter Lage direkt gegenüber dem Straßenbahndepot an der Kreuzung North Avenue und Pennsylvania Street. Da hier auch die Umsteigestation für die Straßenbahnlinien 8 und 31 war, florierte das Geschäft mit Zigaretten und Zeitschriften um fünf Uhr nachmittags besonders gut. Abgesehen von der Laufkundschaft, gab es noch eine Erfrischungstheke mit fünf Hockern und zwei Tischchen, und zwei Schwarze belieferten mit ihren Fahrrädern Lazars Kunden zu Hause. Der Laden hätte einen guten Profit abgeworfen, doch leider weigerte sich Gilbert, auch nur einen Penny Kapital rauszurücken, solange er nicht als Partner mit einundfünfzig Prozent beteiligt wurde. Lazar standen schwere Zeiten bevor. Das Erbteil, das ihm der Vater persönlich vermacht hatte, war eine herbe Enttäuschung für Gilbert gewesen. Hyman hatte viel zuviel verschenkt. Und immer war es die Verwandtschaft gewesen. Die Mischpoke hatte aus Vaters Laden raustragen können, was immer sie wollte - kein einziger von ihnen hatte je eine Rechnung erhalten.

Gilbert redete sich selber ein, daß Lazar wirklich von Glück sagen konnte, das zu erhalten, was er jetzt bekam. Und was ihn selbst, Gilbert, betraf, so würde er der Familie nur im äußersten Notfall unter die Arme greifen.

Da Moses von niemandem beachtet wurde, war Lazar nunmehr das offizielle Oberhaupt der Familie. Doch selbst wenn er mit der Jungfrau von Orleans als Ehefrau heimgekehrt wäre, hätte er auf Hannahs Einverständnis verzichten müssen. Was man nicht so alles hörte über diese Französinnen! Genug, um eine Katze auf dem Schwanz gehen zu lassen. Die Französinnen waren doch alle ›ihr wißt schon, was‹. Hannah betete, daß ihre Kinder nicht mit angeborenen Defekten zur Welt kämen.

Es war Tradition, daß die gesamte Familie, über fünfundzwanzig Cousins und Cousinen, Onkel und Tanten, Brüder und Schwestern, des Sonntags einen Besuch bei Hannah machte. Selbst Hannahs ältere Schwester Sonja, sowie ihr nichtsnutziger Ehemann Jake samt den Kindern nahmen an dem Familientreffen teil. Gilbert und Minnie kamen mit ihren käsegesichtigen Kindern gewöhnlich sehr spät, um dafür möglichst früh wieder gehen und so einen Streit vermeiden zu können. Diese allwöchentliche Huldigung an die Matriarchin zu versäumen galt als gewissenlos. Als Lazar, Simone und deren Sohn Pierre zweimal hintereinander fehlten, wußte Hannah, was los war. Sie war jedoch klug genug, nicht zu viel Wind darum zu machen, weil sie fürchtete, daß Lazar den Schoß der Familie dann ganz verlassen würde. Simones Schwangerschaft, diese allen Frauen gemeinsame Bürde, war Grund genug für Hannah, sich bei der Schwiegertochter einzuschmeicheln. Nach einer Weile entwickelten die beiden Frauen sogar eine aufrichtige Zuneigung füreinander, begleitet von ehrlichem Respekt.

Dominick konnte als Kriegsteilnehmer zwischen mehreren ›risikolosen‹ Einsatzbereichen wählen und entschied sich für die erste freie Stelle als Motorradstreifenpolizist im Druid Hill Park und dessen friedlicher Umgebung. Der Auszug aus Angelo Abruzzis Haus verlief natürlich nicht ohne größeren, typisch italienischen Familienkrach, doch Dominick kaufte sich kurzerhand ein kleines Reihenhaus in der Nähe seiner Dienststelle, und Pearl bedankte sich bei ihm dafür, indem sie

zum zweitenmal schwanger wurde. Hannahs zwei neue einikeles wurden im Abstand von wenigen Wochen geboren, das eine im Mercy Hospital, das andere im Sinai. Hannah verbarg ihre Bestürzung darüber, daß Pearl einen Sohn zur Welt brachte. Kleine Jungens sollten schließlich nicht für die Sünden ihrer Väter büßen müssen.

Den Singers in Cleveland ging es nicht so besonders gut. Al war nicht gerade ein Arbeitstier. Zwischen den einzelnen Aufträgen trieb er sich im Jewish Veterans' Club herum, wo er Tag und Nacht Acey-Deucey und Cribbage spielte. Fanny hatte nach einem einzigen sibirischen Winter in Cleveland bereits die Nase voll. Sie nörgelte, das Baby schrie, das ganze Haus wurde zum Alptraum. Al war nun wirklich alles andere als ein Fels in der Brandung. Als er die einzige Frau zu verlieren drohte, die er jemals geliebt hatte, ergab er sich stillschweigend in sein Schicksal, verließ sein altes Viertel, in dem er von klein auf gewohnt hatte, die alte Bande, seine geliebten Cleveland Indians und zog mit Fanny und dem Baby nach Baltimore, zu Hannah ins Haus an der Fayette Street. »Es ist wirklich das Beste für euch alle«, versicherte Hannah ihrer Tochter. »Was ist denn, Al? Gibt es in Baltimore keine Häuser zum Anstreichen?«

Nun ist die Familie fast ganz dort, wo sie hingehört, dachte Hannah. Wenn nur Joe Kramer endlich vernünftig würde. Was war so großartig daran, in Joplin, Missouri, zu leben?

Eines Abends Ende 1920 schüttete es draußen wie aus Kannen, und der Regen verwandelte sich allmählich in Schneematsch und Hagel. Es war ein Wetter, dem Hannah äußerstes Mißtrauen entgegenbrachte. Für sie war es der Vorbote schlechter Nachrichten. Moses, im oberen Stock, war inzwischen fast vollkommen nutzlos geworden. Sein Lebensinhalt bestand jetzt darin, je nach Bedarf bei der Zusammenstellung eines minjen oder Quorums zu helfen, schiwa zu sitzen und für eine tote Seele zu beten. Wenn er etwas

brauchte, klopfte er mit dem Stock auf den Boden. An diesem Abend klopfte er im Takt mit den herabprasselnden Hagelkörnern. Hannah, die jeden Abend das Geschäft abschloß, ließ sich bei ihrer Routine nicht stören. »Ruhe da oben, du nudnik!« Dann warf sie ergeben die Hände in die Luft und wollte gerade die Treppe hochsteigen, als sie vom Läuten der Türklingel abgelenkt wurde. Draußen stand Leah mit Klein-Molly an der Hand; beide waren bis auf die Haut durchnäßt und zitterten vor Kälte. »Großer Gott, Leah! Molly!«

»Ach Momma! Momma!«

Leah wurde ins Vestibül geführt und schluchzte haltlos, während die Mutter ihre Koffer hereinschleppte.

Molly wurde nach oben gebracht, in die heiße Badewanne gesteckt, gefüttert und ins Bett gelegt; dann machten die beiden Frauen es sich in der Küche bequem. Mit einem Glas Tee und einer Wanne voll heißem Wasser für Leahs Füße. »Ach Momma, es war einfach furchtbar! Grauenhaft!« Jetzt erst entdeckte Hannah die in allen Farben schillernden Schwellungen am linken Auge ihrer Tochter. »Hat Joe Kramer dich etwa verprügelt?«

»Ach, Momma«, heulte Leah laut.

»Ich hab' dem Kerl noch nie getraut. Keine Sekunde. An Molly hat er sich doch wohl hoffentlich nicht vergriffen, oder?«

»Er wollte, aber ich hab' mich über sie geworfen, um sie zu schützen, und es ist ihm völlig egal, ob er sie je wiedersieht, sein einziges Kind! Mindestens hundertmal hat er gesagt, daß er sich wie ein gefangenes Tier vorkommt. Ich hab' ihm doch eine wunderbare Familie geschenkt, Momma. Ehrlich, ich hab's wirklich versucht. Gott im Himmel weiß, daß ich's versucht hab'. Ich weiß, es klingt furchtbar, aber er hätte in Frankreich einen ehrenvollen Soldatentod sterben sollen. Dann wär' die Erinnerung an ihn wenigstens jetzt nicht so bitter. Das Auge ist das wenigste, Momma. Hast du eine Ahnung, was für ein Horror

Joplin ist? Ich danke Gott, daß er nichts von Richard Schneider erfahren hat, sonst hätte er mich bestimmt umgebracht.«

»Leah, Leah, mein armes Kind! Jetzt bist du zu Hause.«

»Gesoffen wie ein Kosakenhäuptling hat er, jeden Abend. Und dabei hab' ich alles für ihn getan. Auf den Knien bin ich gerutscht. Geschrubbt hab' ich. Gebacken hab' ich. Seinen widerlichen Wünschen hab' ich mich gefügt.« Sie flüsterte der Mutter etwas ins Ohr. »Dazu hat er dich gezwungen? Dieses ekelhafte, perverse Schwein!«

»Aber das ist noch nicht alles. Diese Spielchen, die er mit mir getrieben hat! Ich mußte mich anziehn wie eine Prostituierte. Es war abscheulich. Bis auf die Knochen hab' ich mir die Finger abgearbeitet. Sieh dir nicht meine Hände an, die sind wund. Ganze Tage lang hat er unsere süße, kleine Molly überhaupt nicht beachtet, nicht mal über den Kopf gestreichelt hat er ihr. Und dabei war ich für diesen Mann eine auf Erden wandelnde Göttin!« Moses unterbrach sie mit seinem ewigen Klopfen. Hagel prasselte gegen die Fenster. »Ich verlange, daß mich jemand in die schul bringt!« rief Moses.

Hannah fand Al in seinem Zimmer, wo er wie ein Bauer in Unterhosen auf seinem Bett saß und Patiencen legte. Der spielt hier ganz allein mit seinen Karten, dachte Hannah verärgert, während seine Frau in der Fabrik der Ginzburg Brothers schuftet.

»Al, bring den alten kocker zur Synagoge.«

Al warf seine Karten hin. »Scheiße! Man kommt hier aber auch nie zur Ruhe.«

»Seit drei Monaten sitzt du jetzt hier im Haus herum. Geh endlich los und such dir ein Haus, das du anstreichen kannst.«

»Scheiße.«

»Und das Dach von B'nai Israel wird auch nicht einstürzen, wenn du dich an den Gebeten beteiligst.«

»Scheiße.«

Molly erwachte von dem Stimmenlärm und schrie, als sie sich in einer fremden Umgebung wiederfand, aus voller Lunge nach ihrer Mutter, die wieder laut zu weinen begonnen hatte.

Rumms, rumms, rumms. »Wird mich jetzt endlich jemand in die schul bringen?«

Leah hatte natürlich vergessen, der Mutter einen entscheidenden Teil ihrer Geschichte zu erzählen. Als nämlich Joe Kramer aus dem Krieg heimkehrte, hatte ihn das Senfgas zu einem unheilbar kranken Mann gemacht. Tag und Nacht hustete und keuchte er. Die einzige Erleichterung brachten ihm Alkohol und schwere Medikamente, die ihn jedoch so stark veränderten, daß er zu einem bitteren, freudlosen Menschen wurde.

Joe sehnte sich nach Zärtlichkeit. Einen kurzen, flüchtigen Moment während der Nachkriegshysterie war Leah von dem engelhaftnoblen Wunsch erfüllt gewesen, einen Kriegsversehrten zu pflegen, aber die alltägliche Schinderei holte sie schon sehr bald auf den Boden der Tatsachen zurück. Plötzlich sah sie ein Leben vor sich, das einzig der Pflege eines Halbinvaliden gewidmet war. Joe hatte viele attraktive Freunde, und Leah, in die Vorstellung ihrer Unschuld verliebt, war eine Frau, die andere Männer gern berührte, mit Vorliebe hautnah an ihnen vorbeizustreichen pflegte. Das nagte an Joe wie ein höllischer Schmerz.

Und so reduzierte sich das Leben der beiden allmählich auf einen Teufelskreis aus Streitereien, Saufgelagen, dumpfem Brüten und Drogen. Eines Tages fand Joe ganz hinten in einem Fach ihres Kleiderschranks ein Päckchen parfümierte, mit einem Seidenband verschnürte Briefe: Liebesergüsse von über einem Dutzend Soldaten, die ihr, als sie bereits verheiratet war, regelmäßig aus Frankreich geschrieben hatten. Leah schwor, sie hätte diese Boys schon gekannt, bevor sie Joe kennenlernte, und

da sie doch im Schützengraben lagen und so, habe sie es einfach nicht übers Herz gebracht, ihnen mitzuteilen, daß sie inzwischen verheiratet war. Und dann fragte Leah ihren Mann mit bodenloser Unverschämtheit sogar noch: »Wie hätte ich ihnen denn schreiben können, daß ich verheiratet bin, wo sie doch täglich dem Tod ins Auge blicken mußten?«

»Und was, zum Teufel, wolltest du von denen? Sie alle heiraten?«

»Ach Joe, du willst mich einfach nicht verstehen.«

»Wie viele von ihnen hast du gefickt?«

»Joseph Kramer! Wie kannst du es wagen, mir gegenüber derartige Ausdrücke zu benutzen!«

Da verPasste er ihr das blaue Auge, warf sie hinaus und verließ Joplin mit unbekanntem Ziel. Für Leah aber hieß es von nun an, wieder einmal in die Fabrik der Ginzburg Brothers und an die Nähmaschine neben ihrer Schwester Fanny zurück.

Nach einem anfänglichen Nachkriegsaufschwung begann Amerika seine heißgelaufene Industriemaschinerie zu bremsen. Rüstungsaufträge in Milliardenhöhe wurden von heute auf morgen storniert, es kam zu Massenentlassungen und einer immensen nationalen Wirtschaftskrise.

Alle hatten sie jetzt zu kämpfen: Lazar in seinem neuen Drugstore, Momma mit ihrem Brautausstattungsgeschäft, Al mit seiner Anstreicherei. Sogar Gilbert Diamond, dieser paskudnjak, spürte die Flaute, und einzig Dominick als Polizeibeamter blieb davon verschont.

Hannah zerbrach sich den Kopf, wie sie das Haus in der Fayette Street halten konnte, aber die Lage war aussichtslos. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als die Firma aufzulösen und das Geschäft mit großem Verlust zu verkaufen. Also machte sie sich auf die Suche nach einem kleineren und weit billigeren Quartier.

Da Zwangsvollstreckungen inzwischen an der Tagesordnung waren, standen in Baltimore zahlreiche jener kleinen, zweistöckigen Reihenhäuser mit den einheitlichen, perlweißen Marmortreppen zu einem Spottpreis zum Verkauf. Doch leider gab es keinen Onkel Hyman mehr, der der Familie zu Hilfe gekommen wäre. Eines Tages jedoch entdeckte Hannah ein kleines, besonders billiges Haus in der Monroe Street, die allerdings nicht mehr zu Downtown gehörte. Das Viertel dort war nur zum kleineren Teil jüdisch, während der andere Teil eine bunte Mischung bot. Es war zwar schade, daß sie die Aussichten, Geräusche und Gerüche der jüdischen Fayette Street verlassen mußten, aber es schien keine andere Wahl für sie zu geben.

Dieses Haus in der Monroe Street hatte zwei Wohnungen. Das Wohnzimmer im Erdgeschoß wurde zu einer Schneiderwerkstatt umfunktioniert, das Eßzimmer zum Schlafraum, den sich Hannah mit Leah teilte. Im oberen Stockwerk wurde den drei Kindern - Molly und den beiden von Fanny - das Vorderzimmer zugeteilt, während Al und Fanny das hintere Schlafzimmer bezogen. Das alles hieß, daß es für Moses keinen Platz geben würde. Doch als er hörte, daß Hannah den Antrag gestellt hatte, ihn im hebräischen Altersheim unterzubringen, geschah plötzlich ein Wunder. Moses kam ohne jede Hilfe völlig allein die Treppe herab, blieb demütig vor Hannah stehen und gestand: »Ich war damals nicht ganz und gar pleite. Wenn du mich mitnimmst, werde ich dir das Haus in der Monroe Street kaufen.«

»Du Hund! Du ganeff!«

»Ich flehe dich auf Knien an, mich nicht ins Altersheim zu schicken!«

»Von mir aus kannst du gehn und in den Ozean scheißen!«

»Hier, nimm das Geld.«

»Was soll das? Es gibt ja doch keinen Platz für dich.«

»Ich bitte dich nur um eine Schlafstelle in der Werkstatt. Ich schwöre zum Herrn des Abraham und des Isaak, daß ich dir keine Sekunde lang Ärger bereiten werde. Und außerdem«, fuhr Moses fort, »ist das Gefühl in meine Hände zurückgekehrt. Vielleicht kann ich sogar einige Schneideraufträge annehmen.«

Anfangs wollte Hannah nicht glauben, was sie da hörte. Doch Gottes Wege sind wunderbar. Was sollte sie tun? Bettler können nicht wählen. Also zogen sie in die Monroe Street um, wo sie jeden Quadratzentimeter Wohnfläche belegten. Aber es gab auch etwas Gutes: Hannahs Kinder waren alle in Baltimore, und sie konnte sie leicht zu Fuß erreichen.

VIERTER TEIL

WACHT AUF, VERDAMMTE DIESER ERDE

TEL AVIV

IDF Hauptquartier 30. Oktober 1956 Mittag

D-Day plus eins

David Ben Gurions Büro in Tel Aviv war in ein provisorisches Krankenzimmer verwandelt worden.

Erschöpfung und Nervenanspannung, die Schwarzen Ritter einer jeden Schlacht, hatten ihren Tribut gefordert. Ben Gurion wurde von einem inneren Feuer verzehrt. Er wirkte hilflos, eher wie ein armseliger Cherub denn wie ein Führer der Nation. Der Arzt nahm dem Alten das Thermometer aus dem Mund und las mit besorgter Miene die Temperatur. »Du hast noch immer hohes Fieber«, erklärte er dann. »Wir müssen verhindern, daß deine Lunge angegriffen wird.«

Ben Gurion tat, als hätte er nichts gehört. »Wo ist Dayan?« fragte er.

»Hierher unterwegs«, antwortete Natascha Solomon. »Was ist denn los?«

»Wieder mal der amerikanische Botschafter«, gab Natascha zurück. »Er verlangt sofort einen Besprechungstermin und wird immer ungehaltener.«

»Ihr müßt ihn hinhalten, bis ich mit Dayan gesprochen habe.« Der Arzt rollte ein fahrbares Tischchen ans Bett. »Was hast du vor?« erkundigte sich B. G.

»Du trocknest mir zu sehr aus. Deswegen möchte ich dir noch eine intravenöse Injektion geben.«

Paula, die Ehefrau des Ministerpräsidenten, brachte eine frische Kanne Tee. Ihre Miene zeigte den allseits bekannten

kriegerischen Ausdruck.

»Ich will keine Spritze«, protestierte B. G. mit schwacher Stimme. »Du tust, was dir der Doktor sagt«, befahl Paula scharf. »Und wer hat dich reingelassen?«

»Da, trink!« befahl sie und setzte ihm das Glas an den Mund. »Was stocherst du da so lange rum?« wandte er sich an den Arzt. »Bißchen schwierig, bei dir eine schöne Vene zu finden... Ah, da haben wir sie ja. Na, geht's uns jetzt besser?«

»Nein, es geht mir nicht besser. Warum fliegst du nicht nach Südafrika zurück?«

»Genau das werde ich möglicherweise tun, wenn wir aus diesem Dreck lebend rauskommen. Ich werde mir jetzt nebenan eine Mütze voll Schlaf genehmigen.« Damit nahm er Paula beiseite. »Hör zu, Paula«, sagte er leise, »er ist sehr krank. Er sollte eigentlich im Krankenhaus liegen.«

»Wie könnte er?« gab sie zurück. »Er führt schließlich Krieg.«

»Wenn er tot ist, wird er uns nicht mehr viel nützen.«

»Keine Sorge, der ist viel zu halsstarrig, um zu sterben.« Der Arzt schickte einen verzweifelten Blick gen Himmel und verließ schwankend vor Müdigkeit das Büro, um sich im Vorzimmer auf ein Feldbett zu legen. Sein Kopf hatte kaum das Kissen berührt, da schlief er schon.

Jackie Herzog, der Vertraute des Alten, betrat das Zimmer. »Natascha«, sagte er, »eben ist eine verschlüsselte Nachricht aus Paris gekommen. Würdest du schnell zur Funkstelle rüberlaufen und sie übersetzen? Es könnte etwas Dringendes sein.« Natascha nickte; dann berührte sie Jackies Arm und winkte ihm, ihr in den Korridor zu folgen.

»Gibt's was Neues vom Mitla Pass?« fragte sie zögernd. Mit geröteten Augen musterte er sie aufmerksam. Jackie rückte das kipi auf seinem Hinterkopf zurecht. »Wie es scheint, sind die

Ägypter letzte Nacht in Schlauchbooten über den Kanal gesetzt und in den Pass eingedrungen. Wie viele es sind, wissen wir nicht. Das Löwen-Bataillon wird aus der Luft und mit schweren Mörsern angegriffen.«

Sekundenlang schloß sie die Augen; sie brannten vor Erschöpfung. »Was sonst noch, Jackie?«

»Gideon Zadok wurde beim Absprung verletzt. Wie schwer, ist nicht bekannt. Er hat sich geweigert, sich ausfliegen zu lassen. Hör zu, Natascha, der Mann ist ein Ex-Marine. Er weiß, was er tut.«

»Nein, weiß er nicht«, antwortete sie mit unsicherer Stimme. »Gideon ist ein kleiner Junge, der von irgendeinem Dämon getrieben wird.«

»Er wird zurückkommen. Schließlich muß er ein Buch schreiben, nicht wahr?«

»O Gott, warum haben wir ihn bloß da rausgehen lassen!«

»Du solltest jetzt lieber rübergehn und die Nachricht übersetzen.« Während der Alte vom Büro aus rief: »Wo bleibt Moshe?«, bog General Dayan, der schneidige, einäugige Stabschef der Israelis, um die Ecke und kam ihnen energischen Schrittes durch den Korridor entgegen.

Als er kurz bei ihnen stehenblieb, tauschte er mit Natascha den wissenden Blick ehemaliger Liebender. Er sagte kein Wort, doch sein Gesichtsausdruck sprach Bände: Die Lage im Mitla Pass war inzwischen sehr unsicher. Rasch machte Natascha kehrt und eilte in die Funkstelle hinüber.

Paula Ben Gurion half ihrem Mann, sich aufzurichten, und stopfte ihm zahllose Kissen in den Rücken, während sein Stabschef auf einer großen Wandkarte bunte Fähnchen umsteckte, um ihm die Fortschritte in den vier Kampfabschnitten deutlich zu machen. Der Sinai war ein riesiges, glühendheißes Wüstengebiet voll gefährlicher Bergschluchten, das ausschließlich entlang der Gazaküste, und

auch da nur ziemlich dünn, besiedelt war.

Bis zum letzten Augenblick spielte Israel seine Karten so, als wolle es Jordanien angreifen, um dann unversehens eine Kehrtwendung zu machen und die Ägypter im Sinai zu attackieren: eine brillante Überrumpelungstaktik. Die IDF hielt die Ägypter an einer ganzen Anzahl ihrer Hauptverteidigungspunkte in Schach. Der Feldzug geriet jedoch schon bald in die erste kritische Phase. Es hatte keine Luftüberlegenheit hergestellt werden können. Israels Luftwaffe bestand aus einem Sammelsurium veralteter Kolbenmotormaschinen aus dem Zweiten Weltkrieg sowie ein paar Geschwadern moderner französischer Jets. Die Piloten hatten nur wenige Monate an den modernen Maschinen ausgebildet werden können und bekamen es mit einer überwältigend starken ägyptischen Luftmacht aus russischen MIGs und Bombern zu tun. Wenn sie sich nicht bald die Herrschaft über den Himmel sichern konnten, saßen Israels Bodenstreitkräfte in der offenen Wüste in der Falle. Die Engländer und Franzosen, die die ägyptische Luftwaffe neutralisieren sollten, waren noch nicht aufgestiegen, und sowohl Rußland als auch Amerika übten einen gewaltigen Druck auf Israel aus, um es zur Feuereinstellung zu zwingen.

»Wie weit ist die Para 202 vorgedrungen?« fragte Ben Gurion. »Sie haben einen großartigen Scheinangriff gegen Jordanien geführt und sind dann bei Kuntilla in den Sinai einmarschiert. Im Augenblick nähern sie sich den ägyptischen Verteidigungslinien bei Thamad.«

»Thamad? Dann haben sie noch einhundertfünfzig Meilen bis zum Treffpunkt mit den Löwen am Mitla Pass.«

»Leider Gottes hast du recht«, bestätigte Dayan. »Das gefällt mir nicht, Moshe«, stellte Ben Gurion fest. »Jackie hat mir vor einer halben Stunde mitgeteilt, daß der größte Teil von Zecharias Panzern und Transportfahrzeugen in der Wüste manövrierunfähig geworden ist. Was haben sie denn überhaupt

noch, Moshe? Aber ehrlich!«

»Etwa die Hälfte ihrer Transportflugzeuge und ungefähr drei funktionsfähige Panzer.«

»Ungefähr drei Panzer? Was soll das heißen, ›ungefähr drei Panzer‹?«

Wortlos machte Dayan, der wußte, was nun kommen würde, eine abwehrende Geste. Ein Desaster lag in der Luft. Er hatte dem Alten verschwiegen, daß die Ägypter den Kanal überquert hatten und ihre Truppen im Pass verstärkten.

Auf einmal wurde Ben Gurion von Übelkeit gepackt. Er erbrach sich, und sein Herz begann zu jagen. Eine nationale Katastrophe bahnte sich an, das ganze Staatswesen war in Gefahr. »B. G.«, flehte Paula, »bitte, Liebling, beruhige dich.«

»Dayan«, krächzte Ben Gurion heiser, »holt die Löwen aus dem Mitla Pass raus. Auf der Stelle!«

Die Spannung im Raum war fast körperlich zu spüren. »Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt für eine Panik«, behauptete Dayan. »Zecharia liegt fast genau im Zeitplan. Erst wenn er Thamad nicht bis heute abend erobert hat, können wir über eine Evakuierung der Löwen verhandeln.«

»Nein, nein! Ihr holt sie jetzt raus!«

»Das ist bei Tageslicht unmöglich. Sie wären Zielscheiben für die ägyptische Luftwaffe.«

»Sofort!«

Die Lider des Alten senkten sich, und sein Atem ging schwer. »Hol den Doktor, Jackie«, rief Paula verzweifelt. Der Arzt erschien umgehend und maß B. G.s Blutdruck. Er war viel zu hoch. Rasch zog der Arzt eine Spritze auf, injizierte sie, und nach einer Weile stabilisierte sich der Zustand des Patienten. »Holt die Löwen aus dem Mitla Pass«, keuchte B. G.

»Abgelehnt. Wenn wir sie rausholen, werden die Ägypter in Brigadenstärke aus dem Pass kommen, vielleicht noch

zahlreicher. Sie werden unseren gesamten Feldzug zerschlagen.«

»Sofort... Sofort...«

»Dann werde ich meinen Rücktritt einreichen«, erklärte Dayan, ohne mit der Wimper zu zucken.

Eine kleine Ewigkeit lang starrte B. G. mit seinen zwei Augen in Dayans einziges. »Nun gut... Du brauchst mir nicht mit Rücktritt zu drohen... Aber sobald es dunkel ist, werden wir die Lage erneut besprechen.«

Dayan nickte zustimmend.

Natascha betrat den Raum; sie wirkte niedergeschmettert. Dayan riß ihr die Nachricht aus der Hand. Der Alte beobachtete, wie dem Stabschef jeder Tropfen Blut aus dem Gesicht wich. »Von de Gaulle«, erklärte Dayan rauh. »Die Sowjetunion übt unerträglichen Druck auf ihn aus. Die Russen drohen mit einem Raketenangriff auf Paris, falls die Franzosen in die Kanalzone eindringen. Und es heißt weiter, daß er und die Engländer beschlossen haben, ihren Luftangriff mindestens bis morgen zu verschieben. «

GIDEON

Mitla Pass 30. Oktober 1956

Abend, D-Day plus eins

»Tot«, sagte der Funker.

Major Ben Asher stieß ein Knurren aus. Sein Knurren klang eigentlich immer gleich, ob es nun Freude oder Mißfallen ausdrücken sollte. Unser Hauptfunkgerät war bei dem Fallschirmabsprung total zerstört, das Ersatzgerät soeben von einem verirrten Mörserschrapnell getroffen worden. Das Löwen-Bataillon war abgeschnitten. Der Ernst der Lage wurde uns erschreckend klar. Wenn es nicht zu einem Großangriff kam, konnten wir die Nacht über durchhalten. Sobald es dunkel war, würde unser Befehlsbereich Süd mit Sicherheit Nachschub abwerfen lassen. Dies war nicht die Einsamkeit eines Schriftstellerarbeitszimmers, eng umgrenzt und sicher behütet. Es war eine grenzenlos weite Einsamkeit. Die Wüste verfügte über hundert Variationen des Schweigens, über tausend unheimliche Melodien, über Gott weiß wie viele Geheimnisse. Die Sonne verbrannte den ganzen Tag lang die steinigen Pfade, die reglos in den Wadibetten lagen, bis ihre Glut sich selbst verzehrt hatte.

Das Abendlicht zauberte Pastellfarben über die Landschaft. Die grellen Rottöne des Tages verblaßten zu gedämpftem Purpur. Eine Eidechse, Entdeckung fürchtend, huschte an uns vorbei und verschwand in einer winzigen Felsspalte. Am Horizont sprang eine Gazelle von nirgendwo nach nirgendwo. Die stehende, stickige Luft des Tages begann sich, von kühleren Einschüben aufgestört, ein wenig zu regen.

Die Stille war ansteckend. Die Hitze hatte das Gehirn lahmgelegt. Jede sprachliche Äußerung war unwillkommen, jede Bewegung träge verlangsamt. Es würde eine verdammt lange Nacht werden. Kanister voll Leuchtkugeln wurden unmittelbar neben die Geschütze plaziert, damit der Eingang zum Pass zum Schutz vor einem Überraschungsangriff der Ägypter die ganze Nacht taghell beleuchtet werden konnte.

Seht euch diese verdammten Paras an! Echte Wüstenratten, fast alle. Denen gefällt es sogar hier draußen. Einigen sind diese Entbehrungen vermutlich lieber als eine Frau. Welch ein Wahnsinn, sich einer Geliebten wie dem Sinai zu unterwerfen! O Gott, was ist das?

He, Gideon, sei nicht so schreckhaft! Reiß dich zusammen. Das war nur ein lockerer Stein, der vielleicht schon seit Jahrhunderten versucht, sich von seinem Mutterfelsen zu lösen, und es jetzt endlich geschafft hat. Ich beobachtete, wie er eine kleine Rinne hinunterglitt.

Major Ben Asher und seine Offiziere steckten die Köpfe zusammen. Er zeigte nicht die geringste Besorgnis. Die Offiziere verglichen ihre Uhren. Ich sah es gern, wenn Uhren verglichen wurden. Es erinnerte mich an ein Drehbuch, das ich mal verfaßt hatte. Da gibt es eine immer wieder aufregende Szene, in der ein Befehlshaber sagt: »Es ist soweit, Männer, also los. Uhrenvergleich.« Als es allmählich dunkler wurde, rückten zwei Maschinengewehrzüge bis an den Pass vor, damit sein Eingang, falls nötig, unter Kreuzfeuer genommen werden konnte. Wir wußten zwar, daß die Ägypter Verstärkung in den Pass geschickt hatten, aber wir wußten nicht, wie viele von ihnen da drinnen steckten.

Vielleicht hatten sich die Ägypter vom ersten Vorstoß der Invasion erholt und inzwischen zum Gegenangriff formiert. Großer Gott, wenn sie hier bei uns durchbrachen, waren sie in der Lage, die israelischen Streitkräfte in der Mitte zu spalten. Aber deshalb sind wir ja hier, Freunde - um diesen Durchbruch

zu verhindern. Schlomo kam von der Offiziersbesprechung zurück. »Noch achtundzwanzig Minuten bis Sonnenuntergang«, verkündete er. Denn Schlomo hatte natürlich auch seine Uhr verglichen. »Ich werd' uns mal was zum Schießen besorgen.«

Ich stand auf und schüttelte das verdammte Bein aus. Es war einigermaßen belastbar. Auf jeden Fall war es nicht schlimmer geworden. Ich überprüfte unsere Bleibe für diese Nacht: Wir hatten uns hinter einem Felsblock eingegraben. Dann beobachtete ich Schlomo, wie er sich mehrere Patronengurte über die Schultern hängte. Der Mistkerl brannte direkt darauf, die Ägypter aus dem Pass kommen zu sehen!

Major Ben Asher war jetzt allein und musterte seinen Herrschaftsbereich. So, wie er dastand, wirkte er äußerst beruhigend, fast wie mein Colonel bei den Marines. Er besuchte die Verwundeten. Dr. Schwartz hatte sie alle, so gut es ging, behandelt und mit Beruhigungsmitteln versorgt. Wenn sie diese Nacht überlebten, wurden sie morgen früh ausgeflogen.

Ich fühlte mich geehrt: Der Major soupierte mit mir. Wir teilten uns die miesen Rationen. Mit einem Knurren deutete Ben Asher auf mein Bein.

»Das ist schon okay, wenn ich bloß nicht noch mal kopfstehen muß.«

Das entlockte ihm seine gewohnte, ziemliche lahme Version eines Lächelns.

»Und was hältst du nun von unserer Lage, Schriftsteller?« fragte er mich. »Mir wäre wohler, wenn Zecharia mit der Para 202 auftauchen würde. Aber du hast dir den Falschen ausgesucht. Ich bin als einfacher Soldat ins Marine Corps eingetreten und habe es drei Jahre später als Private First Class wieder verlassen.«

»Ich hab' dein verdammtes Kapitel über die Tarawa-Invasion bestimmt zwanzigmal gelesen«, knurrte er und stürzte sich auf die Rationen, als seien sie Manna vom Himmel. »Also, sind wir

nun heute in einer besseren Position als ihr in der ersten Nacht bei Tarawa oder nicht?«

»Wenn man ohne Paddel in der Scheiße sitzt, dann sitzt man ohne Paddel in der Scheiße«, gab ich zurück.

»Ich behaupte, daß die Ägypter drei Brigaden brauchen, um unsere Verteidigungslinien zu überrennen.«

»Falls euch die Munition nicht ausgeht und falls die Fallschirmabwürfe heute nacht nicht in dreißig Meilen Entfernung runterkommen.«

»Nun, wir haben den Vorteil, nicht wählen zu können: Den Luxus einer Niederlage können wir uns nicht leisten. Eins aber haben wir den Marines bestimmt voraus: unsere Rationen.«

»Ihr habt tatsächlich ein Faible für Scheiße.« Ben Asher wurde nachdenklich. »Ich hab's dir bisher noch nicht erzählt, Schriftsteller, aber ich hab' Matti Zadok, deinen Onkel, recht gut gekannt.«

»Davon hast du kein Wort erwähnt.«

»Ich war erst sechzehn, als ich mit seinem Aufklärungstrupp in den Palmach ging. Seinen Stiefelabdruck auf meinem Hintern sieht man heute noch. Ich wünschte, wir hätten ihn jetzt hier. Wenn wir den Rückzug antreten müssen, wäre er, glaube ich, der einzige, der wüßte, wie man hier rauskommt.«

»Mein Vater hat fast nie von seinem Bruder gesprochen«, sagte ich. »Matti Zadok hat nie jemanden an sich rangelassen. Er war ein großartiger Soldat, das kann ich dir sagen. Seine größte Liebe war die Wüste. Er gehört zu der Sorte Juden, die halbe Kojoten sind. Er könnte auf diese Gegend hier hinausschauen und Dinge sehen, die unseren Augen verborgen bleiben. Er las das Gelände, als sei es der Körper seiner Frau, er spürte, wo es Wasser unter der Erdoberfläche gab, und erkannte, ob eine Kamelfährte noch warm oder zwei Wochen alt war. Kein Beduine konnte seinen Spuren folgen. Matti hat Dutzende von kleinen antiken Fundstätten entdeckt, die einem normalen

Menschen nie aufgefallen wären.«

Der Major stand da, ein bulliger Mann, genauso respektheischend wie Onkel Matti. Er musterte alles, so weit sein Auge in der Abenddämmerung reichte. Vielleicht hoffte er wider alle Vernunft, daß Zecharias Marschkolonne plötzlich am Horizont auftauchte.

»Hast du gefunden, was du hier gesucht hast?« erkundigte er sich seltsamerweise bei mir.

»Ich bin nicht sicher, ob ich so genau weiß, was ich suche.«

Der Major ging, und Schlomo kam zu mir zurück - tief gebückt unter der Last der Munition, die er heranschleppte.

»Sieh mal«, sagte er und reichte mir einen neuen Karabiner mit Infrarot-Nachtsichtgerät. »Hab' ich von einem der Verwundeten, die ausgeflogen werden.«

»Schönes Stück.«

»Die Parole für heute nacht ist ›Jad Schimschon‹.«

Ich wiederholte es dreimal, während Schlomo sein neues Spielzeug richtig einstellte.

Die Sonne ging unter! Unvermittelt waren wir von tödlicher Stille und Kühle umgeben. Ich schluckte eine Schmerztablette. Das Morphium würde mir fehlen, aber der Vorrat ging uns allmählich aus. Es gab zwei tapfere Männer in meiner Familie: Onkel Matti und Onkel Lazar. Mein Vater war nicht von ihrer Art. Deswegen hatte er nie von Matti gesprochen: weil Matti erfolgreich gewesen war, wo er versagt hatte. In Palästina.

Warum hat mein Vater sich über seinen Bruder ausgeschwiegen, während er mit mir doch ständig prahlte? Weil ich, verdammt noch mal, nie etwas anderes für ihn gewesen bin als ein Alter ego. Als ich dann ein Schriftsteller geworden war, der sogar veröffentlicht wurde, ging er überall mit meinem Erfolg hausieren. Im Delikatessenladen des Viertels baute er sich an der Kasse auf und hielt den Lunchkunden einen Vortrag

über mich. Mit einer Tasche voll Zeitungsausschnitten und Kritiken ging er auf dem Rittershouse Square spazieren, setzte sich zu völlig Fremden auf die Parkbank und erzählte ihnen meine Lebensgeschichte. Selbst in die Klosterschule wagte er sich, um vor den Armen Schwestern eine Vorlesung über mich zu halten.

Also warum, zum Teufel noch mal, liebt er mich nicht? Warum hat er mir nicht ein einziges Mal gesagt, daß ich als Schriftsteller etwas ganz Besonderes sei? Warum mußte er mir immer eine Kritik meiner Schreiberei unter die Nase reiben? Ach Dad, du bist ein verrückter Kerl, ein echt verrückter Kerl!

Wie in den alten Zeiten wickelte ich mich in eine Decke und benutzte den Helm als Kopfkissen. Schlomo saß neben mir und starrte in den Himmel hinauf, der nach und nach zu glitzern begann. Wie gut ich es doch getroffen hatte, daß ausgerechnet er mir zugeteilt wurde! Der glücklichste Zufall, der mir als Schriftsteller jemals vergönnt war. »Gute Nacht, Kumpel«, sagte ich. »Gute Nacht, Gideon«, gab er zurück.

SCHLOMO

Ich beobachtete Gideons unruhigen Schlaf, während sich die Nacht über die Wüste senkte. Das war mir die liebste Zeit und der liebste Ort, weil der Himmel fast immer klar war und sich das ganze Universum mir, mir allein, präsentierte.

Meine Theorie ist, daß Moses mit unserem Volk auf dem Exodus von Ägypten her durch den Mitla Pass kam. Ich schrieb meine Magisterarbeit über die Realität hinter den biblischen Phantasiebildern. Ich muß gestehen, daß sie kein Bestseller wurde, andererseits zerbrach sich mehr als ein Bibelgelehrter den Kopf bei dem Versuch, meine Theorie zu widerlegen.

Gideon stöhnte. Die Hüfte machte ihm zu schaffen. Armer Kerl. Er hätte ihn fast unverletzt geschafft, den Fallschirmabsprung. Was mir an Gideon so gefiel, war das Phänomen, daß er vor Angst zwar fast den Kopf verlor, daß er aber trotzdem sprang. Ist es wirklich erst acht Monate her, daß dieser kleine paskudnjak Zadok hier eintraf? Mir kommt es nicht wie eine, sondern wie drei Ewigkeiten vor. Es fällt mir schwer, mich zu erinnern, wie das Leben ohne ihn war.

Ich arbeitete damals im Auswärtigen Amt. Das Land selbst war erst ganze sieben Jahre alt, und alles ging noch drunter und drüber. Wir hatten eine Menge brillante Köpfe, Botschafter und hohe Beamte, aber ein Außenministerium nach dem Buchstaben des internationalen Protokolls einzurichten war zur damaligen Zeit praktisch unmöglich. Dafür hatte Israel viel zu viele andere Prioritäten: die Reste der europäischen Juden herüberzubringen, eine Verteidigungstruppe aufzustellen, eine nationale Luft- und Schiffahrtslinie aufzubauen, Geld für militärische Operationen aufzutreiben, die Juden aus den arabischen Ländern hereinzuholen, die Feinde an allen Grenzen in Schach zu halten. Immer wieder kam es zu Fehlschlägen und Irrtümern im

Auswärtigen Amt.

Seht euch das Schauspiel hier draußen an! Zuerst kamen die Sterne einer nach dem anderen heraus, und jetzt zu Hunderten in jeder Sekunde... Hier bin ich, Schlomo! Seht, wie ich funkle und euch zuzwinkere! Vom Gefechtsstand her sind gedämpfte Stimmen zu hören. Ein Befehl wird durchs Feldtelefon gegeben, und eine Leuchtkugel steigt in der Nähe des Passeingangs auf...

Wie dem auch sei, ich wußte nie genau, welchen Rang oder Titel ich im Außenministerium besaß, wenn ich denn überhaupt einen besaß. Immer hieß es: »Schlomo, tu dies, Schlomo, tu das.« Schlomo Bar Adon wurde, wie man so sagt, zum Mädchen für alles. Am Montag morgen führte ich eine Abordnung amerikanischer Senatoren herum, denn es war wichtig, daß wir das Vertrauen und das Mitgefühl des amerikanischen Kongresses errangen. Am Dienstag morgen reisten sie mit positivem Eindruck ab, und am Dienstag abend wurde ich zu Nimrod Newman, dem Chef der Amerika-Abteilung, ins Büro gerufen.

»Schlomo, die Sache mit den Amerikanern hast du großartig gemacht!«

Ich dachte natürlich sofort an eine Beförderung, eine Gehaltserhöhung, eine feste Anstellung, Ehrungen. Doch meine Ruhmesphantasien waren recht kurzlebig.

»Wir haben da eine sehr interessante Sache«, erklärte Nimrod. »Eine Anfrage der Staaten, die vor einigen Monaten eintraf und die wir bis jetzt auf die lange Bank geschoben haben. Nun gut, um es kurz zu machen: Ich hatte gestern eine Besprechung beim Ministerpräsidenten. Jackie Herzog war da, und Teddy Kollek, Moshe Pearlman und Beham. Dayan war ebenfalls anwesend.« Aha, da kommt meine Beförderung! Unter einem Botschafterposten, etwa in Frankreich, geht natürlich überhaupt

nichts. »Und was für einen Beschluß habt ihr gefaßt?« erkundigte ich mich. »Soll ich über Damaskus mit dem Fallschirm abspringen?« Nimrod lächelte. Er lächelte, wenn er glücklich war, traurig, verletzt, unsicher, verliebt oder entliebt - was bedeutete Nimrods Lächeln wirklich?

»Es gibt da einen amerikanischen Schriftsteller. Du hast vermutlich von ihm gehört: Gideon Zadok.«

»Zadok? Von dem hab' ich gehört, ja. Großartiger Erstlingsroman, danach aber abgesackt in die Filmarbeit.«

»Zadok möchte nach Israel kommen, um Recherchen für einen neuen Roman zu machen. Wir sind uns einig, daß ein solches Buch, falls er es schafft, für unser Land zu diesem Zeitpunkt unserer Geschichte von Vorteil sein könnte. Wir möchten sicherstellen, daß er es schafft, seine Reisen arrangieren, Termine für ihn ausmachen, Interviews für ihn verabreden und ihm außerdem die Archive öffnen - bis zu einem gewissen Grad natürlich.«

»Kindermädchen für einen Schriftsteller?«

»Es würde der erste amerikanische Roman über Israel sein. Es könnte sich bezahlt machen, wenn die Welt eine positive Meinung über uns entwickelt.«

»Habe ich eine Wahl?«

»Nein«, antwortete Nimrod lächelnd. Dieses spezielle Lächeln begriff ich sofort.

»Wieviel Zeit habe ich?« wollte ich wissen.

Nimrod zuckte mit den Achseln. »Vermutlich mehrere Monate.«

»Und sein Sicherheitsstatus?«

»Sieht aus, als wär' er ein Risiko. Wir werden ihn gut im Auge behalten. Du brauchst dich nicht darum zu kümmern, es sei denn, er stochert zuviel in heiklen Themen herum.«

»Wann trifft er ein?«

»Nächste Woche. Und eines noch: Sein Onkel war Matthias Zadok. Das allein schon erfordert ein bißchen Respekt.«

Eine ägyptische Leuchtkugel stieg über unseren Linien empor. Nun gut, wir wissen, daß ihr dort seid, und ihr wißt, daß wir hier sind. Ich liebe es, in der Wüste zu meditieren. Diese Schweine werden mir meine Nacht ruinieren. Zum hundertstenmal tastete ich nach meinem Karabiner. Er wirkte beruhigend auf mich, vor allem mit seinem Nachtsichtgerät.

Zadok? Es war, wie sagt man noch, eine Haßliebe auf den ersten Blick. Liebe? Ich liebte den Verstand dieses kleinen schmendrick. Der war nicht nach Israel gekommen, um hier nur rumzufurzen. Der wollte alles wissen. Verschlang das Land in riesigen Happen. Sein Verstand vermochte eine biblische Schlacht Speer um Speer aufzunehmen, eine moderne Schlacht Mörser um Mörser. Gideons Tag dauerte von Morgengrauen bis Mitternacht. Er brachte mich fast um mit seinem Stundenplan. Bei manchen Interviews dolmetschte ich fast vierzehn Stunden lang ununterbrochen für ihn. Er wollte jeden kennenlernen, alles sehen, obwohl die Lage an den Grenzen äußerst gefährlich war. Ein paarmal wären wir in der Nähe des Gazastreifens fast umgebracht worden. Was liebte ich außerdem noch an ihm? Er war ein anständiger Kerl.

Konnte keiner Party widerstehen und war als Betrunkener stets fröhlich. Ich meine, der kleine putz konnte jeden russischen Juden in Israel unter den Tisch trinken.

Chuzpe - er war die personifizierte Chuzpe. Wenn er jemanden betrunken machte, pflegte der ihm sein ganzes Herz auszuschütten. Und selbst in nüchternem Zustand schienen die Menschen ihm ihre Lebensgeschichte erzählen zu wollen. Er stieß sofort bis in die Seele vor. Ein paar Wochen nur, und auch ich begann seine Lebenslust und immense Energie zu verspüren.

Vielleicht, ganz vielleicht hatten Nimrod und die anderen ja einen guten Reibach gemacht. Allmählich begann ich an ihn zu glauben.

Der Haß? O Mann, war der arrogant! Es spielte keine Rolle, wen er sehen oder was er wissen wollte - er kriegte alles, nicht selten auf meine Kosten. Er machte mich wahnsinnig! Weiter, weiter, weiter, zweihundert, dreihundert Meilen durch die Nacht, um eine Verabredung um sechs Uhr morgens zu schaffen. Fragen, Fragen, Fragen. Geschichte, Anthropologie, Geologie, Landwirtschaft, Geographie, Militär, Archäologie. Schlomo, was ist hinter diesem Felsen passiert? Woher, zum Teufel, sollte ich wissen, was hinter jedem Felsen passiert war?

Und außerdem - wir waren ein kleines, neues Land, das Gesetze zu machen versuchte. Er aber brach jedes einzelne und überließ es mir, eine Erklärung dafür vorzubringen. Ich haßte seine Zähigkeit, dabei stamme ich aus einem Land voll zäher Menschen. Oft wurde er wütend, ein Wahnsinniger mit ungebärdigem Temperament. Und gerade, wenn ich ihn am tiefsten haßte, machte er kehrt und weinte nach einem Interview mit einem KZ-Opfer eine ganze Stunde lang.

Haßliebe. Wenn ich etwas verpatzte, fluchte er wie ein Bauernlümmel. Wenn ich eine schwierige Aufgabe bewältigte, umarmte er mich und boxte mich in die Schulter, als hätte ich eine olympische Goldmedaille gewonnen.

Schritt um Schritt begann ich an diesen kleinen Schlemihl zu glauben. Nicht ein Jota von dem, was ich ihm erklärte, vergaß er wieder. Möglich, daß ich einer Art Literatur-Messias diente. Außerdem weigerte sich Nimrod, die drei Rücktrittsgesuche zu akzeptieren, die ich in jenen ersten Wochen einreichte.

Scheiße! Gewehrfeuer am vorgeschobenen Beobachtungsposten! Ich wickelte mich in meine Decken und fuhr fort, die Sterne am Himmel zu betrachten. Dann wühlte ich

in meinem Tornister und zog eine Flasche guten, alten israelischen Brandy hervor. Die ganze Welt kann über uns lachen, nur nicht über unseren Brandy! Der beste Kognak von der Welt. Ah, gut... Die Schießerei hatte aufgehört. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel, daß ich bei Sonnenaufgang Zecharias Para 202 durch die Wüste auf uns zukommen sehen möge. Wenn nicht - o Mann!

Ich sah Ben Asher auf und ab gehen. Selbst hier, im Halbdunkel, war seine Silhouette unverkennbar. Moment mal! Jawohl, Flugzeuge! Ich hörte, wie es sich überall in unseren Linien regte. Innerhalb weniger Sekunden konnten wir die Maschinen am Geräusch erkennen. Dakotas! Ein Abwurf! O Gott, ich hoffte, daß sie ein Funkgerät mitgeschickt hatten! Daß wir so von allem abgeschnitten waren, gefiel mir gar nicht.

Wir schossen mehrere Leuchtkugeln ab, um den Maschinen einen Zielpunkt zu geben, dann machten sich ein paar Züge lautlos auf, die Fallschirme samt ihrer Last einzusammeln.

Er schlief inzwischen wie ein Baby, der kleine momser. Jerusalem. Da hatte es mit ihr angefangen. Gideon und Natascha Solomon, ein so verrücktes Paar von Schlafzimmerkriegern, wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte, und ich hab' selbst schon an einigen saftigen Gefechten teilgenommen. Jerusalem war geteilt von einem mit häßlichem Stacheldraht eingezäunten Niemandsland, das durch das Kidron-Tal verlief. Sehr viel Vergnügen gab es nicht in der Stadt. Das Nachtleben war sogar ausgesprochen grausig. Obwohl sich natürlich jede Party bei irgend jemand zu Hause nicht selten zu einer wirklich guten Party entwickeln konnte.

An Purim legten wir richtig los, da gab es zuweilen so eine Mischung zwischen Beaux-Arts-Ball, amerikanischem Halloween und Silvesterabend. Die Purim-Party in Joshua Hillels Wohnung ließ sich vielversprechend an. Joshua war ein

erfolgreicher Journalist, freiberuflicher Mitarbeiter eines Dutzends amerikanischer und europäischer Zeitungen und Zeitschriften. Seine Clique setzte sich aus Schauspielern, Musikern und Zeitungsleuten zusammen. Einige von ihnen hatten Zugang zu den ausländischen Verpflegungsmagazinen, so daß man Buffets auf Botschaftsniveau, echten Whiskey und Wodka erwarten durfte. Alle mußten kostümiert erscheinen, und manche dieser Kostüme waren für Jerusalem äußerst gewagt.

Da Gideon und ich relativ spät erschienen, war die Party schon in vollem Gang. Shoshanna Damari schmetterte israelische Lieder, während die intimeren Aktivitäten inzwischen in die Schlafzimmer, auf die Balkons, in die Wandschränke und auf die WCs verlegt worden waren.

Gideon hatte sich ein Cowboykostüm zusammengesucht, das hier durchaus angebracht war, und ich war ein (wie man mir mehrfach versicherte) gutaussehender Beduine. Gideon wurde sofort zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, denn das ganze Land wußte von seiner Anwesenheit, und echte Schriftsteller bekam man in jenen Tagen nicht oft zu sehen.

Was dann geschah, ereignete sich innerhalb eines Augenblicks. Natascha Solomon, als Bauchtänzerin verkleidet, befand sich am anderen Ende des Raums und sah aus, als sei sie bereit, sich mit Haut und Haaren fressen zu lassen.

Ich stand neben Gideon, der augenblicklich von zwei Damen mit Beschlag belegt wurde, und genau in diesem Moment trafen sich Gideons Blicke mit denen Nataschas. Ich hätte fast schwören können, daß es im Raum plötzlich ganz still wurde, und daß es dort nur noch zwei Menschen gab. Falls jemand den Strahl zwischen ihren Augen gekreuzt hätte, er wäre auf der Stelle verglüht. »Sie heißt Natascha Solomon«, erklärte ich ihm. »Und arbeitet im Büro des Ministerpräsidenten. Soll ich euch bekannt machen?«

»Danke, ich mache mich selber bekannt«, gab Gideon zurück

und steuerte in ihre Richtung. Aus einer etwas morbiden Neugier heraus folgte ich ihm. Gideon drängte sich durch den Kreis um Natascha, ergriff ihren Arm und führte sie in einen ruhigen Winkel. »Ich weiß, du bist Natascha Solomon. Ich bin Gideon Zadok.«

»Das weiß ich«, antwortete sie. »Dürfte ich meinen Arm zurückhaben?«

Als er ihren Arm losließ, entdeckte er die eintätowierte Nummer, die sie als Insassin eines Konzentrationslagers kennzeichnete. Endlos starrte er darauf hinab; dann blickte er ihr tief in die Augen, während ihm Tränen über die Wangen liefen. »Es tut mir leid«, sagte er. »Ich kann mich nicht daran gewöhnen.«

»Schon gut«, gab sie zurück, »ich bin ja jetzt in Israel. Kein Grund zum Weinen.« Damit legte sie ihm ganz und gar selbstverständlich die Arme um den Hals, zog ihn an sich, hielt ihn fest und wartete, bis er sich ausgeweint hatte.

Ich, Schlomo Bar Adon, der selten lügt, könnte schwören, daß ich in diesem Moment gespürt habe, wie die Mauern der Altstadt bebten.

»Lunch, morgen mittag um eins bei Hesse's, ja?« fragte Gideon. »Ich komme«, antwortete Natascha.

Und das war's. Ich weiß nicht, was ich in Gang gesetzt habe, als ich ihn zu dieser Party mitnahm. Aber es sah so aus, als hätte ich zwei schlafende Vulkane geweckt.

Da im Gefechtsstand rege Aktivität herrschte, ging ich hinüber. Ein neues Funkgerät - und es funktionierte! Unser Funker nahm gerade den letzten Teil einer langen Mitteilung des Befehlsbereichs Süd auf und reichte sie dem Major.

»Para 202 ist bei Thamad auf starken Widerstand gestoßen. Luftunterstützung von außen ist nicht erfolgt. Damit dürften die Engländer und Franzosen gemeint sein. Wenn sich die Lage bis morgen früh nicht bessert, werden wir versuchen, uns

zurückzuziehen.«

»Großer Gott, wie sollen wir bloß hier rauskommen?« fragte ein junger Offizier.

»Keine Sorge«, beruhigte ihn der Major. »Zecharia wird zu uns durchbrechen... Keine Sorge.«

JERUSALEM

Februar 1956

Die riesige Steinveranda auf der Rückseite des King David Hotel bot einen nostalgischen Blick über das Kidron-Tal bis zu den osmanischen Mauern der Altstadt. Ein Streifen Stacheldraht, der durch das Tal verlief, teilte die Stadt und das Land in zwei Hälften. Man hätte beinah die Hand ausstrecken und das Jaffa-Tor berühren können, so nah lag es. Und war dadurch natürlich zu einer fixen Idee bei den Juden geworden, denn in der Altstadt lag der heiligste Ort der gesamten Judenwelt, die Westmauer des Salomon-Tempels.

Gideon machte da keine Ausnahme. Der Anblick der Altstadt trieb seine Vorstellungskraft bis an die Schmerzgrenze. Es ist mehr als grausam von den Jordaniern, uns den Zugang dorthin zu verwehren, dachte er.

»Hallo, Cowboy«, ertönte Nataschas Stimme hinter ihm. »Hi.« Gideon erhob sich. »Wunderbar siehst du aus.«

»Sogar ohne Kostüm?«

»Sei vorsichtig, wenn du mir ein solches Angebot machst«, warnte er sie.

»He, hallo! Ich bin's, Natascha!«

»Was?«

»Du siehst aus, als wärst du in Trance.«

»Entschuldige. Es ist die Altstadt da drüben. Anscheinend träume ich jede Nacht in Jerusalem davon, daß ich über die Grenze und zur Klagemauer gehe. Das kann einen, glaube ich, richtiggehend verrückt machen, wenn man hier wohnt.«

»Das tut es. Aber vielleicht erleben wir's ja noch.« Vier Tage waren seit der Purini-Party vergangen. Vier zauberhafte gemeinsame Abende. Das einzige Restaurant, in dem man ein anständiges Steak und polnischen Wodka bekam und verliebte Sinnlosigkeiten flüstern konnte, war Fink's, ein Bistro mit fünf Tischen; es war zu ihrer Lieblingskneipe geworden. Gideon und Natascha hatten einander nie näher nach ihrer Vergangenheit gefragt, und auch nie freiwillig davon erzählt. Sie sprachen in abstrakter Form miteinander, betrachteten einander in abstrakter Form und berührten einander sogar zuweilen in abstrakter Form. Sie hatten beide ihren persönlichen Geheimdienst. Nataschas Geschichte wirkte auf den ersten Blick alltäglich: Ungarin, wohlhabende Akademikerfamilie, hatte den größten Teil des Krieges mit falschen Papieren und einer blonden Perücke im Budapester Untergrund verbracht, war lebend aus Auschwitz herausgekommen. Nachdem Vater, Mutter und zwei Brüder in den Gaskammern umgekommen waren, durchbrach sie nach dem Krieg mit einem Flüchtlingsschiff die britische Blockade von Palästina. Es war zu vermuten, daß sie vor dem Krieg ein recht weitläufiger Mensch gewesen und viel in Europa herumgekommen war. Sie war verheiratet gewesen, erzählte aber nicht, wie ihre Ehe ausgegangen war. In Israel waren bisher schon einige Namen in romantischer Verbindung mit ihr genannt worden, anscheinend aber nichts Dauerhaftes.

Nach Gideons Erfahrungen war jedoch kein einziger KZ-Überlebender als einfach oder alltäglich zu bezeichnen. Ihr Gehirn war ein Labyrinth mit zahllosen Winkeln voller Geheimnisse, quälender Schuldgefühle, verzerrter und von Gewalt geprägter Erinnerungen. Jedes KZ-Opfer, mit dem er bisher gesprochen hatte, litt an zahllosen geschundenen Nerven, die nur darauf warteten, aufs neue unerträglich gereizt zu werden. Und selbst Natascha mußte darunter leiden, auch wenn sie es hervorragend verstand, es zu kaschieren.

Gideon sprach sogar noch weniger von sich selbst. Sein

Verstand, sein Leib und seine Seele waren mit dem Buch beschäftigt, das er schreiben wollte. Israel hatte ihn fester in Fesseln geschlagen, als er es jemals vermutet hätte. Er brannte darauf, die Recherchen zu Ende zu bringen und endlich mit dem Buch selbst beginnen zu können, aber bis dahin waren es noch Monate. »Die Knesset hat sich heute vertagt. Morgen werde ich nach Tel Aviv zurückkehren«, sagte Natascha.

»Gutes Timing«, erwiderte er. » Schlomo und ich werden heute mit den Paras in der Negev auf Patrouille gehen. Von Nizzana an der Negev-Sinai-Grenze entlang bis hinunter nach Elat. Ich bin richtig aufgeregt.«

Natascha zeigte ihm jenes Lächeln, das jeder Mann von der Frau an seiner Seite zu sehen wünscht: sinnlich, verspielt, verständnisvoll. »Was grinst du so, meine Dame?« wollte er wissen. »Ich habe die Genehmigung der Regierung für dich persönlich unterzeichnet. Du begleitest das Löwen-Bataillon.«

»Das Land ist klein«, bemerkte Gideon. »Was ist - haben wir genug von Fink's? Gibt es sonstwo noch was Aufregendes zu essen? Wie wär's mit dem Hotel hier?«

»Eine von meinen Freundinnen hat nur wenige Blocks entfernt eine Wohnung und ist verreist. Wie wär's, wenn ich da was für dich koche? Ich hab' auf der arabischen Seite ein paar köstliche Lammkoteletts erwischt.«

»Wie bist du denn an die gekommen? Erzähl schon, ich bin neugierig!«

»Ich hab' einen Freund beim Friedenscorps der Vereinten Nationen. Durchs Mandelbaumtor gelangt tatsächlich alles, nur keine Menschen. Gehen wir?«

»Nicht zuerst noch einen kleinen Drink?« fragte Gideon. Natascha nickte verständnisvoll. »Was hast du auf dem Herzen, Cowboy?«

»Die Geschichte meines Lebens in fünf Minuten oder weniger.« Der Ruf des Muezzins, der die Moslems zum Gebet

rief, tönte von einem Minarett herüber und klang über das stille Tal dahin. Ein bedrückender Moment im Leben der geteilten Stadt. »Ich war sehr lange ein böser Bube, Natascha. Im Augenblick steht meine Ehe auf Messers Schneide. Wir haben beide Fehler gemacht. Vals Fehler waren kleine Fische gegen meine Sünden und Seitensprünge. Meine waren dicke Dinger.«

»Inwiefern?«

»Ich hab' meine Eskapaden damit gerechtfertigt, daß sie mich in Hollywood festnageln wollte. Aber weißt du, letztlich müssen wir alle für unsere Taten geradestehen. Also hängt unsere Ehe in der Schwebe, befindet sich sozusagen auf dem Prüfstand.«

»Liebst du sie noch?«

Gideon zögerte lange genug, um eine Antwort überflüssig zu machen. »Du weißt ja, wie das so ist«, sagte er schließlich. »Über zwölf Jahre lang waren wir Bettgenossen, hatten ein gutes Liebesleben... manchmal sogar ein großartiges. Wir fühlten uns wohl miteinander, wenn wir uns nicht gerade stritten. Wir haben zwei bezaubernde Töchter, von denen ich wohl sagen kann, daß sie mein Leben sind. Wer kennt sich schon aus mit der Liebe? Wir sind einander nicht gleichgültig. Möglich, daß das genügen muß.«

»Das ist traurig«, sagte Natascha.

»Als du mich gestern auf dein Zimmer einladen wolltest, habe ich etwas getan, was ich niemals für möglich gehalten hätte, vor allem nicht bei einer Frau wie dir. Ich habe nein gesagt. Ich habe nein gesagt, weil ich ganz fest entschlossen war, hier in Israel sauber zu bleiben. Als ich abreiste, hatten wir wieder ein sehr gutes Verhältnis zueinander, und ich wünschte mir so sehr, daß sie mir als Ehemann wieder Vertrauen schenkt. Diese verdammten Lügen - eine zieht die andere nach sich. Erzählst du eine, mußt du dir zwanzig weitere ausdenken, um die erste glaubwürdig zu machen. Damit leben zu müssen ist beschissen!«

Nataschas Blick wurde traurig und feucht. »Das ist sehr lobenswert«, stellte sie fest.

»Ich weiß nicht, Natascha. Wenn es sich um ein Quickie oder ein Kurzzeitverhältnis von etwa einer Woche handeln würde, wäre ich vielleicht schwach geworden, aber ich habe das Gefühl, daß wir uns, wenn wir uns erst einmal berühren, am liebsten nie wieder loslassen würden. Habe ich recht?«

»Mag sein«, antwortete sie.

Gideon stieß einen tiefen Seufzer aus; dann leerte er sein Glas in einem Zug. »Wenn diese Recherchen zu lange dauern, wäre es sogar möglich, daß ich meine Familie hierher nachkommen lasse. Und wenn meine Frau hier eintrifft, möchte ich ihr in die Augen sehen können.«

Natascha stieß ein etwas bitteres Lachen aus. »Naja, ein Ungar bist du nicht, soviel steht fest.« Sie ergriff seine Hände und zwang ihn, sie anzusehen. »Du bist ein verdammter Narr, dir nicht zu nehmen, was wahre Leidenschaft zu werden verspricht, und was zwischen uns beiden entstehen kann.«

»Bitte, Liebes, dring nicht weiter in mich. Ich bin nicht unbedingt willensstark.«

»Was sich zwischen uns beiden anbahnt, ist ein herrlicher, wilder Wahnsinn. Wir haben einander lange gesucht, Cowboy.«

»Das weiß ich, deshalb hab' ich ja auch eine Todesangst vor dir.«

»Du willst nur Frauen, die du sitzenlassen kannst. Ich weiß das, ich bin aus demselben Holz geschnitzt.«

»Tut mir leid, Natascha.«

»Komisch, mir hat bisher noch keiner einen Korb gegeben«, sinnierte sie. »Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll.« Sie zog Block und Bleistift aus ihrer Tasche und schrieb ihm eine Adresse samt Telefonnummer auf. »Hier, da werde ich heute abend sein, falls du's dir doch noch mal überlegst.«

Großer Gott, dachte Gideon, führe mich nicht in Versuchung. Er zerriß den Zettel und warf die Fetzen in den Aschenbecher.

Natascha zischte etwas auf ungarisch.

»Ich verstehe deine Sprache zwar nicht, aber kapiert hab ich's trotzdem«, sagte er.

»Du kannst mich mal, du weißt schon, was«, knurrte sie.

»Hör zu«, gab Gideon zurück, »es ist ohnehin alles verpatzt. Die Menschen sollten glücklich sein, wenn sie verliebt sind. Wir beide sind zornig, dabei haben wir's noch nicht mal bis ins Schlafzimmer geschafft.« Unvermittelt stand sie auf. Mit festem Griff packte Gideon ihren Arm. »Du willst keine Liebe, Natascha, du willst Kampf.«

NATASCHA

Kampf! Wie kann er es wagen! Gideon, der Cowboy-Schriftsteller, der berühmte Autor. Fragt uns aus, als wären wir Vieh... Welches Konzentrationslager?... Wie standest du zu deinen Eltern?... Was für Träume hast du in der Nacht?

Träume! Ich habe nur einen einzigen Traum... nur einen einzigen. Wo ist es? Venedig? Auschwitz? Die Küste von Cornwall? Es ist immer derselbe, immer in wogenden Nebel gehüllt. Ich sehe ihn aus dem weißen Dunst auftauchen. »Vater!« rufe ich. Sein Blick ist grausam, voll Begierde und Zorn. Er lächelt mit schmalen Lippen. Sein Van-Dyck-Bart läuft in einer scharfen Spitze aus. Ich erschauere. Es ist so kalt!

»Du hast also wieder mal gewonnen«, stellt Vater fest. »Es war nicht meine Schuld, daß sie die Nachricht gefunden haben. Ich wollte dich nicht ins Gas schicken, Vater! Geh diesmal nicht fort, Vater!«

Gerade, als ich ihn berühren will, hüllt ihn der Nebel ein, und er ist verschwunden. Ich laufe ihm nach... Nirgendwo... nirgendwo... Einst waren wir die Solomons von Budapest, eine große, wohlhabende Familie. Vierzig, fünfzig Personen bei einem Fest. Ärzte, Lehrer, Kaufleute. Hochgeachtet. Monarchen der jüdischen Gemeinde.

Ich verabscheute ihn... Professor Doktor Hubert Solomon. So kalt war er, so furchtbar lieblos. Die Qual, die er meinen Brüdern bereitete, wenn er sie systematisch zerpflückte, nie duldete, daß sie zu seinem Niveau aufstiegen, und die Qual, die er meiner Mutter bereitete, wenn er mit ihr ins Bett ging.

Ich war es, Natascha, die du begehrtest, nicht wahr, Vater? Er berührt mich, tätschelt mir den Kopf... Ich zucke zurück. Seine Blicke folgen mir überall. Ja, ich möchte dich lieben, Vater,

damit ich dir ein Messer in den Rücken stoßen kann. Die Nazis kamen und holten uns alle... Onkel, Tanten, Cousins, Brüder. Vater und ich entkamen. Beinah den halben Krieg lang lebte ich mit einer blonden Perücke und teilte mir gefälschte ›Arier‹-Papiere mit drei anderen jüdischen Mädchen. Sie fanden uns und brachten uns nach Auschwitz. Unsere Glückssträhne war abgerissen. Oder waren wir verraten worden? Wer wird das jemals genau erfahren? Als wir in Auschwitz ankamen, erkundigten wir uns, wer Nachrichten übermitteln könnte, und erfuhren, daß die ganze Familie umgebracht worden war... alle... Nur Vater und ich waren noch übrig. Wir fanden eine Möglichkeit, Nachrichten zu übermitteln - von der Bekleidungsfabrik, in der ich arbeitete, zur Schule, in der er die Kinder der SS-Offiziere unterrichtete. Eine von meinen Nachrichten brachte ihn um! Die Wachen fingen sie ab und hielten sie für eine verschlüsselte Nachricht an den Untergrund. Aber es war ein Geburtstagsgruß. Daß ich der Absender war, erfuhren sie nie, ihn aber schickten sie in die Gaskammer und die Verbrennungsöfen.

Vater hätte überlebt, wenn ich ihm nicht diesen Gruß geschickt hätte! Aber hatten wir nicht schon immer gesagt, daß nur ein Solomon überleben würde? Ach Vater, ich habe dich wirklich geliebt! Ich hab' dich gehaßt! Ich hab' dich geliebt.

Und du... und du... und du. Ah, du siehst genauso aus wie mein Vater... Komm nur herein, komm herein.

Ich liebe dich, bis ich dir die Kraft aus den dumpfen Knochen gesaugt habe. Bis du nicht mehr funktionieren, dich nicht mehr rühren kannst. O ja, so sehr hat sie dich ausgelaugt, deine Natascha, daß du kaum stehen kannst. Verdammt noch mal, verschwinde endlich! Du bist tot! Oh, tut mir leid. Ich hasse es, wenn du bettelst und wimmerst. Auf die Knie mit dir, wie ein Hund! Natascha, du ungezogenes Mädchen, du mußt endlich damit aufhören!

... Ich würde ja aufhören, aber der Traum kommt immer

wieder. Er ist da im Nebel und lockt mich. Also gehe ich wieder einmal zu einer Party, und zur nächsten und übernächsten, bis ich ihn wieder sehe... den Nebel... den Rauch... den Rauch aus den Öfen von Auschwitz!

Purim-Party in Jerusalem? Wunderbar!

Da ist er! Der Amerikaner. Großspurig kommt er auf mich zu. Ich will ihn! »Hallo, Cowboy.«

Der Scheißkerl ist clever. Bei ihm werde ich's langsamer machen. Das Schwein. Wird er denn niemals müde? Er sagt Dinge, die mich zum Weinen bringen. Seine Finger tasten immer wieder über meine eintätowierte Nummer. Es quält ihn, aber er weigert sich, schwach zu werden wie die anderen. Das Schwein! Ich hasse ihn. Ich liebe ihn.

Was weißt du schon von Flüchtlingslagern und überfüllten Blockadebrechern und Stacheldraht und Wachhunden und Verbrennungsöfen? Ich habe meinen Vater dorthin geschickt! Begreifst du, was das bedeutet? Der Nebel! Der Nebel!

... Wieder dieser blutige Nebel... selbst in Jerusalem... Was weißt du schon, Cowboy... In Amerika ist alles eitel Sonnenschein... Oh, Frau und Töchter werden nach Israel kommen, wie schön...

Aber du wirst Natascha nicht verlassen. Niemand verläßt Natascha, bis sie es zuläßt...

Eine Woche darauf kehrte Gideon von einer Routinepatrouille in die Negevwüste mit einer Kompanie des Löwen-Bataillons zu seinem Quartier im Accadia Hotel zurück. Er war so verdreckt, daß er fast durch die ganze Halle zu riechen war.

Er sah seine Post durch, dann starrte er aufs Telefon. Starrte, und starrte, und starrte... nahm den Hörer, legte ihn wieder hin. Eine Stunde verging, und er starrte noch immer. Als es schrillte, zuckte er erschrocken zusammen. »Hallo?« meldete er sich.

»Also gut, du Miststück, ich rufe zuerst an. Bist du nun zufrieden?« sagte Natascha und knallte den Hörer auf die Gabel. »O Gott«, stöhnte Gideon.

Das Telefon klingelte abermals. Ein wenig mißtrauisch nahm Gideon den Hörer ab. »Hier ist Natascha«, sagte sie mit plötzlich ganz sanfter Stimme. »Entschuldige bitte. Ich wußte, daß du heute zurück sein würdest, und hatte gehofft, daß du mich möglicherweise sehen willst.«

Gideon schloß die Augen und biß die Zähne zusammen... dann gab er auf. »Jawohl, zum Teufel noch mal, ich will dich sehen! Die ganze Woche habe ich an dich denken müssen. Wo bist du?«

»Hier in der Halle. Ich bin gleich oben.«

MITLA PASS

31. Oktober 1956 04.00 Uhr

D-Day plus zwei

Gideon wälzte sich im Schlaf herum und lag so lange auf der geschwollenen Hüfte, bis er von seinen Schmerzen erwachte. Er blinzelte ein wenig, dann sah er, daß Schlomo an einen Felsblock gelehnt dasaß und wie ein Kojote ein Auge offen und eines geschlossen hielt.

»Wieviel Uhr ist es, Schlomo?«

»Vier Uhr morgens. Der Abwurf hat perfekt geklappt, mitten ins Ziel. Wir haben ein funktionierendes Funkgerät. Für dich ist eine Nachricht aus dem Büro des Ministerpräsidenten gekommen. Die evakuierten Amerikaner sind nach Athen gebracht worden und werden morgen nach Rom geflogen. Ich bin sicher, daß Val dich in Rom erwartet.«

Gideon setzte sich auf, stieß einen erleichterten Seufzer aus und massierte sich das Bein. »Wie ist die Lage?«

»Para 202 ist bei Thamad durchgebrochen. Sie sind gegen die ägyptischen Festungsanlagen bei Nakhl vorgerückt. Wir wissen allerdings noch nicht, ob sie einen Nachtangriff unternommen haben oder ihn erst am Morgen versuchen werden. Wenn Zecharia Nakhl nimmt, werden sie wohl morgen abend hier auftauchen. Wird er aufgehalten, wird der Befehlsbereich Süd uns rauszuholen versuchen.«

»Großer Gott! Wie sollen wir hier bloß jemals rauskommen?«

»Keine Sorge, die werden Nakhl schon erobern. Du kennst Zecharia nicht. Der ist ein Bulldozer.«

»Mann!« sagte Gideon. »Sieh dir nur diese Sterne an! Was meinst du, wie viele da oben sind?«

»Eine Milliarde Milliarden? Eine Billion Billionen? So wie hier draußen in der Wüste wirst du den Nachthimmel nie wieder zu sehen kriegen.«

»Du bist eine echte Wüstenratte, Schlomo. Früher, in Norfolk, als ich noch klein war, hab' ich auch mal so was Schönes gesehen. Irgend jemand hat mich auf einen Flug aufs Meer mitgenommen. Mann, ist das kalt!«

Schlomo wühlte in seinem Gepäck und fischte eine halbe Flasche Brandy heraus. Gideon trank einen Schluck, hustete und verzog das Gesicht.

»Das Zeug schmeckt wirklich wie Unkrautvernichter. Echte, alte Mäusepisse.«

»Du verstehst eben nichts von den Feinheiten des israelischen Brandys.«

»Val hat ihn als Nagellackentferner benutzt.«

»Da wir gerade von Val sprechen: Wirst du ihr nach Rom folgen?«

»Ich schwöre bei Gott, Schlomo, ich weiß es nicht. Das Problem werde ich lösen, wenn wir aus diesem Schlamassel hier raus sind. Möglicherweise tauche ich auch ganz einfach unter und trete in ein tibetanisches Kloster ein.«

»Sei mal ehrlich: Liebst du Natascha?«

»Ich hab' ein halbes dutzendmal versucht, mich von ihr zu lösen. Aber ich bring's nicht fertig.«

»Aber liebst du sie?«

»Jedesmal, wenn wir miteinander schlafen, reißt es uns in einen anderen Teil des Universums hinauf. Jedesmal! Irgendwie muß das doch eine Art Liebe sein. Oder Wahnsinn. Sicher weiß ich eigentlich nur, daß es an Val Dinge gibt, die ich sehr liebe.«

»Du bist habgierig, das ist dein Problem«, behauptete

Schlomo, trank einen großen Schluck und rammte den Korken in die Flasche zurück.

»Ich möchte dir eine Frage stellen, Schlomo. Hat dich deine Frau jemals betrogen?«

»Naomi? Gute Frage. Aber ich weiß keine Antwort darauf und werde auch niemals versuchen, eine zu finden. Wir sind als Kinder zusammen im Palmach gewesen. Bei der Ausbildung und den Gewaltmärschen haben wir zusammen im Freien geschlafen. Die Amerikaner haben diese verrückte Idee, daß alle Frauen rein sein müssen. Aber so ist das Leben nicht. Ich war auf diplomatischen Missionen in Burma, Uganda, Amerika. Zwei, drei Monate ohne sie. Während sie mit den Kindern im Kibbuz blieb. Wir sind Menschen, ganz einfach Menschen. Und keine Heiligen. Falls Naomi einen Mann gebraucht hat, ist sie äußerst diskret gewesen. Wenn ich nach Hause komme, stelle ich ihr keine Fragen, und sie stellt mir auch keine. Kein anderer Mensch könnte mir mehr Liebe entgegenbringen als meine Frau. Die Amerikaner müssen sich ständig darüber den Kopf zerbrechen. Warum interessiert dich das überhaupt, mitten im Sinai?«

»Weil ich bis über die Ohren in Gewissensbissen versinke.«

»Natascha?«

»Natascha und andere vor ihr.«

»Dann solltest du auch Gewissensbisse haben. Ein richtiger schmock bist du.«

»Ach, du weißt ja nicht mal die Hälfte«, entgegnete Gideon. »Angenommen, du erfährst zufällig, daß Naomi mit jemand anderem geschlafen hat. Was würdest du tun?«

»Du weißt doch auch, wie das so geht. Wenn man jung ist und am Lagerfeuer sitzt, und das Leben beginnt gerade erst, und diese Frage taucht auf, sagen alle, sie würden töten, sie würden Knochen brechen, sie würden auf und davon gehen. Heute dagegen? Wenn sie mich trotzdem noch liebt, würde ich ihr

vermutlich verzeihen. Wenn ich das nicht täte, würde sie das innerlich umbringen. Und die Frau, die man liebt, bringt man nicht um, weil sie einen ganz normalen, menschlichen Fehler begeht. Verdammt noch mal, jeder kann doch mal heiße Höschen kriegen. Das Problem mit euch Amerikanern ist nur, daß ihr immer Jesus, Joseph und Maria spielen müßt.«

»Ich habe Val nicht verziehen«, sagte Gideon, als halte er Selbstgespräche. »Und das macht mich völlig fertig. Ich wünschte, ich könnte es so laut rausschreien, daß sie es in Rom hören kann: Val, ich verzeihe dir!«

»Was ist denn eigentlich mit Val? Sie betet dich an. Sie liebt keinen anderen. Das glaube ich einfach nicht.«

»Es ist schon lange her, Schlomo. Sieben Jahre.«

»Dann vergiß es! Sie wird dich auf dem Leonardo-da-Vinci-Flughafen erwarten und dir vor Liebe die Füße küssen.«

»Aber ich kann's nicht vergessen. Vielleicht werde ich's niemals vergessen.«

»Dann versteck's in der hintersten Schublade von deinem Kopf, mach sie zu, schließ sie ab und wirf den Schlüssel weg. Es kommt schließlich jeden Tag vor, daß Menschen den Entschluß fassen müssen, mit der Treulosigkeit zu leben.«

»Vielleicht wäre das Ganze längst tot und begraben, wenn ich Natascha nicht begegnet wäre.« Gideons Stimme wurde unsicher. »Ich brauche es als Rechtfertigung für das, was ich selbst getan habe. Mit den Weibern habe ich angefangen, sobald etwas von mir veröffentlicht wurde. Und bis jetzt habe ich Val immer wieder vorgeworfen, mich als Schriftsteller behindert zu haben... Meine Alte zu Hause versteht mich nicht, Süße, also wollen wir zwei uns mal ein schönes Wochenende machen, wie? Das war meine Rechtfertigung für eine Menge Mist, den ich gebaut habe. Alles Vals Schuld. Damals war mir das noch nicht klar, aber damit hab' ich einen Teil meiner Seele verspielt.«

»He, hör endlich auf, davon zu reden! Der Absprung aus dem

Flugzeug, das Morphium, die Wüste... Hier draußen macht dich alles verrückt.«

»Ich hab' noch nie mit einem Menschen darüber gesprochen, weil ich immer der große Macho war. Niemals hätte ich zugegeben, daß meine Frau dem großen Gideon Zadok so etwas antun kann.«

»Weißt du was? Morgen um diese Zeit könnten wir alle beide tot sein. Weswegen sollst du dich selbst bestrafen?«

»Du hast recht. Vielleicht sind wir dann ja da oben, bei den vielen Sternen, und blicken hier herunter. Ich muß es loswerden, bevor die Reise losgeht.«

Schlomo nickte verständnisvoll.

»Es war vor ungefähr drei Jahren«, fuhr Gideon fort.

»Du bist immer noch verheiratet - oder nicht?«

»Ja, aber ich hab's völlig verkehrt angefaßt. Als ich hörte, was Val getan hatte, hab' ich mich aufgeführt wie ein Verrückter.«

Sherman Oaks, 1954

Gideon war früher als sonst aus dem Studio nach Hause gekommen. Sein ganzer Körper schmerzte, er hatte Fieber, und es wurde immer schlimmer. Stöhnend verkroch er sich ins Bett. Nachdem sie ihn versorgt hatte, fuhr Val los, um Roxy und Penny abzuholen und sie bei den Girl Scouts beziehungsweise beim Klavierunterricht abzuliefern.

Nach knapp einer Stunde kam ein hysterischer Anruf von Gideons Sekretärin Belle Prentice.

»Hier drüben bei uns ist der Teufel los, Gideon«, sagte Belle. »Sie haben heute die Gartenszene geprobt, und sie ist Mist. Morgen soll gedreht werden, aber es gibt keinen Ersatztext. Der Colonel will jetzt wieder auf Ihre ursprüngliche Idee

zurückgreifen.«

»Sie scherzen, Belle! Ich bin sterbenskrank. Ich muß bestimmt gleich wieder kotzen.«

»Sie wollen mich mit dem Studioarzt rüberschicken.«

»Gibt es nicht irgendein Arbeitsgesetz gegen so was?«

»Seien Sie doch bitte ein tapferer Marine, Herzchen! Es handelt sich höchstens um drei bis vier Seiten.«

»Na schön. Hören Sie zu. Ich werde jetzt einen Entwurf skizzieren und Ihnen durchtelefonieren, damit die das Licht und den Ton einrichten können. Die Dialoge kriegen Sie dann irgendwann heute abend. Sind Sie zu Hause?«

»Ich werde hier im Studio warten.«

»Bis später dann.« Stöhnend wälzte sich Gideon aus dem Bett und suchte das Drehbuch aus seinem Aktenkoffer. Seine Knie waren wachsweich. Verdammt noch mal, kein Konzeptpapier! Da sein Arbeitszimmer außerhalb des Hauses lag, suchte er in Vals Schreibtisch herum, der in einem Erker des Schlafzimmers stand. »Lumpensammlers Freudenfest«, brummelte er vor sich hin, als er in den Bergen von Papieren und Gott weiß was noch allem in den Schreibtischschubladen wühlte. Los doch, Val, tu mir den Gefallen. Ich brauch' einen Notizblock!

Aber halt, was ist denn das? Gideon zog einen Schlüssel mit einem großen schwarzen Anhänger heraus, auf dem etwas eingeprägt war: »King's Court Motel - Santa Monica Blvd & La Cienega St. Room 357.«

Ungläubig starrte er den Schlüssel an. Er hatte dieses Motel verschiedentlich frequentiert. O Gott, dachte er mit klopfendem Herzen, Val hat den Schlüssel gefunden! Nein, nein. Moment mal! Gideon hatte stets ein bestimmtes Eckzimmer im ersten Stock verlangt. Im zweiten Stock war er noch nie gewesen. Was, zum Teufel, hatte das zu bedeuten?

Johnny Brookes hatte ihm von dem Motel erzählt, als er für

eine Nachmittagsvorstellung eine Absteige brauchte. Ja, Johnny hatte ihn einmal sogar dort angemeldet und ihm den Schlüssel persönlich gebracht.

Johnny Brookes! Ganze Abteilung halt!

Johnny und Cindy Brookes gehörten zu ›ihrer‹ Clique, waren gute Freunde. John war ebenfalls Ex-Marine und nunmehr ein kleinerer, doch vielversprechender Regisseur. Er, Val und die Brookes waren jedenfalls häufig zusammengewesen. Immer wieder nette, saubere, lange Barbecues mit Pokneifen und Nacktbaden im Pool der Zadoks und ebenso viele Besuche bei Johnny und Cindy in deren Haus unten am Strand.

Die Brookes hatten keine Kinder. Cindy zog ihre Pudel vor. John war ein anständiger Kerl, wenn auch ziemlich unglücklich, und die Ehe war angeknackst. Er gehörte zur selben Bowlingmannschaft wie Gideon, spielte tagsüber mit ihm Tennisdoppel und machte abends gelegentlich mit ihm einen Kneipenbummel, vor allem nach einem langen Arbeitstag. John spielte nicht allzuviel herum, brauchte aber, je schlechter die Ehe wurde, immer häufiger ein Quickie und hatte eine ellenlange Liste williger Damen. Gideon begann nachzudenken. Als Johnny vor sechs Monaten einen Film bei Goldwyn drehte, war Gideon von den Pacific Studios aus einmal zum Lunch rübergegangen. Dabei war zum erstenmal das King's Court Motel zur Sprache gekommen. Val und Johnny in dieser miesen Flohbude! Val splitternackt! Johnny, wie er sich auf sie herabsenkte. Soixanteneuf vor diesen widerlichen Spiegeln am Kopfende! Hatte er ihr Pot gegeben, oder ein paar von seinen Dope-Pillen? Trug sie den Straps aus schwarzer Spitze? Und was war mit der widerlichen Musik, dem Ölbad und den Wasserbetten?

Gideon stürzte ins Bad und übergab sich. Dann rannte er ins Schlafzimmer zurück, holte die Pistole vom obersten Regal und wankte umher wie ein Wasserbüffel mit einem Pfeil in der Brust. Verdammt! Es gibt doch schließlich so was wie

Ganovenehre! Man geht nicht mit der Frau seines Freundes ins Bett! Da bumsen sich die beiden in diesem schmierigen Motel fast zu Tode, und dann kommt sie nach Hause und schläft mit mir. Am folgenden Tag dann ein kleines Doppel im Club mit dem guten, alten Partner John. Gott im Himmel!

Zweieinhalb Stunden tickten qualvoll dahin, bis Gideon hörte, daß die Haustür geöffnet wurde und die Kinder fröhlich schwatzend hereinstürmten.

»Ich bin wieder da, Liebling!« rief Val.

Als sie kurz darauf das Schlafzimmer betrat, saß Gideon mit einer Reisedecke über den Knien auf ihrer Chaiselongue vor dem Kamin; er zitterte vor Wut, Erschöpfung und Fieber. »Du sollst doch im Bett bleiben«, sagte sie vorwurfsvoll. »Mach die Tür zu«, krächzte er. »Und schließ ab.« Val lächelte. Es kam oft vor, daß Gideon um so leidenschaftlicher wurde, je kränker er war. Er sah grauenhaft aus. Sie mußte es ihm ausreden. Sie blieb vor ihm stehen und streckte die Hand aus, um seine Stirn zu fühlen. Er zog den Motelschlüssel aus der Morgenrocktasche und warf ihn ihr vor die Füße.

Val starrte einen Moment darauf hinab, dann sank sie in den Sessel ihm gegenüber. »Gott sei Dank, daß es vorbei ist«, stieß sie hervor. »Es war ein Alptraum.«

»Du und unser alter Kumpel Johnny, ihr zwei habt also ein bißchen Ding-Dong gespielt, eh? Komisch, gestern mittag ist John zum Lunch zu mir ins Studio gekommen. Und hat kein Wort davon erwähnt. Wir haben uns fast totgelacht über zwei Nutten, mit denen er sich getroffen hatte. Du nimmst jetzt sofort das Telefon, rufst ihn an und lädst ihn für heute abend hierher ein, ohne Cindy. Sag ihm, ich sei verreist, und du hättest es nötig. Laß dich auf gar keinen Fall abwimmeln.«

»Sollten wir nicht lieber zuerst darüber sprechen?«

»O nein, Ma'am«, antwortete Gideon, zog die Hand unter der Decke hervor und richtete seine Pistole auf sie. » Du tust, was

ich dir sage. Vielleicht gebt ihr zwei mir ja auch 'ne kleine Sondervorstellung... falls ich ihm nicht vorher den Schädel wegpuste.« Val versuchte zu wählen, schaffte es aber nicht. Der Hörer fiel ihr aus der zitternden Hand.

»Dann laß das vorläufig«, befahl Gideon, »und fang an zu reden.«

»Kann ich mir ein Glas Wasser holen?«

Val wankte ins Bad, kämpfte um Selbstbeherrschung. Die Hälfte des Wassers landete auf ihrem Kleid, und als sie trank, verschluckte sie sich. Wieder im Schlafzimmer, nahm sie Platz, faltete die Hände im Schoß und wiegte sich, mit niedergeschlagenen Augen und voller Verzweiflung, vor und zurück. »Was willst du wissen?«

»Alles. Jedes gottverdammte bißchen!«

Sie wollte ihn ansehen, aber es war ihr einfach nicht möglich. »Vielleicht würdest du ja gern wissen, wo ich meinen Kopf zu der Zeit hatte, vielleicht aber auch nicht.«

»Fang einfach an.«

»Du schriebst damals an Tenderloin und warst sehr unglücklich. Immer wieder, so oft es ging, bist du allein nach San Francisco gefahren. Mich wolltest du nicht mitnehmen, weil ich dich bei deinen Streifzügen gestört hätte.«

»Unsere Töchter mußten zur Schule!« fuhr Gideon auf.

»Mom war auch früher schon oft zu uns raufgekommen und hatte sich um die Kinder gekümmert. Aber du wolltest mich nicht dabeihaben.«

»Diese Art Arbeit war dir zu schmutzig, Schneewittchen. Du wolltest nicht mitkommen, also hör auf mit diesem Scheiß.«

»Na schön, aber du hast mir zu verstehen gegeben, daß du vorhattest, so bald wie nur möglich auf und davon zu gehen - ohne uns, mit unbekanntem Ziel... Israel... China... immer auf der Flucht vor irgendwas. Ich fühlte mich so... so unerwünscht.

Und dann war dieser Termin bei Dr. Murray. Keine Kinder mehr, sagte er, und das hieß, kein Versuch mehr, einen Sohn zu bekommen. Ich war furchtbar deprimiert, und du warst nicht da. Dann wurde mir klar, daß ich mir mit dem Plan, wieder zur Kunstschule zu gehen, nur selber etwas vorgemacht hatte. Ich mußte einsehen, daß ich nicht begabt genug war. Ich war also allein, furchtbar niedergeschlagen und voller Angst, dich zu verlieren. Ach Baby, laß mich deine Temperatur messen. Du siehst schlimm aus.«

»Sprich weiter!«

»Als du über den Vierten Juli nach San Francisco flogst, waren wir verärgert. Du hast Pennys Geburtstag verPasst...«

»Jetzt ist es also meine und Pennys Schuld.«

»Es war meine Schuld! Ganz allein meine! Ich mußte mir selbst Lügen einreden, um dazu fähig zu sein. Rechtfertigungen erfinden! Ich stellte mir sogar vor, daß es dich anturnen würde, wenn du das von Johnny wüßtest.«

»Großer Gott!«

»Du und ich... wir... wir hatten über Partnertausch gesprochen. Ich benutze das jetzt nicht als Ausrede. Wenn ich eines aus der Geschichte gelernt habe, dann die Tatsache, daß wir alle die volle Verantwortung für unsere Taten übernehmen müssen. Aber ich brauchte Vorwände, weil eine Menge Galle in mir aufstieg und ich das nicht mehr stoppen konnte. Also wandte ich mich gegen den einzigen Mann, den ich liebte, um mein eigenes Versagen ihm gegenüber zu rechtfertigen.«

»Was ist passiert?«

»Johnny kam eines Tages vorbei, weil er dich suchte. Er sollte diesen Western bei der Fox drehen und wollte, daß du ihm eine Szene umschreibst. Du warst gerade zum Flughafen gefahren, und ich war wirklich tief deprimiert. Er erzählte mir, wie sehr sich sein Verhältnis zu Cindy inzwischen verschlechtert hatte. Er... er sagte, er hätte seit fast drei Monaten keine Frau mehr

gehabt... und damit fing es an... Ich war... aggressiver als er, und... und dann haben wir's getan.«

»Wo?«

Val schüttelte den Kopf. »Wo?«

Sie zeigte aufs Bett. »In unserem Bett?«

»Ja... Wir haben in unserem Bett miteinander geschlafen.«

»Du meinst gefickt, nicht wahr?«

»Ja!« schrie Val plötzlich. »Ich habe mit ihm gefickt!«

»War er scharf drauf, sein Gesicht an der Stelle zu reiben, wo die schwarzen Strümpfe aufhören und deine weichen, weißen Schenkel beginnen? Hat er die Nase in deine Möse gesteckt?«

»Hör auf, Gideon! Quäl dich doch bitte nicht so sehr!«

»Wir haben diesen Scheißkerl nackt gesehen. Einen Schwanz hat der, groß wie ein Hengst. Wie hat dir das gefallen, dieser riesigen Salami freien Eintritt zu gewähren? Hast du ihn unter der Dusche eingeseift und ihm Super-Luxus-Service geboten?«

»Wir haben's getan, wie man's eben tut. Ich schwöre zu Gott, daß ich mich nicht mal mehr an die Hälfte erinnere.«

»Unsinn! Er hat dich mit Speed abgefüllt.«

»Ja...«

»Und du hast weiter mit ihm in unserem Bett gefickt?«

»Nein, nur das eine Mal.«

»Wie oft? Und wo?«

»Ein paarmal draußen in ihrem Strandhaus. Und... drei-... viermal in dem Motel.«

»Du bist gekommen, nicht wahr? Schreiend, um dich schlagend, schwitzend und stöhnend. Einen Orgasmus nach dem anderen hattest du! Jede Minute hast du genossen, nicht wahr? Vor allem, wenn er dich deine Show abziehen ließ. Mit deinen Fingern in deiner Muschi, und dann hat er dich vollgespritzt!«

»Nein... Ich weiß es nicht mehr, sage ich dir. Keiner von uns

beiden wußte, warum wir uns immer wieder trafen. Er ist... er ist kein schlechter Liebhaber. Aber, Gideon, er war nicht du. Niemand ist du.«

»O ja, Baby, da hast du recht! Halten wir fest, daß er ein mieser Liebhaber war. Das macht mich so richtig froh und stolz. O ja, er war ganz einfach fürchterlich, ein Versager im Bett.«

»Ich habe das nicht getan, um dir weh zu tun. Ich wußte nicht mehr ein noch aus, war völlig verunsichert. Nach ein paar Monaten war Schluß. Wir widerten uns beide... nur noch an.«

»Aber er setzte sich weiter an unseren Dinnertisch. Und wir sind alle zusammen nackt baden gegangen, stimmt's? Verdammt noch mal, totgelacht haben müßt ihr euch hinter meinem Rücken!«

»Wir fanden, es sei am besten, so zu tun, als sei nichts geschehen. Und nachdem Schluß war, ist auch nichts mehr geschehen. Da war nur noch diese verdammte Lüge. Wie ein Krebsgeschwür war sie in mir - ein Krebsgeschwür, das nicht aufhören wollte zu wachsen.«

»Sieh in den Spiegel!«

»Ich kann nicht.«

»Eine Schlampe würdest du darin sehen, eine Hure, ein Flittchen, eine Sau, Abschaum. Die Admiralstochter mit all ihrem protestantischen Bockmist. Bedauern tust du im Grunde doch nur, daß du dich hast erwischen lassen.«

»Manchmal hätte ich schwören können, daß du wolltest, ich wär' eine Hure. Hundertmal haben wir das gespielt. Das soll wirklich keine Entschuldigung sein. Ich hab' eben Phantasie und Wirklichkeit durcheinandergebracht. Ehrlich, Liebling, das ist keine Entschuldigung. Ich hätte ohne weiteres nein sagen können, zu den Spielchen, die wir beide getrieben haben.... aber es hat mir SPass gemacht, sie mit dir zu spielen. Liebling, Liebling, ich möchte wenigstens noch so lange leben, bis du wieder Vertrauen zu mir faßt. Ich liebe dich. Gideon...«

»Und was ist mit Penny und Roxy? Liebst du sie auch?«

»Bitte nicht! Ich flehe dich an. Bitte nicht!«

»Was wirst du ihnen denn erzählen, wenn die Zeit kommt, da du ihnen erklären mußt, warum sie die Beine geschlossen halten müssen? Wirst du ihnen erzählen, wie lieb Momma zu ihrem Daddy war? Du Junky-Hure! Legst dich für 'n bißchen Speed flach wie die Groschen-Säue in den Schießbuden. Gibst du mir einen Sniff, geb' ich dir einen Fick.«

»Bring mich doch um! Peng! Peng! Peng!«

»Sei endlich still! Unsere Kinder werden dich hören.« Val bekam einen Heulkrampf. Als sie nach einer Weile die Hände vom Gesicht nahm, war es tränennaß, und ihre Augen schrien lautlos vor Qual. Sie ballte ihre bebenden Fäuste und versuchte, ihre Stimme unter Kontrolle zu bekommen. »Ich werde ihnen erklären, daß ihre Mutter auch nur ein Mensch ist und daß Menschen nun mal Fehler machen. Ich werde ihnen erklären, daß sie als Frau keinen Fehler machen dürfen, weil es bei diesem Spiel keinen Gratis-Lunch gibt. Ich werde ihnen erklären, daß sie, wenn sie einen Fehler machen, den Preis dafür bezahlen müssen. Ich werde ihnen erklären, daß ihr eigenes Gewissen sie in den Wahnsinn treiben wird. Ich hasse mich, Gideon, beinah so sehr, wie ich dich liebe.«

Gideons Gesicht war schweißnaß; seine Lider flatterten, in seinem Kopf drehte sich alles. »Verschwinde!« befahl er. »Pack deinen Kram zusammen und geh deine Mutter besuchen. Um die Kinder werde ich mich kümmern.«

»Ich denke nicht daran, die Kinder zu verlassen«, gab Val zurück. »Wenn du mich loswerden willst, werden wir uns hier in der Nähe eine Wohnung suchen, damit sie ihr Schuljahr beenden können.« Gideon nahm die Pistole von seinem Schoß, starrte sie an und warf sie auf den Rauchtisch. Er wählte die Nummer der Studios. »Guten Tag, Pacific Studios.«

»Gideon Zadoks Büro. Hallo, Belle. Gideon. Wie, zum

Teufel, heißt dieses Krankenhaus in der Nähe vom Studio?«

„St. Joseph, meinen Sie? He, Sie klingen ja furchtbar!«

»Reservieren Sie mir ein Einzelzimmer und schicken Sie später den Studioarzt rüber. Besorgen Sie mir eine Schreibmaschine und alles, was ich dort zum Schreiben brauche. Anschließend kommen Sie mich dann abholen.«

»Was, zum Teufel, ist eigentlich los?«

»Werden Sie, verdammt noch mal, endlich tun, was ich sage?«

»Geben Sie mir Val.«

»Sie tun jetzt sofort, was ich sage, Belle.« Damit legte er auf. Und weinte.

»O Gott, Gideon«, rief Val verzweifelt. »Bitte, verzeih mir! Du mußt mir verzeihen, Gideon!«

»Einen Scheißdreck werde ich tun!«

MITLA PASS

31. Oktober 1956 08.00 Uhr

D-Day plus zwei

Der erste Schimmer des neuen Tages begann die Dunkelheit hinwegzuschmelzen, und die Sterne stellten ihr Funkeln ein. Überall in den Schützenlöchern der Löwen gab es den üblichen Ärger der Soldaten über den frühen Morgen, das Strecken, das Stöhnen, die bissigen Bemerkungen. Die Paras pinkelten, putzten sich die Zähne und machten sich über ihre Rationen her. Die Nacht war relativ friedlich verlaufen. Zwar hatte sich nach Mitternacht probeweise eine ägyptische Patrouille aus dem Pass herangeschlichen, war aber problemlos zurückgeschlagen worden. Die Nachrichten über die Para 202 besagten, der Angriff auf Nakhl habe bereits stattgefunden oder werde jeden Moment beginnen. Genau war das nicht festzustellen, aber die nächsten paar Stunden würden wohl Klarheit schaffen.

Von der anderen Seite des Passes und dem Kanal drang der Lärm ferner Explosionen herüber. Gut möglich, daß jemand die ägyptischen Flugplätze bombardierte.

»Du hast ihr also niemals verziehen?« erkundigte sich Schlomo bei Gideon.

»Natürlich nicht. Wie konnte ich? Ich schlief überall in der Weltgeschichte herum, und nun hatte ich einen großartigen Vorwand dafür. Hätte ich ihr verziehen, hätte sie mir ebenfalls verzeihen müssen. Aber ich wollte so weitermachen wie bisher... Starlets bumsen... im Haus meines Agenten in Malibu Pot rauchen... Massenvögeleien... SPass und Spiele. Ich habe ihr nie verziehen, doch an dem Schmerz, den sie mir zugefügt hatte,

konnte ich ermessen, wie groß der Schmerz war, den ich ihr zufügte. Noch niemals zuvor hatte ich so sehr gelitten. Alles würde ich darum geben... alles, wenn ich ihr das jetzt sagen könnte.«

»Und Natascha?«

»Ich glaube, wir verdienen einander. Ich war so furchtbar selbstgefällig. Es gab keine einzige Frau auf der Welt, die ich nicht kurzerhand stehenlassen konnte. Ich hatte ja meine Festung zu Hause. Ich hatte eine schuldbeladene Ehefrau, die innerhalb des Burggrabens und der Schloßmauern gefangensaß. Ich war sicher... bis ich mich mit Natascha einließ.« Mit zusammengekniffenen Augen spähte Gideon auf das endlose Meer aus Sand und Felsen hinaus. »Nun kommt schon, Para 202, wo seid ihr, ihr Mistkerle? Komm schon, Zecharia, hör auf, rumzufurzen.«

»Das ist das Schlimmste, was zwei Menschen einander antun können«, sinnierte Schlomo. »Wenn ihr zusammenlebt, Kinder habt, miteinander das Bett teilt, wenn auch nur eine Spur Liebe übriggeblieben ist, hast du nicht das Recht, ihr deine Verzeihung vorzuenthalten. Hast du nicht das Recht, dieses Damoklesschwert über ihrem Kopf schweben zu lassen.«

»Was du nicht sagst«, warf Gideon sarkastisch ein. »In uns allen«, fuhr Schlomo fort, »steckt ein schlechter Mensch, den wir unter Kontrolle bringen müssen. Wenn der die Oberhand gewinnt, werden wir zum Advokaten des Teufels auf der Erde.«

»Ja... ich weiß. Und Val weiß das auch.«

»Vertraust du Val?«

»Ja, aber nicht vollkommen. Nicht so wie früher.«

»Vertraust du überhaupt einer Frau?«

Auf einmal leuchtete ein Lächeln in Gideons Augen auf, und sie blickten nicht mehr so traurig drein. »Es gibt zwei Frauen in meinem Leben... ja... denen ich vollkommen vertraut habe.«

»Deine Mutter und...«

»Nein, meine Mutter nicht. Die eine war Miss Abigail Winters, eine Lehrerin. Sie war der Meinung, daß aus mir eines Tages ein Schriftsteller werden würde. Und die andere? Molly, meine Schwester. Ohne sie hätte ich es niemals geschafft. Ich liebe Molly. Wenn ich mein Buch fertig habe, werde ich sie nach Israel holen und ihr alles zeigen...«

Plötzlich wurden sie von einem halben Dutzend Jets unterbrochen, die kreischend über den Pass hereinkamen. Schlomo entdeckte die unverkennbaren Zwillingshecks der feindlichen Vampire-Maschinen. »Ägypter! Volle Deckung!«

MOLLY

1922

Leah, meine Mutter, arbeitete in Baltimore in der Bekleidungsfabrik der Ginzburg Brothers, und meine Tante Fanny ebenfalls. Wir alle wohnten in Bubba Hannahs Haus in der Monroe Street. Seide Moses wohnte auch dort, aber von dem nahm keiner Notiz. Im Frühjahr 1922, als Momma und Tante Fanny streikten, war ich erst vier Jahre alt, deshalb erinnere ich mich kaum daran, doch da dieser Streik noch jahrelang das Gesprächsthema in unserer Familie war, erfuhr ich später Näheres.

Die Arbeitsbedingungen in der Fabrik waren denkbar schlecht, und der Streik war lang und hart. Gerade, als es so aussah, als werde er zerschlagen, kamen zwei Gewerkschaftsorganisatoren des Jüdischen Arbeiterbundes aus New York zu uns. Einer von ihnen, Nathan Zadok, sollte mein Nennvater werden. Wohl hundertmal habe ich die Geschichte gehört, wie die Gewerkschaftsorganisatoren die Polizei von Baltimore mit einem Trick dazu brachten, zu Pferde gegen die weiblichen Streikposten vor dem Tor der Ginzburg Brothers vorzugehen. Sie wurden mit Knüppeln zusammengeschlagen, dann wurden zwölf von ihnen, darunter auch meine Mutter Leah, ins Gefängnis gesteckt und von einem voreingenommenen Richter zu sechs Monaten Haft verurteilt.

Dieser Zwischenfall ließ sich natürlich gründlich ausschlachten, denn die Verurteilten wurden schon bald als die Ginzburg Brothers Twelve bekannt, und die Gewerkschaft hatte mit ihrem Streik zu guter Letzt doch noch Erfolg. Obwohl meine Mutter nur zehn Tage im Gefängnis verbracht hatte, wurde sie

wie eine Märtyrerin behandelt. WILLKOMMEN ZU HAUSE, LEAH! lautete ein Riesenplakat über der Haustür. Ungefähr hundert Personen müssen sich zu uns ins Haus gedrängt haben. Die ganze Familie war anwesend, Onkel Jake und Onkel Lazar und all meine Cousins und Cousinen, ja sogar Tante Pearl, obwohl Onkel Dominick, ihr Ehemann, selbst Polizeibeamter war.

Später am Abend, als alle fort waren, machte Bubba eine Wanne voll Wasser heiß, kippte Epsomsalz hinein und stellte sie auf den Boden, damit Momma ihre Füße baden konnte. Momma hat mir an jenem Tag wohl tausend Küsse gegeben, deswegen werd' ich ihn niemals vergessen. Als sie mein Haar zu Zöpfen flocht, schlug Bubba vor jiddisch zu sprechen, damit ›das Kind‹ nicht mithören konnte. In Wirklichkeit war mir schon damals, mit vier Jahren, die jiddische Sprache recht gut vertraut, doch ich gab vor, kein Wort zu verstehen, und erfuhr so weit mehr von den Geheimnissen der Familie, als es mir sonst möglich gewesen wäre, zum Beispiel von Bubbas Haß auf seide Moses. »... Da war diese riesige Wärterin im Gefängnis, die mich in ein kleines Nebenzimmer führte und mir befahl, mich vor ihren Augen auszuziehen, bis ich splitternackt war. Ich schwöre dir, die hatte mindestens drei Wochen nicht gebadet«, berichtete meine Mutter. »Ich konnte sie genau in ihren Haaren sehen, diese kleinen, weißen Nissen.« Später sollte ich feststellen, daß jede Frau, die meine Mutter nicht leiden konnte, Läuseeier in den Haaren hatte. »Laß nur, Liebling«, antwortete Bubba, »nach jedem Bergauf kommt wieder ein Bergab.«

»Oh, sie liebte ihren Dienst, wenn du weißt, was ich meine. Sie deutete an, wenn ich ihr gefällig sei, würde sie mich bevorzugt behandeln. Sie konnte den Blick nicht von mir lassen. Mir liefen richtig eiskalte Schauer über den Rücken.«

»Ich habe immer schon gesagt, der Weg zur Hölle ist ebenso schlimm wie die Ankunft dort.«

»Wir erfuhren, daß dieser Umziehraum einen durchsichtigen Spiegel hatte, damit die Polizisten zusehen konnten. Die hatten

mich also angestiert, während ich splitternackt dastehen mußte. Du kannst dir nicht vorstellen, wie demütigend das war! Eins von den Mädchen, die Italienerin Teresa, hatte gerade ihre Tage, aber das war ihnen völlig egal.«

»Komm, Liebling, iß einen Happen. Du mußt wieder Fleisch auf die Knochen kriegen.«

»Bevor wir in Hungerstreik traten, hab' ich schon hier mal einen Bissen gegessen und da mal einen. Doch das war alles mit Mäusedreck bedeckt, und die Kakerlaken waren so groß wie Hunde. Der Hungerstreik war eine richtige Erleichterung.«

»Ich hab' versucht, dir was zu essen zu bringen«, erzählte Bubba. »Auf den Knien hab' ich sie angefleht. Dieser Polizei-Sergeant war ein richtiges Schwein. Vielleicht dachten die, ich hätte eine Pistole in den Kuchen gebacken.«

»Als Mensch mit gewissen Grundsätzen«, erklärte Momma, »kann ich's Dominick Abruzzi nicht ankreiden, wenn er mit solchen Tieren zusammenarbeitet - aber für Pearl wäre es weiß Gott besser, wenn sie ihn wieder los wäre.«

»Ach ja.« Hannah seufzte. »Übrigens, stell dir vor, Liebling, die miesen Journalisten von den Skandalblättchen haben fünf Tage lang kein einziges Wort darüber geschrieben. Die sind genauso gemein wie dieser Richter, der euch verurteilt hat. Erst als ein landesweiter Skandal draus wurde, setzten sie die Nachricht auf die Titelseite. Als Mutter könnte man wirklich sterben.«

»Ich danke Gott, daß ich mit dabei war im Gefängnis«, sagte Momma. »Die anderen waren nicht so stark wie ich. Offen gestanden, ich wurde für sie zur Inspiration. Nur wenn ich an Molly hier dachte und daran, daß ich mein geliebtes Kind vielleicht nie wiedersehen würde, wurde ich schwach.« Wieder wurde ich geherzt und geküßt.

»In der dritten Nacht des Hungerstreiks hatte ich Erscheinungen«, fuhr Momma fort. »Ich schwöre dir bei Mollys

Namen, daß ich, so wahr, wie ich hier sitze - halt dich fest -, die Stimmen von Saul und Onkel Hyman hörte. Und dann fühlte ich, wie ich immer schwächer wurde.«

Beim Essen überflog Momma die Zeitungsberichte. Dieses Foto in dem Hearst-Blatt werde ihr nun wirklich nicht gerecht, murmelte sie vor sich hin.

»In dem finsteren Entsetzen meiner Gefängniszelle hab' ich jedoch etwas gefunden. Eine Sache, für die ich sterben würde, wenn es sein müßte.«

»Stürz dich nur nicht Hals über Kopf in irgendwelche Sachen, Kind«, warnte Bubba. »Du kommst jetzt gerade erst in die Blüte deines Lebens, also laß diese Dinge hinter dir. Leben ist Leben. Das darfst du niemals vergessen.«

»Ach Momma, ich habe Nathan Zadok kennengelernt. Er war es, er hat den Anwalt mitgebracht, der uns aus dem Gefängnis holte.« Bubba reagierte alles andere als erfreut. »Du hast eine sehr schlimme Erfahrung hinter dir, Leah. Morgen fangt ein neues Leben an.«

»Ja, du hast recht. Ein neuer Anfang und vielleicht, ganz vielleicht Nathan...«

»Nathan ist ein glattzüngiger Windhund. Ich kenne diese Radikalen von klein auf. Ich will ja nicht sagen, daß du einen Rothschild heiraten sollst, gegen Nathan Zadok aber ist eine Kirchenmaus stinkreich.«

»Reichtum! Was ist schon Reichtum? Dieser kleine Mann spricht, ob du's nun glauben willst oder nicht, fünfzehn verschiedene Sprachen. Er kennt Tolstoi, er kennt Shakespeare. Er liest Jack London auf russisch. Die Kommunisten werden etwas unternehmen gegen den Klassenkampf, die Armut, die Lynchmorde im Süden. Eine bessere Welt schaffen wollen sie - für Kinder wie Molly.«

Wieder wurde ich mit einer Runde Herzen und Küssen verwöhnt. »Verlieb dich bloß nicht bis über beide Ohren in so

einen glattzüngigen Windhund«, wiederholte Bubba.

»Ich höre dich, Momma, aber mein Herz hört dich nicht. Stell dir mal vor, als Nathan mich in der Streikpostenreihe sah, hat er sich in meinen Hinterkopf verliebt.«

»Na, siehst du? Das ist für mich ein Beweis dafür, daß er tatsächlich stockdumm ist. Ich hoffe doch, Leah, daß deine nächste Ehe, so Gott will, auch deine letzte sein wird. Diese jungen Männer aus der alten Heimat sind beschädigte Ware. Mit Schaum vor dem Mund verkünden sie radikale Ideen. Und begreifen nicht mal die Hälfte von dem, was sie sagen. Noch nie, wirklich noch niemals habe ich einen von diesen schmocks lachen sehen.«

»Ich kann so vieles von Nathan lernen.«

»Was du kennenlernen wirst, ist das Innere einer Mietskaserne mit einem undichten Dach und ohne Heizung. Sollen sie sich doch erst mal selbst verbessern, bevor sie die ganze Welt verbessern.«

»Shakespeare... Tolstoi...Jack London... Und außerdem wird er mir genau erklären, was Marx und Lenin zum Besten des Proletariats erreichen wollen.«

»Du bist immer ein zartes, kleines Pflänzchen gewesen, Leah. Du hast jetzt eine furchtbare Erfahrung hinter dir. Gönn dir ein bißchen Zeit zum Atemholen.«

»Der Jüdische Arbeiterbund hat Großes vor, mit mir und den anderen von den Ginzburg Brothers Twelve.«

»Die sind doch nichts weiter als eine Bande von kommunistischen Wölfen im Schafspelz, die das Elend einer Sklavenarbeitsfabrik benutzt, um euch auszubeuten. Ein einziges Mal, ich flehe dich an, sei um Gottes willen vernünftig! Nathan Zadok ist ein kleiner pischer mit einer großen Schnauze, der nie auch nur zwei Penny in der Tasche haben wird. Und wo ist dein großer Held heute geblieben?«

»Er hatte wichtige Parteiangelegenheiten zu erledigen.« Und siehe da, wer klingelt wie aufs Stichwort an unserer Haustür? Nathan Zadok mit einigen Exemplaren der Freiheit, der kommunistischen Zeitung in jiddischer Sprache, auf deren Titelseite Fotos von der Entlassung der Ginzburg Brothers Twelve prangten. Bubba nahm die Wanne mit dem heißen Wasser, leerte sie aus und fing plötzlich an, die Küche zu wischen, während Momma Nathan etwas zu essen machte. Er schlang, als hätte er selbst gerade erst einen Hungerstreik beendet.

Und kurz darauf schon stritten sich Bubba und Nathan Zadok über Amerika.

»Ich werd' Ihnen was erzählen, von Ihrem Amerika«, sagte Nathan verbittert. »Ich komme hier an, ohne einen einzigen Penny, und mein Onkel Samuel, dem vier Kaufhäuser in New England gehören, hat nicht mal ein Guten Tag für mich, ›Ich schenk' dir Amerika, Nathan‹, hat er gesagt, ›also zieh los und nimm's dir von mir aus.‹«

»Aber so fangen wir hier alle an, mit nichts«, gab Bubba heftig zurück. »Hatten Sie vielleicht erwartet, daß Sie Millionär werden, sobald Sie im Land sind?«

Nathan erzählte, wie ihn seine Familie in New York mit ein paar Dollar in der Tasche praktisch auf die Straße gesetzt hatte. »Sie haßten mich, weil ich den Mißerfolg des Zionismus und Palästinas aus allererster Hand kennengelernt habe.«

»Wagen Sie es nur ja nicht, unter meinem Dach etwas gegen den Zionismus zu sagen«, drohte Bubba.

Weiter erzählte er von einem Zimmer, das er bei einem niederträchtigen Vermieter bewohnt hatte. »Jeden Morgen bin ich um halb fünf aufgestanden, weil da der Forward ausgeliefert wurde, eine reaktionäre Zeitung, kaum besser als Hearst. Ich studierte die Stellenangebote und fand mit Hilfe einiger jiddischsprechender Personen die richtige Subway zum

Bekleidungsviertel. Wir waren Greenhorns, was wußten wir schon? Die Hälfte der angebotenen Stellen waren für Streikbrecher ausgeschrieben. Bei der anderen Hälfte mußte man dem Vorarbeiter zwei Dollar vom Lohn abgeben, damit man einen Tag Arbeit bekam. Also landeten wir an den meisten Tagen im Selbstbedienungsrestaurant, wo wir uns eine Tasse Tee oder ein Stück Brot ergaunerten. Und was fingen wir mit dem restlichen Tag an? Die Wohnungen waren nicht geheizt, also kamen wir in der öffentlichen Bibliothek an der Fifth Avenue zusammen, um jiddische Zeitschriften zu lesen und es ein bißchen warm zu haben. Am Ende eines jeden Tages steckte ich mir Teile des Forward in die Schuhe, um die Löcher in den Sohlen abzudecken.«

Während des ersten Winters, berichtete Nathan Zadok weiter, hatte er Jobs als Fußbodenreiniger, als Schneeschaufler bei einem Reinigungskommando der Stadt, als Stallbursche bei der berittenen Polizei, als Aufputzer von Pferdemist.

»Im Frühjahr bekam ich einen festen Job bei Barney Bloom, diesem ganeff von Mantelschneider. Die meisten Kleidungsstücke wurden in Heimarbeit in der Bronx produziert. Ich lieferte den Familien die zugeschnittenen Teile und holte die fertigen Mäntel ab. Mit zwei Kartons, die je zwanzig Kilo wogen, mußte ich mich in die Subwaywaggons kämpfen und mit meinem schmattes sechs, acht Häuserblocks weit laufen, um dann noch fünf Treppen raufzuklettern. Für elf Stunden Arbeit pro Tag, sechs Tage pro Woche, erhielt ich einen überwältigenden Lohn von ganzen zehn Dollar. Ist das Ihr Amerika, Mrs. Balaban? Ich werd' Ihnen was von Ihrem Amerika erzählen... mit seinen Lynchmorden, Jim Crow und dem Ku-Klux-Klan. Mit Kettensträflingen, unsauberen Geschäftemachern, Polizeibrutalität, dem Kampf gegen die Gewerkschaften, Ausbeuterbetrieben, Regenbogenpresse, Slums, politischen Gefangenen und Farmpächtern, die wie Leibeigene behandelt werden.«

»Ach Nathan«, weinte Momma entsetzt, »das ist ja alles ganz fürchterlich!«

»Was hatten Sie denn erwartet - Gold, das auf der Straße liegt?« wandte Bubba ein. »Wir sind doch alle wie die Lachse, die gegen den Strom anschwimmen. Manche schaffen's, andere nicht.« Den Rest von Nathans Geschichte kannten wir schon. Nathan wurde ein Kommunist, der gegen sämtliche Mißstände Amerikas kämpfte. Der jüdische Zweig der Partei gab ebenjene Freiheit in jiddischer Sprache heraus, und Nathan wurde nach Baltimore geschickt, um dort eine kommunistische Untergrundzelle aufzubauen und Abonnenten für die kleine Zeitung zu werben. Aber zugleich auch, um die Gewerkschaft der Bekleidungsarbeiter zu infiltrieren und unter seine Kontrolle zu bringen.

Meine Mutter, Nathan Zadok und vier Frauen der Ginzburg Brothers Twelve begaben sich auf Siegestour. Eigentlich wollten sie mich zu Hause lassen, doch irgend jemand in New York entschied, daß ich ihnen von Nutzen sein könne. Täglich ging es per Bahn oder Bus in eine andere Stadt. Untergebracht wurden wir privat bei Genossen. Des Abends fanden Versammlungen im Saal des jeweiligen einheimischen Arbeiterzirkels statt, wobei ich zu einem äußerst wichtigen Bestandteil der Veranstaltung hochstilisiert wurde.

»Arbeitskollegen! Genossen!« rief Nathan Zadok. »Wir teilen euch mit, daß wir uns von der Bourgeoisie nicht länger ausbeuten lassen wie Vieh, das zur Schlachtbank geführt wird! Die jüdische Gewerkschaftsbewegung Amerikas marschiert!«

Bei diesen Worten begannen alle Anwesenden zu trampeln und zu jubeln, Geld wurde gesammelt, und die Leute trugen sich in die Abonnementslisten der Freiheit ein. Manchmal war es auch beängstigend, denn Polizisten in Zivil und Lockspitzel versuchten Namen, Adressen und Fotos von den Teilnehmern

der Versammlung in die Hand zu kriegen.

Dann nahm die Freiheit Choral Society auf der Bühne Aufstellung, die mächtigen Busen der Frauen begannen zu wogen, die kahlen Köpfe der Männer zu glänzen.

Schwab! Schwab! Charlie Schwab! Dieb von der Wiege bis zum Grab! Bestiehlt die Menschen an seinen Maschinen, Betrügt die Kumpels in seinen Minen.

Ich erfuhr nie, wer dieser Charlie Schwab eigentlich war; ich wußte nur, daß er die Arbeiter ausbeutete.

Nun wurden Momma und die anderen vier Frauen der Ginzburg Brothers Twelve vorgestellt, und das ganze Gebäude erzitterte unter dem tosenden Beifall. Als meine Mutter ans Rednerpult trat, wurde das Licht abgedunkelt, und Momma sprach ein Gedicht, das sie im Gefängnis geschrieben hatte:

Schmiedet mich nicht an die Maschinen, Ich bin ein Mensch, ich bin real. Will mein Kind im Tageslicht sehen, Will sehn, wie es spielt im Sonnenschein. Nur dafür arbeite ich, schufte, schwitze. Ich weiß, wir werden bald marschieren Aus diesem Abgrund der Unterdrückung Zu einem goldenen Thron empor, Dem nur die Massen sich nahem dürfen, Die Massen, die unsterblich sind!

Damals begriff ich die Worte nicht, und auch jetzt ist mir nicht alles klar, aber die Menschen weinten, klatschten und pfiffen, während Momma die Arme vor der Brust kreuzte und sich verneigte. Anschließend kamen die Spendenmeldungen. »Ich habe da eine Spende von der Kürschnergewerkschaft, Ortsgruppe 24, in Höhe von fünfzehn Dollar!« Anerkennende Rufe.

Der größte Abend war der in Detroit. Da brachten wir über dreihundert Dollar zusammen.

Nun aber kam ich ins Spiel. Obwohl erst ganze vier Jahre und noch nicht alt genug, um zu den Jungen Pionieren zu gehören, trug ich eine Uniform mit blauem Rock, weißer Bluse und rotem Halstuch und marschierte an der Spitze von fünfzehn bis zwanzig richtigen Pionieren auf die Bühne, wo wir gemeinsam anstimmten:

Drum höher! Höher! Und höher! Wir steigen trotz Haß und Hohn. Und jeder Propeller singt surrend: Wir schützen die Sowjetunion.

Als der Jubel endlich verstummte, sangen wir noch eine Zugabe:

Eins und zwei und drei, Die Arbeiterklasse wird frei. Dafür kämpfen wir Pioniere, Gegen Bourgeoisie und Tyrannei! Hurra!

Dabei hoben wir die Fäuste zum kommunistischen Gruß. Momma trat mit den anderen Frauen der Ginzburg Brothers Twelve an die Bühnenrampe und hob mich dem Publikum entgegen. Die Freiheit Choral Society erschien zum zweitenmal auf der Bühne, und nun sprang der ganze Saal von den Plätzen auf.

Wacht auf, Verdammte dieser Erde, Die stets man noch zum Hungern zwingt!

Das Recht wie Glut im Kraterherde

Nun mit Macht zum Durchbruch dringt.

Reinen Tisch macht mit dem Bedränger!

Heer der Sklaven, wache auf!

Ein Nichts zu sein, tragt es nicht länger, Alles zu werden, Strömt zuhauf!

Völker, hört die Signale! Auf, zum letzten Gefecht! Die Internationale Erkämpft das Menschenrecht!

Die Internationale Erkämpft das Menschenrecht!

Manchmal sangen wir es auf jiddisch. Und einmal, in Boston, sangen wir es auf italienisch. Dann zogen wir weiter nach Cincinnati, nach Chicago, nach Pittsburgh. Es war phantastisch! Die letzte Station unserer Tournee war Hartford. Dort ließen sich Momma und Nathan Zadok im Haus eines Rabbi trauen, denn es war Sonntag, und weder ein Richter noch ein Friedensrichter war aufzutreiben. Genosse Dworkin, der Tourneeleiter, war bei der Zeremonie anwesend. Ich erinnere mich deutlich an ihn, weil er ein häßliches Vollmondgesicht hatte, weil zwei von seinen Fingern voll brauner Nikotinflecke waren, weil er mich mit dieser Hand immer wieder in die Wange kniff, und weil das stank. Keiner mochte den Genossen Dworkin, doch niemand wagte es auszusprechen. Später erfuhr ich dann, daß unser Genosse Dworkin ein Spitzel des Zentralkomitees war und Nathan in große Schwierigkeiten gebracht hatte. Aufgrund von Meldungen des Genossen Dworkin über verschiedene Verbrechen gegen die Partei wurde Nathan nach New York zitiert. Der schwerwiegendste Vorwurf von allen lautete, er habe ohne Genehmigung geheiratet und sich von einem Rabbi nach einem religiösen Ritus trauen lassen.

Normalerweise wäre er aus der Partei ausgeschlossen worden, aber sie gaben ihm ein Jahr Bewährung, weil Momma ihnen als Mitglied der Ginzburg Brothers Twelve noch immer von gewissem Nutzen war.

Mir befahl man, zu Nathan Zadok ›Daddy‹ zu sagen, obwohl er nicht mein richtiger Vater war. Mein richtiger Vater hieß Joseph Kramer und war, wie Momma mir erzählte, im Krieg gefallen.

1924

Zum sechsten Geburtstag hatten sie mir einen kleinen Bruder versprochen. Ich hoffte jedenfalls, daß es ein Bruder werden würde. An meinem Geburtstag selbst suchte ich ihn überall, sogar im Keller, wo ich mich fürchtete, weil da so viele Ratten waren, und wo seide Wein aus Concord-Trauben machte. Nirgends konnte ich meinen kleinen Bruder finden. Als Momma und Bubba mich entdeckten, hockte ich heulend in einer Ecke. »Aber was ist denn nur mit meinem Molly-Liebling los?« erkundigte sich Bubba besorgt.

»Ihr habt mir einen kleinen Bruder versprochen«, schluchzte ich unglücklich.

»Nicht weinen, Molly«, tröstete mich Mommy. »Der Storch hat furchtbar viel zu tun, deswegen verspätet er sich um einige Tage. Ich verspreche dir, daß du dein Geburtstagsgeschenk bekommen wirst.« Ich glaubte ihr, weil Kinder meines Alters damals noch nicht wußten, woher die kleinen Kinder kamen. Ich meinte aber, es hätte was mit dem Wort ›schwanger‹ und mit Mommas Bauch zu tun, denn als ein paar Wochen später mein Bruder geboren wurde, war Mommas Bauch auf einmal weg.

Ich durfte ihn auf den Armen halten und liebte ihn vom ersten Augenblick an, denn er war das einzige auf der Welt, was wirklich mir gehörte.

Als Bubba ihn mir dann abnahm, hob sie ihn hoch empor und behauptete: »Dieses Kind ist ein Genie.«

Während der ersten sieben Jahre von Nathans Ehe mit Momma lebten wir in sieben verschiedenen Städten. Die ersten vier waren von der Partei zugewiesen, in die anderen zogen wir um, wenn Momma unruhig wurde, und das geschah etwa alle zehn Monate. Wir wohnten jeweils im zweiten oder dritten Stock und mußten die Treppen zu Fuß hinaufsteigen, denn wenn es mal einen Lift gab, dann war er fast immer außer Betrieb. Außerdem erinnere ich mich an das ewige Kofferpacken und die dauernde Rennerei zum Bahnhof. Sobald Gideon sah, daß die Koffer aus dem Wandschrank geholt wurden, fing er aus vollem Hals an zu schreien. Später erzählte er mir, daß er sein Leben lang immer wieder geträumt habe, er müsse laufen, um irgendeinen Zug zu erreichen. Unsere Wohnviertel in den verschiedenen Städten sahen sich alle irgendwie ähnlich. Ostküsten-Slums mit Reihenhäusern, die schon an dem Tag, an dem sie fertig wurden, baufällig waren. Das schäbigste Haus war unweigerlich jenes, das Nathan für den Jüdischen Arbeiterbund mietete. Es beherbergte ein paar Büros, zwei Zimmer, die für den Jiddischunterricht benutzt wurden, und einen großen Versammlungssaal, der in ein jiddisches Theater umgewandelt werden konnte. Dort probte die Freiheit Choral Society, und dort trat sie auch auf. Der Schwerpunkt ihres Programms lag inzwischen auf Liedern über den Süden, vor allem über Lynchmorde. Nathan kam jedesmal mit einem erstklassigen Empfehlungsschreiben des Arbeiterbunds in eine neue Stadt, in dem es hieß, er sei Lokalreporter der Freiheit, und sein Gehalt betrage vierzig Dollar die Woche. In Wirklichkeit bekam er nur zwanzig. Er durfte zwar Möbel, die aufgrund von nicht erfolgten Ratenzahlungen zurückgeholt worden waren, auf Abzahlung erwerben. Später wurden sie uns aber dann aus demselben Grund wieder weggeholt. Gideon und ich schliefen fast immer gemeinsam auf einem Klappbett im Wohnzimmer, es sei denn, die Zelle traf sich zu einer geheimen Versammlung,

auf der die Mitglieder über einen Plan zur Infiltration einer Gewerkschaft oder die Sprengung einer öffentlichen Versammlung der rivalisierenden Sozialisten berieten. Wir Kinder trugen nur abgelegte Sachen. Die Verwandtschaft war zwar freigebig damit, aber die Kleider waren entweder zu groß für uns oder zu klein. In manchen Städten, in denen Schlachter, Lebensmittelhändler oder Bäcker Parteimitglieder waren, leisteten die ihren Parteibeitrag, indem sie Nathan nie eine Rechnung schickten.

In anderen Städten wurde uns der Kredit beim Lebensmittelhändler oder Schlachter sehr schnell gestrichen. Dann drückte Momma Gideon und mir einen Zettel in die Hand, und wir starrten den Lebensmittelhändler an, als hätten wir ganz furchtbaren Hunger. Wurde die Lage wirklich verzweifelt, ging Momma ins italienische, deutsche oder chinesische Viertel, legte eine Bananenschale vor die Türschwelle eines Ladens, täuschte einen schweren Sturz vor und kreischte, während sie zu Boden ging: »O Gott, hoffentlich krieg' ich keine Fehlgeburt!« Im Handumdrehen war dann zufällig ein Rechtsanwalt da, und es kostete den Kaufmann mindestens zehn Dollar, um an einer Klage vorbeizukommen. Momma und der Anwalt machten halbehalbe.

Einmal, als Gideon schreckliche Zahnschmerzen bekam, hatte Momma überhaupt kein Geld, und in Akron gab es auch keinen kommunistischen Zahnarzt. Also befahl sie mir, auf Gideon zu warten und mit ihm zusammen im Wartezimmer sitzen zu bleiben, bis sie uns abholte. Sechs Stunden vergingen, doch Momma kam nicht. Schließlich ging dem Zahnarzt ein Licht auf, und er schickte uns nach Hause; an Gideons Jacke steckte ein Zettel, mit dem er drohte, uns Kinder dem Jugendamt zu übergeben. Wenn Nathan in eine Stadt kam, in der es, sagen wir, sechshundert Mitglieder des Jüdischen Arbeiterbundes gab, waren etwa die Hälfte von ihnen insgeheim Kommunisten. Er warb neue Mitglieder und verkaufte Abonnements für die

Freiheit. Aber so schnell er sie anwarb, so schnell wurden andere, ältere Mitglieder wegen irgendwelcher Vergehen ausgeschlossen. Wenn wir die Stadt dann etwa ein Jahr später wieder verließen, gab es immer noch sechshundert Mitglieder.

Ein kleines Privileg, dessen sich Nathan als Freiheit-Manager erfreute, war der freie Eintritt, der Presseangehörigen bei Konzerten, Opern und Sportereignissen gewährt wurde. Die Eintrittskarten für die Sportereignisse verteilte er mit der Behauptung, das seien Rowdyspiele, jeweils an italienische Genossen. Doch auch Konzerte besuchte er nie, es sei denn, der Künstler war ein Russe: Er fürchtete nämlich, daß die Partei jüdische Künstler nicht billigte. Momma nahm mich, aber auch Gideon, überall mit, sogar als er noch in Windeln steckte. Ich erinnere mich, daß wir genauso viele Treppen hinaufsteigen mußten wie zu unserer Wohnung, um den zweiten Balkon zu erreichen, und spüre heute noch die Angst vor der schwindelnden Höhe über der Bühne, doch die Musik und die Schauspieler waren großartig, und mein Bruder und ich waren total fasziniert von allem. Momma war die Solosängerin bei der Freiheit Choral Society und fest überzeugt, wenn sie ihr Leben nicht der Bewegung geweiht hätte, so hätte sie es noch bis in den Opernchor der Metropolitan geschafft.

Als Gideon in die zweite Klasse ging, konnte er die Arien von zehn Opern auswendig singen, hatte sämtliche Beethoven-Symphonien im Kopf und stand stundenlang vor Onkel Lazars oder Onkel Dominicks Kurbelgrammophon, um das imaginäre Orchester zu dirigieren.

Momma hielt Gideon für ein musikalisches Genie und schickte ihn zum Klavierunterricht zu Bert Weinstein. Bert war zwar blind, doch ein begnadeter Musiker. Die Klavierstunden gab er natürlich nicht umsonst; sie kosteten fünfundzwanzig Cent, und Gideon mußte dreißig Häuserblocks weit bis zu Berts Wohnung zu Fuß laufen, und später noch mal dreißig Häuserblocks zurück. Bert brauchte das Geld, doch schließlich

mußte er meiner Mutter eröffnen, daß die Begabungen ihres Sohnes wohl doch auf einem anderen Gebiet liegen müßten.

»Na schön, wie schlecht spielt er nun wirklich?« wollte Momma ärgerlich wissen.

»Wenn dieser Junge sich hinsetzt und Für Elise spielt, wünschte ich, es wären meine Ohren, die nicht mehr funktionieren, statt meine Augen.«

Aber das hinderte Gideon nicht, sein Leben lang die Musik zu lieben, und richtig super war er sogar, wenn er mit Onkel Dom im Duett sang.

Der alte Abruzzi hörte die beiden nur ein einziges Mal, dann urteilte er streng: »Die Stimme von diesem Jungen wird noch mal jemanden umbringen - wir sollten ihn lieber auf einem von unseren Fischerbooten anfangen lassen.«

Ich konnte inzwischen wirklich gut vorlesen - schließlich wollte ich ja eine ganz große Schauspielerin werden -, und allabendlich probte ich mit Gideon. Wir lasen Bücher - wie Jews Without Money von Michael Gold und spielten sämtliche Rollen von Clifford Odets Awake and Sing! und Waiting for Lefty durch. Als Gideon selbst lesen lernte, konnte er gar nicht genug davon kriegen, und dadurch kam uns dann der Gedanke, daß er womöglich Schriftsteller werden könnte.

Wie gesagt, ich wollte Schauspielerin werden, und da der Jüdische Arbeiterbund gewöhnlich in jeder Stadt eine jiddische Theatergruppe unterhielt, wurde ich mit der Zeit so gut, daß Maurice Schwartz, der große jiddische Shakespeare-Schauspieler, in unseren Saal kam, um mich spielen zu sehen und möglicherweise für ein Stipendium an einer Schule in Brooklyn vorschlagen zu können. Es endete mit einer Katastrophe. Das Stück war eine Art jiddisch-kommunistische Kinderversion des amerikanischen Freiheitskrieges. Im letzten Akt hält George Washington seine Abschiedsrede an die Truppen und warnt sie, stets auf der Hut zu sein vor

Kolonialismus, Imperialismus, Deviationismus und Kosmopolitismus. Dann befiehlt Washington allen, ihre Sklaven freizulassen. Es war ein bewegender Augenblick.

Das einzige Problem war nur, daß ich zuweilen Lampenfieber bekam. Anschließend an die Abschiedsrede kam das Finale, in dem ich auf einem Holzpferd ritt, das so montiert war, daß es auf einem Laufband galoppierte. Ich war Paul Revere, und während das Pferd ›galoppierte‹, schrie ich auf jiddisch: »Die faschistischen Rotjacken kommen!« Gideon war ein Trommelbube, der aus Leibeskräften rennen mußte, um mitzuhalten.

Nun hatte es der Bühneninspizient noch nie geschafft, das Laufband einwandfrei in Gang zu setzen, und so wurde der Stromkreis ausgerechnet an dem Abend, an dem Maurice Schwartz in der ersten Reihe saß, so stark überlastet, daß alle Sicherungen durchbrannten. Das Laufband blieb mit einem Ruck stehen, Gideon und ich dagegen liefen weiter und schossen wie Kanonenkugeln über die Bühnenrampe hinaus. Gemeinsam landeten wir auf Mr. Schwartz und gingen zu dritt mit ihm zu Boden. Mit meiner Karriere war es vorbei, bevor sie richtig begonnen hatte.

Doch jeden Tag und jede Woche öffnete sich Gideon durch seine Lektüre geheime Türen, und mir wurde allmählich klar, daß er eines Tages wirklich Schriftsteller werden würde, denn er hatte immer nur seine Geschichten im Kopf.

Zu den ersten Worten, deren sich Gideon erinnerte, mußte Mommas Ausspruch gehört haben: »Dieses Kind ist nicht gesund.« Momma hatte sechs riesige Alben mit Zeitungsausschnitten über Symptome, Diagnose und Behandlung aller möglichen Leiden, von der einfachen Erkältung bis zu seltenen, tropischen Hautkrankheiten angelegt.

Da Momma häufig in Parteiangelegenheiten unterwegs sein

mußte, war es meine Aufgabe, Gideon in die verschiedenen Krankenhäuser zu begleiten. Immer wieder verbrachten wir lange, ungemütliche Stunden in den gruftähnlichen, düsteren Warteräumen der Universitäts- und Wohlfahrtskliniken, vor Wänden, von denen die Farbe abblätterte. Wo Gideon etwa eingezwängt zwischen einem alten Mann im Rollstuhl und einem Kind mit Beinschienen hockte, während ich endlose Formulare ausfüllte, die unsere Zahlungsunfähigkeit beweisen sollten. Aber das Warten machte ihm nicht viel aus, weil er in diesen endlosen Stunden Gelegenheit hatte, immer wieder neue Romane zu lesen.

Manchmal ging ich auch mit Momma und ihm zusammen ins Krankenhaus, zum Beispiel im Sommer. Ich erinnere mich noch deutlich an die Vorträge, die sie den Assistenzärzten hielt, richtigen Rotznasen von Ärzten, die sich wahrscheinlich noch nicht einmal jeden Tag rasieren mußten, so jung waren sie. »Die ganze Nacht habe ich diesen Jungen in den Armen gehalten und ihn immer wieder angefleht, weiterzuatmen. Aber der braucht ja eine Pappel nur von weitem zu sehen und fängt auf der Stelle an zu keuchen. Entgegen meinem ausdrücklichen Wunsch hat er mit Freunden einen Ausflug ins Grüne gemacht, und als er nach Hause kam, war er am ganzen Körper, von Kopf bis Fuß, mit einem erdbeerroten Ausschlag bedeckt. Sein Onkel Hyman, er ruhe in Frieden, hatte das schlimmste Nesselfieber, das man im John Hopkins jemals gesehen hat.«

Als Momma in Richmond, Virginia, eine Klinik entdeckte, die sich auf Asthma, Heuschnupfen und Nebenhöhlenprobleme spezialisiert hatte, war sie fest entschlossen, Gideon dort untersuchen zu lassen. Bei Onkel Lazar schnorrte sie genügend Geld, um Gideon für die zwei Wochen dauernden Testuntersuchungen nach Richmond zu schicken. Im Abstand von zweieinhalb Zentimetern wurden kleine Kratzer auf seinem Rücken angebracht, in die pulverisierte Proben von Kreuzkraut, Weizen und den verschiedensten Staubsorten gerieben wurde.

Wenn der Kratzer sich dann entzündete, war man einer neuen Allergie auf der Spur. Bei weiteren Tests wurden ihm an Armen und Beinen andere Allergene unter die Haut gespritzt. Und bei jeder Injektion, die anschwoll und sich verfärbte, war wieder mal ein Sünder erwischt worden. Sein kleiner Rücken war mit Dutzenden von Kratzern bedeckt. Immer, wenn ich das sah, mußte ich weinen. Mein Bruder war allergisch gegen Milch, Weizen, rotes Fleisch, Fisch, Schalentiere, Eier, Butter, die meisten Getreidesorten, die meisten Obstsorten, die meisten Gemüsesorten, Eiscreme, Schokolade, die meisten in der Luft enthaltenen Staubarten, sämtliche Gräser, Schilf, die meisten Baumarten, Katzen, Hunde, Zeitungspapier, sämtliche Kochöle und Erdnüsse.

Unbesorgt essen konnte er Rüben, gekochten Rhabarber und bestimmte Zwiebelsorten. Jede Woche bekam er Allergiespritzen und zur Reinigung seiner Nebenhöhlen mit der Silberlösung Argyrol getränkte Pfropfen in die Nase. Zahllose Schultage verbrachte er im Bett.

Man hätte meinen sollen, daß er, der so viel und gerne las, ein hervorragender Schüler war, aber das war er nicht. Der Hauptgrund dafür bestand natürlich darin, daß weder Gideon noch ich jemals ein ganzes Jahr in ein und derselben Schule absaßen, ohne das Viertel oder sogar die Stadt zu wechseln - bis wir nach Norfolk, Virginia, zogen.

An den Sonntagen saßen Gideon und ich zumeist im Vortragsraum des Jüdischen Arbeiterbunds oder jedenfalls einem Saal, in dem Kommunisten ungestraft Reden halten durften. Wir lauschten einer ermüdenden Reihe auswärtiger Redner und zuweilen auch großer Tiere der Partei wie William Z. Foster, Earl Browder und der heißgeliebten Ella Reeve ›Mutter‹ Bloor, die jedesmal soeben mit einem begeisterten Bericht aus der Sowjetunion zurückgekehrt war. Diese Sonntage waren für uns stets eine Qual: Auf harten Klappstühlen sitzend, mußten wir uns bemühen, die Manifeste von Marx und Lenin zu

begreifen.

Ein wenig erleichterten wir uns die langen Stunden, indem wir uns auf die Risse der Saaldecke oder die wiederkehrenden Muster der Tapete konzentrierten. Und Gideon lernte, mit offenen Augen zu schlafen, was mir leider niemals gelingen wollte. Aber das alles soll nun natürlich nicht etwa heißen, daß man als Junger Pionier immer nur leiden mußte. O nein, denn manchmal zum Beispiel reiste die ganze Familie nach New York zu einer riesigen Kundgebung im Madison Square Garden, und wenn dann zwanzigtausend Teilnehmer die Internationale anstimmten, war das ein großer, erhebender Augenblick. Die Genossen unternahmen alles gemeinsam: Vorträge, Picknicks, gesellschaftliche Veranstaltungen, Streikpostendienst. Am schönsten aber war der Erste Mai, an dem die Arbeiter der ganzen Welt vereint marschierten.

Solange wir in der Bewegung waren, mußten wir achtgeben, mit welchen Genossen wir uns anfreundeten, denn es konnte passieren, daß sie ein Jahr später angeklagt und wieder ausgeschlossen wurden. Und Mitglieder, die man ausgeschlossen hatte, durften wir nicht einmal mehr kennen, auch nicht, wenn wir ihnen auf der Straße begegneten. Also fürchteten wir uns beide, Freundschaften zu schließen.

Derselbe Genosse Dworkin, der die Siegestour der Ginzburg Brothers Twelve organisiert hatte, war inzwischen zu einem gefürchteten Mitglied des Zentralkomitees geworden. Aber selbst Dworkin geriet unter Verdacht, als 1929 die arabischen Aufstände losbrachen und er, als Redakteur der Freiheit, die jüdischen Siedler unterstützte. Die Befehle aus Moskau lauteten, diese Einstellung zu revidieren und die Araber zu unterstützen. Logischerweise gaben daraufhin zahlreiche Juden ihren Austritt aus der Partei bekannt. Als beim Tod seines Vaters etwas in Dworkin zerbrach und er die Todsünde beging, in der Synagoge schiwa zu sitzen, wurde er sogar ausgeschlossen. Keiner von uns bedauerte die Tatsache, daß er gehen mußte, aber Nathan wurde

angeklagt, ein ›Dworkinit‹ zu sein, und nach Norfolk strafversetzt, auf einen Posten, der noch weniger galt als der eines Arbeiters an einer Kläranlage. Da die Partei Nathan nur magere zwölf Dollar die Woche zuerkannte und er sich somit einen zweiten Job suchen mußte, nahm ihn Harold Sugarman, ein Genosse aus der Tapetenbranche, auf Befehl der Partei als Anlernling auf.

»Also wirklich«, beklagte sich Nathan bitterlich, »dieses Tapetenkleben ist schlimmer als Hühnerschlachten, schlimmer als der Kohlenhandel und schlimmer als Steineklopfen in Palästina, das kann ich euch flüstern.«

In Norfolk gab es nur wenige neue Häuser, bei denen Qualitätsarbeit gefordert war. Sugarman war Subunternehmer für den allerschlimmsten Typ von Slum-Eigentümern, der den Schimmel an den Wänden einfach überstreichen oder mit Tapete überkleben ließ. Nach vierzig oder fünfzig Jahren und zwölf Schichten Tapete konnte die Wand nicht noch mehr tragen, und alles mußte von Hand abgekratzt werden. Diese Arbeit wurde unweigerlich Nathan zugeteilt.

War eine Wohnung möbliert, mußten alle Möbel zusammengerückt und zugedeckt werden. Und dann fing das große Schleppen an, die schwere Arbeit der Underdogs. Zwei oder drei Treppen hoch schleppte Nathan Leitern, Sägeböcke, Bretter und Tapeziertische. Anfangs hatte er noch nicht den richtigen Dreh heraus, wie man die Bahnen an der Wand anbrachte, und ruinierte viel zuviel Material. Manchmal waren die Wände krumm und schief, dann wieder hielt der Kleister nicht, und die ganze Bahn sackte ihm auf den Kopf.

»Leiter rauf, Leiter runter, dreihundertmal am Tag, und dann alles wieder drei Treppen runterschleppen und die Möbel an ihren Platz stellen. Ich kriege noch Krampfadern.«

Da es im Winter nur wenig zu tun gab, erteilte Nathan für fünfzig Cent pro Schüler und Woche Unterricht in jiddischer

Sprache, und Leah verdiente sich ein paar Dollar als Leiterin der Freiheit Choral Society.

Im Frühling machte sich Nathan auf die Reise zu einer der ›Goldrausch‹-Städte wie Pittsburgh, wo die auswärtigen Tapezierer zwei bis drei Monate lang sieben Tage pro Woche arbeiteten, um Küche und Keller für den nächsten Winter füllen zu können. Als Nathan in unserem zweiten Jahr in Norfolk auf die Reise zu den Goldrausch-Städten ging, verlor Momma auf einmal jedes Interesse daran, Gideon von einer Klinik zur anderen zu schleppen. Also mußte ich neben der Schule die Wohnung putzen, kochen und mich um Gideon kümmern.

Wir spürten beide die Blicke der Genossen im Rücken, wenn wir ein Haus oder einen Versammlungssaal betraten. Wie es schien, war Momma mit vielen männlichen Genossen befreundet. Und außerdem weiß ich noch genau, daß die Freiheit Choral Society plötzlich zum erstenmal mehr als genügend männliche Mitglieder bekam. Wenn Nathan - immer seltener - zum Wochenende nach Hause kam, fing er mit Momma jetzt ständig Streit an. »Ich sage dir, noch ein weiteres Jahr mit diesen Tapeten, und ich lande im Irrenhaus.«

Momma litt jedesmal unter einer neuen, geheimnisvollen Krankheit. »Meine Galle ist kaputt von den endlosen Tagen und Stunden in diesem Ausbeuterladen von Ginzburg Brothers.« Meist ging Nathan dann auf Gideon los. »Mein Sohn macht mir nur Schande. Seht euch seine Zeugnisse an! Was soll diese ständige Beschäftigung mit reaktionären Vergnügungen wie Baseball und Football? Schämen sollte er sich, als Proletarierkind! Und wer hat überhaupt erlaubt, daß er mir Mark Twain ins Haus bringt!« Manchmal war ein gewisser Friede nur zu erreichen, wenn ich starke Kopfschmerzen oder Gideon einen Asthmaanfall bekam. Doch Momma konnte auch herzlich lachen, sogar über sich selbst. Sie hielt unsere Kleidung in Ordnung, kaufte die besten Lebensmittel ein, die nach Marktschluß zu finden waren, und niemals versäumten wir ein

Konzert, eine Oper oder ein Theaterstück, das in Norfolk aufgeführt wurde.

Sie lernte wunderschön vorzulesen und führte uns ein in die Welt von Ernest Hemingway und Eugene O'Neill. Und wenn auch vielleicht kaum etwas anderes, so hat ihr Gideon wenigstens ebenso seine Liebe zur Literatur zu verdanken wie ich meine Liebe zum Theater und zur Musik.

NORFOLK-BALTIMORE

1935

Miss Abigail Winters war keine gewöhnliche Lehrerin für die sechste Klasse. Immer wenn das neue Schuljahr begann, hielten die Kinder der J. E. B. Stuart Grammar School den Atem an und beteten, daß man sie ihrer Klasse zuteilen würde. Was die äußere Erscheinung betraf, so hatte Miss Abigail nicht viel zu bieten. Sie war ein eher schlaksiger Typ mit beinah linkischen Bewegungen und gab sich nicht allzu große Mühe, sich ein bißchen hübscher zu machen. Die meisten Männer fühlten sich von ihr eingeschüchtert, denn sie war etwas Außergewöhnliches: eine Pilotin. Das nötigte ihnen zwar Hochachtung ab, erzeugte jedoch auch große Hemmungen.

Clarence, ihr Vater, war im Krieg ein berühmtes Flieger-As gewesen, daher wuchsen sie und ihr Bruder Jeremy sozusagen im offenen Cockpit auf. Miss Abigail pflegte eine Menge nicht alltäglicher Hobbys, spielte zum Beispiel Gitarre und komponierte sogar Songs. Darüber hinaus kannte sie Dutzende von Liedern in vielen Sprachen und leitete die Theatergruppe der Schule. Mit ihren Schülern unternahm sie Ausflüge zu den Dünen am Spencer's Point und zu den Flugshows, machte mit ihnen Wanderungen durch die Sümpfe und Marschen in der Umgebung der Wasserläufe sowie zu den Flüßchen selbst, damit sie das einheimische Tier- und Pflanzenleben kennenlernten, das dem ungeübten Auge so leicht entging.

Es war kein Geheimnis, daß die Schulbehörde von Norfolk sie, sobald sich eine entsprechende freie Stelle ergeben würde, zur stellvertretenden Rektorin ausersehen hatte. Aber es gab noch mehr Ungewöhnliches an Miss Abigail: Ein oder zwei

ihrer Schüler schlossen in jedem Jahr mit den besten Zeugnissen ab. Während der ersten Tage des neuen Schuljahrs pflegte sie ihre Schüler unauffällig zu beobachten, bis sie jene Kinder entdeckte, nach denen sie suchte, um mit ihnen von nun an intensiv auf gute Noten hinzuarbeiten - natürlich nur, wenn sie es wollten. Da Gideon bei Schulbeginn einen schweren Asthmaanfall gehabt hatte, konnte er den Unterricht erst einige Tage später als die anderen Schüler besuchen und drückte sich, als er in die Klasse kam, schüchtern auf einen Platz in der letzten Reihe, weil sein Nachname - eine höchst zweifelhafte Qualifikation - mit einem Z begann. »Ich glaube, ich sehe da einen Neuen«, sagte Miss Abigail freundlich. »Würdest du bitte aufstehen und der Klasse deinen Namen nennen?«

Gideon stand auf. »Gideon Zadok.«

»Dann bist du also der lang Vermißte. Weißt du, Gideon, in meiner Klasse kehren wir die alphabetische Reihenfolge gewöhnlich um, so daß die Zs also ganz vorne sitzen; und da wir niemals sehr viele Zs bekommen, habe ich dir einen Platz freigehalten. Gleich hier in der ersten Reihe, bitte.«

»Wow!«

Bei Gideon und Miss Abigail kam es sofort zu einem direkten Blickkontakt, der beiden sagte, daß sich zwischen ihnen mehr als das gewohnte Lehrer-Schüler-Verhältnis entwickeln würde. Und diese Erkenntnis drückte sich zwei Wochen nach seinem Eintritt in die Klasse dann auch in deutlichen Worten aus. Miss Abigail hatte gerade eine fröhliche Singstunde mit einem Medley von Stephen-Foster-Weisen beendet, um die mehrere Schüler gebeten hatten.

I hear those gentle voices calling, ›Old Black Joe‹.

Während sie das Band von ihrem Hals löste und die Gitarre aufs Katheder legte, begegnete sie wieder einmal Gideons Blick

und entdeckte zu ihrem Erstaunen Wut darin. Die aber nur sekundenlang aufblitzte und sofort wieder verschwunden war. Miss Abigail enthielt sich zunächst jeglicher Bemerkung und bat Gideon erst im Laufe des Tages, nach Schulschluß noch ein wenig zu bleiben, um Wandtafel und Wischlappen zu reinigen. Gideon, der spürte, daß es sich nicht um eine Routineangelegenheit handelte, verschloß sich wie eine Auster.

Nachdem die Tafel trocken abgewischt war, holte er eine Schüssel voll Wasser, um sie zu säubern, während Miss Abigail Hefte korrigierte. »Ich muß sagen, ich bin ein bißchen neugierig, Gideon«, begann sie. Und als sie sah, wie der Junge erstarrte und abwehrend die Lippen verkniff: »Keine Sorge, ich beiße nicht.« Dabei lächelte sie auf eine Art, die Gideon unwillkürlich auch lächeln ließ. »Was hast du gegen Stephen Foster?« fragte sie ihn. »Ich... Ich... Gar nichts.«

»Das sind sehr hübsche Lieder, findest du nicht? Ich hab' noch nie ein Lagerfeuer erlebt, an dem sie nicht gesungen wurden. Also?«

»Wenn Sie meinen... na ja, dann sind sie wohl hübsch.«

»Und warum singst du dann nicht mit?«

Gideon begann zu niesen. »Entschuldigen Sie. Das kommt vom Kreidestaub.«

»Oh, das tut mir leid. Ich hätte dich nicht bitten sollen, die Tafeln zu säubern.«

»Ach, das macht nichts. Das hört gleich wieder auf... Hatschi!«

»Bringt Stephen Foster dich zum Niesen?«

»Nein, Ma'am.«

»Warum magst du ihn dann nicht?«

»Ich singe auch keine Weihnachtslieder, Miss Abigail. Ich bin Jude und glaube nicht an diesen Jesus. Ich mache die Mundbewegungen, singe aber nicht mit. Ich... Ich mag einfach

nicht, was Stephen Foster da sagt.«

»Warum nicht?«

»Na ja, weil es bei ihm so klingt, als wären die Neger froh, Sklaven zu sein. Und er behandelt sie, als wären sie dumme, kleine Kinder oder Hunde, die ihren weißen Herren die Stiefel lecken. Sie wissen schon: ›Massah liegt in der kalten, kalten Erde, und alle Nigger weinen um ihn.‹ Sie wissen schon.«

»Was?«

»Sie wollten keine Sklaven sein. Niemand will ein Sklave sein.«

»Kennst du überhaupt Farbige?«

Und ob er welche kannte! Sein Dad hielt manchmal Versammlungen mit ihnen ab, und oft genug war er in die Kirchen der Schwarzen gegangen, um dort einen Kommunisten sprechen zu hören. »Nein, Ma'am«, flunkerte er, »ich kenne keine Neger.« Miss Abigail überlegte einen Moment. »Ich stimme dir zu, Gideon«, sagte sie schließlich, »doch ich befinde mich in einer schwierigen Lage. An jeder Schule von Amerika, mit Sicherheit aber an jeder Schule im amerikanischen Süden, werden Lieder von Stephen Foster gesungen. Hier bei uns wird das sogar ausdrücklich verlangt. Diese Schule ist nach einem Konföderiertengeneral benannt worden. Kannst du verstehen, daß ich dir zwar zustimme, wenn ich aber eure Lehrerin bleiben will, trotzdem gewisse Dinge tun muß, die mir nicht unbedingt gefallen?«

Gideon musterte sie stirnrunzelnd. Noch nie hatte ein Erwachsener mit ihm so verständig und aufrichtig gesprochen. Molly war zwar auch aufrichtig mit ihm, aber sie war noch keine richtige Erwachsene.

»Kannst du das begreifen, Gideon?«

»Ich glaube schon, Miss Abigail.«

»Das muß aber ein Geheimnis zwischen uns bleiben, sonst

bekomme ich großen Ärger«, ermahnte sie ihn. »Sie können sich auf mich verlassen«, versicherte er. »Das weiß ich«, gab sie ernst zurück. »Deswegen habe ich dir die Wahrheit gesagt.«

Wie tief dieses Geheimnis wirklich war, erkannte Gideon erst, als ihm aufgrund eines merkwürdigen Zwischenfalls urplötzlich alles klar wurde.

Eines Abends kam ein Genosse ihn und den Vater abholen und fuhr mit ihnen nach Süden zu einer Versammlung in der Zion-Afro-Baptistenkirche unmittelbar hinter der Staatsgrenze von North Carolina, auf der James Ford, der bekannteste schwarze Kommunistenführer im Land, auftreten und sprechen sollte. Dieses ganz besondere Ereignis mußte in einer Kirche für Schwarze stattfinden, weil Angehörigen unterschiedlicher Rassen nur dort der gemeinsame Aufenthalt gestattet war. Als Mitglied der Kommunistischen Partei kandidierte James Ford immer wieder für das Amt des Vizepräsidenten, bekam aber kaum Stimmen, da die Segregationsgesetze im Süden das Wahlrecht der Schwarzen stark einschränkten. Trotzdem ließ er sich jedesmal aufstellen. Die kleine Kirche war vollgepackt mit schwarzen Farmern und Weißen aus so entfernten Orten wie Raleigh und Newport News. Es war ein heißer, drückender Abend. Als Gideon und sein Vater sich in die überfüllte Kirche schoben, wurde bekanntgegeben, daß sich James Ford etwas verspäten werde. Also stimmte der Pastor erst einmal ein paar Kirchenlieder an. Da Gideon einen Niesanfall bekam, ging er hinaus, um frische Luft zu schöpfen und eine Tablette zu schlucken. Die Kirche stand ein wenig zurückgesetzt in einem Eichenwaldchen in der Nähe einer Highway-Kreuzung; ringsherum lagen nur Farmen kleiner Pächter. Während Gideon in die Dunkelheit hinaustrat, wurde das Singen hinter ihm lauter und leidenschaftlicher. Im Pfarrhaus hinter der Kirche brannte Licht. In der Hoffnung, dort etwas Wasser zum Nachspülen für seine Tablette zu bekommen, steuerte er darauf zu.

Als er einen Wagen den Highway entlangkommen, abbiegen und auf einen Schuppen neben dem Haus des Pastors zurollen hörte, blieb er stehen. Ein Soldat und ein anderer, riesiger Mann stiegen aus. Irgendwie hatte Gideon das Gefühl, daß hier etwas nicht stimmte, und er duckte sich hinter einen Baum, um die Szene zu beobachten. Der Fahrer, also der riesige Mann, war ein Genosse, den er von mehreren Versammlungen her kannte und der gelegentlich auch schon bei seinem Vater gewesen war. Er gehörte zu jenen geheimnisvollen Parteifunktionären, von denen niemals gesprochen wurde.

Der Soldat legte seine Uniform ab, und der Genosse reichte ihm ein Paket, das er rasch öffnete. Es enthielt Zivilkleider. Während der Soldat sich anzog, sah Gideon, daß drinnen im Schuppen mehrmals Scheinwerfer an- und wieder ausgingen, und gleich darauf kam ein zweites Auto herausgerollt.

Der Soldat, nunmehr in Zivilkleidung, stieg hinten ein, legte sich auf den Boden und wurde mit einer Art Segeltuchplane zugedeckt. Zwischen dem Genossen und dem Fahrer des zweiten Wagens gab es einen kurzen Wortwechsel, und das war der Augenblick, da Gideon Miss Abigail am Steuer erkannte. Er traute seinen Augen nicht und schlich sich näher, um besser sehen zu können. Aber tatsächlich, es war Abigail Winters, die nun schnell weiterfuhr und mit dem Soldaten im Auto auf dem Highway davonjagte.

Zwei Wochen lang hielt Gideon sich zurück. Äußerte, obwohl er das Gefühl hatte, platzen zu müssen, kein Wort über das, was er gesehen hatte, nicht einmal Molly gegenüber. Wie sollte er es anstellen, Miss Abigail mitzuteilen, was er über sie wußte? Oder sollte er es doch lieber lassen?

Manchmal, wenn Schüler ihr Pult nicht aufgeräumt oder etwas verlegt hatten, ließ die Lehrerin sie nachsitzen. Gideon beschloß, eine Story, die er geschrieben hatte, auf dem

Fußboden neben seinem Pult liegenzulassen. Die Putzfrau legte sie aufs Katheder der Lehrerin, und Miss Abigail forderte Gideon auf, nach dem Unterricht noch in der Schule zu bleiben. »Ich glaube, das hier ist dein Aufsatzheft«, sagte sie zu ihm, nachdem die anderen gegangen waren.

»Ja, Ma'am, vielen Dank. Ich dachte schon, ich hätte es verloren.« Sie warf ihm einen forschenden Blick zu, und er lächelte. »Ich hab's wohl doch eher liegenlassen, damit Sie's finden«, gestand er ihr. »Es tut mir leid.«

»Du möchtest also, daß ich deine Geschichte lese, stimmt's?«

»Ich glaube schon. Ich meine, ja.«

»Dann solltest du dich das nächstemal direkt an mich wenden, mir deine Story geben und mich bitten, sie zu lesen.«

»Darf ich?«

»Aber natürlich darfst du das. Deine Geschichten sind bei der Klasse sehr beliebt. Ich glaube, die Kinder freuen sich sogar auf die Regentage. Deine Geschichten machen meine Singstunden überflüssig.«

Gideon richtete sich hoch auf und straffte die Schultern. Sie hatte ihn richtig stolz gemacht. »Wenn ich der Klasse eine Geschichte erzähle«, sagte er, »denke ich mir so Kinderkram aus, Sie wissen schon, Prinz und Prinzessin für die Mädchen, und für die Jungens was über Baseball.«

»Sie sind aber immer sehr unterhaltsam.«

»Sie sind ganz ordentlich, Miss Abigail, aber nicht meine wirklich guten Stories. Und das war auch ein Grund dafür, daß ich die Geschichte für Sie liegengelassen habe: Ich wollte nicht, daß Sie mich für einen Trivialautor halten.«

»Du liebe Zeit, Junge, du bist noch nicht mal zwölf Jahre alt.«

»Klar, aber ich bin noch nicht so weit, wie ich gern möchte. Mit dem ernsthaften Schreiben habe ich eben erst angefangen.«

»Und warum möchtest du unbedingt Schriftsteller werden?«

Gideon wurde rot. »Das ist ein Geheimnis«, behauptete er. »Wir haben doch schon ein gemeinsames Geheimnis.«

»Dieses Geheimnis habe ich nicht mal meiner Schwester verraten.«

»Nun gut. Wie du willst.«

Gideon blickte zu Boden und rammte beide Hände in die Taschen; dann fiel ihm ein, daß Miss Abigail es nicht mochte, wenn die Jungen die Hände in die Taschen steckten, und er zog sie hastig wieder heraus. »Ich möchte Schriftsteller werden, Miss Abigail, weil Schriftsteller es wissen, wenn ein Mensch einsam ist. Ich meine, wenn Molly mir Bücher vorgelesen hat, reichten diese Schriftsteller mir die Hand und sagten: Siehst du, Gideon, wir wissen von deiner Einsamkeit, und wir wissen, daß du dich mit Füßen getreten fühlst. Und dann sagten sie... Ich werde für dich eintreten. Jetzt bist du nicht mehr allein.«

»Das weißt du?«

»Ja, Ma'am.«

»Meinst du nicht, ein Schriftsteller sollte sich um eine ausgeglichene Weltanschauung bemühen? Schriftsteller müssen lachen lernen, trinken lernen, müssen lernen, albern und einfach ein bißchen verrückt zu sein. Das braucht Zeit.«

»Ich weiß, daß Schriftsteller verrückt sein müssen. Aber mehr noch müssen sie zornig sein und zornig bleiben. Wenn das Leben den Schriftsteller nicht zornig macht, schreibt er schließlich Sachen wie Flopsy, Mopsy and Cottontail.«

»Was macht dich zornig, Gideon?«

»Das wissen Sie doch.«

»Du meinst die Situation der Neger?«

»Ich muß jede Nacht darüber weinen. Das ist viel schlimmer als das, was man den Juden antut, und wir werden manchmal sehr schlecht behandelt. Ich kann nicht begreifen, warum sie nicht rebellieren.«

»Wenn Menschen einmal zu Sklaven herabgewürdigt wurden, brauchen sie lange, um genügend Mut für eine Rebellion aufzustauen. Sie nehmen ihr Unglück passiv hin. Das ist viel leichter, als sich selber den Strick zu drehen, an dem man aufgehängt wird. Vielleicht begehren ihre Kinder eines Tages auf.«

»Na ja, auf jeden Fall ist es unter anderem das, was ich als Schriftsteller erreichen will: Ich will die Menschen zornig machen. Sie aufrütteln!«

Abigail musterte den Jungen lange und eindringlich. Er war so klein, so bedeutungslos im großen Weltenplan! Zahllose junge Männer hatten ihr gegenüber schon vor Zorn geschäumt, aber sie hatte nie wieder von ihnen gehört. An diesem Jungen jedoch war etwas Besonderes. Er schien schon jetzt den Schmerz anderer Menschen zu akzeptieren. Gewiß, einer der billigsten Artikel der Welt ist ein seiner Erfüllung harrendes Genie. Er sehnte sich nach Anerkennung als einzigartiges menschliches Wesen. Welch einen furchtbaren Fluch beschwor er auf sich herab? Oder konnte dieser arme, kleine Kerl einfach nicht anders? In ihrer zehnjährigen Tätigkeit als Lehrerin hatte sie stets nach ebendiesem ungebärdigen Funken in einem ihrer Schüler gesucht, sich so sehr danach gesehnt, ihn endlich zu finden. Herrgott im Himmel, nun hatte sie ihn! Sie wußte es. Da war etwas an der Art, wie er ihr in die Augen sah... Nein, nein, dieser Junge hatte etwas an sich, das sie auf einmal nicht wieder losließ.

»Sag mir, Gideon, möchtest du haben oder möchtest du sein?«

»Ich werde sein«, antwortete er, ohne zu zögern. Sie nahm das Aufsatzheft zur Hand. »Diese Geschichte ist wirklich sehr gut«, erklärte sie. »Ich glaube, selbst Hemingway hat nicht viel besser geschrieben.«

Beschämt schlug Gideon die Augen nieder. »Sie, äh, haben ›In einem anderen Land‹ gelesen?«

»Jawohl, mein Freund, das habe ich.«

»Hätte ich wissen müssen. Na schön, dann hab' ich eben ein paar von seinen Ideen verwendet.«

»Dagegen ist nichts einzuwenden. Wir treten anfangs alle in die Fußstapfen unserer Helden, und irgendwo unterwegs beginnen wir dann, den Dingen unseren eigenen Stempel aufzudrücken, einen eigenen Stil zu entwickeln. In Beethoven war eine ganze Menge Mozart, bevor Beethoven zu seiner persönlichen Ausdrucksform fand.«

»Ich bin froh, daß Sie das sagen. Ich hatte immer das Gefühl zu schummeln.«

»Wenn du der Klasse deine Geschichten erzählst, entdecke ich sowohl eine Menge Jack London als auch Eugene O'Neill darin.«

»Ehrlich und vollkommen aufrichtig gesagt, Miss Abigail: Ich hab' eine Menge Lehrer hinters Licht geführt.«

»Kann ich mir vorstellen. Warum hast du diese Geschichte in Mexiko angesiedelt?«

»Weil meine Schwester Molly und ich gerade Die Schelme von Tortilla Flat gelesen hatten. John Steinbeck wird einer meiner Lieblingsschriftsteller werden.«

»Ich glaube, den kenne ich noch nicht.«

»Er ist neu, aber er wird von allen der Größte sein. Tortilla Flat handelt von den Mexikanern... den Chicanos von Monterey. Mann, setzt der sich für diese Leute ein!«

»Wir erwähnten eben Eugene O'Neill. Hast du ihn denn wirklich gelesen?«

»Ja, Ma'am. Alles, was er bisher geschrieben hat.«

Herrgott im Himmel, dachte sie, Herrgott im Himmel! Sie reichte ihm das Aufsatzheft.

»Hast du noch mehr davon vollgeschrieben?«

»Ja, Ma'am. Zweiundsiebzig, um genau zu sein. Ich hätte wissen müssen, daß Sie rauskriegen, woher ich meine Handlungen und Personen genommen habe.«

»Du bist unmöglich!« Sie lachte laut auf. »Na schön, wie wär's, wenn du ein kleines Theaterstück für mich verfaßt? Nichts Ernstes, es soll für die Kinder sein. Etwas Lustiges. Ich werde ein paar Melodien von meinem Lieblingskomponisten stibitzen – nicht Stephen Foster -, du kannst mit mir zusammen den Text schreiben, und ich bin überzeugt, daß die Theatergruppe es liebend gern aufführen wird.«

Gideon starrte sie offenen Mundes an. »O Boy!« schrie er dann, lief auf sie zu, warf ihr die Arme um den Hals und küßte sie auf die Wange. Als ihm sein Übergriff dann auf einmal klar wurde, wäre er vor Angst am liebsten im Boden versunken. »Verzeihen Sie bitte.«

»Vergiß es, Partner.«

Er drehte sich um und wollte schon davonlaufen, kehrte aber tapfer zu ihr zurück. »Miss Abigail, ich war bei der Versammlung in der Zion-Afro-Kirche in North Carolina, weil wir James Ford reden hören wollten. Und da habe ich... da habe ich Sie... gesehen. Ich habe alles mit angesehen.«

Nun war sie es, die Angst verspürte.

»Ihr Geheimnis ist bei mir sicher. Mein Vater ist der Organisator der Partei.«

»Der junge Mann, den du gesehen hast, war ein Soldat der Army, der andere Soldaten für die Partei angeworben hat. Er war so gut, daß er zum Studium in Moskau ausgewählt wurde. Wir haben mit seiner Desertion gewartet, bis ein russisches Schiff im Hafen lag.«

»Ich schwöre Ihnen, Miss Abigail, daß ich es keinem anderen Menschen verraten werde. Nicht einmal Molly.«

»Das weiß ich, Gideon.«

Der Rest dieses Schuljahrs war die glücklichste Zeit, die Gideon jemals erlebt hatte. Nicht einen einzigen Tag versäumte er aus Krankheitsgründen. Am liebsten hätte er die Zeit angehalten, denn wenn das Semester endete, mußte er die J. E. B. Stuart School verlassen und auf die Junior High School überwechseln. Zu Leahs Entsetzen und Nathans Ekel gelang es Gideon, in ein Schul-Baseballteam aufgenommen zu werden. Er war ein flinker, kleiner Terrier von Spieler, der das, was ihm an Größe und Begabung fehlte, durch Mut und Chuzpe wettmachte. Und seine Liste von Schriftstellerhelden verlängerte er um die Baseballhelden Jimmie Foxx und Lefty Grove.

Zu Hause gab es eine Menge Verbote und Schimpfworte, wenn Gideon, mit Schürfwunden bedeckt, nach Hause kam, doch er und Molly entdeckten schon bald, daß Leah und Nathan nachgaben, sobald sie gemeinsam gegen die Eltern auftraten. Molly war inzwischen in einem Alter, in dem sie sich für Jungen interessierte, und sie erkämpfte sich das Recht, mit ihnen auszugehen.

Leah verbrachte immer weniger Zeit mit Gideon. Bald ging sie nur noch gelegentlich mit ihm in ein Konzert oder zum Arzt. Sie war vollauf beschäftigt mit ihren Parteiangelegenheiten oder was immer sie nach Beendigung ihrer Proben bei der Choral Society unternahm, wenn Nathan, wie so oft, auf Reisen war. Nathan kümmerte sich noch weniger um seine Familie. Wenn er sie nicht zu Parteiveranstaltungen mitnahm, hatte Nathan keine Zeit für Sohn und Stieftochter. Niemals betrat er einen Spielplatz, ein Restaurant, ein Kino, das Theater, eine Sportveranstaltung, den Strand, ein Warenhaus, eine Schule. Ebensowenig hörte er Radio, las er ein Buch oder eine Zeitung, half den Kindern bei den Schularbeiten, machte einen Spaziergang um den Block, besuchte einen Vergnügungspark oder ein Museum, ging er angeln oder Krebse fangen, sah er sich einen Festzug an, außer am Ersten Mai.

»Na, was ist denn nun die große Überraschung?« wollte

Nathan wissen.

»Dein Sohn - trara, trara! - Gideon Zadok, zwölf Jahre alt... hat den Alice-B.-Merriweather-Preis für die beste Kurzgeschichte eines Schülers der sechsten Klasse im ganzen Schulbezirk Norfolk gewonnen! Großer Tusch! Seine Geschichte wird an den Endausscheidungen des Staates Virginia teilnehmen! Und das hier ist ein Scheck über zehn Dollar für den Sieger.« Molly hielt Scheck und Manuskript in die Höhe.

»Den nehme ich«, verkündete Leah und schnappte sich geschickt den Scheck.

»Ach was, Leute, das ist doch nichts«, behauptete Gideon. »Ein ganz gewöhnlicher Tag im Leben von Gideon Zadok, Vollblutamerikaner und zukünftiger berühmter Schriftsteller.«

»Ich finde es einfach großartig«, widersprach Leah. »Komm, mein Bubele, laß dich von Momma küssen!«

»He, Leute, nun seid doch mal ruhig!« verlangte Molly. »Ich will euch die Siegerstory eures Sohnes und meines kleinen Bruders vorlesen.«

»Ich hab' zwar eine wichtige Sitzung des Komitees ›Freiheit für Tom Mooney‹«, warf Nathan ein, der sich sehr für den verhafteten Gewerkschafter und Märtyrer einsetzte. »Aber lies nur. Dann komme ich eben ein paar Minuten zu spät.«

»Tom Mooney wird auch morgen noch im Gefängnis sitzen«, gab Molly spitz zurück.

»He, wie lang ist diese Geschichte eigentlich?« erkundigte sich Leah. »Ihr wißt doch, meine Choral Society.«

»Die trifft sich donnerstags«, bemerkte Nathan. »Heute ist Mittwoch.«

»Manche Mitglieder brauchen spezielle Nachhilfestunden«, behauptete Leah. Nathan räusperte sich.

Leah wollte ihrem Ehemann zeigen, daß sie mit ihm nicht glücklich verheiratet war und etwas dagegen zu unternehmen

gedachte. Deswegen hatte sie einige ihrer Billetdoux offen herumliegen lassen. Nathan aber tappte nicht in die Falle. Er war an warme Mahlzeiten und gebügelte Hemden gewöhnt und wollte diese Bequemlichkeiten nicht durch einen Krieg gegen Leahs kleinbürgerliche Romanzen verlieren. Außerdem würde eine Scheidung das Zentralkomitee in Aufruhr bringen. Und darüber hinaus - mein Gott -, wenn er wieder allein leben mußte, würde er eine Gehaltsreduzierung hinnehmen und sich bei einem Genossen einmieten müssen.

Gideon war eindeutig verunsichert. »Also - wie lang ist sie?« wollte Leah wissen. »Fünf Seiten nur, Mutter«, fuhr Molly auf. »Es dauert höchstens eine Viertelstunde.«

Leah beugte sich vor und kniff ihren Sohn in die Wange. »Für Mommas Baby.«

»Nu, dann fang schon endlich an«, forderte Nathan ungehalten. Molly war nervös und las die Story viel zu schnell. Es handelte sich um eine einfache, doch wunderschöne Phantasiegeschichte von einem Jungen, der davon träumt, eines Tages ein großer Sportler zu werden. In Gedanken läßt er ein ganzes, kompliziertes Footballspiel ablaufen, bei dem er den Spielern die Namen seiner Mitschüler und Freunde verleiht. Für sich selbst wählt unser Held die Rolle des Stars, des ›running back‹, der im letzten Viertel immer drei- oder viermal punktet und damit das Spiel rettet. Erst im letzten Textabschnitt wird dem Leser klar, daß das Ganze nur in der Phantasie existiert und der Junge ein Krüppel ist.

Molly beendete ihre Lesung, wie sie es bei Gideons Geschichten immer tat: unter strömenden Tränen. Ob es sich um eine lustige Geschichte, eine Kriminalstory, eine Tragödie oder einen Western handelte - niemals vermochte Molly die Tränen zurückzuhalten. »Weil es so wunderschön ist.«

»Na ja, dann mal los, zur Choral Society«, sagte Leah, während sie ihrem Sohn den Kopf tätschelte. »Für mich ist

dieser Preis keine Überraschung. Deine Bubba hat im ersten Moment, als du geboren warst, schon behauptet, du seist ein Genie.«

»Augenblick!« Nathan sprang auf, so stürmisch, wie sie es von ihm seit Hunderten von Versammlungen gewohnt waren. »Ich halte hier eine Literaturkritik des Sowjetkomitees für Kunst angebracht. Erstens« - er zuckte mit den Achseln - »kann das Komitee dieser Story nicht zustimmen, weil es ihr an sozialer Bedeutung mangelt.«

»Soziale Bedeutung gehört nicht zu den Qualifikationsbedingungen der Schulbehörde von Norfolk für den Autorenwettbewerb der sechsten Klasse«, gab Molly ärgerlich zurück. »Nun gut, aber was tut so eine Story für das Elend der Massen?« fuhr Nathan fort und informierte seine armen, unwissenden Zuhörer sodann von seinen literarischen Meriten in zahllosen Sprachen. »Wenn ich heute in der Sowjetunion lebte, wäre ich Chefredakteur der Prawda. Baseball? Wie kannst du auf so einem Rowdyspiel eine Story von bleibendem Wert aufbauen?«

»Es geht nicht um Baseball, es geht um Football, Dad«, korrigierte ihn Gideon.

»Baseball. Football. Wo ist der Unterschied? In Amerika wird nie aus Sportbegeisterung gespielt wie in der Sowjetunion, sondern wegen dem Geld. Ja, wenn der Junge ein Bergmann wäre, der unter Tage verunglückt und zum Krüppel wird, weil er unter furchtbar gefährlichen Bedingungen arbeiten muß - dann wäre das eine großartige Story.«

»Das wäre eine Geschichte, wie du sie geschrieben hättest, Dad«, wandte Gideon ein. »Dies aber ist eine, die ich schreiben wollte.«

»Genau. Du solltest endlich anfangen, an das Proletariat zu denken, den Klassenkampf.« Nathan nahm ein Exemplar der Freiheit vom selben Tag zur Hand. »Daran solltest du denken,

dann wirst du eines Tages für die Freiheit schreiben. Die Leute dort, und sie allein, werden dir sagen, was du zu schreiben hast und was nicht. Derartige Entscheidungen können einzig eure Führer treffen, und glaube mir, die wissen, wie man die Karriere eines jungen Mannes fördert. Aber! Du solltest möglichst schnell dein Jiddisch verbessern. Wenn du kein Jiddisch kannst, wird die Freiheit dich nicht drucken, kein einziges Wort.«

»Warum sollte ich auf jiddisch schreiben? Ich bin Amerikaner. Und nur Englisch ist meine Sprache.«

Nathans Finger schoß himmelwärts und fuchtelte wütend in der Luft umher. Der heilige Zorn hatte ihn jetzt gepackt. »Laß mich nie, nie wieder so einen unverschämten Unsinn hören! Für wen willst du schreiben? Etwa für Hearst? Für die Sensationspresse?«

»Also, Leute, ich muß jetzt gehen. Wiedersehn, meine Lieblinge.« Leah faltete den Scheck zusammen und steckte ihn in die Handtasche. »Das ist eine sehr hübsche Story, da kann der alte Meckerer sagen, was er will. Wann bist du zuletzt in einer Oper gewesen, einem Theaterstück, du alter Besserwisser? Ohne ihre Mutter würden die Kinder kulturell verhungern. Gute Nacht. Ach Molly, mach Gideon was aus dem Eisschrank zu essen. Es gibt amerikanischen Käse und Bologna-Wurst. Aber keine Erdnußbutter, dagegen ist er allergisch.«

Nathan ließ sich nicht aus dem Takt bringen. »Eines Tages wirst du einsehen, daß man auf jiddisch, einer internationalen Sprache, wirklich Gefühle ausdrücken kann, mit diesem hochnäsigen Englisch dagegen nicht. Jiddisch wird noch mal zur wichtigsten internationalen Sprache der Welt werden, das merke dir!«

»Für Einwanderer«, knurrte Gideon kaum hörbar. »Es ist eine Schande, daß ein Junge, der bald dreizehn wird, noch nicht mal die Freiheit lesen kann. J. J. Frumer, der große Dichter der jiddischen Sprache, also das ist wirklich ein bedeutender

Schriftsteller!«

Während Mutter und Vater sich zu ihren jeweiligen Versammlungen begaben, versuchte Molly den Bruder zu trösten.

»Ich begreife nicht, warum Dad mich nicht versteht«, klagte Gideon. »Ich bin überzeugt, daß die meisten Jungen meines Alters in Gedanken Baseball- und Footballspiele veranstalten. Das macht SPass, weil man in der Phantasie alles machen kann. Ich glaube sogar, daß viele Erwachsene sich sportliche Spiele vorstellen, in denen sie selbst der Superheld sind. Nur so können sie oft erreichen, was sie im wirklichen Leben niemals schaffen. Für einen Schriftsteller ist die Phantasie furchtbar wichtig.«

»Ich verstehe deine Geschichte genau, Herzchen«, versicherte Molly. »Denk du dich nur weiter in die Köpfe anderer Menschen hinein. Das hilft dir, ein guter Schriftsteller zu werden.«

»Ich bin Schriftsteller«, gab er zurück und nahm ihr das Manuskript aus der Hand. »Nur bin ich bis jetzt noch nicht bekannt.« Im selben Augenblick klopfte es, und Danny Shapiro, der sich sehr schnell zu Mollys festem Freund entwickeln sollte, kam mit jenem Grinsen im Gesicht herein, das er jedesmal aufsetzte, wenn er sie sah. Molly zwinkerte ihm verstohlen zu. »Danny hat mir versprochen, daß er dich zu einem Schokoladen-Bananensplit einlädt, wenn du den Wettbewerb gewinnst. Stimmt doch, Danny, oder?« Danny, der sonst nicht sehr spendabel war, schluckte ein bißchen, dann nickte er zustimmend. »Yeah, und ich bin ein Mann, der sein Versprechen hält.« Zum Teufel, dachte er, die zwanzig Cent werden mir helfen, eine weitere Runde im Kampf um Mollys Herz zu gewinnen. Sein Unbehagen erfolgreich verbergend, drückte er Gideon das Geld in die Hand.

»Vielen Dank«, sagte Gideon, »aber ich bin allergisch gegen Schokolade, Bananen, Nüsse, Kirschen und Schlagsahne.«

Der gefürchtete Tag war gekommen; das Schuljahr war vorüber. Gideon half Miss Abigail, ihre persönlichen Bücher einzupacken und das Katheder auszuräumen. Sie trat an das Bücherregal hinter dem Katheder und nahm ein halbes Dutzend Bände heraus.

»Damit solltest du das Sommerloch überbrücken können«, meinte sie. Gideon strahlte. »Und was hast du sonst noch für Pläne?«

»Ich hab' da eine Clique von Jungens, mit denen ich öfter zusammen bin. Wir wollen alles mögliche unternehmen. Außerdem habe ich vor, ein Musical in drei Akten über den Fall Äthiopiens an die Faschisten zu schreiben.«

»Darauf bin ich sehr gespannt«, sagte sie. »Doch bevor wir uns verabschieden, hab' ich noch eine Überraschung für dich. Ich möchte dich auf einen Flug mitnehmen.«

»Mann!«

»Dazu brauche ich allerdings eine schriftliche Genehmigung deiner Eltern.«

Gideon machte ein langes Gesicht. Der Vater würde nie seine Einwilligung geben. Und Momma mochte Miss Winters nicht. Als sich die beiden im Verlauf des Schuljahrs kennenlernten, hatte Leah sofort erkannt, wie stark der Einfluß dieser Lehrerin auf ihren Sohn geworden war.

»Sie hat einen abstoßenden Körpergeruch«, behauptete Leah nach der ersten Begegnung. »Ich bin überzeugt, daß das Weib Kopfläuse hat.« Leah sprach sogar mit einem Arzt über die Möglichkeit, daß Gideon gegen Miss Abigail allergisch sein könnte und die Klasse wechseln müsse.

Das gleiche war es mit Mollys Freunden. Jedesmal, wenn Molly sich zum zweitenmal mit demselben Jungen verabredete, zog das unweigerlich Hinweise auf eine gefährliche und

ansteckende Krankheit nach sich (eine, die man niemals beim Namen nannte). »Es ist phantastisch, daß Sie mich zum Fliegen einladen, aber meine Eltern würden das niemals erlauben.«

Miss Abigail war ehrlich enttäuscht. »Hast du eine Ahnung, wie sehr du mir fehlen wirst, Gideon?«

»Sie mir auch«, gab er bedrückt zurück. »Dann zum Teufel damit!« entschied sie energisch. »Wir werden fliegen. Ich möchte unbedingt ein gemeinsames Erlebnis mit dir haben, bevor wir uns trennen.«

»Okay, Ma'am.«

Es hatte gerade zu dämmern begonnen, als die Granby-Street-Tram am Friedhof bei der Dead Man's Corner hielt und Gideon ausstieg. Er atmete tief durch, um all seinen Mut zusammenzunehmen, dann trabte er zum Flugplatz hinüber. Es war eine kleine Anlage mit drei Hangars und einer unbefestigten Rollbahn, die hauptsächlich für wandernde Flugshows und Flugkonkurrenzen benutzt wurde. Auf der anderen Seite des Platzes gab es einen Fliegerhorst der Navy.

Miss Abigail erwartete ihn in einer ledernen Fliegerhaube mit Brille, einer mit Lammfell gefütterten Fliegerjacke und kniehohen Stiefeln. »Ich möchte dir meinen Dad und meinen Bruder vorstellen«, sagte sie. Ihr Vater Clarence war das berühmte Flieger-As aus dem Weltkrieg. Er trug einen Mechanikeroverall. Ihr Bruder Jeremy, Ende Zwanzig, war ein berühmter Stuntpilot des Flugshow-Zirkus in den Südstaaten. Als er Gideon vorgestellt wurde, spiegelte dessen staunende Miene reine Bewunderung. Clarence fuhr Gideon durchs Haar. »Du bist also der böse Bube, der mir meine Tochter gestohlen hat«, stellte er fest. »Ach, nein, Mr. Winters. Nicht wirklich.«

Clarence wandte sich an seinen Sohn. »Funktioniert diese verdammte Cockpitheizung wieder, Jeremy?«

»Läuft wieder okay, Dad.«

»Und was war's?«

»Nur ein Wackelkontakt im Gebläse.«

»Gott sei Dank. In Spind zwanzig findest du was zum Anziehen in deiner Größe, Kleiner. Andys Kinderzeug müßte dir passen.« Während Gideon sich umkleidete, besprachen Abigail, ihr Vater und ihr Bruder den Flugplan.

»Neumond. Weich wie Seide müßte es heute sein, da oben«, meinte Clarence.

Die beiden Männer legten sich kräftig ins Zeug, um die Hangartür aufzustemmen, und wurden von den ausgebreiteten Armen des großartigsten Flugzeugs empfangen, das man sich vorstellen konnte. Sie zogen die Bremsklötze vor den Rädern weg, dann stellten sie sich je hinter einen Flügel und schoben den Flieger auf den Platz hinaus. Es war ein Consolidated P-30-Eindecker, eine zweisitzige Jagdmaschine.

Die Army hatte eine Anzahl von Prototypen getestet und einige Veränderungen an ihnen vorgenommen, bevor sie sich wieder von ihnen trennte und die Testmaschinen an ehemalige Flieger wie Clarence Winters verkaufte. Neu hatte das Flugzeug die Steuerzahler die immense Summe von über fünfzigtausend Dollar gekostet. Clarence, Jeremy und Miss Abigail bekamen die Maschine für ein Butterbrot, werkelten endlos an ihr herum und nannten sie nach Miss Abigails Mom Jenny. Die Jenny war eine der heißesten Kunstflugmaschinen des Südstaaten-Flugzirkus. Sie hatte alles, unter anderem einen Turbolader, der sie in zwanzigtausend Fuß Höhe auf die atemberaubende Geschwindigkeit von zweihundertfünfundsiebzig Meilen in der Stunde hinaufzujagen vermochte. Den Sitz des Heckschützen drehten sie um, verPassten ihm ein windschnittiges Schiebedach und versahen die Maschine mit einem verstellbaren Dreiblatt-Propeller. »Na, wie findest du sie, mein Sohn?« fragte Clarence. »Fabelhaft«, antwortete er mit einer Stimme, die ihm vor Aufregung ins Falsett umschlug. »Dann laß uns fliegen,

Partner.«

Gideon verschwand fast im hinteren Cockpit. Nach ihm kletterte Clarence auf den Flügel, beugte sich zu Gideon hinab und erklärte ihm die Apparaturen, den Gebrauch der Sauerstoffmaske und die Benutzung des Sprechfunkgeräts.

Mit schneeweißen Knöcheln klammerte sich Gideon fest, als die Maschine die Startbahn entlangrollte. Ganz flüchtig sah er, daß Clarence und Jeremy ihnen zuwinkten, und schon lösten sie sich vom Boden. Nach einer atemberaubenden Schleife über Norfolk und die riesige, vor Anker liegende Kriegsflotte entdeckte er den Vergnügungspark von Ocean View, vermochte die Wagen der Berg-und-Tal-Bahn auszumachen und konnte sogar den Mann auf dem Fahnenmast sehen. Eine Weile folgten sie dem Strand, dann drehten sie einen weiten Bogen aufs Meer hinaus, richteten die Maschine gerade und stiegen empor. Höher... und höher... in die Unendlichkeit und einen Mantel alles umfassender Dunkelheit hinein.

»Hörst du mich, Gideon?«

»Ja, Ma'am.«

»Alles okay bei dir?«

»Es ist phantastisch, Miss Abigail, einfach phantastisch!«

»Hast du Angst?«

»Nein, Ma'am.«

»Na schön. Dann leg deine Sauerstoffmaske an. Wir gehen höher. Verstanden?«

»Verstanden.«

Sie begannen zu steigen. »Festhalten, Partner, wir fliegen zum Mond!« Immer höher und immer schneller flog Miss Abigail, bis die Küste mitsamt Norfolk nur noch wie winziges Spielzeug wirkte. Wie mit zwei riesigen Armen umfing sie die Dunkelheit.

Gideon sah Miss Abigails Hinterkopf, beobachtete ihr Haar, das unter der Lederhaube flatterte. Er betete sie an dafür, daß sie

das alles nur für ihn tat!

»Gideon?«

»Ja, Ma'am?«

»Ich werde jetzt die Einstellung des Propellers verändern, damit der Motor möglichst wenig Geräusche macht. Wenn ich das tue, kann es sich anhören, als stottere der Motor, aber das ist völlig normal.

Verstehst du das?«

»Verstanden.«

»Gleich sind wir da, Gideon.«

»Wo?«

»Im Himmel.«

Miss Abigail suchte sich den dunkelsten Teil des Himmels aus, begann mit der Jenny in einer riesigen Spirale zu kreisen und verlangsamte das Tempo, bis die Maschine zu segeln begann.

»Jetzt, Gideon! Öffne dein Dach.«

Mit bebenden Händen öffnete Gideon das Glasdach und schob es nach vorn.

»Sieh hinauf, mein Junge! Sieh hinauf.«

Gideon, Miss Abigail und die Jenny schienen tatsächlich eins zu sein, wie ein Delphin zwischen Milliarden von Lichtern dahinzuschießen, die funkelten, lockten, winkten, und dann kam noch eine Milliarde mehr. Hier und da schienen Boliden, Sternschnuppen und Kometen praktisch in Reichweite vorbeizuschießen, einige nur sekundenlang aufleuchtend, während andere so prachtvolle Schweife hinter sich herzogen, daß es Gideon fast den Atem verschlug.

Rundherum, immer im Kreis flog die Jenny, ein bezauberndes Elfenkind, das neugierig eine unendliche Pracht erkundet. Doch alles, was ihnen vergönnt war, konnte höchstens ein Augenblick

sein, eine winzige Kostprobe. Trag mich höher! Können wir nicht ewig hierbleiben? Gideon hatte das Gefühl, er brauche nur aus der Maschine zu steigen und sich abzustoßen, um den Schweif eines Kometen packen und sich an ihm festhalten zu können.

Doch nichts währt ewig, vor allem kein Treibstoff. Gideon hoffte nur, daß er diese Minuten tief in sein Gedächtnis einzubrennen vermochte, daß er sie in Gedanken immer und immer wieder nachvollziehen konnte.

Er schloß das Glasdach und blieb benommen sitzen, während Miss Abigail den Motor ihres Vogels aufbrüllen ließ und sie sich wieder der Erde näherten... und den Kommunistenversammlungen... und den weißen Judenfressern... und dem Ringen um Luft, wenn Momma ihn in ihren Armen erdrückte... und zu Dad, der die Sonntagszeitung von Hearst zerriß, wenn Molly sie mit nach Hause brachte.

Als sie landeten, wirkte der Flugplatz geisterhaft. Clarence und Jeremy waren verschwunden, und Miss Abigail rollte die Maschine in den Hangar zurück. Gideon zog sich bei den Spinden um und traf sich mit ihr in dem schäbigen Büro, wo sie ihm heiße Schokolade gemacht hatte, die Schockwellen köstlicher Wärme durch seinen Körper schickte, obwohl er ja doch allergisch dagegen war. »Weißt du, warum ich dich mit da hinaufgenommen habe?« erkundigte sie sich. »Ich glaube schon.«

»Also, warum?«

»Es ist mir peinlich.«

»Nur zu, sprich's aus!«

»Weil Sie glauben, daß ich wie einer von diesen Kometen bin. Weil... weil...«

»Warum, Gideon?«

»Weil Sie wollen, daß ich weiß, wie es ist, da oben zu sein.«

»Ganz schön klug bist du, für einen Schriftsteller«, neckte sie ihn, wurde aber gleich wieder ernst. »Du wirst es sehr schwer haben, durchzukommen. Und du wirst viel Schmerzen ertragen müssen.«

»Ich weiß«, gab er zurück, »aber ich kann nicht anders.« Sie nahm den Topf von der Heizplatte und füllte seine Tasse noch einmal. »Ich gehe mit meinem Bruder nach Spanien, um für die Republikaner zu kämpfen.«

Eine ganze Weile sprach keiner von beiden ein Wort. »Ich gehe nicht als Kommunistin nach Spanien; aus der Partei bin ich ausgetreten. Ich gehe als Amerikanerin. Denn siehst du, die spanische Bevölkerung hat für eine Demokratie gestimmt, und die Faschisten versuchen die Demokratie zu vernichten. In Spanien, in der Regierung, gibt es eine starke kommunistische Partei, aber das heißt nicht, daß Spanien kommunistisch wird. Nach meiner Ansicht hat eine Demokratie mit den Kommunisten als eine von vielen Parteien durchaus eine Chance. Die Franzosen und die Engländer befürchten, die Kommunisten würden die Macht übernehmen, wenn die Demokratie gewinnt. Deswegen verhalten sie sich neutral. Und das bedeutet, daß sie Hitler und Mussolini Tür und Tor öffnen, und die werden den Faschisten helfen.«

»Ich habe verstanden«, sagte Gideon.

»Wenn Franco und die Faschisten in Spanien gewinnen, wird es zu einem zweiten Weltkrieg kommen. Zu einem Krieg, in dem du vermutlich auch kämpfen mußt. Deswegen müssen wir sie jetzt stoppen. Dies muß schon wieder ein Geheimnis zwischen uns beiden bleiben, Gideon, aber ich muß einfach hin. Ich werde dir schreiben, sobald ich kann.« Gideon nickte.

»Komm jetzt, ich fahre dich nach Hause«, erbot sie sich. »Nein danke, Ma'am, ich würde gern ein bißchen zu Fuß gehen. Ich werde meine sechste Klasse niemals vergessen, Miss Abigail. Und wenn ich etwas schreibe, das es wert ist,

veröffentlicht zu werden, werde ich es Ihnen widmen.«

»Gideon... ach, Gideon...«

»Ich liebe Sie, Miss Abigail«, rief Gideon und verließ fluchtartig den Hangar.

Molly traf sich jetzt fast nur noch mit Danny Shapiro, der im Lebensmittelgeschäft seines Vaters arbeitete. Es war ein kleines, sehr freundliches Geschäft mit knarrenden, durchhängenden Fußbodendielen, Schubladen voll Bohnen, einer Kaffeemühle, deren Duft himmlische Genüsse verhieß, Säcken voll Zucker und Mehl, einer langen Stange mit einer Zange oben dran, damit man die Dosen von den oberen Regalen herabholen konnte, und einem großen Glas voll Bonbons für je einen Penny. Irv Shapiro, Dannys Vater, brachte es nicht fertig, einem Nachbarn, der arbeitslos oder in Geldverlegenheit war, eine Bitte abzuschlagen. Er kam aus mit dem Geld, das er verdiente - gerade eben. Wenn er alle Außenstände kassieren könnte, sagte er immer, könnte er die gesamte A&P-Lebensmittelkette aufkaufen. Obwohl Molly Gideons Rückhalt war, vor allem, nachdem es Miss Abigail nicht mehr gab, wußte er, daß seine Schwester ein Recht auf ihr eigenes Leben hatte. Danny war nicht nur keine Bedrohung für ihn, nein, Gideon sah sogar eine Art großen Bruder in ihm. Er konnte sich immer darauf verlassen, daß Danny fünf oder sogar zehn Cent rausrückte, damit er sich ein Eis kaufen ging und Danny mit Molly auf der Hollywoodschaukel der Veranda knutschen konnte. Außerdem durfte Danny das Auto von Irv benutzen, einen Essex, und nahm Gideon mit zum Picknick, an den Strand oder ins Kino. Manchmal gingen Gideon und Danny sogar allein zu einem Baseball- oder Footballspiel, worüber Molly sich natürlich ärgerte, aber sie interessierte sich nicht sehr für Sport und freute sich außerdem über die Freundschaft zwischen ihrem Bruder und ihrem Beau. Im Sommer arbeitete Molly als Verkäuferin im Five-and-Dime-Store und erstand mit ihrem Lohn ein Radio, das

ihnen das Leben sehr viel vergnüglicher machte. An den Sonntagabenden wurde die Jack Benny Show gesendet, die sich halb Amerika anzuhören schien, darüber hinaus gab es aber auch andere fabelhafte Programme wie etwa die Fred Allen Show, Major Bowes and His Original Amateur Hour, The Shadow und The Texaco Star Theater. Gideon suchte sich die wirklich guten heraus und studierte sie im Originaltext, vor allem die Hörfunkdramen von Arch Oboler, Norman Corwin und Orson Welles, sowie die Adaptionen der großen Theaterstücke der U. S. Steel Hour. Dazu gab es die Metropolitan Opera Broadcasts und Toscanini als Dirigent des NBC Symphony Orchestra.

Nathan weigerte sich, ein Radio zu kaufen, weil die Sendungen entweder ›bourgeois-trivial‹ oder ›reaktionäre Propaganda‹ seien. »Dieser Gabriel Heatter mit seinen dreckigen Nachrichten ist ein Faschist!«

Als Molly den Atwater-Kent-Tischapparat nach Hause mitbrachte, mußte Nathan jedoch einsehen, daß er ihn nicht mehr loswerden würde, denn da stand er nun, mitten in der Küche, die ihnen gleichzeitig als Wohnzimmer diente. Wurde Nathan beim Zuhören erwischt, zuckte er hastig entrüstet mit den Achseln und ging hinaus, oder er setzte sich zwischen das Radio und die Familie, schlug sein Exemplar der Freiheit auf, las laut vor sich hin und raschelte so stark mit dem Papier, daß niemand etwas verstehen konnte. Er schien sich nur noch für die Partei zu interessieren. Die unverrückbaren Regeln seines Lebens waren vom Zentralkomitee festgelegt worden, darüber hinaus existierte für ihn nichts anderes. Sogar Leah, die nur selten zu Hause war, ließ sich von den Soap operas zu Tränen rühren, weil sie den täglichen Lebenskampf der kleinen Leute darstellten, mit denen sie sich identifizieren konnte. Die Ehe von Leah und Nathan war inzwischen vollkommen zerrüttet. Ihre Meinungsverschiedenheiten wuchsen sich immer wieder zu kreischenden Wortschlachten voll unerträglicher Verbalinjurien

aus. Die Adern auf Nathans Stirn schwollen so stark an, daß sie zu platzen drohten, und Leah hatte es sich in letzter Zeit angewöhnt, sich mit den eigenen Fäusten ins Gesicht zu schlagen. Oder sie riß das Fenster auf, schrie der gesamten Nachbarschaft ihre Qual entgegen und drohte immer wieder, sich umzubringen. Der Polizei war ihre Adresse nur allzugut bekannt. »Ich springe aus dem Fenster!« schrie sie. Woraufhin Nathan das Fenster öffnete und einladend zurücktrat. Leah fiel prompt in Ohnmacht und blieb ›bewußtlos‹ liegen, bis sie es an der Zeit fand, sich tapfer aufzurappeln und zu einer Versammlung zu gehen. Gideon war von der Jugendbande des Viertels als Mitglied akzeptiert worden, obwohl die anderen seine Eltern für verrückt hielten. Doch er konnte spannende Geschichten erzählen, machte sich als erster Baseman mit dem Handschuh recht gut und gehörte nun, obwohl er ein Judenjunge war, tatsächlich richtig zu ihnen. Hinter der Wohnung lag eine Garage, in der nur altes Gerümpel aufbewahrt wurde. Auf den kleinen Dachboden über dem Raum konnte er sich verkriechen und stundenlang lesen oder Geschichten schreiben. Nur Molly und einige gute Freunde wußten von diesem geheimen Versteck. Und seine größte Freude war es jeweils, von hier aus mit Miss Abigail zu korrespondieren.

Getafe Air Base Madrid

3. August 1936

Mein liebster Freund Gideon, endlich sind Jeremy und ich in Spanien angekommen! Um hierher zu gelangen, mußten wir von Frankreich aus eine sehr schwierige Route über die Pyrenäen bewältigen. Später werde ich Dir mehr darüber schreiben. Flieger werden hier dringend gebraucht, und so wurden wir sofort dem Internationalen Geschwader Malraux zugeteilt. Meine Maschine ist eine Boeing P-12, ein uralter Vogel, aber sie tut alles, was ich von ihr verlange. Wir kämpfen gegen die Italiener und Deutschen der Legion Condor, denen die neuesten

Fiats und Messerschmitts zur Verfügung stehen. Die Condor-Flieger waren ganz gut, solange sie keinen richtigen Gegner hatten, doch bei unseren ersten drei Aufklärungsflügen haben wir ihnen ein paar Fluglektionen erteilt. Jeremy hat seinen ersten Gegner abgeschossen...

Norfolk

11. Oktober 1936

Liebe Miss Abigail, ... Bei uns im Haus bahnt sich eine Krise an. Ich feiere bald meinen dreizehnten Geburtstag, an dem die jüdischen Jungen durch eine Zeremonie in die Gemeinde aufgenommen werden, die man Bar Mizwa nennt. Meine Großeltern liegen mir ständig in den Ohren, daß ich mich aufnehmen lassen soll, und wollen, daß ich im nächsten Sommer nach Baltimore reise, um den entsprechenden Unterricht zu nehmen. Aber mein Vater sagt, daß er mir das niemals verzeihen würde, und außerdem würde er Ärger mit der Partei kriegen...

Getafe Air Base Madrid

15. November 1936

Mein liebster Freund Gideon, ... Du darfst nicht vergessen, daß ich zwar nicht mehr Mitglied der Kommunistischen Partei bin, dennoch aber fest an das glaube, was wir hier in Spanien tun. Als ich damals Kommunistin wurde, glaubte ich dabei helfen zu können, einige der Ungerechtigkeiten in Amerika zu beseitigen. Später jedoch mußte ich zusehen, wie die Kommunisten einander gegenseitig brutal vernichteten. Und während sie behaupteten, die reine Demokratie in Rußland errichtet zu haben, entpuppten sie sich als die undemokratischste Organisation auf unserem Planeten. Sie sind gewiß nicht die richtige Lösung für Amerika. Inzwischen habe ich Roosevelt

schätzen gelernt und weiß nun, daß eine echte Demokratie gar keine Patentlösung besitzen kann für alle Probleme ihrer Gesellschaft. Wir können nicht - wie die Kommunisten - unsere Nachbarn, unser Land und uns selbst fürchten, um existieren zu können, und tun es auch nicht.

Ich bin in Spanien, um gegen Hitler und die italienischen Faschisten zu kämpfen. Ich wünschte zu Gott, die Amerikaner hätten mehr Verständnis dafür.

Wenn Du wirklich Schriftsteller werden willst, brauchst Du Freiheit. Die kommunistischen Schriftsteller, deren Weg ich verfolgt habe, sind entweder unter Protest aus der Partei ausgetreten oder zu Vervielfältigungsmaschinen und Lügenautomaten geworden. Schriftsteller können in der Atmosphäre einer Tyrannei nicht leben. Befreie Dich, Gideon... Befreie Dich!

Norfolk

25.Januar 1937

Liebe Miss Abigail, ... Meine Familie ist tieferschüttert über die Säuberungen in der Sowjetunion. Tausende von jüdischen Intellektuellen, Ärzten, Künstlern und Politikern sind vor Gericht gestellt und entweder in die Verbannung geschickt oder umgebracht worden. Zahlreiche jüdische Parteimitglieder sind aus Protest ausgetreten. Mein Vater duldet nicht, daß dieses Thema in unserem Haus angeschnitten wird, aber meine Mutter und Molly haben nun doch Bedenken gekriegt.

Nachdem mir vier Jahre lang eingebleut wurde, Roosevelt zu hassen, befiehlt uns die Partei nun wieder, ihn zu unterstützen. So machen sie es in vielen Fragen, sagen heute dies und morgen genau das Gegenteil...

Getafe Air Base Madrid

15. März 1937

Mein liebster Freund Gideon, ... Vor kurzem haben wir zwei große Schlachten bei Jarama und Guadalajara geschlagen, und es ist schwer zu sagen, wer sie gewonnen hat. Wie Du wohl weißt, wird Madrid fast seit dem ersten Kriegstag belagert, und so ist es heute noch, nur daß die faschistische Artillerie jetzt in die Stadt hineinschießen kann, und es ist ein Jammer, mit ansehen zu müssen, wie die herrlichen Gebäude, viele davon jahrhundertealt, vernichtet werden. Noch schlimmer ist es, den von der Blockade verursachten Hunger mit anzusehen. Ich wünschte zu Gott, die Demokratien würden ihren schrecklichen Boykott endlich aufgeben. Sie helfen damit nur, eine andere Demokratie zugrunde zu richten. Unsere fünf internationalen Brigaden haben jetzt über fünfunddreißigtausend Freiwillige aus der ganzen Welt und halten die Republik zusammen, während sie eine spanische Volksarmee aufstellen.

Auf unser Abraham-Lincoln-Bataillon kannst Du stolz sein. Sie haben an allen Fronten großartig gekämpft, auch wenn sie schwere Verluste erleiden mußten...

Norfolk

12.Juni 1937

Liebe Miss Abigail, ... Gerade habe ich das neue Buch von John Steinbeck gelesen. Es heißt ›Stürmische Ernte‹ und erinnert mich an Ihren Kampf in Spanien. Er wird wirklich einer der größten Schriftsteller unserer Zeit werden...

... Sie erinnern sich doch sicher an die Jungens aus der Turney Boys Home Orphanage. Wissen Sie noch, wie die sich an der J.E.B. Stuart immer geprügelt haben? Na ja, mein Team hat sie beim Baseball besiegt, und ich war auch nicht ganz unbeteiligt an diesem Erfolg. Wie ich hörte, prügeln sie sich so oft, weil sie Angst haben. Die haben wirklich genauso viel Angst wie ich. Ich habe ein Stück für sie geschrieben, das sich annähernd auf

The Front Page stützt, es war zum Totlachen und kam gut an. Ich fühle mich jetzt ganz wie einer von ihnen...

Getafe Air Base Madrid

7. Juli 1937

Mein liebster Freund Gideon, ... Mit tiefer Trauer muß ich Dir mitteilen, daß mein geliebter Bruder Jeremy abgeschossen wurde...

... Seit seinem Tod träume ich jede Nacht nicht nur von ihm, sondern auch von den jungen Männern, die ich abgeschossen, am Boden getötet oder mit Bomben umgebracht habe. Natürlich weiß ich, daß es sich um Nazis und Faschisten handelt, aber ich muß ständig an den Kummer denken, der in ihren Familien jetzt herrscht, weil ich um den Kummer in meiner Familie weiß. Was wäre wohl aus diesen jungen Männern geworden? Habe ich einen Schriftsteller getötet, einen Künstler? Wie viele Prachtjungen liegen in der spanischen Erde begraben... Ach Gideon, mein lieber Gideon, ich möchte so gerne nach Hause kommen, aber ich bin so furchtbar erzürnt über das, was diesem wunderschönen Land angetan wird... Wenn ich nur mit Sicherheit wüßte, daß Du nicht in einen Krieg ziehen mußt, wäre das all die Opfer wert.

Norfolk

10. August 1937

Liebe Miss Abigail, ... Ihre Mom und Ihren Dad besuche ich, sooft ich kann. Sie halten sich vorbildlich, aber sie wünschten, Sie würden nach Hause kommen. Ich auch. Sie haben doch genug getan, wirklich und wahrhaftig genug...

Getafe Air Base Madrid

20. Oktober 1937

Gideon! Ich habe Ernest Hemingway kennengelernt! Weißt Du, ich bin so eine Art Kuriosum als Aviatrice, also fuhr ich nach Madrid hinein, weil er eine Story über mich schreiben wollte, und wir sind sehr schnell Trinkkumpane geworden. Wie die meisten anderen Journalisten auch bewohnt er ein Zimmer im Hotel Florida. Das gesamte Territorium der Republikaner ist halb verhungert. Seit Monaten hat kein Mensch mehr frisches Fleisch zu sehen gekriegt. Nun ja, Hemingway wohnt im vierten Stock des Hotels (die beiden obersten Etagen sind von Artilleriegranaten weggeschossen worden). Er ließ mich eintreten, und da, am Fenster, hing eine ganze Rinderhälfte!

Er verfolgt den Krieg mit speziellen Landkarten, Feldstechern, Pistolen, KomPass, Nagelstiefeln und Feldflaschen voll Scotch. Die Front ist höchstens eine zwanzigminütige Taxifahrt von Madrid entfernt, also zeigte er mir, wie der Krieg am Boden aussieht... Anfangs war ›Papa‹ eigentlich neutral, inzwischen steht er aber voll auf Seiten der Republikaner. Für einen so großartigen Schriftsteller ist er wirklich sonderbar - mit seiner Angst, sich politisch festzulegen...

Erinnerst Du Dich noch, wie wir über seine Persönlichkeit sprachen? Er hat ein großes Männlichkeitsproblem. Ständig hat er eine Freundin auf Abruf, und seine Eskapaden sind berüchtigt. Er versuchte auch meinen Skalp zu erobern, aber ich erklärte ihm, ich sei bis über beide Ohren in einen jungen Mann von dreizehn Jahren verliebt und beabsichtige ihm treu zu bleiben. Das Problem bei ›Papa‹ ist meiner Ansicht nach, daß er sich, sobald eine andere Person in seiner Nähe ist, bemüßigt fühlt, den Macho zu spielen. Er hat sich ein Image geschaffen, das ihn zuweilen als Mensch größer erscheinen läßt als sein Werk. Jedermann in seiner Umgebung schmeichelt ihm, manche bemühen sich sogar, ›hemingwayisch‹ zu sprechen. Ich glaube, daß er tief im Innern ein sehr unsicherer Mensch ist und diese öffentliche Version seiner Persönlichkeit schaffen mußte, um

seine vielen Ängste zu kaschieren.

Eines Tages wird ›Papa‹ lange in den Spiegel schauen und dabei erkennen müssen, daß er nicht halb so groß ist, wie er sich aufgeblasen hat. Wenn er das erkennt, kann er nicht mehr dem Bild entsprechend leben, das er geschaffen hat, und dann wird er in ernsthafte Schwierigkeiten geraten.

Aber es ist großartig, ihm bei der Arbeit zuzusehen. Er läßt sich von nichts und niemandem behindern, wenn er hinter einer Story her ist. Bürokraten und Paragraphenreiter wischt er beiseite, gibt sich furchtbar arrogant und hat natürlich immer recht (nach seiner Meinung). Ich erzähle Dir all dies, weil Du eines Tages vielleicht das gleiche tun mußt, um ein großer Romancier zu werden.

Als ich ihm von der Story erzählte, die Du geschrieben und für die Du Dir seinen Plot von ›In einem anderen Land‹ ausgeborgt hast, nur daß sie bei Dir in Mexiko spielt, hat er vor Vergnügen brüllend gelacht und Dir das beigefügte Briefchen geschrieben...

Lieber Gideon Zadok, wie Abigail Winters mir berichtet, willst Du ein großer Schriftsteller werden. Nun, Dein Start mit dem von mir stibitzten Plot ist ja recht vielversprechend. Eines Tages werde ich Dir erzählen, wie viele Plots ich mir ›ausgeborgt‹ habe. Vergiß nur nicht, mein Junge, immer nur von den Besten zu stehlen! Einen Roman zu schreiben erfordert die Courage eines Marathonläufers, und wenn du denn schon mal laufen mußt, solltest du wenigstens den Marathon gewinnen. Glückliche Zufalle und blindes Selbstvertrauen können keineswegs schaden. Sämtliche Bastarde dieser Welt werden lachen und höhnen, weil sie nicht mal genügend Talent haben, um sich allein den Hosenschlitz zuzuknöpfen. Zum Teufel mit ihnen, vor allem mit den Kritikern. Steh aufrecht, mein Sohn, und seist Du auch noch so zerschlagen und verletzt. Ich hoffe

eines Tages von Deinem Erfolg zu hören. Dein Freund Papa Hemingway

Gideon betrat die Küche, warf seine Bücher auf den mit Wachstuch bedeckten Tisch und untersuchte den Eisschrank. Er war, wie üblich, beinah leer. Ein paar einsame Packungen Sandwich-Fleisch sahen wenig appetitlich aus. An der Pinnwand steckte der übliche Zettel von Leah. Sie schrieb, daß Momma geschäftlich fortmüsse und über Nacht nicht nach Hause kommen werde. Molly solle ihm ein Eier-Sandwich machen. Außerdem gebe es noch einen Apfel.

Momma liebe ihren Jungen sehr.

Leah wurde mit ihren Ausflügen jetzt immer dreister. Mit einem Achselzucken wandte sich Gideon ab und wollte sich gerade an seine Hausaufgaben setzen, als er aufblickte und Molly an der Tür entdeckte. Sie sah aus wie der Tod.

»Hi«, grüßte Gideon. »Was ist denn los? Bist du krank?«

»Hast du heute schon Zeitung gelesen oder Radio gehört?«

»Nein.«

»Dann mußt du jetzt ganz tapfer sein, Gideon.«

»He, was ist los?«

Molly legte die Nachmittagsausgabe des Ledger Dispatch auf den Tisch, schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Gideon starrte auf die Schlagzeile.

NORFOLK-AVIATRICE IN SPANIEN GEFALLEN

Abigail Winters, Tochter eines Fliegerhelden aus dem Ersten Weltkrieg, bei Luftkampf abgeschossen

Abigail Winters Tod war die niederschmetterndste und tragischste Erfahrung im Leben des jungen Gideon. Tagelang

bewegte er sich wie ein Schlafwandler, aß kaum, schlief kaum. Stundenlang hielt er sich auf dem Dachboden der Garage auf, wo er sein ›Büro‹ aufgeschlagen hatte. Dann kam als letzter Donnerschlag die Nachricht, daß seine Mutter Norfolk zu verlassen und ihn mitzunehmen gedenke. Nun weigerte er sich, überhaupt noch seinen Dachboden zu verlassen, lag ganze Tage und halbe Nächte zu einem Ball zusammengerollt dort oben und starrte ins Leere. Molly kam ihn häufig besuchen, zwang ihn, wenigstens ein bißchen zu essen, und versuchte ihm ein paar Worte abzuringen. »Bist du mir böse?« fragte sie ihn. »Nein.«

»Momma hat sich vermutlich schon vor längerer Zeit entschlossen, nach Baltimore zurückzukehren, und wohl nur darauf gewartet, daß Dad verreist. Ich hab' alles mögliche versucht, aber sie läßt sich nicht davon abbringen.«

Unvermittelt platzte Gideon heraus: »Ich will nicht weg aus Norfolk! Hier hab' ich alle meine Freunde. Ich bin gerade Captain von unserem Baseballteam geworden, weil ich so gut bin. Als einer von den Jungens sich mit mir prügeln wollte, haben sich vier von den Jungens aus dem Turney Home auf ihn gestürzt. Ich schreibe ihnen noch ein Theaterstück. Abigails Dad hat mich zum Fliegen mitgenommen und will mir Unterricht geben. Er behandelt mich wie seinen eigenen Sohn, und er braucht mich!«

»Gideon, Liebling, es wird schon nicht so furchtbar schlimm werden. Du hast ein Dutzend netter Cousins in deinem Alter und weißt genau, wie sehr Onkel Lazar und Onkel Dominick dich lieben.«

»Ich will aber nicht in dem Haus in der Monroe Street wohnen. Da laufen überall Ratten rum, und alle Schulhöfe sind aus Beton.« Mollys Augen füllten sich mit Tränen. »Nicht weinen, Molly.«

»Es tut mir so leid, daß ich nicht mitkommen und mich um dich kümmern kann«, schluchzte Molly. »Aber Bubba hat dich

auch sehr lieb...«

»Ja... sicher...«

»Ich bin jetzt neunzehn Jahre alt, Liebling. Vor anderthalb Jahren hätte ich schon mit der High School fertig sein müssen, aber jedesmal, wenn wir umziehen mußten, haben sie mich um eine Klasse zurückversetzt. Einiges davon habe ich aufgeholt, doch wenn ich nun nach Baltimore gehe, werden sie mich wieder zurückstufen. Wenn ich mit meiner Klasse den Abschluß machen will, muß ich hier in Norfolk bleiben. Sobald ich die Schule beendet habe, kann ich mir einen anständigen Job suchen und dich zu mir holen oder zu dir kommen.«

Er rammte beide Fäuste in die Taschen und biß die Zähne zusammen.

»Okay, Baby? Sag mir, daß es okay ist, ja?«

»Na klar, ich hab's kapiert. Ehrlich. Es wäre egoistisch von mir.« Molly legte dem Bruder beide Hände auf die Schultern und sah ihn mit einem kleinen Lächeln an. »Hi, Blauauge!« Gideon nahm seinen ganzen Mut zusammen. »Der liebe Gott läßt alle Schriftsteller leiden. Er will sie prüfen, um zu sehen, ob wir durchhalten. Er will harte Schriftsteller haben.«

»Es gibt da noch etwas, das ich dir erzählen muß, Gideon. Sieh mich an. Danny und ich sind seit drei Monaten heimlich verheiratet. Nicht einmal Momma weiß davon. Wir haben dich beide sehr, sehr lieb. Und Danny möchte dich ebenso gern bei uns haben wie ich.«

»Ich mag Danny«, gab Gideon zurück. »Und ich bin froh, daß ihr beiden euch habt.«

»Ach Gideon! Nimm mich in die Arme und drück mich bitte, so fest du kannst!«

Der schwarze Steward klopfte an die Kabinentür. Leah schlüpfte in ihren Morgenrock und öffnete.

»Ihr Tee mit Toast, Ma'am«, meldete er. »In ungefähr einer Stunde sind wir in Baltimore.«

Gideon kletterte von der oberen Koje herunter, wusch sich an dem winzigen Waschbecken das Gesicht und putzte sich die Zähne. Momma drängte ihn beiseite. Sie mußte ihr Makeup auflegen: kalkweißen Puder, damit sie bleich wirkte, und dunkle Augenschatten, damit sie krank aussah. Gideon hatte schon oft erlebt, daß sie dieses besonders fahle Gesicht benutzte, wenn sie eine Auseinandersetzung mit Dad hatte, für ihn einen Antrag bei der Wohlfahrt oder einer freien Klinik stellte oder sonstwie zeigen wollte, wie sehr sie litt.

»Ich geh' zum Frühstück rüber«, erklärte er. »Aber achte darauf, was du bestellst«, warnte sie ihn. »Vergiß nicht: keine Eier mit Speck, aber vielleicht Buttermilch.« Gideon ging an Deck, um die frische Luft des frühen Morgens zu genießen, während der Nachtdampfer von Norfolk nach Baltimore durch die Bucht stampfte. Der Junge litt noch immer sehr unter Miss Abigails Tod. Er lehnte sich an die Reling und dachte an den Roman, an dem er sich versuchen wollte, einen Roman, der der Welt zeigen sollte, welch eine wunderbare, großartige Frau Abigail Winters gewesen war.

Mit großer Umsicht hatte Leah über einen Zeitraum von mehreren Monaten hinweg die Vorarbeit für ihre Abreise geleistet. Sie hatte festgestellt, daß das Wasser in Norfolk völlig verschmutzt, ja nahezu giftig, das Klima ungesund und die Luft mit gefährlichen Schadstoffen verseucht war. Alles Dinge, die Gideons zarter Gesundheit abträglich waren.

Molly und Gideon dagegen ahnten den wahren Grund für Mommas Plan: Sie hatte die Nase voll von ihrer Ehe mit Dad. Eine Serie heimlicher Anrufe von einem Zahnarzt in New York ließ darauf schließen, daß sich der Anrufer für mehr interessierte als nur für Leahs Zähne.

Bei der Arbeitssuche - nicht etwa für sich, sondern für Nathan

war Leah äußerst geschickt vorgegangen und hatte ihm als Zweitarbeit zahlreiche Wochenendjobs verschafft. Den Kindern war klar, daß sie das nicht nur tat, um die ewig leere Speisekammer zu füllen, sondern um ihn aus dem Haus zu kriegen, damit sie ihre ebenso zahlreichen Amouren ausleben konnte.

Unmittelbar vor den Schulferien teilte Leah ihrem Mann mit, daß sie für ihn durch Vermittlung von Verwandten in Pittsburgh Arbeit für die gesamte Goldrush-Saison bekommen hatte. Und kaum war er nach Norden abgereist, da fing sie schon hastig an zu packen und nannte als Grund dafür das ungesunde Klima, das schlechte Wasser und die widrigen Lebensbedingungen in Norfolk. Anfangs wollte sie Molly unbedingt mitnehmen, aber als Molly drohte, Nathan alles zu verraten, gab sie nach. Gideon war schon oft mit der Old Bay Line nach Baltimore gefahren, und fast immer war es lustig gewesen. Mit Onkel Dominick hatte er sich im Oriole Park zahlreiche Ballspiele angesehen, große Spiele mit Mannschaften gleich unter den Oberligen. In der Lyric Hall gab es Konzerte und Opern und manchmal wirklich gute Aufführungen von Wanderbühnen im Ford Theatre. Seine Cousins waren nett, aber am liebsten mochte er Onkel Lazar, der ein Marine gewesen war, und Lazars vollbusige französische Frau, Tante Simone.

Als sie im Hafenbecken von Baltimore einliefen, lag Leahs Hand bebend vor Nervosität auf der Schulter ihres Sohnes. Die President Warfteid nahm Kurs auf ihren Liegeplatz, wurde geschickt an den Kai manövriert, und dann rollte die Gangway in Position.

»Da ist sie!« rief Leah aufgeregt. »Momma! Momma! Hier bin ich!«

Bubba Hannah hatte sie gleich entdeckt und winkte lebhaft, als sie von Bord gingen.

»Momma! Momma!«

Umarmungen. Tränen.

»Gideon! Mein Gott, wie ist der Junge groß geworden!«

»Er ist krank. Norfolk macht ihn völlig fertig. Gott sei Dank, daß wir endlich hier sind.«

»Komm, Leah, komm. Lazar ist mit dem Wagen da. Er parkt auf der anderen Seite der Pier.«

Gideon kam das kleine rote Backsteinhaus mit der weißen Marmortreppe in der Monroe Street viel kleiner und enger vor, als er es in Erinnerung hatte. Wo sollte es da bloß Platz für ihn geben? Wie sollte er schreiben können, während andere Menschen im selben Raum schliefen?

Seide Moses blickte kaum von seiner Näharbeit im Vorderzimmer auf, als sie aufgeregt plaudernd hereindrängten. Na schön, dachte Moses, ist Leah also wieder zu Hause.

Bubba war älter und unbeweglicher geworden, vergaß aber trotzdem Leahs gewohntes Fußbad nicht. Gideon rollte sich auf einer durchgesessenen, ramponierten Couch ohne Beine zusammen, die wenig zweckmäßig in einer Ecke der Küche stand. Moses schlich sich aus seiner Werkstatt auf die hintere Veranda, um seine unzähligen Rattenfallen aufzustellen und dabei zu lauschen. Während Leah ihre Füße im Wasser badete, machte sich Hannah an ihre Sabbatbäckerei, rollte und drehte den Teig, schlang ihn geschickt zu Knoten und formte das vorgeschriebene Challa-Brot. Schließlich reichte sie Gideon die Schüssel, damit er die letzten Teigreste auslecken konnte.

»Wie eine Sklavin hab' ich geschuftet, Momma! Und Nathan, der kleine momser, hat mir den letzten Penny aus der Tasche gezogen. Wenn ich nicht von Tür zu Tür gelaufen wäre, um für ihn Arbeit zu finden, wären wir alle zusammen verhungert.«

»Ich hab' dir von Anfang an gesagt, daß er ein Taugenichts ist. Also wirst du vielleicht jetzt endlich auf deine Momma hören.«

»Die Milch vor der Tür unserer Nachbarn mußte ich für dieses Kind stehlen.«

»Ein nichtsnutziger Herumtreiber ist er. Diese Kommunisten machen immer nur Ärger. Sei froh, daß du ihn los bist.« Bubba tat, als spucke sie auf den Fußboden. »Und wo ist Molly?«

»Ach Momma, es bricht mir das Herz«, klagte Leah. »Sie wollte unbedingt in Norfolk bleiben. Unter dem Vorwand jetzt hör dir das an! -, daß sie mit ihrer Klasse zusammen den Abschluß machen müsse. Als sei die Western High School von Baltimore eine Müllkippe. In Wirklichkeit wird Molly vermutlich nur Unfug treiben wollen mit diesem Danny Shapiro. Ist kein Geheimnis, worauf der scharf ist.«

»Kenst schtarben aveck.«

»Der muß aus einer Familie von Mongolen kommen, oder so was Ähnliches. Eine Stufe über den Schwarzen. ›Molly‹, hab' ich sie angefleht, ›wirf doch dein Leben nicht weg an so einen Kerl! Was für eine Zukunft kann dir der bieten?‹ Genausogut hätt' ich gegen die Wand reden können. Die Kinder hören heutzutage kein einziges Wort mehr, das man ihnen sagt. Ich bete nur, daß sie nicht mit einem kleinen Geschenk im Bauch hierherkommt, nach Baltimore. «

»Der Kopf von so 'nem schmock kennt kein Gewissen«, stimmte ihr Hannah zu.

»Also, wo werden wir Gideon unterbringen?«

»Oben im Vorderzimmer bei Als und Fannys Kindern.« O Gott, stöhnte Gideon innerlich.

Eine Rattenfalle schnappte zu, und auf der Veranda hörte man Moses fluchen. Die Türglocke läutete.

»Moses!« rief Hannah. »Kundschaft! Vermutlich Mr. Sachs zur Anprobe.«

Moses kam in die Küche geschlurft; unter seiner schmierigen Weste lugten die Fransen seines Gebetsmantels hervor. Mit

einem knochigen Finger deutete er auf Gideon. »Du hast keine Bar Mizwa gehabt. Du gehst zur schul und lernst, bis du zur Torah gerufen werden kannst.«

»Ich gehe nicht in die hebräische Schule«, protestierte Gideon.

»Du bist ein goj!«

»Sei still und sieh nach, wer an der Haustür ist«, befahl Hannah. »Der Junge wird keines natürlichen Todes sterben«, blaffte sein Großvater und schlurfte zur Küche hinaus.

»Hub em in dread«, sagte Hannah, als ihr Mann verschwunden war. »Verdient nicht mal genug, um einen Kanarienvogel zu füttern. Drei Dollar ist für ihn eine erfolgreiche Woche. Und Al Singer, Fannys Mann, ist auch nicht gerade das große Los. Wir leben von den fünf Dollar, die Lazar abgibt, und vielleicht den paar Dollar von diesem Itaker Abruzzi.«

»Und Gilbert Diamond mit seinen Millionen?« fragte Leah.

»Von dem kriegen wir bubkes.«

»Gibt euch Jake Rubenstein denn auch nichts?«

»Wann hat Jake Rubenstein schon mal zwei Pennies in der Tasche gehabt? Nu, jetzt werd' ich mal nach nebenan gehn und Pearl anrufen, damit der Itaker uns das Rollbett bringt. Leah, du schläfst bei mir im Mittelzimmer.« Leah deutete fragend auf die Haustür.

»Der alt kocker? Der hat 'ne Liege vorn in der Werkstatt. Viel zu gut für ihn, wenn du mich fragst. Legt keine fünfzig Cent auf den Tisch für den Haushalt.«

»Na ja, macht nichts«, erklärte Leah. »Ich werd' nicht sehr lange bleiben. Setz dich, Momma, ich hab' dir was zu sagen. Komm, komm, nun setz dich schon. Und sprich Jiddisch.«

Gideon verstand die beiden genauso perfekt wie Molly vor einiger Zeit.

»Ich werde nur bis nach dem Sabbat bleiben, Momma. Stell dir vor, ich bin nach New York City eingeladen!«

Hannah musterte ihre Tochter verständnisinnig, trocknete sich die Hände und setzte sich seufzend auf einen Stuhl.

»Ich hab'... Ich glaube, Momma, dies ist mein Traummann. Ein Zahnarzt.«

»So schnell?«

»Eigentlich hab' ich ihn schon letzten Sommer kennengelernt. Ganz zufällig. Ich war in Virginia Beach, und er kam mit seiner Familie aus New York dahin.«

»Mit seinen Eltern?«

»Nicht direkt. Mit seiner Frau und seinen Kindern.«

»Aber Leah, du bist verheiratet, und er auch.«

»Er ist sehr unglücklich in seiner Ehe. Und außerdem hat er seit über einem Jahr nicht mehr mit seiner Frau geschlafen.«

»Und du glaubst ihm diesen Schmus? Vor Zahnärzten solltest du auf der Hut sein, vor allem, wenn sie mit ihrem Gas ankommen. Als deine Großtante Sylvia, Gott hab' sie selig, plötzlich aufwachte, entdeckte sie Duweißtschonwas Duweißtschonwo.«

»Aber Momma, ich kenne den Unterschied zwischen Liebe und Verliebtheit. Dieser Zahnarzt ist ein Gentleman. Aus Brooklyn.

Mit einem dreistöckigen Sandsteinhaus im Bensonhurst-Distrikt.

Er hat ein Auto, einen Terraplane, Baujahr 1937, und kauft sich alle zwei Jahre ein neues. Glaube mir, Momma, ich hab' nicht das geringste getan, um ihn zu verführen. Aber als er mich sah, wie ich in meinem Badeanzug aus der Umkleidekabine kam, da war er hin.

Nicht mal guten Tag hab' ich ihm gesagt.«

»Natürlich nicht. Und was war dann?«

»Gar nichts, Momma, aber der Mann war fasziniert von mir. Ich hab's bestimmt nicht herausgefordert. Ja, und dann kamen die Liebesbriefe, die Blumen. Du siehst also... Einmal bin ich zum Wochenende nach New York gefahren. Ein rein bekanntschaftlicher Besuch. Mein Gott, tausend Geschichten mußte ich für Nathan erfinden, das kleine Wiesel.«

»Die Sache gefällt mir nicht, Leah. Du willst den Kindern die Familie nehmen.«

»Wie kannst du so was sagen, Momma! Dieser arme Mann lebt seit Jahren in tiefem Elend. Ein bißchen Mitgefühl, ein bißchen Verständnis ist da wohl das wenigste, was ich ihm geben kann. Er sehnt sich nach Kultur. Was ist so schlimm an einem bißchen Kultur?«

»Ich... Ich... krieg'... ich krieg' keine...« stöhnte Gideon plötzlich.

»Was hat der Junge?« fragte Hannah ängstlich, als Gideon seinen Hals umklammerte und um Luft rang. »Ich krieg' keine Luft!«

»O mein Gott«, kreischte Hannah.

»Schon gut, Momma«, sagte Leah beschwichtigend. Fast wäre sie ausgerutscht, als sie aus der Wasserwanne stieg und zu ihrer Handtasche eilte. »Ich hab' ein Adrenalinspray für ihn mitgebracht.«

Nathan brauchte dringend ein geruhsames Wochenende zu Hause. Als er die kleine Wohnung betrat, riß er vor Entsetzen die Augen auf. Ohne Möbel, die - weil unbezahlt - wieder abgeholt worden waren, sah sie aus wie eine alte Hure, der man ihren Makeup-Koffer gestohlen hat.

Er war todmüde. Der Job in Pittsburgh war körperlich unheimlich anstrengend gewesen, die übliche Sklavenarbeit für

einen betrügerischen Slumbesitzer. Und als er sein Geld abholen wollte gevalt! Das hätte er nicht mal diesem anderen Tapezierer gewünscht, dem Hitler. Ein Monatslohn löste sich einfach in Rauch auf.

Zorn stieg in ihm auf. Seine Stirnadern schwollen an. Er stieß das Fenster auf und schrie hinaus: »Das ist ein Skandal!« Die Nachbarn, an Leahs Selbstmorddrohungen gewöhnt, kümmerten sich nicht weiter darum.

Ein Zettel an der Pinnwand teilte ihm mit, daß Molly noch in Norfolk sei, im Haus eines Genossen, und außerdem gebe es einen Brief für ihn.

Mein lieber Nathan, ... Daß ich es bis jetzt, alle Menschenkraft übersteigend, bei Dir habe aushalten können, beweist meine Loyalität und Treue. Doch auch der stärkste Mensch bricht früher oder später unter der Last zusammen...

Norfolk hat unserem lieben Sohn Gideon allmählich das Leben aus den Knochen gesogen. Um seinetwillen und mit tiefem Bedauern bin ich zu der Erkenntnis gekommen, daß Du ein schlechter Vater und Ernährer und darüber hinaus einer der Gründe für die Krankheit des Jungen bist. Ich habe die Scheidung eingereicht... Solltest Du einen Skandal machen wollen, werde ich andere Schritte ergreifen müssen, um das zu verhindern...

Gewisse Regierungsstellen könnten sich für Deine Aktivitäten interessieren. Du wirst schon wissen, wovon ich rede. Die machen kurzen Prozeß mit unerwünschten Ausländern, und Du willst doch wohl sicher nicht nach Polen zurückkehren... Ich hab's versucht, Gott weiß, daß ich's versucht habe, aber Du hast die Liebe einer so zarten Blüte, wie ich es bin, mit Füßen getreten.

Hochachtungsvoll Leah

Leah hatte alles perfekt geplant. Die Partei war Nathans Leben, aber die jüdischen Mitglieder traten in Scharen aus. Einige, wie Nathan, fürchteten jedoch den Gedanken an das Leben ohne die Genossen, blieben und hielten den Mund. Während der ganzen Zeit von Stalins Säuberungen, der Ausmerzung großer, alter und verdienter Bolschewiken, Intellektueller, Akademiker und Künstler, hielt er den Mund. Sie waren nach erzwungenen ›Geständnissen‹ hingerichtet worden.

In Amerika war die Partei eine Zelle für sich geworden. Sie konnte es sich nicht mehr leisten, loyale Mitglieder wie Nathan Zadok auszustoßen. Also wurde er auf einen höheren Posten in Philadelphia versetzt, um dort die verstreuten Reste der jüdischen Sektion zu sammeln. Seine erste Aufgabe war es, die Ortsgruppe der jüdischen Tapezierer-Gewerkschaft unter seine Kontrolle zu bringen. Außerdem erhielt er von der Partei den Befehl, seine Scheidung ohne Aufsehen abzuwickeln und an Gideon pro Woche drei Dollar und fünfzig Cent Unterhalt zu bezahlen.

Mein lieber Sohn, zunächst einmal möchte ich einiges klarstellen. Ich bin in den letzten Monaten nicht nach Baltimore gekommen, weil ich krank war. Ich tapeziere jeden Abend, manchmal bis in die frühen Morgenstunden hinein, um meinen Verpflichtungen nachzukommen. Habe ich es jemals versäumt, pro Woche eine Geldanweisung über $3,50 zu schicken, auch wenn ich selber nichts zu essen hatte? Ja? Und was ist mit dem Extra-Dollar, den ich schicke, auch wenn ich ihn mir manchmal leihen muß? Wenn ich also nicht nach Baltimore komme, so nur, weil ich krank bin. Der Doktor sagt, mein Zustand wird sich noch lange nicht bessern, deswegen darf ich nicht verreisen. Damit wäre das also geklärt. Wäre ich körperlich und finanziell reisefähig, ich wäre umgehend bei Dir.

Unter gar keinen Umständen sollte der Sohn einer fortschrittlichen Familie den Demütigungen einer Zeremonie

wie der Bar Mizwa ausgesetzt werden. Falls Du Dich überreden läßt, werde ich Dir das nicht verzeihen.

Nun zu etwas ernsteren Dingen. Ich weiß nicht, was ich mit Dir machen soll. Man stelle sich vor: Du bist schon jetzt kein kleiner Junge mehr, und hier sitze ich und mache mir Sorgen, weil Du mir nicht schreibst. Täglich sehe ich nach, ob ein Brief da ist. Aber Du tust mir nicht mal den Gefallen, auch nur ein paar kleine Worte zu schreiben und mir mitzuteilen, wie es Dir geht. Ich frage Dich, mein Sohn! Ist das nett??? Wenn Du mir nicht schreiben willst, warum sagst Du es mir dann nicht offen und ehrlich?

Du weißt genau, daß ich Dich liebe. Und Du? Ich habe keine Arbeit mehr und kein Geld - Du kennst mich nicht mehr. Wenn ich wieder arbeite und ein bißchen Geld habe, wirst Du mich wieder kennen. Also bist Du wohl gegen die Armen und für die Reichen, wie? O nein, das kann ich von Dir nicht glauben. Also laß etwas hören. Sei brav, schreib mir und bleib gesund. Dein Daddy liebt dich! Nathan

LAZAR

1939-1941

Ich bin Lazar Balaban, Apotheker und Gideons Onkel. Von 1939 bis 1941, in einer sehr schwierigen Zeit für ihn, wurde ich zu einem wichtigen Teil seines Lebens.

Als Gideon von Norfolk nach Baltimore kam, hatte sich meine eigene Lage entscheidend verbessert. Nach der großen Depression und den Jahren buchstäblicher Sklaverei war ich endlich in der Lage, Gilbert Diamond auszuzahlen, und sobald ich dadurch selbständig war, ging es mir hervorragend.

In jener Zeit konnte man eine gute Apotheke für einen Apfel und ein Ei erwerben. Wir verkauften unser altes Geschäft und zogen nach Uptown, in einen erstklassigen Laden in einer angenehmen Wohngegend mit Baumbestand und Rasenflächen, wo wir Ärzte und Lehrer als Kunden hatten. Es handelte sich um ein gemischtes Viertel mit vielen jüdischen, italienischen und irischen Familien, die fast alle sehr gut verdienten. Es war friedlich. Mein Geschäft lag an der Kreuzung Garrison Boulevard und Liberty Heights Avenue, einer Hauptkreuzung in dieser Gegend.

Nachdem ich von meiner Stiefmutter Hannah, die ich als meine richtige Mutter betrachtete, großgezogen worden und mit meinen drei Halbschwestern aufgewachsen war - wie ging es mit uns weiter? Simone und ich bekamen drei Töchter: Priscilla, Tracey und Laurie. Meine bezaubernde Frau verwandelte unsere Töchter in eine Rose, einen Diamanten und eine Perle. Wir hatten ein fröhliches, wunderschönes Haus an der Belle Avenue, einen kurzen Fußmarsch von meinem Geschäft entfernt.

Als ich meine Simone in Frankreich während des Krieges heiratete, war sie schon Witwe und hatte einen kleinen Sohn, Pierre. Ich adoptierte den Jungen, der zu einem prächtigen jungen Mann heranwuchs und inzwischen bereits am College, am MIT, Maschinenbau studierte.

Mir war es immer eine Freude, Gideon zu sehen. Er kam oft rüber, um im Geschäft mitzuarbeiten und ein Abendessen bei Simone zu schnorren, die ein wahres Gottesgeschenk der Kochkunst war. Gideon war hoch begabt. Alle Mitglieder meiner Familie liebten ihn, und ich erbot mich, ihn bei uns aufzunehmen. Leah lehnte mein Angebot jedoch ab und behauptete, bei ihr und Bubba Hannah in der Monroe Street sei Gideon weit besser aufgehoben. In Wirklichkeit aber war es so, daß Leah Simone nicht mochte und sich einbildete, sie wolle ihr den Sohn wegnehmen. Was sollte ich tun? Es gab eine Menge intelligente Kinder unter meinen Nichten und Neffen und meinen eigenen Sprößlingen. Manche von ihnen hätten am liebsten die Welt in Brand gesetzt. Wir wollten eine amerikanische Familie sein, auf die unser Land stolz sein konnte. Doch Gideon mußte von Anfang an eine Last, ja sogar einen Fluch mit sich herumschleppen, denn von ihm wurde allgemein erwartet, daß er ein Wunderkind und entsprechend erfolgreich war. Als er nach Baltimore zurückkehrte, war er ein tieftrauriger Junge. Dennoch dauerte es nicht lange, bis er ein Rädelsführer wurde. Nicht in der Schule, wo er sich schlecht und recht durchschlug, doch auf der Straße. Wenn kleine Jungen hart werden, sollte man gut achtgeben. Gideon begann Zigaretten zu rauchen, schloß sich einer Bande an und riskierte ständig, Ärger zu kriegen.

Es gab da eine Nebenstraße der Monroe Street, die Herbert Street hieß. Sie war kaum mehr als ein Gäßchen mit winzigen Reihenhäusern, in denen zumeist arme irische und noch ärmere portugiesische Fischer wohnten. Es war eine gefährliche Straße mit gefährlichen Kindern, und zwischen den Nachbarn, doch

auch in den Häusern selbst kam es allnächtlich zu Schlägereien.

Gideon Zadok mit seinem scharfen, kleinen Verstand war eindeutig in der Lage, seine Bande unter Kontrolle zu halten und zu fuhren. Sie stahlen in den Geschäften des Viertels, durchstreiften das Viertel auf der Suche nach anderen Banden, mit denen sie sich schlagen konnten, klauten Fahrräder, die sie zerlegten und als Ersatzteile verkauften, und suchten überall Ärger. Der Junge war ganz auf sich selbst gestellt. Nathan, sein Vater, lebte in Philly, Molly war in Norfolk und Leah so gut wie nie zu Hause. Erzogen wurde er fast ausschließlich von Bubba Hannah, die Gideon von Herzen liebte, inzwischen aber alt geworden war. Da wir in Hannah eine so starke Matriarchin hatten, dachten wir, sie würde nie älter werden, nun aber spürten wir es an jedem Sonntag. Bubba stopfte ihm die Socken, hielt seine Kleider in Ordnung und gab ihm zu essen, aber mehr nicht. Mit einem ungebärdigen Teenager, der sich sehr schnell zum Straßenrowdy entwickelte, vermochte sie nicht fertig zu werden.

Dominick Abruzzi hatte sich zum Detective Sergeant emporgedient und war mir im Laufe der Jahre zu einem sehr lieben Freund geworden.

»Ich mache mir Sorgen um Gideon«, gestand er mir eines Tages. »Ich auch, Dom«, gab ich zurück.

»Bis jetzt hab' ich die Beamten vom Jugenddezernat noch überreden können, seinen Namen nicht in ihre Berichte aufzunehmen, damit er bei der Polizei nicht aktenkundig wird, doch irgendwo hört auch die Macht eines Onkels einmal auf.«

»Ich glaube, wir sollten seinen Vater benachrichtigen. Vielleicht kann er den Jungen ein bißchen öfter nach Philly holen, ihm etwas geben, worauf er sich freuen kann.«

Dom und ich nahmen uns vor, wenigstens den Versuch zu machen, obwohl wir weder Nathan Zadok noch seinen kommunistischen Bockmist mochten. Wir riefen ihn an.

»Ich bin hier bei einem Nachbarn, ich kann nicht reden, und außerdem braucht er das Telefon«, antwortete Nathan.

»Dein Sohn gerät in Schwierigkeiten«, erklärte ich ihm.

»Es wäre kaum möglich, ihn hierher nach Philadelphia zu holen. Wir haben schon jetzt kaum Platz genug zum Atemholen. Ich werde dir schreiben.«

Dom hatte sein Ohr dicht neben das meine geschoben, damit er auch etwas hören konnte. Nun riß er mir das Telefon aus der Hand.

»Jetzt hör mir mal zu, Zadok! Dein Sohn ist nur noch einen Schritt von der Besserungsanstalt entfernt. Was werden die Genossen vom Zentralkomitee wohl davon halten?«

»Schon gut, schon gut, beruhige dich, Abruzzi.«

»Du wirst ihn so oft wie möglich nach Philly holen und dich um ihn kümmern, verstanden?«

»Ich werde alles organisieren, ganz gleich, was es kostet, die Fahrkarten, die zusätzlichen Lebensmittel, Wäsche, Kleidung. Wie du weißt, schicke ich ihm seinen Unterhalt immer ganz pünktlich«, jammerte Nathan.

Als wir auflegten, schüttelten Dom und ich beide den Kopf. »Er wird ihm nicht helfen.«

Nun übernahmen wir die Aufgabe, Gideon so behutsam wie möglich von seiner Bande zu lösen. Als Detective Sergeant hatte Dom freien Eintritt zu allen Sport- und Kulturveranstaltungen.

Wenn es sich um irgend etwas mit Baseball oder Musik handelte, kümmerte sich Dom um ihn.

Ich forderte Gideon auf, uns zu besuchen, wann immer er wollte.

Da Pierre im College war und meine Töchter keinen Sport trieben, machte es SPass, jemanden zu haben, mit dem man ein bißchen Basketball spielen konnte. Da wir beide gerne liefen, verbrachten wir so manchen frühen Abend mit einem Dauerlauf

durch unser Viertel. Oft kamen wir an der Garrison Junior High und an der Forest Park High School vorbei, moderne Schulen auf wunderbar ruhigen Grundstücken mit Rasenflächen, Büschen und Bäumen. Man konnte kaum übersehen, wie sehr sich Gideon wünschte, diese Schulen besuchen zu können.

Also verführte ich ihn zu einer kleinen Verschwörung. Er nannte meine Adresse in der Belle Avenue als die seine und ließ sich von seiner Innenstadtschule hierher versetzen. Unser Plan klappte, und Gideon fühlte sich überaus wohl in der Garrison School. Die Nachmittagsveranstaltungen, vor allem die Theatergruppe, taten sodann das Ihre, um ihn von der Straße fernzuhalten. Des Abends saßen wir oft auf der Veranda in der Hollywoodschaukel, und als wir uns allmählich näherkamen, erzählte er mir von seinen Ausflügen nach Philadelphia.

Ich war schon fast eingeschlafen, als der Schaffner rief: »Chester, Chester, nächste Station Chester!« Der Zug hielt auf einem offenen Bahnhof mit erhöhter Plattform. Er war von roten Backsteinfabriken aus der Jahrhundertwende umgeben, und einen Block weiter, an einer Ecke, leuchtete die Neonreklame des Café Colorado. Komischer Name für einen Schnellimbiß. Draußen vor dem Fenster sah ich quer über ein ganzes Gebäude gemalt die Aufschrift: WHAT CHESTER MAKES MAKES CHESTER. Die nächste Station war Philly. Himmel, wie inbrünstig hoffte ich doch, diese Aufschrift nie wieder sehen zu müssen! Manchmal holte Dad mich ab, zumeist aber mußte ich die Straßenbahn nehmen. Dad zog oft um, aber eine Wohnung war wie die andere. Sie lagen alle im ersten oder zweiten Stock und wirkten unheimlich, weil sie gewöhnlich die Rückseite des Gebäudes einnahmen und die Flure niemals beleuchtet waren. Es gab viel dunkle Mahagonitäfelung, und immer war es düster und roch nach Moder, Wenn ich die Wohnung betrat, schlug mir als erstes jedesmal der Mottenkugelgeruch aus dem Dielenwandschrank entgegen, in dem Dads einziger guter

Anzug hing.

Dad hatte eine Parteigenossin mit zwei Söhnen geheiratet, die beide älter waren als ich. Keine üblen Burschen, wirklich. Wir schlichen uns gemeinsam zu Baseball- oder Footballspielen davon, und wenn ich dabei die Oberligastars zu sehen bekam, Dizzy Dean und so, war es wirklich die Reise wert. Dad mit seiner schlechten Laune hackte immer auf seinen Stiefsöhnen herum, ich aber ergriff stets ihre Partei. Alle Vergnügungen waren verboten, sogar die Comichefte.

Lena, Dads Ehefrau, war ein kwetsch, ein Mensch, der ewig klagte und nörgelte. Jeder Satz von ihr hatte eine negative Aussage, um den anderen von vornherein in die Defensive zu zwingen. »Was ist, gefällt dir Philadelphia nicht?« Die größte Freude ihres Lebens war, alle Leute mit möglichst viel Essen vollzustopfen. »Iß, iß, iß, iß!« Als verschaffe es ihr sexuelle Befriedigung, anderen Menschen die Wänste zu füllen. Und wenn man nicht aß, bis man praktisch platzte, war das für sie eine persönliche Kränkung: »Jüdisches Essen ist dir wohl nicht gut genug, eh?« Zwischen Dad und mir änderte sich wenig. Fast jedes Gespräch entwickelte sich zu einer Lektion. »Gib dir mehr Mühe in der Schule.«

» Treib dich nicht mit Rowdys rum.«

»Lies wichtige Werke von Parteigenossen.«

»Ehre die Sowjetunion.«

Der Zweite Weltkrieg war ausgebrochen. Frankreich war besiegt, und England stand allein. Anfangs war den Kommunisten befohlen worden, den Krieg als Imperialistenkrieg zu verachten und zu beschimpfen. Dann aber schloß Stalin den Pakt mit Hitler. Wie ich hörte, verließen die Mitglieder deswegen in Scharen die Partei. Dad dagegen rechtfertigte den Pakt. Als Rußland dann später angegriffen wurde, war in den Augen der Kommunisten über Nacht aus dem schlechten ein guter Krieg geworden. Ich war inzwischen in die

Pubertät gekommen und empfand die so ganz neue Welt der Masturbation als ein Wunder, als etwas wirklich Phantastisches. Ich las Unmengen Bücher darüber und konnte sogar mit Tante Simone sprechen, die ganz anders war als Bubba und Momma. Sie lehrte mich, kein schlechtes Gewissen zu haben, mich nicht zu schämen und all das. Und auch, meine Neugier niemals mit Hilfe ihrer Töchter befriedigen zu wollen. Ich hab' meine Cousinen nie angerührt. Ich liebte sie. Eines Abends in Philly, als ich in der Badewanne saß und gerade anfing zu onanieren, kam Dad fuchsteufelswild von einer Parteiversammlung nach Hause. Das hörte ich an der Art, wie er die Tür zuknallte. Er hatte einen eigenen Schlüssel für die Badezimmertür, damit meine Stiefbrüder und ich uns nicht einschließen konnten. Also kam er herein, erwischte mich und prügelte mich grün und blau. Ich rutschte und schlitterte in der nassen Wanne herum und vermochte mich nicht aufzurichten, während er immer weiter mit den Fäusten auf mich eintrommelte. Ich hätte ihn leicht verprügeln können, aber egal, was passiert, den eigenen Vater schlägt man nicht.

»Du widerliches, dreckiges, kleines Schwein!« kreischte er. Ich schwor mir, mich an ihm zu rächen, und ich hielt meinen Schwur. Eines Abends, als ich nach Hause kam, stieß ich in der Küche unversehens auf ein halbes Dutzend Genossen. Einer von ihnen gehörte zum Zentralkomitee.

»Sonnyboy, ich hab' eine große Überraschung für dich«, eröffnete mir Dad. »Das Zentralkomitee hat beschlossen, aufgrund der vielen Jahre meiner treuen Dienste als Parteimitglied in deinem Fall die Altersgrenze aufzuheben und dich noch heute in den Jungkommunistenbund aufzunehmen... jetzt gleich, bevor du nach Baltimore zurückkehrst.« Da stand ich also, hob die Faust zum kommunistischen Gruß und sollte dem Genossen vom Zentralkomitee den Eid nachsprechen. Ich weiß nicht ganz genau, was dann passierte, vielleicht kam von irgendwoher Miss Abigails Stimme, aber... ich konnte nicht

anders... ich sprach statt dessen den amerikanischen Treueschwur: »I pledge allegiance to the flag of the United States of America and to the republic for which it Stands, one nation, indivisible, with liberty and justice for all.« Die Genossen hätten sich fast in die Hosen gemacht.

Mein Dad schrie und ohrfeigte mich vor allen Anwesenden. Ich ging zur Tür. »Ich bin Amerikaner! Ich bin Amerikaner!« schrie ich triumphierend.

»Du kommst sofort hierher zurück!« befahl mein Dad. »Leck mich doch am Arsch«, sagte ich nur und lief davon. Ich lief den ganzen Weg zur Bahn, sprang auf einen Güterzug, mit dem ich einen Teil der Strecke nach Baltimore zurücklegte, um dann den restlichen Teil zu trampen.

Na ja, in der Woche darauf wurde Dad aus der Partei ausgestoßen und schrieb mir, er werde mir das niemals verzeihen. Vierzehn Tage später flehte er mich schon wieder an, ihm zu schreiben. Er gab es zwar nie zu, aber ich hatte ihm den größten Gefallen seines Lebens getan.

Al Singer, mein Schwager, hatte es schon immer schwer gehabt. Al hatte so viele Häuser so perfekt gestrichen, daß er schließlich die Chance bekam, einen Kleinunternehmer, der sich zur Ruhe setzen wollte, aufzukaufen.

»Lazar, ich brauch' deine Hilfe«, erklärte er mir. Al war zwar wirklich kein Energiebündel, doch er war ehrlich. Ich lieh ihm das Geld, das er benötigte, um das Malergeschäft zu kaufen. Ich mußte ein bißchen zu lange warten, und wir hatten zahlreiche Auseinandersetzungen, doch schließlich zahlte er mir jeden Penny zurück. Bald darauf verließen Al und Fanny mit ihren Kindern den ersten Stock in der Monroe Street und zogen in eine eigene Wohnung.

Nachdem in Bubbas Haus nun mehr Platz war, zog Molly mit ihrem Ehemann Danny von Norfolk ein, hauptsächlich, damit

sie sich um Gideon kümmern konnte. Was dieser Junge dringender als alles andere brauchte, war etwas, das nur ihm allein gehörte. Also schenkte ich ihm einen kleinen Hund. Gideon betete das Tier an. Dinky nannte er ihn. Ein Mischling, der aber, genau wie Gideon, ein Straßenkämpfer war. Er fuhr im Körbchen auf Gideons Fahrrad mit und schlief des Nachts auf Gideons Brust. Für sein Herrchen hätte der Hund alles getan!

Nachdem Molly nun in Baltimore war, hatte Gideon für kurze Zeit ein etwas angenehmeres Leben. Dann jedoch schlug das Schicksal zu.

Leah kehrte von einer ihrer Liebschaften nach Hause zurück und bezog das Schlafzimmer des Jungen, so daß Gideon in der Küche auf einer Couch schlafen mußte. Einmal machte Gideon mit seinen Schulfreunden einen Wochenendausflug, und während er fort war, ließ Leah Dinky von der Tierkörperverwertungsanstalt abholen und einschläfern.

Ihrem Sohn sagte Leah kein Wort davon, darum vermutete Gideon, der Hund sei gestohlen worden, denn weggelaufen wäre Dinky niemals. Einen ganzen Monat lang suchte der Junge überall, durchstreifte alle benachbarten Stadtviertel und rief laut nach seinem Hund. Es war herzzerreißend.

Eines Abends hörte er zufällig, wie seine Mutter Bubba auf jiddisch anvertraute, daß sie den Hund hatte fortbringen lassen. »Er war voller Flöhe. Gideon war furchtbar allergisch. Ich hab' nur getan, was ich für richtig hielt. Ich wußte nicht, daß er so ein Theater machen würde.«

Ich weiß nicht, ob er seiner Mutter das je verziehen hat, aber ich weiß, daß etwas in ihm damals abgestorben ist und daß er es durch Zorn ersetzte.

Wenige Wochen danach wurde Danny Shapiro von einem Lastwagen angefahren und kam mit einem Schädelbruch und mehreren Knochenbrüchen auf unbestimmte Zeit ins Krankenhaus. Molly, eine schlecht bezahlte Sekretärin,

vermochte die Arztrechnungen von ihrem Gehalt nicht zu bezahlen, geschweige denn sich selbst, ihren Mann, ihre Mutter und ihren Bruder zu ernähren. Also griffen Dom und ich wieder in die Tasche. Aber auch eine kleine Gnade erwies uns der liebe Gott, denn es gab einen Mund weniger zu füttern: Leah ging mal wieder auf und davon, diesmal nach Washington, wo sie einen kleinen Schuhverkäufer von Sears, Roebuck heiratete, der den Damen die Füße verschönte und hin und wieder vorwitzige Blicke an ihren Beinen emporwandern ließ. Es schien tatsächlich, als würde sie bei diesem Mann länger bleiben.

Dann kam der dritte Schlag, der furchtbarste von allen: Unsere Bubba Hannah starb, Gott hab' sie selig. Zum Glück ging sie friedlich im Schlaf hinüber, es war ein Herzanfall. Der Schock für die Familie war schwer, das schlimmste Ereignis in unserem Leben. Gideon, den schon einige Schläge getroffen hatten, schien am schwersten darunter zu leiden.

Bubba hatte ihn immer ein bißchen mehr geliebt als die anderen. Da sie jahrelang Pennies und Nickels vom Haushaltsgeld abgezweigt und beiseite gelegt hatte, erhielt jedes Enkelkind... achtzehn Dollar. Bis auf Gideon, dem sie fünfzig Dollar hinterließ. »Der Junge ist ein Genie«, hatte sie schon immer behauptet. »Eines Tages werden wir stolz auf ihn sein.«

Als Nachlaßverwalter mußten Dom und ich das Haus in der Monroe Street verkaufen, um damit die hohen Schulden zu decken. Wer also sollte seide Moses aufnehmen, wenn nicht Al und Fanny? Gideon, inzwischen sechzehn geworden, hing nicht mit dem Herzen an der High-School. Er zeigte sich stets als angenehmes Familienmitglied, und manchmal begann er eine fröhliche Balgerei mit einer meiner Töchter. Zumeist aber war der Junge tieftraurig und deprimiert. Seine Geschichten zu lesen war früher einmal eine Freude gewesen, nun aber sprach aus den Seiten nur noch eine unendliche Verzweiflung. Manchmal hatte ich das furchtbare Gefühl, daß er den Tod suchte. Simone und Molly schienen das auch zu spüren.

Schließlich wurde Danny Shapiro aus dem Krankenhaus entlassen, mußte sich aber eine sitzende Arbeit suchen, denn ein Bein war nach dem Unfall schwach geblieben, und durch den Schädelbruch litt er unter starken Kopfschmerzen. Ich stellte ihn als Apothekerlehrling ein und überließ Molly und ihm ein kleines Zimmer hinter meinem Drugstore.

Es war nicht unbedingt das Paradies, aber ich hatte drei Kinder auf dem College, bezahlte Unterhalt für seide Moses und versorgte auch Gideon, Molly und Danny. Mit dem Geld kamen wir gerade über die Runden, und Danny mußte noch ein bis zwei Jahre wirklich hart arbeiten, bis er seine Zulassung erhielt. Aber wir kamen durch. Keiner von uns mußte hungern. So ging es ungefähr ein Jahr lang. Danny machte ständig Fortschritte und schuftete wirklich wie ein Pferd. Gideon... war von Zorn erfüllt, versagte in der Schule und mußte sich in der Sommerschule plagen. Ist es zu glauben - ausgerechnet er fiel in Englisch durch! Es gab keinen besonderen Grund dafür, es war ihm nur einfach gleichgültig.

Von Leah kam ein Schreiben aus Washington. Diese Briefe fürchteten wir. Wie sie schrieb, wollte sie Gideon abholen, damit er bei ihr und dem Schuhverkäufer leben konnte.

»Lazar! Lazar!« schrie Simone.

Erschrocken rannte ich ins Souterrain, wo sich Gideon sein ›Arbeitszimmer‹ eingerichtet hatte. Er lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Fußboden, bewußtlos, in der Hand eine leere Tablettenflasche. Ich löste sie aus seinen verkrampften Fingern und las das Etikett. O du mein Gott! Phenobarbital! Er hatte sich offenbar ein volles Fläschchen aus meinem Laden geholt... Großer Gott... einhundert Tabletten! Ich horchte an seiner Brust. Er atmete, aber sehr flach. »Schnell, einen Krankenwagen!« rief ich erregt. »Sie sollen einen Arzt mitbringen, und einen Tubus. Sie müssen ihm auf dem Weg ins Krankenhaus den Magen

auspumpen.«

Simone reagierte umgehend und ohne Panik. Als meine Tochter Priscilla kam, rief ich ihr zu: »Hol die Brechwurz aus dem Medizinschrank und stell Kaffee auf! Schnell!«

Sie brachte mir die Brechwurz. Ich packte Gideon bei den Haaren, während Priscilla ihm den Mund offenhielt und ich ihm die Medizin einflößte. Dann zerrte ich ihn auf die Füße. »Einen Eimer!« Während er sich erbrach, hielten wir ihm den Kopf. »Laßt mich sterben...« murmelte er, während ihm Schleim und Erbrochenes übers Kinn rannen.

»Nun komm schon, mein Junge, weitergehen! So! Nimm noch was von der Brechwurz. Komm schon, mein Junge, gehen, gehen! Schnell, den Kaffee!«

Dann hörten wir die Krankenwagensirene. »Laß mich... Laßt mich sterben!«

An dem Tag lächelte uns der liebe Gott. Hätten wir ihn nicht im letzten Moment gefunden, wäre er verloren gewesen. Als uns der Doktor später mitteilte, daß er sich erholen würde, ohne bleibende Schäden zurückzubehalten, brachen wir alle in Tränen aus. »Entschuldigt bitte, daß ich euch so viel Ärger gemacht habe. Es tut mir leid«, sagte Gideon.

Wir waren zutiefst beunruhigt und wußten nun, daß wir den Jungen unbedingt unter unseren Fittichen behalten mußten. Aufgrund ihrer finanziellen Lage konnten weder Molly noch Danny die Vormundschaft beantragen.

Mit ein bißchen Insider-Hilfe von Dominick kam Gideons Fall vor einen verständnisvollen Richter. Paul Sklar. Dom und ich mußten Paul anvertrauen, daß der Vater des Jungen ihn in die Jugendgruppe der Kommunistischen Partei zu zwingen versucht und Leah Nathan offiziell verlassen hatte. Gideon wurde ins Büro des Richters gerufen, um diese Aussage zu bestätigen.

Der Fall gegen Leah war klar und eindeutig. Unter Tränen bestätigte Gideon, daß sie sich nie um ihn gekümmert hatte. »Und dein Vater hat versucht, dich zum Kommunisten zu machen?« erkundigte sich der Richter. »Trifft das zu?« Gideon preßte die Lippen zusammen.

»Schon gut, mein Junge. Es wird nicht über dieses Büro hinausdringen. «

Gideon weigerte sich, ein Wort zu sagen.

»Du möchtest doch bei deinem Onkel Lazar bleiben, nicht wahr?«

»Ja, Sir.«

»Nun?«

»Kein Mensch wird mich dazu bringen, Verrat an meinem Vater zu üben.«

»Warte bitte draußen«, verlangte der Richter. Dann wandte er sich an Dom und mich, und wir bestätigten, daß es stimmte. Kopfschüttelnd unterzeichnete der Richter die Urkunde, die mich zu Gideons Vormund machte, aber nur Gott allein weiß, wieviel Schaden dem Jungen in diesen zwei Minuten zugefügt worden war.

7. Dezember 1941

JAPANER ÜBERFALLEN PEARL HARBOR! FDR FORDERT VOM KONGRESS KRIEGSZUSTAND. FEIGER LUFTANGRIFF VERURSACHT SCHWEREN SCHADEN. HOHE VERLUSTE. SCHLACHTSCHIFF ARIZONA VERSENKT.

Ich stellte das Radio ab, konnte den Blick aber nicht von der Zeitung lösen. Grauenvoll! Grauenvoll! Simone tätschelte mir mit rotgeweinten Augen den Rücken und strich mir tröstend

übers Haar. So schwer hatte meine Frau unter dem Krieg gelitten, und nun - so bald schon wieder! Ich streichelte ihr die Hand.

»Pierre hat aus Boston angerufen«, berichtete sie mir. »Er will sich freiwillig melden.«

»Ich werde ihn sofort zurückrufen. Pierre hat immer auf mich gehört«, entgegnete ich. »Die wollen keine College-Boys. Seine Zeit ist noch nicht gekommen. Er wird sein Studium abschließen, das verspreche ich dir.«

»Mein Gott, so ein Wahnsinn! Lieber hacke ich Pierre alle Finger ab, als ihn in den Krieg ziehen zu lassen!«

Wenn sie in dieser Stimmung war, hatte es keinen Sinn, mit ihr zu diskutieren. Ich sah im Kühlschrank nach. Zum Teufel, ich brauchte jetzt einen Drink!

»Warte, ich mach' dir einen«, erbot sie sich. Molly kam, von Danny gefolgt, zu uns in die Küche. Sie war leichenblaß.

»Gideon hat sich zu den Marines gemeldet«, stieß sie hervor. Verzweifelt hieb ich mit der Faust auf den Tisch. »Das ist doch alles völlig verrückt! Er ist erst siebzehn!«

»Er ist oben in seinem Zimmer und packt«, berichtete Molly mit unsicherer Stimme. »Wenn du seine Papiere nicht unterschreibst, sagt er, läuft er weg und meldet sich woanders, wo er sich als einundzwanzig ausgeben kann.«

»Er muß beweisen, wie alt er ist, und außerdem hat er erst im letzten Jahr angefangen, sich zu rasieren.«

»Er hat eine gefälschte Geburtsurkunde, und nach dem Alter wird nicht allzu genau gefragt.«

Boy, o Boy, Gideon würde sich als sehr harte Nuß erweisen. »Soll ich?« fragten Molly und Danny unisono. »Mal sehn, was ich ausrichten kann«, gab ich zurück. Ich stieg zu dem Zimmer hinauf, das er benutzte, seit Pierre fort war, klopfte an und ging hinein. Er packte einen Koffer, der auf seinem Bett lag. »Willst

du verreisen?«

»Hat Molly dir alles gesagt?«

»Sie hat so eine schosserai gesagt, daß du dich bei den Marines melden willst.«

»Ich habe mich bereits gemeldet. Auf dem Schreibtisch liegt eine Einwilligungserklärung. Wenn du sie unterschreibst, kann ich morgen nach Baltimore abreisen. Wenn nicht, werde ich von einer Stadt zur anderen fahren, bis eins von den Rekrutierungsbüros mich nimmt.«

»Ein Ultimatum also? He, junger Mann, du sprichst mit mir, Onkel Lazar! Mir wirst du kein Ultimatum stellen.«

Gideon seufzte und entspannte sich ein bißchen, aber der Blick seiner blauen Augen war durchdringend. Versuch mich bitte nicht zurückzuhalten, besagte er.

»Onkel Lazar, ich liebe dich. Ich möchte nicht, daß du dich da einmischst. Es ist besser, wenn ich einfach gehe.«

»Was ist eigentlich los, mein Junge? Bin ich auf einmal nicht mehr dein Vormund? Bin ich ein Penner von der Straße?«

»Unsinn! Hör zu, du und Tante Simone, ihr beide wart immer großartig zu mir, besser als alle anderen Menschen in meinem Leben, bis auf Molly. Wenn du für mich unterschreibst, werden mein Dad und meine Mom die Hölle auf dich herabwünschen, das weiß ich. Also warum läßt du nicht zu, daß ich es dir leichter mache, indem ich einfach klammheimlich verschwinde?«

»Vor Nathan Zadok und Leah erzittere ich nicht unbedingt vor Angst. Können wir uns aussprechen, mein Sohn?«

Sein Blick wich mir aus. Er war nervös und unsicher. Er wollte fort, weg von hier. Hatte sich völlig vor mir verschlossen. »Mann Gottes, zwanzig Minuten bist du mir doch wenigstens schuldig!« fuhr ich auf.

Gideon warf sich aufs Bett, lehnte sich ans Kopfteil und nickte mir zu, forderte mich heraus, ihm sein Vorhaben

auszureden.

»Warum die Marines?« fragte ich ihn.

»Komische Frage, ausgerechnet von dir.«

»Ich habe mich zur Navy gemeldet, und die haben mich zu den Marines abgestellt. Außerdem war ich ein erwachsener Mann. Ich hatte meine Gründe, und die sind nicht dieselben wie deine.«

»Ich habe immer zu den Marines gewollt, sobald ich diesen Kommunistenscheiß los wurde. Ich hab' sie beim Spiel Fireman - Quantico Marine gesehen, wie sie in ihren blauen Ausgehuniformen mit einem Mädchen an jedem Arm das Stadion verließen. Immer wieder habe ich mir das Foto angesehen, auf dem du die Fourragère an der linken Schulter trägst. Ich weiß wirklich nicht genau, Onkel Lazar.«

»Dann denk über deine Gründe nach.«

»Ich fühle mich hier nicht wohl. Das liegt nicht an dir. Das liegt nicht an Molly. Ich versage wieder in der Schule. Ich fange mit meinem Leben nicht das an, was für mich das Richtige ist. Ich muß da rausgehen und es suchen. Vielleicht ist der Krieg ja auch nur ein guter Vorwand, ich weiß es nicht.«

»Nun komm schon, du kannst es besser«, forderte ich ihn heraus. »Mein Onkel Matti ist während der Araberaufstände in Palästina zum Helden geworden. Du bist bei Château-Thierry zum Helden geworden. Miss Abigail war eine Heldin.«

»Dann brauchst du also auch einen Krieg für dich ganz allein, ist es das?«

»Ich möchte gebraucht werden!« rief der Junge aus. »Ich weiß, wie lieb ihr beide mich habt, Molly und du, aber ihr habt eure eigene Familie, die ihr lieben könnt. Ich möchte irgendwo dazugehören. Ich möchte gebraucht werden. Ich will Schriftsteller werden, aber ich kann nur über Trauer und Verzweiflung schreiben.«

»Dann geh, sieh dir eine Tingeltangelaufführung an und kopier dir deren Witze.«

»Na schön«, rief er erbost, »ich muß einfach gehen! Ich muß mein Leben mit Huren und Kumpels führen und mich wohl dabei fühlen. Ich möchte schneidig aussehen in meiner Uniform. Ich möchte hart werden und saufen wie Hemingway und Freunde haben wie die Mexikaner aus Tortilla Flat. Bei meiner Mom und meinem Dad gibt es nur Haß. Nur Haß. Für jeden kommt mal die richtige Zeit, Onkel Lazar, und meine ist eben jetzt gekommen. Ich muß dem Ruf folgen.«

»Das sind ziemlich große Worte, mein Sohn.« Ich holte mir den Stuhl ans Bett, damit wir ganz dicht beieinander waren. »Ich möchte meine eigene Schlacht von Château-Thierry schlagen«, flüsterte er. »Ich will ein Mann sein, Schriftsteller. Im Marine Corps wird jeder Tag für mich ein neues Kapitel sein.«

»Weißt du, wie viele Möchtegernschriftsteller in Frankreichs Erde begraben liegen?«

»Weißt du, wie viele Schriftsteller während des Krieges geboren wurden?« gab er zurück.

Ich seufzte, denn es tat weh. Alles, was ich durchgemacht hatte, war umsonst gewesen. Man sehe sich nur dieses eifrige Gesicht an! Er konnte es gar nicht erwarten, in die Welt hinauszukommen. Nun ließ er sich von keinem mehr aufhalten. Wie hieß doch diese verdammte Tätowierung, die sich ein paar von den Jungs in den Arm hatten ritzen lassen? »Sieg oder Tod«, oder irgend so ein Scheiß.

»Ich habe nie viel von Château-Thierry erzählt«, sagte ich. »Und mit Tante Simone habe ich überhaupt nicht davon gesprochen. Die Schriftsteller glorifizieren diese Scheiße, aufregendes Abenteuer, atemberaubende Romantik. Aber nun werde ich dir von Château-Thierry erzählen. Jawohl, mein Sohn, es stimmt, ich ging zur Navy, um mich von Moses Balaban zu befreien, einem Vater, den ich haßte. Ich wollte mich von der

weißen, judenfeindlichen Scheinheiligkeit befreien, die mir meinen Bruder Saul genommen hat, er ruhe in Frieden. Ich wollte mich von den Balaban-Weibern befreien... Ich werde dir von Château-Thierry erzählen...

Als Amerika 1917 in den Krieg eintrat, wurde aus den Fifth und Sixth Marines eine Brigade zusammengestellt und nach Frankreich geschickt, um als Vorhut der amerikanischen Expeditionstruppe erst einmal wenigstens Flagge zu zeigen. Weil meine Kenntnisse dringend gebraucht wurden, machten sie mich zum Sanitätsobermaat. Meine Einheit, die der Navy angehörte, wurde dem Marine Corps als medizinische Hilfstruppe zugeteilt, und so kam es, daß ich die Marines-Uniform trug und mir meine Medaillen verdiente.

Mitte 1917 überquerten wir mit dem Truppentransporter Henderson den Atlantik und landeten bei St. Nazaire, brennend vor Haß auf die Hunnen, scharf auf französisches Weiberfleisch und fest entschlossen, der Welt die Demokratie zu sichern - so hieß die große Parole damals. Weißt du, die glauben dir ständig irgendeine Art von Mist verzapfen zu müssen, daher waren wir überzeugt, daß die Krauts kleine Kinder zum Frühstück verspeisen. Wir landeten, und wo immer wir durch die Dörfer marschierten, überschütteten uns die Franzosen mit Blumen. Wir waren so von Idealismus erfüllt, daß wir nicht sahen, wie ganz Europa mit dem Blut Millionen Verwundeter und Gefallener getränkt war, daß wir das verheerte Land nicht sahen, nicht den Hunger, die Seuchen, den Schlamm... immer den Schlamm... der Schlamm war Teil unserer Uniform.

An der Westfront lagen Engländer und Franzosen den Deutschen in einem festgefahrenen Grabenkrieg gegenüber. Seit drei unsäglich grausamen Jahren war es keinem von ihnen gelungen, den anderen aus seinen Stellungen zu vertreiben. Es war eine starre, im Dreck versinkende Front von Schützengräben, eine Front des Grauens, umwabert von endlosen Schwaden aus Rauch und Giftgas, verbarrikadiert mit

Stacheldraht, mitten in Wäldern und Feldern, die von Kratern und Schlamm verwüstet waren. Die Männer, die in diesen Irrgärten von Unterständen aus Wellblech und Sandsäcken hausten, teilten ihr Los mit Millionen von Ratten, Milliarden von Läusen. Die Kämpfe waren brutal. Nehmen wir zum Beispiel nur einen Tag an der Somme. Die Verluste der Engländer beliefen sich auf sechzigtausend. Zwanzigtausend davon waren gefallen - an einem Tag! Als die Yanks endlich eintrafen, war der Blutzoll auf über zehn Millionen Tote auf beiden Seiten und die doppelte Anzahl Verwundeter gestiegen. Nun schätzte der deutsche Generalstab mit seinem Befehlshaber Ludendorff die Yanks nicht allzu hoch ein. Da sie, nachdem Rußland um einen Separatfrieden gebeten hatte, mehrere Divisionen von der Ostfront abziehen konnten, massierten sie eine gewaltige Übermacht an Waffen und Truppen im Westen. Sie beabsichtigten, zunächst die Engländer auszuschalten, um anschließend nach Paris vorzustoßen. Für den Durchbruch durch die französischen Linien sammelten sie zweiundvierzig Infanteriedivisionen und zehntausend Artilleriegeschütze. Niemand, der ein solches Trommelfeuer erlebt hat, wird es im Leben je wieder vergessen. Nun gut... Ludendorff schaffte den Durchbruch im Abschnitt der französischen Sechsten Armee bei einem Ort namens Château-Thierry, einer Kleinstadt an der Marne. Die geschlossene französische Sechste befand sich in vollem Rückzug und öffnete dadurch den Weg nach Paris. Die deutschen Patrouillen glaubten mit ihren Feldstechern fast schon den Eiffelturm zu sehen. Um nicht über die Marne setzen zu müssen, beschlossen die Deutschen, den Fluß westlich von Château-Thierry zu umgehen, wo er eine große Schleife bildete.

Nach drei von Verwirrung und einander widersprechenden Befehlen erfüllten Tagen erreichte die Marine Brigade, teils per Transport, teils per Fußmarsch, ihren Zielpunkt, fast ohne geschlafen zu haben. Wir hatten den Eindruck, daß sich ganz Frankreich auf der Flucht in die entgegengesetzte Richtung

befand: Die Straßen waren verstopft von Frauen, die bepackte Karren zogen, von alten Leuten, von Kühen und Schweinen. Und von diesem verfluchten Schlamm.

Am 30. Mai 1918 erreichten wir die Front und ließen die französische Sechste Armee auf ihrem Rückzug durch. Es war ein wunderschöner Frühlingstag. Das Marne-Tal war bezaubernd. Weite Weizenfelder wogten wie sinnliche Frauen, tanzten im Takt zu den Küssen des Windes. Der Weizen war jung und noch grün, und die Felder waren mit Tausenden von blutroten Mohnblumen gesprenkelt.

Das Gelände war mit mehreren Birkenwäldchen und Gebüschen betupft. Eins dieser Wäldchen war der Belleau-Wald auf einem Hügel westlich von Château-Thierry. Er war etwa eine Meile lang und einige hundert Meter tief, flankiert von fünf malerischen, kleinen Dörfern. Vor dem Krieg war der Belleau-Wald die Privatjagd eines reichen Franzosen gewesen. Die deutsche Offensive war so schnell vorgeprescht, daß sie ihrer Artillerie und ihrem Nachschub davongelaufen war und im Belleau-Wald stoppen mußte, um sich wieder zu sammeln.

Um die Marne seitlich zu umgehen, mußten die Deutschen mitten durch eine dünne, von den Fifth und Sixth Marines besetzte Frontlinie vorstoßen. Wir waren noch grüne, unerfahrene Soldaten, aber gut ausgebildet und noch nicht so kriegsmüde wie die Franzosen. Meine Einheit schlug ihre Zelte in einem Feldlazarett auf, das im Keller der Kirche in Lucy de Bocage eingerichtet worden war: einige hundert Meter hinter der Front.

Als der Artilleriebeschuß begann, ahnten wir nicht, was auf uns zukam, und der gesamte Rest der Schlacht wirkte auf mich wie ein surrealistisches Theaterstück, das man durch einen Schleier sieht... einen Dunst... Erschöpfung... Rauch... Stimmen und Schüsse hörten wir nur wie fernes Echo. Wir waren da und funktionierten, aber im Grunde waren wir doch nicht da, wenn du dir vorstellen kannst, was ich meine. Im Verlauf des Krieges

waren die Scharfschützen sämtlicher Armeen letztlich getötet oder verwundet worden. Jetzt lag die Betonung auf Dauerbeschuß, hauptsächlich durch Maschinengewehre. Die Deutschen hatten keine Ahnung, daß die Marines die besten Präzisionsschützen der Welt waren. Als sie aus dem Belleau-Wald hervorbrachen, wurden sie von unseren Männern aus einer Entfernung von sechshundert Metern aufs Korn genommen. Wir knallten alle ab, so schnell wir nur laden und feuern konnten. Die Krauts wußten überhaupt nicht, wie ihnen geschah, aber verdammt noch mal, sie liefen weiter, kamen in Wellen aus dem Wald auf das Weizenfeld herausgeströmt. Den ganzen Tag lang ging das so, und die ganze Nacht. Immer wieder schossen wir sie nieder, bis unsere Gewehre so heiß wurden, daß wir sie kaum noch halten konnten. Am Ende des zweiten Tages war es ihnen noch immer nicht gelungen, bis zu unseren Linien vorzudringen. Am dritten Tag warfen sie uns alles entgegen, was sie noch hatten - ungefähr fünf- bis sechshundert Geschütze. Sie legten eine Feuerwand von MG-Beschuß, und dann kamen sie abermals - in Massen, in Schwärmen. Bei Einbruch der Nacht mußten sie sich aus dem Weizenfeld zurückziehen und hinterließen Hunderte, möglicherweise Tausende von Gefallenen.

Sobald sie aufhörten, sich wieder zu sammeln, gingen die Fifth und Sixth Marines in die Offensive. Ich sah zu, wie sie mit angelegtem Gewehr, Reihe um Reihe, über den Hügelkamm verschwanden. Im Wäldchen selbst... Das winzige Areal war durchzogen von einem Netz von über hundert deutschen MG-Nestern, die sich hinter Felsbrocken und dichten Gebüschen eingegraben hatten. Unsere Aufgabe war es nun, mit Handgranaten und Bajonetten ein Nest ums andere auszuheben. Ich geriet in einen Viertagezyklus.

Erster Tag: Ich brachte die Verwundeten mit dem Sanitätswagen zu einem etwa zehn Meilen entfernten Feldlazarett und kehrte mit Nachschubmaterial zurück.

Zweiter Tag: Ich arbeitete im Feldlazarett, wo ich die Verwundeten versorgte und den Chirurgen assistierte.

Dritter Tag: Ich machte Dienst auf dem Schlachtfeld, suchte die Verwundeten, versorgte sie und trug sie auf Bahren hinter die Linien. Der vierte Tag war mein ›Ruhetag‹, das heißt, ich bekam vier Stunden Schlaf, kontrollierte das Inventar und brachte die Berichte auf den jüngsten Stand. Eins, zwei, drei, vier, immer rund um die Uhr, ohne Pause. Das Schlimmste war das Feldlazarett. Die Verwundeten kamen in so schneller Folge vom Schlachtfeld, daß wir nicht mal die Hälfte von ihnen rechtzeitig versorgen konnten. Der Wundbrand setzte sehr schnell ein, Arme und Beine wurden in Massen schleimig und grün und scharlachrot, und immer wieder stachen Knochen durch das Fleisch. Unsere Behandlungsmöglichkeiten waren mehr als primitiv. Bei Fieber-Rizinusöl. Bei offenen Wunden - Jod oder Wasserstoffsuperoxid. Dieser Gestank bei Wundbrand... grauenhaft! Ich rieche ihn heute noch. Bei Infektionen: Aspirin. Senfgaswunden wuschen wir einfach mit Wasser aus. Und überall Schreie, Stöhnen, Sterben. Wir dankten Gott für Morphium und Kodein.

In den Operationsräumen stand das Blut zwei Zentimeter hoch, so daß Chirurgen, Assistenten und auch ich ständig ausrutschten und stolperten und ein halbes dutzendmal am Tag von Kopf bis Fuß blutbesudelt waren. Damals wußten wir noch nicht, wie man die Blutgruppe eines Menschen bestimmt. Wenn jemand Blut brauchte, spendete einer von uns freiwillig, und nicht selten starb der Verwundete, weil es die falsche Blutgruppe war. Ich selbst spendete in dieser Schlacht zweimal Blut. Tag für Tag ging unsere Offensive weiter. Unseren Geländegewinn im Belleau-Wald konnten wir in Metern messen. Die meisten europäischen Armeen wechselten ihre Truppen alle fünf bis sechs Tage aus, wir aber hatten weder die Erfahrung noch die erforderliche Ablösung. Tag und Nacht kämpften wir Marines weiter, fünfzehn Tage hindurch -, bis uns

eine amerikanische Army-Einheit ablöste.

Gewöhnlich wurden die abgelösten Truppen ungefähr sechs bis sieben Meilen hinter die Front zurückgeschickt, also außer Reichweite der deutschen Artillerie. Zuallererst wurden sie dann entlaust. Die Uniformen wurden ausgekocht, man scherte ihnen den Schädel kahl und verPasste ihnen ein Desinfektionsbad. Anschließend schliefen sie fast alle zwanzig bis dreißig Stunden lang. Sobald sie wach wurden, bekamen sie eine einzige warme Mahlzeit und wurden an die Front zurückgeschickt. Wie ich schon sagte, wurden wir erst nach zwei Wochen Frontdienst abgelöst. Und für nur fünf Stunden in die Etappe zurückgeschickt. Fünf miese, beschissene, elende Stunden nach vierzehn Tagen unaufhörlicher Kämpfe! Die Einheit, die uns ablöste, war noch ganz grün und drohte all den Boden, den wir uns so mühsam erkämpft hatten, allmählich wieder zu verlieren, also... hieß es für uns, nach fünf Stunden schon wieder zum Belleau-Wald und in die Schlacht zurück.

Als ich schließlich schwieg, vermochte ich nicht zu erkennen, ob Gideon fasziniert war oder erschüttert. Deswegen entschloß ich mich, etwas zu tun, was ich noch niemals zuvor getan hatte. Um meine Wunde zu verbergen, trug ich ständig ein hochgeschlossenes Unterhemd, sogar wenn ich schwimmen ging. Kein Mensch hatte sie jemals zu sehen bekommen - außer Simone und meinem Arzt. Ich zog also Hemd und Unterhemd aus und zeigte sie ihm. Es war eine gräßliche Wunde, über und über gesprenkelt mit winzigen, schwarzen Punkten.

»Die schwarzen Punkte sind Teile vom Gesicht eines deutschen Offiziers. Er wurde direkt vor mir von einem Geschoß zerrissen. Sie werden nie wieder verschwinden.«

Wir saßen da und sahen einander an - lange -, und hielten uns bei der Hand, wie Simone und ich es häufig tun. »Du weißt, daß ich gehen muß«, sagte Gideon. »Nicht wahr, Onkel Lazar?«

»Ja, ich weiß es«, antwortete ich. »Wir müssen alle die Last unserer Zeit tragen, unsere eigenen Kriege führen - sowohl in uns selbst als auch dort draußen auf den Schlachtfeldern. So haben es die Männer immer getan. Versuch nicht unbedingt, ein Held zu sein. Erfüll deine Pflicht, und Teil deiner Pflicht ist es, lebend aus allem herauszukommen.«

Ich kritzelte meine Unterschrift unter das Formular und erlaubte ihm damit, ins Marine Corps einzutreten. Ich zog meinen Marines-Ring ab, drückte ihm den Ring in die Hand und schloß seine Finger darüber. »Nimm du ihn. Er hat mir Glück und mich heil wieder nach Hause gebracht. Und du wirst soviel Glück brauchen, wie du nur immer kriegen kannst.«

FÜNFTER TEIL

VOR DER SCHLACHT, GELIEBTE MUTTER

MITLA PASS

31. Oktober 1956 11.00 Uhr

D-Day plus zwei

Oberkommando Süd an Löwen STOP Luftaufklärung meldet feindlichen Konvoi westlich Mitla in Richtung Pass STOP Haben Luftdeckung von Para 202 abgezogen und zum Angriff auf Konvoi angesetzt STOP Haben keine Verbindung mit Para 202 STOP Ist euch augenblickliche Position bekannt GEZEICHNET Ram.

Löwen an Oberkommando Süd - 11.30 Uhr STOP Negativ STOP Haben keinen Kontakt mit Para 202 GEZEICHNET Ben Asher.

Oberkommando Süd an Löwen STOP Unsere beiden nördlichen Marschkolonnen bei Gaza und Jebel Libni aufgehalten STOP Konnten nicht weit genug vordringen, um euch Evakuierung am Boden zu ermöglichen STOP Versucht Rollbahn auf Länge 3500 mal 40 Fuß für eventuelle Luftevakuierung durch Dakotas frei zu machen GEZEICHNET Ram.

Löwen an Oberkommando Süd STOP Feldräumung unmöglich STOP Geröll von Hand nicht zu entfernen STOP Erbitten Anweisung GEZEICHNET Ben Asher.

Oberkommando Süd an Löwen STOP Werden versuchen,

zwei Bulldozer mit Fallschirm abzuwerfen GEZEICHNET Ram.

12.00 Uhr

Löwen an Oberkommando Süd STOP Ein Bulldozer in funktionsfähigem Zustand eingetroffen STOP Landebahn vermutlich bis 16.00 Uhr geräumt GEZEICHNET Ben Asher.

Oberkommando Süd an Löwen STOP Luftangriff auf feindlichen Konvoi westlich Mitla Pass erfolgreich STOP Neue Berichte direkt von Quellen in Kairo melden nur zwei ägyptische Kompanien im Pass STOP Feindtruppen verfügen über zwei Mörser und zwei MG-Züge STOP Luftaufklärung meldet keine weitere Aktivität westlich von Mitla GEZEICHNET Ram.

Die Sonne stach auch an diesem Tag wieder unbarmherzig vom Himmel herab. Die Löwen waren wie gelähmt. Sie bewegten sich nur langsam, um möglichst jedes Molekül Energie zu sparen. Vom Gefechtsstand und aus dem Verbandszelt waren leise Stimmen zu hören. Der Bulldozer kroch vor, zurück, vor, zurück, schob die größeren Felsbrocken beiseite und füllte die Löcher, die sie hinterließen. Hin und wieder versuchte ein ägyptischer Mörser von seiner Stellung hoch oben im Pass die Landebahn zu beschießen ohne Erfolg.

Major Ben Asher schloß daraus, daß die Ägypter über keine größeren Geschütze verfügten, denn sonst hätten sie die mit Sicherheit eingesetzt. Die letzte Meldung hatte ihm Mut gemacht. Sie stammte aus Kairo, also hatte sich im ägyptischen Oberkommando offensichtlich ein israelischer Spion eingenistet, dem Umfang und Lage der feindlichen Entwicklung bekannt

waren. Nicht mehr als zwei Kompanien im Pass? Nicht allzu schlimm. Ein paar hundert Mann, mehr oder weniger. Außerdem sah es so aus, als beherrsche die israelische Luftwaffe den Luftraum und halte die Westseite des Passes unter ständiger Beobachtung.

Gideons Bein hatte sich zum Glück gebessert. Der Bluterguß an seiner Hüfte hatte sich so weit zurückgebildet, daß sein Bein fast wieder normale Dimensionen angenommen hatte. Es war zwar noch etwas empfindlich und schillerte in allen Farben, konnte aber wieder voll belastet werden.

»Nun komm schon, Zecharia, wo, zum Teufel, steckst du?« schrie irgend jemand alle fünf bis zehn Minuten.

Vom ständigen angestrengten Spähen in der grellen Sonne nach einem Zeichen von Para 202 hatten sie alle gerötete Augen. Einmal hatten sie eine Staubwolke zu sehen geglaubt und sofort einen Patrouillenjeep losgeschickt, der Zecharias Männer herbringen sollte. Doch es war falscher Alarm gewesen. Die Staubwolke war von einem plötzlichen Windstoß aufgewirbelt worden, der durch eine schmale Öffnung in ein paar felsigen Klippen schoß.

Verpflegungspause. Zum Teufel damit, dachte Gideon.

»Iß, Junge, sonst verlierst du Kraft«, mahnte ihn Schlomo. »Iß, die Sonne saugt dir das Mark aus den Knochen.«

»Du redest wie meine Stiefmutter Lena. Hast du jemals einen Menschen erlebt, der seine Sexlust dadurch befriedigt, daß er andere Leute mit Essen vollstopft?«

»Yeah«, sagte Schlomo. »Die Hälfte aller israelischen Weiber.«

Gideon strich sich mit der Hand übers Gesicht. Die Bartstoppeln wurden allmählich stachlig. Er haßte es, wenn ihm ein Bart wuchs.

Es juckte ständig. Einmal hatten Penelope und Roxy von ihm

verlangt, daß er sich einen wachsen ließ, einen ganz langen, weil die Daddys von einigen ihrer Schulfreundinnen auch so einen trugen.

»Stell dir vor, du säßest jetzt schön gemütlich im Zelt eines Scheichs«, sagte Schlomo unter hörbarem Kauen, »und hättest die Wahl zwischen Val und Natascha.«

»Wer bin ich? König Salomon?« gab Gideon zurück. »Die beiden stammen von verschiedenen Planeten. Auf der einen Seite Frieden, Wärme, Beständigkeit, Sanftmut, Treue, Vertrauen. Auf der anderen wilde Phantasie, Sinnlichkeit, der schmale Grat zwischen Liebe und Raserei.«

»Klingt beides recht verlockend für mich«, meinte Schlomo. »Mal braucht man das eine, mal das andere. Schade, daß es sie nicht im Doppelpack gibt.«

»Was geht in einer Frau wie Natascha eigentlich vor?«

»Alle Frauen haben ein Labyrinth im Kopf. Die oberste Priorität haben bei den Frauen stets die Gefühle. Wenn sich eine Frau raffiniert verhält, bin ich hilflos. Ich hab' im Leben wohl schon fast jeden miesen Trick angewandt, als Junge, in Hollywood, in meiner Ehe; aber die einfachste Frau ist immer noch raffinierter als ich. Jedenfalls bin ich jetzt ziemlich aufrichtig. Nachdem Val ihren kleinen Tobsuchtsanfall bekam und mein Arbeitszimmer zertrümmerte, wollte ich nicht länger lügen. Selbst die anständigsten Frauen sind irgendwo unehrlich, und Natascha als Überlebende eines Konzentrationslagers ist noch wesentlich komplizierter.«

»Was meinst du, wie viele KZ-Überlebende wir interviewt haben?« fragte Schlomo, während er in seinem Tornister wühlte. Das Obst war matschig geworden. Ärgerlich warf er es weg, und sofort erschienen aus dem Nichts winzige Ameisen, um sich auf das unerwartete Festmahl zu stürzen.

»Fünfzig bis sechzig«, schätzte Gideon. »Darüber hinaus habe ich ungefähr dreihundert Fallstudien gelesen. Schon in St. Barts,

bevor ich nach Israel kam, hatte ich über einhundert Akten studiert.«

»Und jeder einzelne Fall lag anders?«

»Jeder lag anders, und doch gab es bei allen gewisse Ähnlichkeiten. Jeder, der die Lager überlebte, hatte zwanzig, dreißig Familienmitglieder verloren. Natürlich mußte jeder der Überlebenden seinen Verstand gebrauchen, aber jedem, der ein KZ lebend verließ, war auch im richtigen Moment ein glücklicher Zufall zu Hilfe gekommen. Bei manchen sogar vier- oder fünfmal. Diese Art Glück weckt Schuldgefühle.«

»Mein Vater ist tot, meine Brüder sind tot, aber ich habe überlebt, weil mir der Zufall im richtigen Moment zu Hilfe kam, und ihnen nicht. Meinst du das?« fragte Schlomo.

»Richtig«, sagte Gideon. »Ich habe keinen einzigen Überlebenden kennengelernt, der nicht das Kreuz der Schuld auf den Schultern trug, weil für sein Leben zwanzig andere ins Gas geschickt wurden. Warum bin ich durchgekommen, obwohl ich nicht mehr wert war als mein Nachbar? Warum bin ich am Leben? Ich bin schuldig, weil ich am Leben bin.«

»Wie viele waren es in Nataschas Familie?«

»Alle. Eine große Familie... alle... nicht nur Mutter, Vater, Bruder, sondern Onkel, Cousins und so weiter. Nataschas Schuldgefühle sind besonders schlimm, weil sie ihren Vater vor dem Krieg gehaßt hatte. Anscheinend war er kalt wie Eis und furchtbar streng. Körperlich hat er ihr nichts angetan, aber sie hatte Angst vor ihm, und seine Frau litt sehr unter ihm, sexuell. Natascha liebte ihre Mutter innig. Und... sie empfindet mehr als die gewöhnliche Feld-Wald-und-Wiesen-Schuld am Tod ihres Vaters. Sie fühlt sich für seinen Tod verantwortlich, weil sie ihn haßte.«

»Also sucht sie in ihren Liebhabern den Vater?«

»Ich sehe das schon so«, antwortete Gideon. »Sobald sie einen attraktiven Mann findet, sorgt sie dafür, daß er sich in sie

verliebt. Kein Problem, sie verströmt Sex aus jeder Pore. Sie liebt ihn mit einer Wildheit, wie er sie noch nie erlebt hat. Sie saugt ihn aus. Und wenn er völlig ausgepumpt ist, hat sie genau das Symbol, das sie sucht. Sie tötet wieder einmal ihren Daddy. Wirft ihn weg wie einen Putzlumpen, hat aber immer noch sentimentale Gefühle für ihn. Der arme Hund, hat's einfach nicht gebracht. Aber ihr Zwang, sich einen neuen Mann und noch einen und noch einen zu suchen, ist unersättlich. Sie kann nicht anders, sie muß das Ganze immer aufs neue durchspielen.«

»Und du, mein kleiner Freund?«

»Ich hab' sie aus dem Konzept gebracht, Schlomo. Menschen, die sich mit List und Tücke durchs Leben schlagen, sind ihre Opfer. Ich bin zwar kein Süßholzraspler, doch krumme Wege gehe ich nur bis zu einer gewissen Grenze. Ich bin nicht für irgendwelche Spielchen. Was du siehst, das kriegst du. Ich hab' die miesen Spielchen alle getrieben, und nun habe ich keinen Bedarf mehr danach. Damit wird Natascha nicht fertig. Sie weiß, daß ich ihr Spiel, ihre Motive durchschaue, und daß ich ihr sexuell gewachsen bin. Und dann hat sie den Riesenfehler begangen, sich in eines ihrer Opfer zu verlieben. Sie liebt mich. Und ich sie auf gewisse Art auch. Chaotisch. Das macht sie verrückt, weil sie dem Stier den Speer einfach nicht in den Nacken stoßen kann.«

»Sich zu Tode ficken. Klingt nicht schlecht«, sinnierte Schlomo. Die Offiziere beendeten ihre Besprechung mit dem Major und befahlen den Männern, einzupacken und sich für die Evakuierung zur Landebahn zu begeben.

»Ist das nicht ein bißchen voreilig?« fragte Gideon. »Nein, es muß jeden Moment soweit sein. Die erste Dakota müßte in etwa fünfundzwanzig Minuten eintreffen.« Die Bulldozer hatten ihre Arbeit beendet, und nun wurden die Schlaglöcher von Hand gefüllt.

»Verdammte Scheiße, Saudreck, Mist!« stieß Gideon wütend

hervor. »Mein Gott, das war ja, als würde man sich die Füße waschen, während man noch die Socken anhat.«

»Mal gewinnt man, mal verliert man«, meinte Schlomo philosophisch. »Hoffen wir, daß die Dakotas landen können.« In diesem Moment kam ein Jeep von der Peripherie auf den Befehlsstand zugerast. Der Offizier schrie aus vollem Hals: »Ich kann die Para 202 sehen! Zecharia ist da!«

31. Oktober 1956 17.00 Uhr

D-Day plus zwei

Löwen an Oberkommando Süd 17.00 Uhr STOP Para 202 zu uns gestoßen STOP Dakota-Luftevakuierung abbrechen STOP Werden innerhalb einer Stunde Liste dringendst benötigten Nachschubs funken GEZEICHNET Ben Asher.

Kommandozentrale Tel Aviv an alle Luftwaffeneinheiten des Befehlsbereichs Süd 17.20 Uhr STOP Anglofranzösische Geschwader haben mit der Bombardierung ägyptischer Fliegerhorste begonnen STOP Ostufer Kanal und Golf von Suez meiden GEZEICHNET Hod, General der Luftwaffe, weitere Mitteilungen folgen, weitere Mitteilungen folgen, weitere Mitteilungen folgen, weitere Mitteilungen folgen

Kommandozentrale an alle Bodeneinheiten STOP Anglofranzösisches Expeditionscorps greift Port-Said-Zone an, mit Ziel Eroberung Kanal STOP Israel hat letztem Ultimatum zugestimmt, unsere Truppen acht Meilen vor dem Kanal halten zu lassen STOP Bestätigen und ausführen GEZEICHNET Dayan, Generalstabschef.

Unmittelbar vor Anbruch der Nacht wurde der dezimierte

Versorgungsbestand der Para 202 durch Fallschirmabwürfe aufgefüllt, und eine ausführliche Einschätzung der Kampfbereitschaft der Brigade war in Arbeit. Der Marsch durch einhundertfünfzig Meilen grausame Wüste hatte Männern, Fahrzeugen und Waffen beträchtlichen Schaden zugefügt.

Zecharias Paras waren, wie Soldaten in der Schlacht seit Urzeiten, gereizt, erschöpft und übermüdet. Die meisten von ihnen hatten seit der Mobilmachung vor über einer Woche höchstens mal hier und da ein Auge zugemacht. Sie waren groggy, ihre Zunge war geschwollen und ihre Kaumuskeln zu müde, um auch nur einen Bissen bewältigen zu können.

Im Kommandozelt studierte Colonel Zecharia mit Major Ben Asher die Geländekarte. Colonel Z. war groß und muskulös; sein glänzendschwarzer Bart verlieh ihm das Aussehen eines Eiferers, eines alten, von feuriger Begeisterung erfüllten Propheten. Er wirkte, als hätte sich die Hälfte allen Wüstenstaubs auf seinem Gesicht, den Lidern, dem Bart, den aufgesprungenen Lippen niedergelassen. Seine Uniform war schweißgetränkt und an verschiedenen Stellen zerrissen. Den Luxus einer gründlichen Reinigung gedachte er sich erst zu gönnen, wenn die Pläne für morgen festgelegt waren. Draußen vor dem Zelt lagen seine Männer in tiefem Erschöpfungsschlaf auf dem Erdboden. Captain Kofsky, sein Adjutant, kam mit Dr. Schwartz herein. »Na, wie sieht's aus?« erkundigte sich Zecharia. »Diese Truppe kann morgen unter gar keinen Umständen rausgeschickt werden«, erklärte Dr. Schwartz. »Erschöpfung ist schon gar kein Ausdruck mehr für ihren Zustand, die Männer werden nicht kämpfen können. Wenn ihr sie morgen einzusetzen versucht, werdet ihr die Hälfte von ihnen verlieren. Sie werden einfach zusammenklappen.« Der Arzt hatte seinem Standpunkt deswegen so energisch Ausdruck verliehen, weil er wußte, daß Zecharia, wenn er als Arzt nicht Einspruch erhob, die Männer unnachsichtig antreiben würde, obwohl sie körperlich dazu nicht in der Lage waren.

»Ausruhen können sie hinterher«, entschied Zecharia ungerührt. »Sobald wir Sharm el-Sheikh genommen haben, gebe ich ihnen eine ganze Woche Zeit zum Schlafen.«

»Es sind einhundertundsiebzig Meilen bis zum Golf von Suez«, gab ihm der Doktor zu bedenken. »Die Männer brauchen zwei Tage Rast und Erholung, bevor sie wieder marschbereit sind.«

»Auf gar keinen Fall vor dem dritten November! Sonst wird Yoffe, der drüben auf der anderen Seite mit seiner Brigade runtermarschiert, eher in Sharm el-Sheikh sein als ich! Die Hälfte seiner Männer sind Reservisten, und ich werde nicht dulden, daß Yoffe meine Fallschirmjäger schlägt! Ich muß als erster unten sein. Ich möchte Yoffe einen herzlichen Empfang bereiten, wenn er eintrifft.«

Captain Kofsky, der Arzt und Major Ben Asher hielten den Mund, während Colonel Zecharia schäumte. Er warf einen Blick zum Zelt hinaus. Was er sah, wirkte wie ein Schlachtfeld voll Gefallener. »Wir könnten ja bis zum Morgen warten, erst mal nachsehen, in welchem Zustand sich die Ausrüstung befindet, und die Männer eine Nacht lang ausschlafen lassen. Morgen früh werden wir dann selbst auch besser in der Lage sein, eine Entscheidung zu treffen«, schlug Ben Asher vor.

Warten? Warten war Zecharia verhaßt. Lageeinschätzungen waren ihm verhaßt. Das Hinausschieben von Entscheidungen war ihm verhaßt. Vorstoßen und durch war seine Devise. Verdammt! Und wenn Yoffe tatsächlich als erster eintraf?

Mit einer Handbewegung entließ er Kofsky und den Arzt, dann wandte er sich an Ben Asher.

»Wir können unmöglich einen ganzen Tag hier mit Schlafen verbringen, während der ganze Sinai in Flammen steht. Deine Löwen, Ben Asher, sitzen jetzt seit zwei Tagen auf ihrem Arsch. Die müßten doch nun wirklich bereit sein, morgen ein bißchen Leistung zu bringen.«

»Woran hattest du gedacht?« fragte ihn der Major. »Bevor wir nach Süden schwenken, möchte ich den Mitla Pass sichern. Morgen, bei Tagesanbruch, werden wir mit deinem Bataillon in den Pass vordringen und ihn nehmen.«

»Tut mir leid, Zech, aber ich habe ausdrücklichen Befehl von Dayan, unter gar keinen Umständen in den Mitla einzumarschieren. «

»Seit wann darf ein Feldkommandant nicht mehr einen Befehl abändern?«

»Das ist deine Sache, aber dann mußt du mich vorher meines Kommandos entheben. Ich werde die Männer nicht in den Pass führen, bevor die Kommandozentrale meine Befehle ändert.«

»Nun komm schon, Ben Asher! Du verlangst, daß ich mit meiner Brigade nach Süden marschiere und dabei den Mitla Pass weit offen, unseren Rücken also völlig ungedeckt lasse?«

»Ich hab' jetzt zwei Tage Zeit gehabt, jede einzelne Meldung zu prüfen. Es stimmt, die Ägypter haben keine starke Truppe im Pass. Sie sind nur da, um uns am Erreichen des Kanals zu hindern. Okay? Ausschließlich defensiv. Aber verdammt noch mal, Zech, selbst ein paar hundert Ägypter, die sich in diesen Klippen und Schluchten eingegraben haben, können uns gründlich fertigmachen. Außerdem haben wir dem Ultimatum zugestimmt, acht Meilen vor dem Kanal haltzumachen. Wenn wir vorrücken und den Pass erobern, ist das ein klarer Verstoß gegen die Abmachungen.«

»Komm mir bloß nicht mit diesem politischen Mist. Ich werde nicht dulden, daß mir die Ägypter in den Rücken fallen.«

»Aber Zech, es ist doch vollkommen ausgeschlossen, daß die Ägypter eine Offensive beginnen. Israel siegt an vier Fronten zugleich. Franzosen und Engländer haben Ägypten angegriffen. Der Mitla Pass ist kein Pfund Kamelscheiße wert. Und wenn wir reingehen, könnte es sein, daß sie uns abschlachten.«

»Ich habe dir einen Befehl gegeben, Ben Asher. Ja oder

nein?«

»Nein. Ohne direkten Befehl von der Zentrale werde ich dir meine Truppe nicht ausliefern.«

»Deine Truppe! Seit wann sind die Löwen deine Truppe? Ich hab' die Fallschirmjägertruppe aufgebaut. Ich hab' dich für dieses Kommando eingeteilt. Und nun hör gut zu: Entweder wirst du die Löwen morgen früh um fünf Uhr dreißig in den Pass führen, oder der neue Befehlshaber.«

»Nicht, solange ich keinen Befehl von der Zentrale habe«, widersprach Ben Asher ruhig.

Hier stand Beton gegen Granit. Grollend beugte sich Zecharia über die Geländekarte, nahm einen Meldeblock aus seinem Gepäck und kritzelte eine Nachricht drauf. »Melder!« rief Zecharia. Ein Para kam ins Zelt gestürzt.

Para 202 an Kommandozentrale STOP 18.00 Uhr STOP Dringend STOP Streng geheim STOP Es ist meine wohlüberlegte Meinung als Feldkommandant, daß der Mitla Pass eine Bedrohung in unserem Rücken darstellt STOP Erbitte Genehmigung, Ben Asher seines Postens zu entheben und mit den Löwen den Pass zu erobern GEZEICHNET Colonel Z.

Zecharia machte es sich auf einem Feldstuhl bequem, legte die gestiefelten Füße auf den Kartentisch und wippte vor und zurück, während er aus seiner Feldflasche trank und auf die Antwort auf seine Anfrage wartete.

Kommandozentrale an Para 202 STOP 18.20 Uhr STOP Genehmigung Ablösung Ben Asher verweigert STOP Genehmigung Einnahme Mitla Pass verweigert STOP WIEDERHOLE verweigert STOP Letzte Meldungen via Kairo lassen erkennen, daß jetzt ein ganzes Infanteriebataillon im Pass

stationiert STOP Mit zwölf mittleren Maschinengewehren STOP Zwölf 57mm-Pak-Geschützen und vierzig tschechischen rückstoßfreien Geschützen STOP Feindliche Truppen haben Stellung bezogen bei Heitan-Schlucht STOP Ägyptisches Verhalten eindeutig defensiv zur Abwehr eines Vorstoßes zum Kanal STOP Keine offensive Bedrohung unserer Truppen im Sinai STOP Halten jeden Versuch, sie auszuheben, für extrem gefährlich BESTÄTIGEN. GEZEICHNET Dayan, Generalstabschef.

Zecharia war bekannt für seine Gabe, sich überall durchzusetzen wie ein Bulldozer, Befehle, die er gar nicht erst las, zu umgehen, seine eigene Show aufzuziehen. Und da er seine Schlachten fast immer gewann, schmolz die Opposition vor seinem Zorn gewöhnlich dahin. Diesmal nicht. Das war jedem in der Zentrale klar. Das war dem Befehlshaber der Löwen klar. Keine Eroberung des Mitla Pass. Also verfaßte er eine weitere Meldung und überreichte sie dem Major.

»Ich hoffe, du verstehst, was ich will, Ben Asher.«

»Na schön, mit diesem Vorschlag bin ich einverstanden«, antwortete der Major.

»Dann wollen wir uns die Hand reichen und sowohl die Drohungen als auch die harten Worte vergessen.«

»Selbstverständlich. In der Hitze des Gefechts...« Als sich die beiden Männer die Hand reichten, war es, als träfen zwei Stücke Stahl aufeinander. Dann umarmten sie sich mit rippenkrachendem, freundschaftlichem Schulterklopfen.

Para 202 an Kommandozentrale STOP 18.30 Uhr STOP Bestätigen Befehl, Mitla Pass nicht zu erobern STOP Doch unsere Verteidigungsstellung bei Rollbahn und Parker Monument extrem exponiert für Artillerie und Luftangriffe STOP Ben Asher mit mir der Ansicht, daß wir uns mit einer

Patrouille vorsichtig in den Pass hineintasten sollten, um zu sehen, ob wir eine bessere Verteidigungsstellung finden STOP Werden kurz vor der ägyptischen Verteidigungsstellung an der Heitan-Schlucht stoppen STOP Werden Patrouille bei Feindberührung sofort zurückziehen STOP Haben wir neue Verteidigungsstellung im Pass, fühle ich mich sicher genug, nach Süden zu schwenken STOP Werde versuchen, Stellung im Pass zu finden, die von nicht mehr als zwei Infanteriekompanien zu halten ist STOP Brigade plant, am 3. November 06.00 Uhr entlang Golf von Suez nach Süden vorzurücken STOP Bestätigen GEZEICHNET Colonel Z.

Kommandozentrale an Para 202 STOP 19.00 Uhr STOP Genehmigung erteilt, mit Löwen auf begrenzte Patrouille zur Heitan-Schlucht vorzudringen STOP Sofortiger Rückzug, sobald Feindberührung GEZEICHNET Dayan, Generalstabschef.

»Setzt die Löwen in Alarmbereitschaft für fünf Uhr morgens.«

»Wozu brauchen wir das ganze Bataillon? Es geht doch nur um eine begrenzte Patrouille«, wollte der Major mißtrauisch wissen.

»Beruhige dich, Ben Asher. Ich werde nicht das ganze Bataillon benutzen. Ich bin jetzt viel zu müde, um einen genauen Plan auszuarbeiten. Sie sollen nur in Bereitschaft stehn, dann werde ich mir einen Teil der Männer aussuchen. Im Augenblick kann ich keinen klaren Gedanken fassen.«

Ben Asher antwortete ein wenig zögernd: »Na schön.«

Am Wassertankwagen trafen Schlomo und Gideon auf Colonel Z., der splitternackt seinen Dreck runterzuscheuern versuchte.

»Ah, da ist ja auch mein Schriftsteller«, sagte Zecharia. »Wie ich hörte, hast du dir beim Absprung ein paar blaue Flecken geholt.«

»Ich bin okay.«

»Was ist denn nun - sind wir genauso gut wie die Marines oder nicht?«

»Ziemlich dicht dran, würde ich sagen.«

Er trocknete sich ab und zog dann dieselbe Uniform wieder an, die er seit über einer Woche trug. »Ein Flugzeug hat den Lastwagen mit der Ersatzkleidung getroffen. Alles in Rauch aufgegangen... Die Ägypter werden vermutlich davonlaufen, wenn sie uns riechen.«

»Wie ist die Stimmung? Gut?« erkundigte sich Gideon.

»Warum nicht? Ich werde vor Yoffes Brigade in Sharm eintreffen.«

»Erbitte Erlaubnis, an der Patrouille teilnehmen zu dürfen.«

Zecharia grub die Finger in seinen schwarzen Bart und kratzte sich nachdenklich. »Aber sicher«, antwortete er schließlich. »Du fährst mit Ben Asher im Kommandowagen.«

»Dann müßt ihr mich auch mitnehmen«, erklärte Schlomo.

»Wunderbar. Ihr beiden könnt das MG im Kommandowagen bedienen. Hast du Lust zu einer Partie Schach, Schriftsteller?«

»Ich glaub', ich leg' mich lieber schlafen«, gab Gideon zurück.

Gideon summte vor sich hin, während er seine Ausrüstung für die frühmorgendliche Patrouille kontrollierte.

Schlomo war sehr nachdenklich. Der Gedanke, daß das gesamte Löwen-Bataillon in Alarmbereitschaft lag, gefiel ihm gar nicht.

Außerdem hatte Colonel Z. befohlen, Halbkettenfahrzeuge und die drei funktionsfähigen Panzer fahrbereit zu machen. Der würde einem Kampf nicht aus dem Wege gehen, egal, wie seine

Befehle lautete. Durch die ägyptischen Stellungen bei Thamad war Zecharia wie eine Dampframme gedonnert. Das war Zecharias Stil.

Gideon sang immer lauter...

»Was ist das eigentlich für ein verdammter Song? Du singst ihn ständig.«

»Ein altes, amerikanisches Lied aus dem Bürgerkrieg. ›Vor der Schlacht, geliebte Mutter‹. Haben wir als Kinder in der Schule gesungen.«

»Klingt ja fast, als hofftest du auf ein Gefecht«, sagte Schlomo.

Gideon wurde ernst. »Vielleicht bin ich deswegen ja hier draußen. Um zu sehen, wie die Juden in den Bergen kämpfen. Übrigens, Schlomo, ich wollte dir noch was sagen: Diese Patrouille ist kein Auftrag des Außenministeriums; ich glaube, du solltest lieber nicht mitkommen. Es geht ja schließlich nicht um deine Sache, sondern um meine.«

»Zufällig hab' ich morgen nichts anderes vor«, antwortete er.

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher.«

Gideon rollte sich dicht neben den Freund in seine Decke. »Ich glaube, ich bin viel zu aufgeregt, um jetzt zu schlafen«, gestand er.

»Wer ist Pedro?« fragte Schlomo unvermittelt.

»Warum fragst du?«

»Weil du mich schon ein halbes dutzendmal Pedro genannt hast, seit wir hier sind.«

»Freudsche Fehlleistung vermutlich.«

»Also, wer ist das?«

»Nur ein Kumpel von den Marines.«

»Was ist mit ihm passiert?«

»Komm, laß uns schlafen«, antwortete Gideon.

»Ich dachte, du könntest nicht schlafen. Was ist mit Pedro passiert?«

»Ich bin nicht schnell genug bei ihm gewesen.«

»Was soll das heißen?«

»Ich hab' zu lange gezögert. Er fiel.«

Schlomo hörte Gideons schweren, nervösen Atem. Vor der Schlacht, geliebte Mutter, dachte er. O Boy, Gideon ist wirklich nach Hause gekommen. »Sei morgen bitte nicht leichtsinnig«, verlangte er.

1.November 1956 05.15 Uhr

D-Day plus drei

TAGESBEFEHL 1/11/56 Folgende Einheiten treten um 05.30 Uhr in vollem Kampfanzug an:

Kompanie A Löwen-Bataillon Kompanie B Löwen-Bataillon Kompanie C Löwen-Bataillon Spähtrupp - Para 202 - mit voller Kletterausrüstung Panzerbataillon B - die letzten drei Panzer Schwere-Mörser-Züge - Para 202

Kompanie A und B werden mit Halbkettenfahrzeugen in den Mitla Pass vordringen.

Kompanie C wird westlich des Parker Monument in Bereitstellung gehen.

Sanitäts- und Befehlsstandeinheiten werden in den Pass folgen und in sicherem Gelände bei Kartenkoordinaten A 16 Meldezentrale errichten.

Spähtrupp wird mit schwerem Lkw bis zu Kartenkoordinaten C 17 eindringen und dann zu Fuß vorrücken, um die Klippen

hinaufzuklettern und den Feind von oben anzugreifen.

Alle mündlichen Meldungen auf hebräisch.

ZIEL: Verteidigungsstellungen im Mitla Pass zu sichern und zu halten, um einen Durchbruch der Ägypter in den Sinai selbst zu verhindern.

Oberbefehl: Major Ben Asher.

GEZEICHNET: Colonel Amos Zecharia, Befehlshaber Para 202.

Ben Asher marschierte energischen Schrittes ins Kommandozelt und befahl seinen Offizieren, draußen zu warten.

»Guten Morgen, Ben Asher«, begrüßte ihn Colonel Zecharia. »Ich hab' dich erwartet. Hast du die Einheiten aufgestellt?«

»Sie treten gerade an, Colonel, aber ich denke, wir sollten uns lieber noch mal über diese sogenannte Patrouille unterhalten.«

»Wie gesagt, ich hab' dich erwartet.«

»Gestern abend waren du, ich und die Kommandozentrale einig darin, daß wir eine Patrouille hineinschicken wollten, um die Möglichkeit einer besseren Verteidigungsstellung zu erkunden.

Was du hier jedoch befohlen hast, ist keine Patrouille. Das ist eine volle Kampfeinheit. Ich bin der Meinung, daß du uns hintergangen hast, und ich glaube, du willst den Mitla Pass erobern.«

Zecharia bewahrte Ruhe und strafte seinen Ruf damit Lügen.

»Hier, lies das«, sagte er. »Als ich heute nacht den Tagesbefehl aufsetzte, habe ich diese Meldung erhalten.« Damit reichte er Ben Asher den Zettel.

Kommandozentrale an alle Boden-, Luft- und Marinetruppen STOP 03.30 Uhr STOP DRINGEND DRINGEND DRINGEND

Anglo französisches Expeditionscorps aufgrund starken Drucks aus Washington und Moskau gezwungen, alle Operationen einzustellen

STOP Werden Operationen an allen Fronten weiterführen, bis Ziele erreicht sind GEZEICHNET D, Ben Gurion, Ministerpräsident GEZEICHNET Dayan, Generalstabschef.

»Großer Gott«, murmelte Ben Asher. Er las die Meldung ein zweites Mal durch, warf den Zettel auf den Kartentisch und starrte sprachlos darauf hinab.

»Wir sind also ganz allein«, stellte Zecharia fest. »Vielleicht greift Jordanien jetzt in den Krieg ein. Vielleicht auch Syrien.«

»Können unsere Truppen ihr Ziel erreichen, bevor Amerika und Rußland uns zur Waffenruhe zwingen?«

Zecharia zuckte mit den Achseln. »Wir müssen schnell handeln. Auf der Nordschiene ist unsere Siebte Panzertruppe vermutlich schon in El Arish, wo sie mit Sicherheit auf Widerstand treffen wird. Sie müssen wie die Teufel marschieren, wenn sie den Kanal erreichen wollen. Mittelschiene... Da sind wir durch den Jebel Libni vorgestoßen und haben es jetzt bei Bir Gafgafa mit erheblicher Gegenwehr zu tun. Wir selbst stehen hier am Mitla Pass. Yoffes Neunte Brigade bricht eben erst auf. Bis heute abend werden sie Taba erreicht haben, dann wird bei ihnen der Tanz losgehn. Sie haben einhundertfünfzig Meilen gebirgige, unwegsame Wüste vor sich, bis sie Sharm el-Sheikh erreichen. Wie sagt man doch? Es gibt eine gute und eine schlechte Nachricht. Jede Marschkolonne muß von nun an Maßarbeit leisten, um eine Katastrophe zu verhindern.«

»Wie lange haben wir noch?«

»Wie ich es sehe: Wenn unsere beiden nördlichen Kolonnen den Kanal nicht bis morgen abend erreichen, und wenn wir bis zum vierten nicht Sharm el-Sheikh erobert haben, sind wir

erledigt.«

»Warum marschiere ich dann nicht jetzt gleich mit unserer Kampftruppe nach Süden?« erkundigte sich Ben Asher. »Dann könntest du mit dem Rest der Brigade morgen früh aufbrechen, und wir machen so eine Art Bockspringen bis nach Sharm.«

»Aber da Engländer und Franzosen nicht mehr mitspielen, könnten die Ägypter frech werden und ihre Reserven einsetzen. Ich möchte auf gar keinen Fall hier unten am Pass festgenagelt werden.« Ben Asher nickte verständnisvoll. Zum erstenmal waren sich die beiden einig. »Was soll ich also tun, Zech?«

»Den Mitla Pass erobern.«

»Dann kriegen wir aber mächtig Feuer unterm Hintern.«

»Dann müssen eure Hintern eben ein bißchen schmoren. Dayan hat im Unabhängigkeitskrieg das gleiche getan. Gegen ausdrückliche Befehle gehandelt, damit er Lydda einnehmen konnte. Bei uns gilt immer noch die Grundregel des Krieges: Die letzte Entscheidung trifft der Kampfkommandant. Deine Zustimmung reicht mir als Unterstützung.«

»Gehn wir doch mal diesen Plan durch«, schlug Major Ben Asher vor. »Ich führe unsere Panzer, Männer und Fahrzeuge nur ungern mitten durch das Wadibett, denn über uns werden sich bestimmt die Ägypter eingegraben haben und uns von oben befeuern.«

»Es gibt keine bessere Möglichkeit. Wir haben keine Zeit für taktische Finessen. Sobald wir auf Gegenwehr stoßen, schwärmen wir aus, suchen uns die bestmögliche Deckung und nageln die Ägypter fest. Das wird dem Spähtrupp Gelegenheit geben, auf die Klippen in der Nähe der ägyptischen Stellungen zu klettern und in der Heitan-Schlucht dann über ihnen zu liegen. Es wird ein dreckiger Tag werden, Major, ein sehr, sehr dreckiger Tag.« Captain Kofsky kam herein. »Die Truppe ist angetreten, Zech«, meldete er.

»Dann werd' ich den Männern mal ein paar aufmunternde

Worte sagen«, erwiderte Colonel Z.

Das ärgerliche Rätsel des Mitla Pass würde nun also bald gelöst sein. Die schweigende Masse der blaßroten Felsen zu beiden Seiten türmte sich um so höher, je weiter die Löwen in ihre unheilschwangeren, doch lockenden Fänge vorrückten.

Als sie ins Wadibett und den Pass selbst eindrangen, hoben Gideon und Schlomo ein luftgekühltes MG, Kaliber 50, auf eine im Kommandowagen fest montierte Lafette. Das Maschinengewehr wurde auf die Drehstütze gesetzt, und Gideon stieß einen leisen Pfiff aus, als er es im Kreis schwenkte, um das Schußfeld zu erkunden. Gleich darauf befanden sie sich mitten im Pass, zwischen senkrechten, Hunderte von Fuß hohen Klippen, durchsetzt mit zahllosen Spalten und Höhlen. Wo war der Feind? Er konnte hier sein, dort, da drüben und anderswo. Heilige Scheiße! Ein einziger Zug Marines nur würde diesen Pass ewig verteidigen können! Beklommen pfiff Gideon leise »Vor der Schlacht, geliebte Mutter« vor sich hin. Es war genau wie bei der Landung auf Tarawa... der Sprung ins brusthohe Wasser, während die Japse sie mit Feuer eindeckten.

Gideon signalisierte Schlomo, ihm einen Munitionsgurt zuzureichen. Er ließ den Verschluß zweimal schnappen, während Schlomo den Gurt so zurechtlegte, daß er glatt weitergleiten und sich nicht verhaken konnte. Sie waren bereit. »Vortrupp an Ben Asher. Hören Sie mich?«

»Ben Asher an Vortrupp. Höre Sie laut und klar.«

»Vortrupp an Ben Asher. Kein Feind in Sicht.«

»Ben Asher an Vortrupp. Wie tief drin seid ihr?«

»Vortrupp an Ben Asher. Eine Meile.«

»Ben Asher an Vortrupp. Verlangsamt euer Tempo. Seht euch nach Deckungsmöglichkeiten um, für den Fall, daß ihr angegriffen werden solltet. Ben Asher an alle Einheiten. Seht

euch nach Deckungsmöglichkeiten um.«

Knirschend zerdrückten die Panzer die Steine, in den schweren Lastwagen wurden die Mannschaften herumgeworfen, als die Geröllmassen im Wadibett durch Steinschläge größer wurden. Durch die Wände der Schlucht hallte eine mißtönende Kantate von donnernden Halbkettenmotoren und bellend würgendem Auspufflärm.

»Vortrupp an Ben Asher. Heitan-Schlucht direkt voraus.«

»Ben Asher an Spähtrupp. Versteckt eure Fahrzeuge und beginnt außerhalb Sichtweite des Feindes mit dem Aufstieg. Arbeitet euch bis zur Oberkante der Schlucht hinauf.«

»Spähtrupp an Ben Asher. Grobe Schätzung drei bis vier Stunden.«

»Scheiße«, murmelte Ben Asher. »Okay, wir sollten uns auf einen schweren Tag gefaßt machen. Ben Asher an alle Einheiten. Sofort Deckung außerhalb des Wadibettes suchen. Eingraben, Spähtrupp decken. Schießt auf alles, was sich bewegt. Nagelt den Feind fest.« Kaum hatte der Spähtrupp mit seiner Kletterpartie begonnen, da kam in hohem Bogen aus den Höhlen in der Schlucht eine Rauchbombe geflogen, schlug im Wadibett auf und signalisierte den Ägyptern mit ihrem Rauch, das Feuer zu eröffnen. Und mit einem einzigen Schlag explodierte der ganze Mitla Pass von Geschütz-, Mörser-, MG- und Handwaffenfeuer. » Ausschwärmen!«

Die Paras sprangen von ihren Fahrzeugen, spurteten zu den Felswänden hinüber und suchten sich Vertiefungen und Gesteinsbrocken als Deckung.

Rrruummmss! Der Treibstoffwagen erhielt einen Volltreffer und schickte eine zweihundert Fuß hohe Feuersäule in die Luft. Das Dauerfeuer kam nicht nur aus der Heitan-Schlucht, sondern aus Stellungen, die einen fast geschlossenen Kreis um die Kolonne der Paras bildeten.

»Gottverdammte, dreimal gestrichene Scheiße!« brüllte Ben

Asher. »Die haben sich während der Nacht in neue Stellungen geschlichen! Fahrer! In die kleine Senke da drüben!« Das winzige, enge Nebental bot kaum Schutz genug für den Kommandowagen und die Ambulanz. Schnell machten sie sich daran, einen Verbandplatz sowie eine Meldestelle einzurichten. Ben Asher hatte nicht genug Überblick über den Pass. Er sah sich um. Ein Felsvorsprung über ihm bot einen günstigeren Ausblick. Zusammen mit dem Funker, dem Fahrer und einem halben Dutzend Männern des Befehlsstandpersonals kletterte er hinauf. Jawohl, hier oben war die Sicht sehr viel besser... Man überblickte das gesamte Wadibett und sah sogar bis zur Schlucht hinüber. Gideon und Schlomo versteckten den Kommandowagen, trugen das Maschinengewehr zur Felsbank hinauf und machten sich schußbereit.

Der Beschuß wurde stärker, als die Paras sich zunächst eingruben, um das Feuer zu erwidern, und sodann Stoßtrupps ausschickten, um die Nester der Ägypter eins nach dem anderen mit Bajonetten und Handgranaten auszuheben.

Ein Halbkettenfahrzeug im Wadibett explodierte, und gleich darauf brachen zehntausend Felsbrocken los, als der Munitionswagen in die Luft ging... und die Ambulanz... und ein zweites Halbkettenfahrzeug, und noch eins... »Ben Asher an Colonel Z. Hören Sie mich?«

»Z. an Asher. Ihr kommt etwa dreidrei an, sehr leise. Kann euch kaum ausmachen. Over.«

»Ben Asher an Z. Haben unsere Ambulanz und den Munitionswagen verloren. Sind vollständig umzingelt. Alle Truppen gut ausgeschwärmt, aber wir müssen die Stellungen eine nach der anderen nehmen.«

»Z. an Asher. Munitionswagen und Ambulanz unterwegs.«

»Asher an Z. Ihr müßt sie von der Reservekompanie reinbringen lassen. Wir sind blockiert. C-Kompanie muß ein Loch sprengen und einen Durchgang schaffen, damit wir weiter

vorrücken und in Umgebung von Kartenkoordinaten A 12 rauskommen können.«

»MIGs! Volle Deckung!«

In einer Reihe nebeneinander kamen sechs MIGs hoch von Norden herein und beharkten die Mitte des Wadibetts. Weitere Fahrzeuge gerieten in Brand. »Sani! Sani!« Ein Dutzend Verwundete wurden zum Verbandplatz neben Ben Ashers Felsbank gezogen, geschleift, getragen. Die israelischen Panzer und Mörser hatten die Deckung übernommen und beschossen die ägyptischen Stellungen, aber ihr Feuer schien keine Wirkung zu haben.... Halleluja, zwei ägyptische MGs waren erobert worden!

Allmählich gewann Ben Asher die Kontrolle über die Schlacht und leitete die Bewegungen seiner Truppen, bis die Ägypter den Befehlsstand sichteten und mit Mörserfeuer eindeckten. »Wir müssen sie da rauskriegen!« schrie der Major. »Verdammt, wir müssen genauere Feuerbefehle geben.«

Ungefähr zwanzig Fuß oberhalb entdeckte Gideon eine Felsspalte, die einen besseren Blick ins Wadi zu bieten schien. Er tippte dem Major auf die Schulter und deutete hinauf.

»Gut«, sagte Ben Asher und sah sich sofort nach Männern um, die eine Telefonleitung raufziehen konnten. »Verdammt, wo sind die alle geblieben?«

»Der Meldewagen wurde getroffen. Wir haben keine Funker und keine Telefonisten mehr - ich werde selber raufgehen«, erbot sich Schlomo. Gideon packte den zweiten Griff der Drahtrolle. »Mit deinem Bein wirst du da nie raufkommen«, behauptete Schlomo. »Wetten, daß?«

Ben Asher reichte Gideon seinen Feldstecher, dann stiegen Gideon und Schlomo mit dem Telefondraht Hand über Hand die senkrechte Wand zur Felsspalte hinauf. Schlomo zog Gideon hinein. Gideon sah durch den Feldstecher: »Fabelhaft! Erstklassige Sicht! He, da ist der Spähtrupp! Die klettern da an

der Wand hoch wie die Gemsen.«

»Ben Asher!« rief Schlomo hinunter. »Wir können das Panzer- und Mörserfeuer von hier aus leiten! Werfen Sie uns 'ne Karte rauf!« Die Geländekarte kam, an einem Stein befestigt, während Gideon ein Feldtelefon anschloß.

»Du bleibst hier am Telefon«, befahl Gideon, »ich klettere noch ein paar Meter höher. Ich werde dir die Zahlen runterrufen.«

Schlomo sah zu dem Punkt hinauf, den Gideon erreichen wollte. Er war gefährlich exponiert. »Kommt gar nicht in Frage! Ich werde gehen, du telefonierst.«

»Ich kann kein Hebräisch. Du mußt das Telefon bedienen«, entgegnete Gideon. »Keine Sorge, ich hab' bei Tarawa auch das Artilleriefeuer gelenkt.« Damit war er verschwunden. Zehn Meter weiter legte er sich bäuchlings auf einen Felsvorsprung und richtete den Feldstecher auf die Schlacht: Drei Panzer standen hinter großen Felsblöcken verborgen; die Infanterie arbeitete sich zu den MG-Nestern vor; und der Spähtrupp erkletterte die senkrechte Felswand der Schlucht.

»O Boy! Verdammt! Ich hau' sie alle in die Pfanne!« rief Gideon. Im selben Augenblick riß er sich jedoch wieder zusammen. Die Angst verschwand, und die ernsthafte, harte Arbeit begann. Schlomo rief die Kennung der drei Panzer zu ihm hinauf. »He, Schlomo! Panzer J ungefähr zwanzig Meter vorwärts!«

»Verstanden!«

»Panzer H Richthöhe zwei Fuß nach oben!«

»Verstanden!«

Ein ägyptischer Trupp auf der anderen Wadiseite entdeckte Gideon und schoß auf ihn. Schlomo gefiel das überhaupt nicht, aber die Instruktionen kamen so schnell von oben, daß er nicht protestieren konnte.

»Kawumm! Panzer H direkt im Ziel. Beschießt die Höhlen in der Schlucht. Weiterfeuern, nach jedem Schuß fünfzehn Meter weiter nach links!«

»Verstanden!«

Der Gefechtslärm war ohrenbetäubend. Die Explosion eines jeden Schusses, ob Gewehr, Pistole, Geschütz, Granate, Mörser oder Artillerie, wurde durch die engstehenden, hohen Felswände endlos verstärkt. Das Brüllen der Schlacht wuchs ins Gigantische. Watte und Ohrstöpsel halfen ein wenig, aber man konnte fast überhaupt nichts hören, und Gideon mußte seine Rufe ein halbes dutzendmal wiederholen.

»Wo bleibt unsere Luftunterstützung?« fragte Ben Asher. »Schlomo! Wo, zum Teufel, bleibt unsere Luftunterstützung?«

»Gideon? Siehst du was von unserer Luftwaffe? Wir brauchen Unterstützung! Die Schlacht vermasselt uns die ganze Verständigung!«

»Zu eng, um sie hier runterzuschicken!« schrie Gideon. »Vorschlag: Du bittest Colonel Z. per Funk, mit ihnen zu sprechen. Vorschlag: Du läßt sie über der Schlucht kreisen und uns die Ägypter vom Hals halten. Mehr können sie nicht für uns tun.« Nach drei Wiederholungen hatte Schlomo ihn endlich verstanden und telefonierte seine Vorschläge zu Ben Asher hinunter. »Schlomo! Panzer K schießt viel zu hoch! Richthöhe um mindestens zehn Grad runter!«

»Verstanden!«

Kurz darauf löste der Anblick der israelischen Ouragans, die über dem Schauplatz des Kampfes erschienen, laute Jubelrufe aus, aber zu hören waren sie in diesem Höllenlärm nicht. Zwei mörderische Stunden lang hörte das Feuer auf beiden Seiten nicht auf. Die Schlucht bebte und spie Felsbrocken, während Kompanie C sich mit Munitions- und Sanitätsnachschub einen Weg hineinbahnte.

Der Spähtrupp fuhr fort, die Schluchtwände emporzuklettern

wie eine Schar alpiner Bergsteiger. Die Männer kamen nur mühsam voran. Von seinem Ausguck aus vermochte Gideon sie so zu dirigieren, daß sie den Beschuß der Ägypter umgingen. »Ben Asher an Z. Schwere Verluste! Brauche Lastwagen, um sie rauszubringen!«

»Sani! Sani! Sani!«

»Kommando an Z. Major Ben Asher getroffen! Captain Masada übernimmt Befehl.«

»Z. an Masada. Wie schwer ist Ben Asher verletzt?«

»Masada an Z. Er ist tot.«

Eine weitere Stunde verging, und noch eine. Die Ägypter, denen klar wurde, daß der Beobachter, der als Feuerleitstelle fungierte, den größten Schaden anrichtete, eröffneten Mörsersperrfeuer auf den halb exponierten Felsvorsprung. Gideon duckte sich, als der Luftdruck ihrer Granaten sein Gesicht gegen den Fels drückte, seinen Feldstecher zerschmetterte und ihn selbst wie einen Pfannkuchen herumschleuderte.

Ringsum hoben kleine Para-Einheiten eine feindliche Stellung nach der anderen aus. Und schließlich zerstörten sie das ägyptische Mörsernest, das den Beobachter aufs Korn genommen hatte. Nach und nach rollten die Para-Kletterer von oben die Front der ägyptischen Stellungen auf. So hatten sie sich ein bißchen Luft und Bewegungsfreiheit erkämpft und fuhren fort, die Nester methodisch zu vernichten.

»Spähtrupp an Masada! Haben die Höhe der Heitan-Schlucht erreicht! Schwere Verluste! In einer Stunde müßten wir oberhalb der ägyptischen Hauptstellungen sein!«

Gideons Feldstecher war weg, Schlomos Telefonleitung unterbrochen, und den Panzern wie auch den Mörsern mußte ausgerechnet in diesem Moment die Munition ausgehen. »Komm runter, Gideon! Wir müssen hier raus!« schrie Schlomo erregt. »Okay! Kann sowieso kein Feuer mehr leiten. Sieh

doch!« Schlomo sah, daß sich die Panzer zurückzogen, und beobachtete, wie die Männer des Spähtrupps sich an Seilen an der Felswand hinabließen und Granaten in die Höhlen der Ägypter warfen. »Masada!« schrie Schlomo hinunter. »Wir halten unsere Stellungen! Die Panzer ziehen sich zurück, und keiner der Mörser ist mehr funktionsfähig!«

»Bewegt euren Hintern sofort hier runter!« schrie Masada zu ihm hinauf.

Den ganzen Tag lang hatte es von den Felswänden abprallende Irrläufer gehagelt. Als Schlomo sich aufrichtete, um Gideon beim Abstieg zu helfen, traf ihn ein Schuß in den Bauch, und er glitt, rollte, rutschte und fiel vom Felsvorsprung auf den Befehlsstand hinab. Gideon, dessen verletztes Bein fast unbeweglich war, hinkte, sprang dann mit einem Satz auf die Felsbank hinunter und kroch zu Schlomo.

»He, Baby! He, Baby! Sag doch was, Pedro! Pedro! Sag doch was, Mann! Verdammt noch mal, sag endlich was... Schlomo! Pedro! Schlomo! Pedro!«

Zentrale an Para 202 STOP Unsere Truppen auf Nord- und Mittelschiene durchgebrochen STOP Werden Kanal heute abend erreichen STOP Yoffes Brigade schneller ab vorgesehen STOP Para 202 morgen bei Tagesanbruch zum Golf von Suez hinunterverlegen, um bei Eroberung von Sharm el-Sheikh zu helfen. GEZEICHNET Dayan, Generalstabschef.

Para 202 an Zentrale STOP 14.30 Uhr STOP Soll ich Verteidigungstruppe im Mitla Pass lassen GEZEICHNET Colonel Z.

Zentrale an Para 202 STOP 14.35 Uhr STOP Negativ auf deine Frage STOP Mitla Pass verlassen STOP Besitzt keinen

militärischen Wert GEZEICHNET Dayan, Generalstabschef.

Gideon saß auf einer kleinen Anhöhe am Rand der Landebahn und blickte die Reihe der Toten entlang, die in ihren Plastiksäcken auf den Rücktransport nach Israel warteten. Die Verwundeten waren bereits ausgeflogen worden. Dies nun sollte der letzte Flug sein. Als Gideon merkte, daß jemand in der Nähe war, blickte er auf. Zecharia stand vor ihm. Der Colonel setzte sich und starrte ebenfalls auf die Gefallenen.

»Hallo, Schriftsteller. Wie ich hörte, hattest du einen großen Tag als Feuerleitstelle für Panzer und Mörser.«

»Ich spreche nicht Hebräisch«, fuhr Gideon zornig flüsternd auf. »Die ganze Arbeit hat Schlomo geleistet.«

»Du bist zu bescheiden. Ihr wart sehr mutig, alle beide. Du hast stundenlang in einer exponierten Stellung ausgehalten.«

»Es war der einzige Platz, von dem aus man klare Sicht hatte.« Eine lange Pause folgte; bittere, unausgesprochene Worte lagen in der Luft.

»Hast du jetzt auch klare Sicht?« erkundigte sich Zecharia. »Haben wir dir die Schlacht geliefert, von der du immer geträumt hast? Kannst du jetzt auf die Unsterblichkeit zumarschieren?« Gideon schloß die Augen; eine Träne machte sich selbständig. »Schnauze, Colonel!« fuhr er auf.

»O ja, ich verstehe. Der Schriftsteller findet, daß es da drinnen zu schmutzig war. Der Schriftsteller maßt sich ein Urteil an. Der Mitla Pass hätte nicht eingenommen werden müssen. Zecharia ist ein Schlachter.«

»Du kannst anscheinend Gedanken lesen«, gab Gideon zurück. »Was, zum Teufel, hast du geglaubt, da draußen zu finden? Supermänner? Biblische Hebräer, die die steilen Felswände erklimmen, während Gottes Engel sie behüten und Feindgeschosse in Rosenblätter verwandeln?«

Gideon wollte davongehen, doch Zecharia packte seinen Arm. »Glaubst du, ich hätte keine Tränen, Schriftsteller?«

»Du? Mach dich nicht lächerlich!«

»Mein kleiner Bruder ist heute bei El Arish gefallen. Er war... er war... mein kleiner Bruder...» »Tut mir leid.«

»Fünfzig von meinen Jungens liegen da unten, tot. Ich hab' früh lernen müssen, innerlich zu weinen, und das auch nur, wenn ich allein bin.«

»Aber es war doch alles so sinnlos!« Gideon ballte die Fäuste. »Alle Kriege sind sinnlos, Schriftsteller. Vielleicht hat sich Zecharia in seiner Einschätzung der Lage geirrt. Vielleicht aber auch nicht. Die Geschichte und der Herrgott allein werden das entscheiden. Wir wollten einen Staat. Von der Zeit an, da ich zwölf Jahre alt war, habe ich nichts anderes getan, als diesem Staat zu dienen. Zecharia, die Beduinen überfallen ein Dorf; Zecharia, gib uns eine Fallschirmjägerbrigade; Zecharia, geh über die Grenze und erteile den Syrern eine Lektion. Mach harte Männer aus den Jungens, Zecharia, mach sie unüberwindlich, mach sie so stark, daß sie unter Feindbeschuß eine Felswand raufklettern können. O ja, aber Juden dürfen im Krieg nicht sterben. Jüdische Generäle kriegen ihre Eingebungen direkt vom Allmächtigen. Nun gut, Schriftsteller, wir alle stehen seit unserer Geburt unter Waffen, wir alle. Und zweimal in weniger als einem Jahrzehnt mußten wir einen Rundumkrieg führen! Gewinn ihn für uns, aber schnell, Zecharia! Für einen langen Krieg haben wir weder Zeit noch Mittel! Gewinn ihn, wie du willst und kannst! Glaubst du, dies ist das letzte Mal, daß Israel sich durch einen Mitla Pass kämpfen muß?« Gideon starrte in das aufgewühlte Gesicht des Colonels. »Aber wir sind eine Demokratie. Wir werden reden und reden und reden. Die Juden sind liberal, friedfertig. Krieger sind Faschisten. Also wird ein Untersuchungsausschuß aus Intellektuellen gebildet, und unsere freie Presse wird mich bei lebendigem Leib am Spieß braten. Und dann werden all diese großen Denker und Staatsmänner

alles kaputtmachen und uns an den Rand eines weiteren Krieges führen. Und dann werden sie zu mir kommen und sagen, wir haben da draußen Probleme, Zecharia. Geh hin und räum den Mist für uns weg. Die reden, während Zecharia die Dreckarbeit macht. Und vielleicht werden in der Schlacht Fehler gemacht, und es gibt einen zweiten Untersuchungsausschuß. Vielleicht aber finden wir eines Tages auch noch den makellosen General, der uns zu unblutigen Siegen führt. Oder hast du vergessen, wie oft eure glorreichen Marine-Corps-Generäle eine Schlacht vermasselt haben?«

Captain Kofsky kam zu ihnen herüber. »Wir haben Funkkontakt mit der Dakota. Sie wird jetzt jeden Augenblick landen, Zech. Die Brigade tritt an, um von den Gefallenen Abschied zu nehmen.« Zecharia erhob sich. »Morgen marschieren wir nach Süden, Schriftsteller. Ich muß früher in Sharm el-Sheikh sein als Yoffe. Willst du mitkommen? Na, komm schon; ich werde dich in meinem Jeep mitnehmen.«

Gideon stand ebenfalls auf und massierte sich das lahme Bein. »Ich möchte Schlomo heimbringen«, entgegnete er. »Du bist ein guter Mann, Zadok. Schreib uns ein gutes Buch!« Zu dritt beobachteten sie gebannt, wie die Dakota am Horizont auftauchte. Die Wüstenluft regte sich ein wenig, während sich die Maschine, klein wie ein Spielzeug, allmählich senkte und auf der Rollbahn aufsetzte, mit quietschenden Reifen Staub aufwirbelte und mit spuckendem Motor zum Stehen kam. Auf Befehl der Offiziere nahm Para 202 Haltung an. Als der Hornist den Zapfenstreich blies, schritten Zecharia und Captain Kofsky energisch auf die angetretenen Männer zu. Während Gideon ein paar Schritte hinter ihnen herhinkte.

ZYPERN KYRENIA

12. November 1956

Die Brise von See her war frisch; sie blähte den langen Spitzenvorhang ins Zimmer hinein, als hätte sich das Großsegel eines Regattabootes gelöst. Der Vorhang wehte bis aufs Bett und tanzte über Gideons nackten Rücken. Gideon wollte die Augen öffnen; sie waren verklebt. Als er sie schließlich doch aufbekam, tränten sie. Er lag in einem Zimmer, das grell Weiß in Weiß gehalten war. Weiße Vorhänge, weiße Wände, weiße Korbsessel, weiße Kommode, weiß, weiß, weiß.

»Schöne Scheiße«, murmelte Gideon, dessen Stimme von den weißen Kissen und einem weißen Laken erstickt wurde, das sich um seinen nackten Körper gewickelt hatte. »Wo bin ich?«

»Hier bei mir, habibi.« Nataschas Stimme.

Gideon versuchte den Kopf vom Kissen zu heben. Er glich einem Stein, auf den jemand mit einem Vorschlaghammer einschlägt. Natascha kam vom Balkon herein - hereingeschwebt. Natascha! Rotes Haar, ein köstlicher Farbkontrast zu dem ewigen Weiß in Weiß. Um ihren langen, schlanken Hals lag ein breiter, kunstvoll gefertigter Schmuck aus dem Jemen, und ihr Körper wurde von einem hinreißenden grünen Seidengewand umschmeichelt.

Ganz langsam, wie ein Boxer, der sich an den Seilen emporzieht, kam Gideon hoch, bis er allmählich auf der Bettkante saß. Er schmatzte mit den Lippen. Sie waren ausgetrocknet. »Ich brauch' was, um mir den Mund auszuspülen.«

»Versuch's mal damit«, sagte sie, zog ihn auf die Füße hoch

und vergrub ihre Zunge in seinem Mund.

»Nicht, Liebling, ich stinke!« Er schob sie auf Armeslänge weg; dann küßte er sie. »Ich hab' einen Moment den Kopf verloren. Ich hatte vergessen, wie sehr du verschwitzte, stinkende Arbeiter liebst und parfümierte Barone und italienische Rennfahrer und riesige schwarze Schauerleute und tätowierte Holzknechte.«

»Jawohl, mein Liebling, und du hast jede einzelne Rolle perfekt gespielt. Am meisten aber liebe ich gewiefte, kleine, einsdreiundsiebzig große, jüdische Cowboy-Schriftsteller.«

»Hier ist alles so weiß. Wo sind wir? Marokko?«

»Zypern.«

»Zypern? Wirklich? Ich will verdammt sein! Erzähl mir mehr.«

»Ich traf dich, als ihr in Beersheba gelandet wart. Wir haben Schlomo zu seinem Kibbuz gebracht und seine Frau und Kinder besucht«, berichtete sie.

Gideon lehnte sich an die Wand und biß sich auf die Lippe. »Großer Gott, ja! Er ist ja tot.« Geistesabwesend hielt er sich den Leib. »Mitten in den Bauch hat er's gekriegt. Wir standen ganz dicht nebeneinander. Genausogut hätte es mich treffen können.«

»Ich weiß, Liebling, das hast du mir immer wieder erzählt.« Gideon konnte den widerlichen Geschmack in seinem Mund nicht ertragen. Mit weichen Knien wankte er ins Bad, wo er ihr schwedisches Mundwasser entdeckte - jenes, mit dem man ein Loch in einen Panzer blasen konnte -, und trank es pur, ganz ohne Wasser. »Puh!« Er drehte beide Hähne voll auf und schaufelte sich eine Handvoll Wasser nach der anderen in den Mund. Am Türhaken fand er seinen Bademantel, zog ihn über und schlenderte auf den Balkon hinaus, wo er vor dem grellen Sonnenlicht die Augen beschatten mußte. Er befand sich im zweiten Stock. In ein bis zwei Häuserblock Entfernung lag

unten wie ein Juwel ein winziges, kreisrundes Hafenbecken.

»He, ist Yoffe je bis nach Sharm el-Sheikh gekommen?«

»Ja, und hat Zecharia um einen halben Tag geschlagen.«

»Gut. Zypern, eh? Wo genau?«

»Kyrenia.«

»Und wie sind wir da hingeraten?«

»Ein netter Autofahrer hat uns von Famagusta hergebracht. Ist bei Verwandten auf der anderen Seite der Stadt.«

»Mann, ist das hirnrissig!«

»Wir sind vor drei Tagen auf Zypern gelandet. Du warst weggetreten, nicht mehr aufnahmefähig. Ich hab jedes Marine-Corps-Lied von der amerikanischen Revolution bis heute auswendig gelernt. Jedenfalls fuhren wir von Nikosia aus los und landeten gestern im türkischen Viertel von Famagusta, wo wir diesen netten Herrn trafen, den wir als Chauffeur anheuerten. Er machte uns mit den Freuden des Opiums bekannt. Als er sah, daß keiner von uns sich jemals daran versucht hatte, daß Alkohol allein dir die Depressionen nicht nehmen würde, und als du mit Bravour erklärtest, ein echter Schriftsteller müsse alles mindestens einmal probieren, haben wir's probiert, und hier sind wir nun.«

»Habe ich das wirklich gesagt?«

»Das und noch viel, viel mehr. Du wolltest Schlomo in ganz großem Stil verabschieden. Hast ihm wahrhaftig Ehre gemacht.«

»Weißt du was? Mein gottverdammter Magen fühlt sich an wie ein Abflußkanal, und mein Kopf muß jeden Augenblick explodieren.« Natascha ging ins Haus, mixte in einem Glas etwas zusammen, holte zwei Aspirin aus ihrer Handtasche und ließ dann ein zweites Glas voll Wasser laufen. »Hier. Augen zu und einfach kippen.«

»Was ist das?«

»Cognac und Magenbitter, ein altes ungarisches

Allheilmittel.«

»Hoffentlich kein israelischer Brandy, wie?«

»Natürlich nicht. Über den hast du mir in Jaffa einen einstündigen Vortrag gehalten.«

»So, so, hab' ich das.« Er trank, zuckte zusammen, und schluckte dann das Aspirin.

»Schnapp du nur hier draußen frische Luft, das wird dir guttun. Ich werde uns was zum Lunch bestellen.«

»Ich, äh, glaube nicht, daß ich was essen will.«

»Du hast seit achtundvierzig Stunden nichts anderes zu dir genommen als Schnaps und Opium.«

»Na schön, aber nichts, was... na ja, du weißt schon, zu fett ist.« Als Natascha auf den Balkon zurückkehrte, war Gideon ganz in die Schönheit des Hafens vertieft. Auf der gegenüberliegenden Seite stand eine alte Festung, möglicherweise venezianisch. »Dieser Hafen ist einer der schönsten, die ich jemals gesehen habe«, stellte er fest. »Wie heißt das Hotel, in dem wir hier sind?«

»Das Dome. Überaus britisch, vom Typ Urlaubshotel für mittlere Beamte.«

Gideon kratzte sich das stoppelige Kinn, dann bildete er mit beiden Händen ein Quadrat und richtete es, als sei es der Sucher einer Kamera, auf den Kai. »Dome Hotel, Kyrenia, Zypern«, sagte er wie der Sprecher auf einer Filmszene. »Hier könnte ich meinen neuen Roman beginnen. Das wäre großartig! Wir müssen nachher unbedingt runtergehen und uns ein bißchen näher umsehen.« Gideon drehte sich zu Natascha um, und als er sie so sah, strahlend in ihren leuchtenden Farben, das Haar im Wind wehend, ihr Neglige ein sattes Grün, auf dem die Sonne schimmerte, zog er sie näher zu sich und öffnete die Schleife ihres Morgenmantels. Der Knoten löste sich mühelos; unter dem Stoff umfaßte er ihre Taille und preßte ihren weichen Körper in

all seiner schneeweißen Geschmeidigkeit an sich; dann hob er sie auf beide Arme und trug sie durch die Balkontür zu dem großen, daunenweichen Federbett, wo er sich in ihr vergrub.

Eine leichte Berührung genügte für beide, um sie von neuem explodieren zu lassen, und erst der Zimmerkellner mit dem Lunch riß sie aus ihrer Ekstase.

»Ich glaube«, sagte Gideon, »unsere Maschinen versuchen mit leerem Tank zu laufen.«

Zum Glück hatte der englische Koch, ein unsensibler ehemaliger Navy-Smutje, gerade Urlaub, und sein griechischer Assistent hatte eine köstliche Platte von Meeresfrüchten zusammengestellt: Hummer, Tintenfisch, zierliche, kleine Aale, Krabben mit Pommes frites, Gemüse, Retsina und Ouzo. Sie kosteten den Ouzo. Er tat gut und machte auch Gideons Kater nicht wieder rebellisch. Sie rekapitulierten die vergangene Woche, an die sie sich teilweise nur vage erinnerten.

»Ich will jetzt ficken, hast du gesagt.« Natascha imitierte seinen amerikanischen Akzent. »Und welches Mädchen könnte einer so charmanten Einladung wohl widerstehen?«

Erste Station war das King David Hotel. »Wir haben's kaum bis aufs Zimmer geschafft. Ein paar Leute auf dem Gang waren ganz schön schockiert. Du hast an der Tür gestanden und dir vor den Augen einer Gruppe von Hadassah-Damen die Hose geöffnet.«

»Ach, du Scheiße, so 'n Kinderkram«, schalt Gideon sich selbst. »Dann hast du dich umgedreht und sie zu ihrem allergrößten Entzücken angestarrt.«

»Gib mir mehr Ouzo. Das Zeug bringt mich tatsächlich wieder auf Trab.«

»Du hast die Tür zugemacht und abgeschlossen, dann hast du den Schlüssel über den Balkon geworfen und mich gefragt, ob ich jemals gesehen hätte, wie Schildkröten ficken. Die sitzen in der Sonne im Wasser, bumsen nicht selbst, sondern mit der

Bewegung der Wellen, und hören nicht auf, bis eine von ihnen stirbt. Nun ja, 'ne Schildkröte warst du ja nicht unbedingt, habibi, denn jede Stunde etwa bist du einmal abgestiegen, auf den Balkon hinausgegangen, hast über das Niemandsland hinweg zu den Mauern der Altstadt geblickt, die Faust geschüttelt und deine Predigt vom Balkon herunter gehalten... Von dort aus ging's dann weiter nach Jaffa... wegen der Atmosphäre, weißt du. Du warst entschlossen, das zwielichtigste arabische Hotel des ganzen Mittleren Ostens zu suchen, und wir waren verdammt dicht dran... Dann Tel Aviv, das Viertel unten am Strand, wo sich die Gangster rumtreiben, und anschließend nach Herzliyya, ins Accadia, wo du mir zweiundzwanzig Briefe von deinem Vater vorgelesen hast. O Mann, ist dieser Nathan ein beschissener Kerl!«

Jetzt erinnerte sich Gideon dunkel. Er hatte mit Natascha in sein eigenes Haus gehen wollen, aber das wollte sie auf gar keinen Fall, geschweige denn in Vals Bett mit ihm schlafen. Von da an verschwammen die Geschehnisse in seiner Erinnerung wieder. »Und nun sind wir also auf dem guten, alten Zypern, dem nächsten Stein, der dem König aus der Krone fallen wird«, sagte Gideon. Auf einmal war die Schlacht am Mitla Pass wieder voll da. War Schlomo da, Major Ben Asher, Zecharia und Val mit seinen Töchtern, die jetzt in Rom auf ihn warteten. Und da war diese Frau, ihm gegenüber, deren smaragdgrüne Augen vor Liebe zu ihrem unsteten Cowboy leuchteten und sangen.

Und sie liebten sich noch einmal. Diesmal jedoch mit klarem Kopf, gierig und intensiv. Kein mieser, kleiner Wettstreit mehr, wer von beiden zuerst aufgeben und zum Orgasmus kommen würde, kein Hinausdehnen über drei, vier, fünf Stunden, bevor einer von ihnen aufgeben mußte und explodierte. Keine Phantasien mehr, kein Spielzeug, keine Kostümierung, keine Stricke, Ketten, Handschellen, keine Drogen, keine gespielten Ringkämpfe, keine Klapse, keine Spiegel, keine

Bauchtänzerinnen in Nikosias Fleischbeschauen, kein Aufgabeln von Mädchen in dunklen Kopfsteingäßchen, kein Sex mehr im Lift zwischen Erdgeschoß und drittem Stock, kein Sprung ins Heu neben der Straße nach Jerusalem in Sichtweite des Klosters der Christlichen Brüder, keine gewagten Exhibitionen, kein Zuschauen bei bezahlten Vorführungen, kein Quickie in der Toilette eines Flugzeugs, kein Fummeln unterm Tisch im Restaurant, kein Öl, keine Perücken, kein Taxifond. Das hatten sie alles hinter sich. Jetzt gab es nichts mehr als schlichten, nackten, kreischenden Sex.

Und so sanken sie einander, vor Glück über die niemals versagende Magie weinend, immer wieder in die bereitwilligen Arme, den ganzen Tag bis in den späten Abend hinein. Sie wanderten zum Hafen hinab und erstiegen die Treppen zur Brustwehr des alten Forts. Hingerissen beobachtete Natascha Gideons Bewegungen: Wie ein Löwe auf Pirsch wirkte er, als er selbstvergessen wandernd vor sich hin redete, Fort und Hafen zu Bestandteilen seines neuen Romans formte. Als sie zum Dome Hotel zurückkehrten, hielten sie es eigentlich für das beste, ihren Chauffeur anzurufen und zum Flughafen von Nikosia zu fahren; beim Packen jedoch fielen sie schon wieder übereinander her, liebten sich rasend und schliefen eng aneinandergeschmiegt ein. Dann kam die Dunkelheit.

Natascha fuhr hoch. Gideon war nicht neben ihr! Sie warf die Decke ab und sprang mit klopfendem Herzen aus dem Bett. Nein, es war alles in Ordnung! Er saß draußen, die Füße auf dem Geländer, und starrte aufs Meer hinaus, war wieder einmal auf eine seiner geheimnisvollen Reisen in die seltsame Welt seiner eigenen Schöpfung gegangen. »Hi, Cowboy!«

»Hallo, Liebling. Herrgott, hab' ich ein fabelhaftes erstes Kapitel!« Erst als sie sich einen Sessel neben ihn zog, erkannte sie, wie verstört er war. »Was geht in dir vor, da drinnen?« wollte sie wissen.

Natascha hatte ihn erwischt. Er konnte nicht sprechen.

»Nun komm schon, raus damit!«

Er schüttelte den Kopf, wollte allein gelassen werden.

»Schlomo?«

»Ich glaube schon... Er hätte da nicht reingehn müssen, in den Pass... Keiner hätte da reingehn müssen.«

»Das hast du mir in der vergangenen Woche wohl hundertmal erklärt.«

»Na und? Aber wenigstens... wenigstens...«

»Was?« drang sie in ihn.

»Ach, nichts«, wich er ihr unwirsch aus.

»Irgend etwas schnürt dir die Luft ab, Gideon. Irgendwo da drinnen sitzt ein ganz dicker Kloß. Das hab' ich beim erstenmal gemerkt, als wir uns auf der Purim-Party kennenlernten. Das hab' ich jedesmal gemerkt, wenn wir uns liebten. Und nun solltest du ihn endlich rauslassen.«

Es zwar ziemlich kühl, aber ihm stand dicker Schweiß auf der Stirn.

»Ich hab' so viel von dir gelernt, Gideon. Du warst der erste Mann, der den Schmerz begriff, an dem ich litt. Du warst der erste Mann, der wußte, daß ich meinen Vater haßte, und der mir klarmachte, daß ich aufhören müsse, ihn durch andere Männer umbringen zu wollen. Pussypower ist etwas Furchteinflößendes, hast du gesagt.

Benutze sie nicht, um zu töten. Such dir einen Mann, den du auf eine ganz besondere, kostbare Art lieben kannst... so wild, wie du nur möchtest... doch laß ihn leben. Du hast mich bei den Schultern gepackt und mich geschüttelt, bis ich es laut herausgeschrien hab', daß ich aufhören würde, mich selbst... und meine Liebhaber... zu zerstören.«

Gideon knurrte etwas vor sich hin.

»Was ist los, Mann?«

»Wenigstens«, schrie er plötzlich mit einer Stimme auf, die nicht die seine zu sein schien, »hab' ich mich nicht unehrenhaft verhalten! Wenigstens hab' ich Schlomo nicht im Stich gelassen.«

»Siehst du, es geht. Und jetzt laß es raus. Natascha ist hier.«

»Ich kann nicht«, antwortete er erschauernd. »Wer war Pedro?«

Gideon reagierte, als hätte ihn ein Schuß getroffen. Er fuhr aus seinem Sessel hoch, rammte die Hände in die Taschen und schüttelte sich. »Es ist... kkkalt hier draußen. Ich gehe rein.« Sie folgte ihm. »Kein Licht anmachen«, befahl er barsch. Natascha holte ein Streichholz und zündete die Kerze auf der Kommode an. Die Brise traf die Flamme und warf einen wild tanzenden Schatten an die weißen Wände. Von Gideon sah man nur die Umrisse, wie er mit bedrückt hängenden Schultern und bis tief in die Augen fallenden Haaren auf der Bettkante saß: ein Hamlet von Zypern.

»Pedro war mein bester Freund«, stöhnte er laut. »Ich liebte ihn wie einen Bruder. Wir waren von Anfang an zusammen beim Militär... Rekrutenzeit, Funkausbildung, und dann die Sixth Marines... Ich war so stolz, in die Sixth zu kommen... das Regiment von Onkel Lazar im Ersten Weltkrieg... Château-Thierry... ich durfte eine fourragère an der linken Schulter tragen... aber er war es, der sie sich verdient hatte. Pedro und ich... das war was Besonderes... Er war nur ein kleiner Mexikaner aus San Antonio, aber er hatte so eine Stimme, nur Mexikaner haben so eine... wie eine Nachtigall... La Paloma... Cucurucucu... Er konnte das Herz einer eisernen Jungfrau zum Schmelzen bringen, wenn er sang... Verdammt, die Weiber warteten schon auf uns, am Bahnhof von Wellington; sie packten uns einfach und zerrten uns ins Bett. Ich war siebzehn, Pedro neunzehn. Kannst du dir unsere Chuzpe vorstellen? Pedro, ich und zwei andere Kumpels mieteten die verdammte Oper von Wellington und überredeten den

Divisionskommandeur, uns eine Revue aufziehen zu lassen... Zum größten Teil hab' ich sie selbst geschrieben... wirklich komisch... aber der große Augenblick des Abends war immer, wenn Pedro mit seiner Gitarre vor den Vorhang trat und sich ein Scheinwerfer auf ihn richtete... Und dann sang er...«

Gideon sang ihr den Song fast flüsternd zur Melodie von Road to Mandalay vor...

On the road to Gizo Bay,... Where the Jap Flotillas lay,... And the dawn comes up like thunder,... Out of Burma cross the way,... Ship me somewhere east of Lunga,... Where the best ain't like the worst,... Where there ain't no Doug MacArthur,... A gyrene can drown his thirst,... Oh, the Army takes the medals,... And the Navy takes the queens,... But the guys that take the fucking,... Are United States Marines...

»Bis wir nach Tarawa kamen, hatte er es zum Sergeant gebracht. Und ich? Ich war Private First Class, Obersoldat, einen Rang tiefer als Adolf Hitler. O ja, zweimal war ich zum Corporal aufgestiegen, aber zweimal wurde ich wieder zum PFC degradiert. Immer hatte ich was auf dem Kerbholz. Nichts Großes... hier und da ein paar Stunden übern Zapfen gehauen, mich vorm Küchendienst gedrückt und so.«

Die Stille war fürchterlich, als er versuchte, die nächsten Worte auf seine Lippen zu zwingen. Das Kinn sank ihm auf die Brust. »... Er war auf einer Lichtung... mußte sich exponieren, weil die verdammten Funkgeräte absoluter Mist waren und überhaupt nicht für den Krieg geeignet... Die Marines kriegten immer den Ausschuß. Also mußte er sich eine Lichtung am Wasser suchen, denn er hatte eine sehr wichtige Nachricht zu melden. Ein Landungsboot, das uns Munitionsnachschub bringen sollte, hielt direkt auf die japanischen Linien zu. Pedro leitete sie zu uns rüber. Ich hatte den Generator übernommen.

Die Japse eröffneten das Feuer. Pedro funkte immer weiter. Ich kurbelte am Generator. Er hörte erst auf, als die ganze Nachricht durchgegeben war. Ich montierte den Generator ab, damit wir uns aus dem Staub machen konnten, als Pedro zusammenbrach... ungefähr zwanzig Meter von mir entfernt... Ich stand da und starrte... und starrte... Ich war wie gelähmt. Bevor ich eine Bewegung machen konnte, kamen Captain Farney und Corporal Burns aus der Deckung hervorgestürzt und liefen an mir vorbei zu ihm rüber. Sie wurden auch getroffen. Alle drei waren tot.«

Gideon verstummte. Dann stand er auf und schrie verzweifelt: »Ich bin nicht zu ihm hingelaufen! Ich hab' meinen Freund im Stich gelassen!«

Er warf sich aufs Bett, rollte sich auf den Bauch und redete hastig weiter: »Sie schickten die Division nach Hawaii zur Erholung. Ich wollte nicht weitermachen. Ich wollte den Dienst quittieren und nach Hause zurückkehren. Auf Tarawa hatte ich einen schweren Anfall von Denguefieber gehabt... das ist so 'ne Scheißkrankheit, bei der alle Gelenke, Ellbogen, Knie, Knöchel, anschwellen und man dieses verrückte Fieber kriegt... Ich taugte zu nichts mehr, war für niemanden mehr zu gebrauchen. Dann kam durch den vulkanischen Staub in unserem Camp mein Asthma zurück. Also schickten sie mich nach Hause. Meine Einheit wurde zur Invasion von Saipan geschickt, und dort wurden alle meine Kumpel am Strand abgeschlachtet. Dem Jungen, der mein Funkgerät trug, haben sie die Gedärme aus dem Bauch geschossen. Und ich saß da, in Sicherheit, im Lazarett von Oakland und inszenierte wieder mal ein Theaterstück.«

Er spürte ihren liebevollen Händedruck.

»Faß mich nicht an! Ich tauge zu nichts! Ich bin ein verdammter Hochstapler! Ich hab' mich überall immer nur durchgemogelt!«

»Weißt du denn nicht, daß alle Soldaten nach Hause wollen?« fragte Natascha. »Seit Anbeginn der Zeit wollen alle Soldaten nach Hause.«

»Aber ich...» »Was?«

»Ich war ein Feigling! Ein feiger Jude!«

»Halt den Mund, Gideon! Setz dich auf und sieh mich an! Ich hab' gesagt, du sollst mich ansehen! Verdammt noch mal, nun sieh mich an!«

Langsam wälzte er sich herum und sah zu ihr auf. Nataschas Ausdruck war wild, das Licht und die Schatten, die sie umtanzten, waren wild.

»Was ist mit Pedro passiert? Er ist gefallen, stimmt's?«

»Er ist gefallen.«

»Wie viele Einschüsse?«

»Nur einer.«

»Dann war er also schon tot, als Captain Farney und Corporal Burns ihn erreichten, nicht wahr?«

»Sie haben ihn in den Kopf getroffen.«

»Und wenn du da rausgegangen wärst, um ihn zu holen, wärst du ebenfalls gefallen, wie Farney und Burns, ist das nicht so? Nun sag mir schon: Ist das nicht so?«

»Ich weiß es nicht... Vielleicht hätte ich... Wenn ich schneller gewesen wäre... vielleicht hätte ich noch...«

»Aber du bist am Generator geblieben, bis die Meldung durchgegeben war. Du bist nicht davongelaufen. Dabei haben sie auch auf dich geschossen.«

»Wir mußten das Munitionsschiff retten.«

»Du hast also durchgehalten, bis du deine Pflicht erfüllt hattest. Pedro war tot, und die Männer, die ihn holen wollten, waren auch tot. Und du schlägst dich nun mit Schuldgefühlen herum, weil du noch am Leben bist. Liebling, erinnerst du dich,

was du mir damals gesagt hast... Natascha, du darfst dir nicht die Schuld daran geben, daß alle anderen im Gas umgekommen sind. Genau das hast du mir gesagt. Alle Überlebenden leiden an diesem Schuldsyndrom. Ich hab's von Auschwitz, du von Tarawa. Es hat nichts damit zu tun, daß du Jude bist. Ein ganzes Leben lang hat man dir das eingehämmert. Ich bin Jude, also bin ich ein Feigling. Und um dich von deiner Schuld zu befreien, mußtest du ein Buch schreiben, ein großartiges Buch, um dich in deinen eigenen Augen zu rechtfertigen und die Achtung deiner Marines-Kameraden zu gewinnen. Und dann mußtest du nach Israel kommen und in den Mitla Pass gehn, um dich als Jude zu rechtfertigen und die Achtung des jüdischen Volkes zu gewinnen. Warum kannst du das nicht begreifen, Mann?«

»O Natascha«, weinte er, »halt mich fest, halt mich fest!« Natascha wiegte ihn in ihren Armen, bis Gideon nach langer Zeit endlich in einen totenähnlichen Schlaf fiel. Als es an die Tür klopfte, öffnete sie sie einen Spalt.

»Zimmerservice, Ma'am. Sie hatten um die Speisekarte fürs Dinner gebeten.«

»Einen kleinen Moment, bitte.« Natascha suchte nach einem Geldschein, damit sie ihm ein Trinkgeld geben konnte. Sie ging zum Schrank, langte in Gideons Jackentasche und zog seine Brieftasche heraus. Sein Flugticket fiel zu Boden.

Sie gab dem Kellner sein Trinkgeld. »Ich werde anrufen, wenn wir bestellen wollen.«

»Vielen Dank«, sagte er und schloß die Tür hinter sich. Natascha kehrte zum Schrank zurück, hob das Ticket auf. Sie war neugierig. Als sie es las, erbleichte sie.

Auf dem Bett griff Gideon nach ihr, und als seine Hand nichts fand, öffnete er die Augen, richtete sich auf und gähnte. Mit betont langsamen Schritten kam Natascha auf ihn zu. »Hi, Liebling«, sagte er. »Muß wohl ein bißchen eingedöst sein.«

»Du Bastard!« Damit schleuderte sie ihm das Ticket ins

Gesicht. Gideon wich ihrem wütenden Blick aus.

»Du willst mich nach Israel zurückbringen und dann allein nach Rom fliegen - wenn ich das Ticket richtig gelesen habe!«

»Du hast es richtig gelesen.«

»Und ich hatte mir eingebildet, daß wir beide nach St. Barts fliegen wollten, um ein Buch zu schreiben.«

»Irgendwo unterwegs, bei dieser Sauftour, hatte ich ein paar klare Momente«, erklärte er. »Natascha, du verkörperst jeden Wunschtraum, den ich mir überhaupt vorstellen kann. Aber du und ich, wir werden einander umbringen.«

»Warum, habibi? Warum sagst du so was? Du kennst Natascha wie ein Buch.«

»Das ist ja gerade das Problem. Wir scheinen beide Todeswünsche zu haben, du gegen deinen Vater, ich gegen meine Mutter. Die wir nicht unter Kontrolle halten können. Du bist zuviel für mich, und ich bin zuviel für dich. Es ist eine Art Patt.«

»Du hältst deinen kleinen Schwanz also für eine tödliche Waffe, wie?«

»Wir sind ein unmögliches Paar, Natascha.«

»Du beschissener Cowboy-Bastard! Du Scheißkerl!«

»Fluche bitte nicht auf ungarisch, und wirf nicht mit Gegenständen um dich.«

»Ha! Ich! Dann geh doch zurück, zu deiner lilienweißen, puritanisch-protestantischen Ehefrau! Du wirst schon wieder ankommen bei mir - immer wieder! Auf den Knien wirst du angekrochen kommen, und ich werde dich bellen lassen wie einen Hund. Alle haben sie das getan!«

»Mit uns, das ist ein blutiger Sport, Liebling. Tut mir leid, daß ich dir den Abschuß verweigern muß. Und jetzt sollten wir wohl besser unseren Chauffeur anrufen und nach Nikosia zurückfahren. «

»Wozu die Eile, Cowboy? Gönnen wir uns noch einen auf den Weg.«

ROM

15. November 1956

»Da ist er.«

»Wo?«

»Da drüben!«

»Sieh doch, Mommy, er hat Grover Vandover mitgebracht!«

»Daddy!«

»Gideon! Hier sind wir!«

»Daddy!«

»Val! Penny! Roxy!«

Vals Hände zitterten so, daß sie den Schlüssel nicht umzudrehen vermochte. Das Zimmer im Excelsior Hotel war groß und prächtig und blickte auf die elegante Via Veneto hinaus. Die Kinder hatten kleinere Nebenzimmer.

»Ganz schön luxuriös für arme Leute«, meinte Gideon.

»Mutter hat mir das Geld geschickt«, bekannte Val. »Und das Reisegeld nach Hause. Sie will uns unbedingt unterstützen, solange du schreibst. Sie möchte uns wirklich, aufrichtig helfen.«

»Das ist nett, aber ich werd' mir ein bißchen Filmarbeit suchen. Wie geht's deiner Mutter?«

»Sie ist in recht guter Verfassung. Aber davon werden wir später sprechen«, antwortete Val.

»Wir sind hier in die Amerikanische Schule gegangen,

Daddy.«

»Ach Daddy, wir haben hier so viel SPass in Rom...« Es gab Geschenke, eine Kissenschlacht und einen Ringkampf auf dem Bett, mit Mom, Dad, Hund und Töchtern, allen miteinander, bis sie keuchend um Atem rangen, und dann plapperten sie alle los, fielen sie einer dem anderen ins Wort. Es dauerte lange, bis die Kinder müde wurden und mit dem Hund zusammen friedlich schliefen - so friedlich, wie es ihnen schon lange nicht mehr vergönnt gewesen war.

Lächelnd schloß Gideon die Tür. Nun war er mit Val allein. »Es tut mir so unendlich leid, um Schlomo und die vielen anderen«, sagte sie leise.

»Yeah, es war ein dreckiger, kleiner Krieg.«

»Hör mal zu, ich hab' eine Idee«, sagte Val. »Unsere Wanne ist groß genug für einen Panzerkreuzer. Wie war's also, wenn wir uns ein schönes Schaumbad machen, reinsteigen und einen Kribbelwasserkorken knallen lassen?«

»Gekauft.«

Nachdem sie sich wohlig im Bad geaalt und als Vorgeschmack auf spätere Freuden ein bißchen rumgespielt hatten, wickelten sie sich in dicke Frotteemäntel, die durch spezielle Heizungsrohre angewärmt worden waren. Vals Haare waren noch naß vom Waschen. Doch selbst der dicke Bademantel vermochte ihre bezaubernden Körperkonturen nicht ganz zu verbergen. »Du siehst umwerfend aus, Val«, stellte er fest. »Und du siehst aus, als könntest du eine Menge liebevolle Fürsorge gebrauchen«, entgegnete sie.

Auf dem Schreibtisch lag ein Stapel Post. »Irgendwas Dringendes?« erkundigte er sich.

»Laß sehen. Sal Sensibar hat ein paar Drehbücher für dich, die du dir ansehen solltest. Er meint, daß er für dich fünfunddreißigtausend bar auf die Hand für zwölf Wochen Arbeit rausholen kann.«

»Gar nicht so schlecht. Drei Monate. Das hält den Roman nicht allzu lange auf. Sollte ausreichen, um uns über Wasser zu halten.«

»Die Rückreise hab' ich auf einem italienischen Schiff gebucht. Wir sind so pleite, daß ich dachte, es wär' ganz schön, Weihnachten und

Silvester auf See zu verbringen.«

»Großartige Idee«, lobte er sie.

»Ich mußte schachern wie ein Teppichhändler, aber jetzt haben wir zwei Kabinen erster Klasse, und die Kinder dürfen Grover in ihre

Kabine mitnehmen. Laß mal sehn... Stöße von Briefen von deinem

Daddy. Die sollten wir lieber bis morgen lassen.«

»Glänzende Idee.«

»Und ich brenne darauf, dir Rom zu zeigen«, sagte sie.

»Ganz wie du willst, Baby.«

»Wie macht sich das Buch in deinem Kopf?«

»Wird wirklich gut werden, Val. Ich meine, wirklich gut. Ich hab' eine Menge Fragen gelöst.«

»Irgendwelche neuen Einfalle für den Titel?«

Sie füllte die Champagnergläser auf.

»Ich denke etwa an Galiläa. Jedenfalls erst mal als Arbeitstitel.

Warten wir ab, wie er sich macht.«

»Galiläa. Wunderschön, Gideon.«

Wieder stießen sie an und tranken. Val kehrte ihm den Rücken, holte tief Luft und faßte Mut. »Die Sache mit Natascha - ist die nun endgültig vorbei?« fragte sie ein wenig zaghaft.

Er drehte sich um und hob ihr Kinn, damit er ihr in die Augen sehen konnte. »Ich glaube ja, aus tiefstem Herzen. Ich möchte

sie nie wiedersehen. Ich brauche deine Verzeihung, Val - für sie und eine

Menge anderer.«

»Ich hab' dir jedesmal verziehen.«

»Daß du vergißt, erwarte ich nicht. Ich werd' versuchen, zu erkennen, wann ich dir Schmerz zufüge, und dich dann trösten.

Aber ich verspreche dir...«

»Bitte, keine Versprechungen«, fiel sie ihm hastig ins Wort. »Tu einfach dein Bestes. Vergiß nicht, daß wir beide sehr empfindlich sind und lernen müssen, unseren eigenen Schmerz zu ertragen und einander zu helfen.«

»Val.«

»Ja, Liebes?«

»Ich verzeihe dir deinen kleinen Abstecher auch.«

»Danke, mein Freund«, gab sie zurück. »Das habe ich wirklich, ehrlich gebraucht.«

Sie hielten einander zärtlich umschlungen. Der Song, den der

Sender der amerikanischen Streitkräfte spielte...

»Tanzen, Ma'am?«

»Aber gern, Marine.«

I saw you last night, And got that old feeling, When you came in sight, I got that old feeling.

The moment that you passed by, l felt a thrill, And when you caught my eye, My heart stood still.

Once again l seem to get, The old yearning, And I knew the spark of love

Was still burning.

There'll be no new romance for me, It's foolish to Start, For that old feeling

Is still in my heart...

»He, Marine!«

»Yes, Ma'am?«

»Sie haben eine lausige Stimme.«

»Singen ist nicht meine Stärke. Eines Tages werd' ich ein berühmter Schriftsteller sein. He, woll'n Sie nicht morgen abend ins Lazarett rüberkommen? Ich führe ein Theaterstück auf.«

»Wirklich?«

»Yep. Ich hab's geschrieben, Regie geführt, produziert, und spiele die Hauptrolle.«

»Ganz schön überheblich, was?«

»Darauf können Sie wetten. Halten Sie sich an mich, Goldstück, und ich helfe Ihnen über die schwierigen Stellen.« Die Musik verstummte. »Gott, sieht das Bett verlockend aus«, sagte er.

Sie legte sich hin und öffnete ihren Bademantel. »Ich liebe deine Titten«, stöhnte er, schob sich neben sie und rieb sein Gesicht sanft, mit zärtlichem, weichem Streicheln der Lippen an ihrer Brust.

»Mein müder, kleiner Krieger. Ruhig, ruhig! Die Schlacht ist geschlagen. Es wird nicht mehr gekämpft.« Er war schon fast eingeschlafen. Und morgen ziehst du in eine neue Schlacht, dachte Val. Ihr alle, eure ganze, seltsame Rasse, leidet unter diesem Zwang, den Schmerz der Welt auf euch zu nehmen. Deswegen liebst du John Steinbeck. Und wie groß ist der Schmerz, den du jetzt erleiden mußt! Ich muß versuchen, dich besser zu verstehen und dir zu helfen. Mein Gideon: mit der Seele eines Poeten und der Wut eines Löwen.

Niemals zuvor hatten sie einander als so wohltuend empfunden. Er hatte den Kopf an ihrem Busen vergraben, während sie ihm mit den Fingern zärtlich durchs Haar fuhr. Sie

und Gideon hatten einander schwere Wunden geschlagen, und ein großer Teil der Bitterkeit lauerte unmittelbar unter der Oberfläche. Sie würden dieses Buch gemeinsam durchstehen. Und dann? Welchen Krieg würde ihr Krieger dann wählen? Würde er je aufhören können, zu kämpfen?

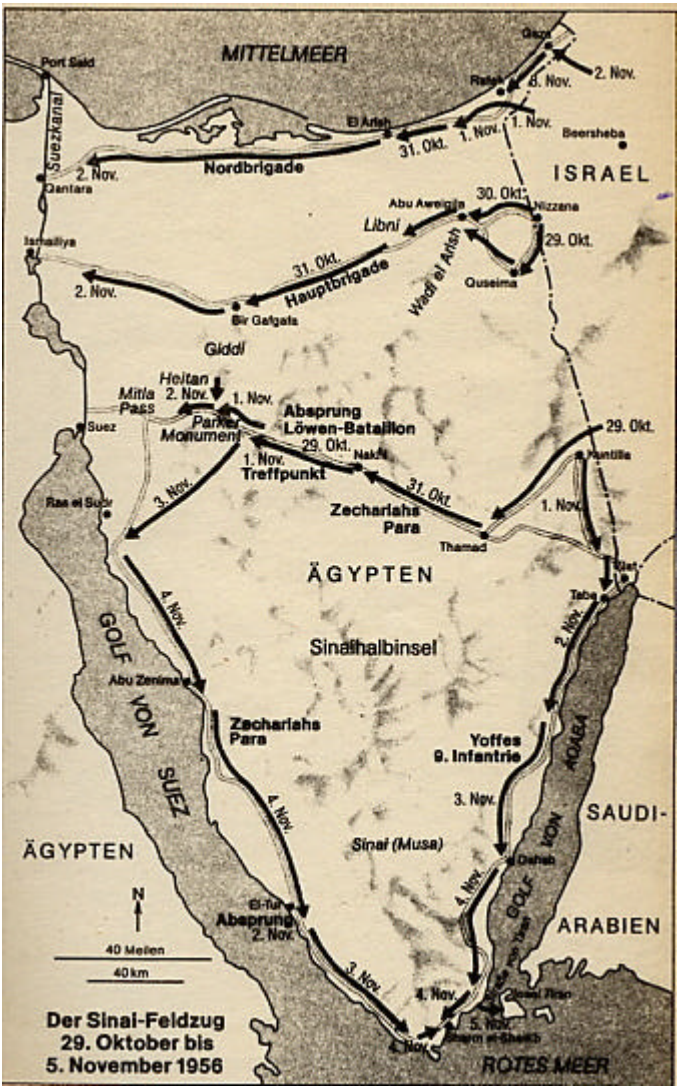
Nun, es ist sinnlos, sich jetzt darüber Gedanken zu machen, dachte Val. Jetzt waren sie erst einmal in Rom, Weihnachten auf See, und anschließend kam dann die allerschönste Zeit, denn dann würde Galiläa zu Papier gebracht werden. »Schlaf, mein Baby...«

»Schlaf... Schlaf...«

Just before the battle, mother... Vor der Schlacht, geliebte Mutter Denk ich sehnsuchtsvoll an dich. Auf das Feld den Blick gerichtet, Aug' in Auge mit dem Feind, Liegen rings die Kameraden, Bangend im Gebet vereint, Weil sie morgen vielleicht schon Unter Gottes Erde ruhn.

Miss Abigail! Miss Abigail! Sehen Sie doch die Sterne! Es ist so wunderschön hier oben! Passen Sie auf! Ich werde jetzt aus der Maschine steigen! Ich habe überhaupt keine Angst mehr! Sie werden sehr stolz auf mich sein! Sehen Sie? Jetzt steige ich aus! Miss Abigail! Miss Abigail! Ich hab' den Schweif eines Kometen gepackt!

ANHANG


MITTELMEER
Port Said
Suezkanal
Ismailiya
Qantara
El Arish
Rafah
Gaza
Beersheba
ISRAEL
Nordbrigade
Hauptbrigade
Abu Aweigila
Nizzana
Libni
Wadi el Arish
Qusseima
Bir Gafgafa
Giddi
Heitan
Mitla Pass
Parker Monument
Suez
Absprung Löwen-Bataillon
Nakhl
1. Nov. Treffpunkt
Ras el Sudr
Zechariahs Para
Thamad
Kuntilla
Ägypten
Sinaihalbinsel
Golf von Suez
Abu Zenima
Yoffes 9. Infantrie
Sinai (Musa)
Dahab
Golf von Aqaba
Saudi-Arabien
El-Tur
Absprung 2. Nov.
40 Meilen
40 km
Sharm el-Sheikh
Rotes Meer
Der Sinai-Feldzug
29. Oktober bis
5. November 1956